Nr. 1 1. JANUAR 1927 I. Jahr

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Widmung / Das Nebelhorn / Glossen / Stank auf der ganzen Linie / Glossen / Noch einmal „Das Nebelhorn" / Schlußwort, vor über 2000 Jahren geschrieben

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 1 1. JÄNNER 1927 I. Jahr

KARL KRAUS,

dem Herausgeber der „Fackel",
dem Oeffner der Augen,
dem Bekämpfer alles Unechten,
dem Anwalt alles Echten,
dem Entdecker der mystischen Gedankenkräfte in der Sprache,

Dank und Gruß!

DAS NEBELHORN

Der Herausgeber dieser Blätter empfindet einem okkulten Entwicklungsgesetz zufolge das Bedürfnis, das Jahr 1927 mit etwas Unsinnigem zu beginnen.

Er hat daher beschlossen, eine Zeitschrift zu begründen.

Er nimmt keine Notiz von der notorischen Tatsache, daß die Gründerkrankheit der diversen Herausgeber eine fast hundertprozentige Sterblichkeit der neubegründeten Zeitschriften zur Folge hat und durch diese Höhe der Letalität selbst Pest und Cholera übertrifft.

Vielmehr tröstet er sich mit dem Gedanken, daß das Leben eine noch viel gefährlichere Krankheit ist, da es immer mit dem Tode endet und hofft, daß seine Zeitschrift vielleicht gerade deshalb, weil ihr nach Analogie der anderen Neugründungen der Tod droht, nach Analogie des Lebens das Leben bestimmt ist.

Jedenfalls wünscht der Herausgeber aus Eitelkeit das Unoriginelle seiner Absicht durch das Bekenntnis origineller zu gestalten, daß er nicht — wie die anderen Herausgeber neuer Zeitschriften — die Absicht hat, die Welt zu reformieren und die Menschen zu bessern. Er weiß genau, daß alles, was die Welt reformieren und die Menschen bessern könnte, wenn dies in ihrem jetzigen Zustande überhaupt möglich wäre, längst gedacht worden und in oft Jahrtausende alten Büchern ganz präzise niedergelegt ist. Es in einer Zeitschrift nocheinmal sagen wollen, wäre ein Unternehmen mit untauglichen Mitteln.

Zu tun ist etwas ganz anderes: Es muß Platz gemacht werden. Nicht nur im Reich der Körper, auch im Reich der Ideen gibt es ein Gesetz der Undurchdringlichkeit. Und ebensowenig, wie sich zwei Körper an derselben Stelle des Raumes befinden können, ebensowenig haben zwei Ideale in einem Hirne Platz. Und der Ausspruch: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken . . .“ ist nichts weiter, als eine der vielen Flachheiten, die Schiller auf dem Gewissen hat. Nein, härter als die Sachen im Raum stoßen sich die Gedanken in einem Schädel, besonders wenn wenig Platz in ihm ist. Und solange in einem Kopfe die Vorstellung der derzeitigen staatlichen Ordnung als Ideal verankert ist, einer „Ordnung“, die es ermöglicht, daß nebeneinander der Eine am Hunger, der Andere am Zuvielfressen stirbt, solange ist in diesem Kopfe kein Platz für ein menschenwürdigeres Ideal.

Das künstlich komplizierte Blödsinnige, das sich, auf seine Unentwirrbarkeit vertrauend, für das Tiefsinnige ausgeben möchte, muß entlarvt und aus den Schädeln delogiert werden. Vielleicht wird dann das Einfache, d. h. das Wahre, wieder mehr Anklang finden. Die Wasserköpfe, die alles Simple und Konzentrierte durch geistreiche Klassifikationen und Komplikationen wissenschaftlich verwässern möchten, müssen trockengelegt werden. Das einzige Mittel dazu ist die Satire.

Denn die Satire ist die literarische Zusammengießung des einander Widersprechenden zum Zwecke der geistigen Tötung des Widerlichen durch eine, es entlarvende, anschauliche Vorstellung.

Der Mord, nicht mehr und nicht weniger also, ist die Aufgabe dieser Zeitschrift. Und zwar der Mord in seiner heute verpöntesten Form, also der Mord am Schwachsinn, d. i. an der — mit ihm leider schon identischen — Autorität. Dem Chor der Idioten, der die Bekämpfung des positiven Blödsinns für eine negative Tätigkeit hält, soll Gelegenheit zur volleren Entfaltung seiner Stimmittel gegeben werden. Und in dem Gehirnbrei der abendländischen Menschheit soll mit einem Steken umgerührt werden.

Den unendlichen Nebel aber, der dem Phrasensumpfe entsteigt, in dem wir mit unserem Zivilisationskarren stecken geblieben sind, die intelligenten Blödsinnschwaden, die all diesen wie Eiterbeulen „offenen" Köpfen entquellen, soll ein kräftiges Nebelhorn durchdringen. Es soll mit seinem Klange die im Nebel einer papierenen Literatur von Ziffern und Phrasen verirrten Menschen nicht nur vor Zusammenstößen warnen, deren Nutznießer nur die Unnützen wären, sondern es soll sie durch sein Aufheulen auch darauf aufmerksam machen, daß es neben dem, was sie sehen, indem sie nichts sehen, noch etwas gibt: etwas Zartes, Heiliges und Tiefes, das sie mit ihren Fortschritten zu Tode trampeln, etwas, das nicht ausgesprochen, sondern nur gefühlt werden kann und dennoch die ausgesprochene Ursache alles Wertes auf Erden ist.

GLOSSEN

Ein gesund empfindender Mensch hat eo ipso militärisches Gefühl im Blute

Die Kirche versorgt in letzter Zeit die Journale mit so zahlreichen Nachrichten aus dem Reiche Gottes und redet in Hirtenbriefen, denen man es anmerkt, daß sie an Schafe gerichtet sind, soviel von sich selbst, daß sich der bekannte Kirchenruf „Habemus Pappam" geradezu auf die wienerische Bezeichnung des Mundes zu beziehen und als Abwehr die energische Aufforderung: „Haltete Pappam"! herauszufordern scheint.

Diese Aufforderung gilt auch für einen Artikel des „Neuen Sächsischen Kirchenblattes" über „Kirche und Pazifismus". Darin heißt es:

„Der Pazifismus ist von nationalen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten angesehen, eine bedenkliche, gefährliche Sache, angesichts der Knebelung unseres armen, lieben Vaterlandes durch die „siegreiche" Entente besonders. Er ist es aber auch insoferne, als er totsicher — man mag dagegen sagen, was man will — zur Verweichlichung, zur Entmännlichung führt; denn der konsequente Pazifismus will alles Militärische beseitigt sehen. Damit aber würde eine gute Schule der Kraft und Zucht verschwinden. Ich dächte, die Folgen des Fehlens der allgemeinen Wehrpflicht wären deutlich genug sichtbar. Es ist meiner Ansicht nach krankhaft, das Militärische zu beseitigen — ein gesund empfindender Mensch hat eo ipso ein militärisches Gefühl im Blute. Die vaterländische Bewegung in Deutschland, ihr Schwung, ihre Kraft und Größe hält dem Pazifismus zum mindesten die Wage — ich muß

gestehen, der Geist, der in ihr herrscht, ist mir lieber. Daß Pfarrer Fahnen vaterländischer Organisationen weihen, ist noch lange kein „Militarismus". Und ob die Kirche schon dadurch die noch der Sozialdemokratie angehörenden Arbeiter gewinnt, daß sie pazifistisch sich einstellt? Das glaube, wer will — ich nicht. Da handelt es sich doch um noch ganz andere Fragen. Sie verliert dann aber höchstwahrscheinlich auch die vaterländisch gesinnten Kreise."

Das Ganze ist eigentlich nur eine geschäftliche Angelegenheit. Was trägt mehr Kirchensteuer: Wenn man pazifistisch ist oder wenn man den nicht vorhandenen eigenen Geist durch einen aus Bürgerbräukellern bezogenen vaterländischen Geist ersetzt? Dies allein ist die Frage. Und was mehr trägt, das ist dann zweifellos gesund. Soviel militärisches Gefühl wie Christus sollten wir halt im Blute haben! Und nach Palästina sollten wir reisen, um dort die sorgfältig aufbewahrten unzähligen Waffen und Fahnen zu besichtigen, die Christus während seiner Laufbahn alle geweiht hat! Obwohl der Pazifismus eine gefährliche Sache ist, führt die Beschäftigung mit ihm doch totsicher zur Verweichlichung und Entmännlichung. Man braucht nur an jene Pazifisten zu denken, die im vergangenen Kriege den Waffendienst verweigerten und sich für ihre Ueberzeugung feige hinrichten ließen! Was waren diese Weichlinge gegen die zu Paaren aufs Feld der Ehre getriebenen Helden, die sich — ich habe es oft mit eigenen Augen gesehen — nach Verlautbarung eines Sturmbefehles regimenterweise in die Büsche schlugen, um vor ihrer größten Not noch ihre große Not zu verrichten. Aber von dieser durchaus natürlichen Kehrseite des Heldenruhmes ahnt kein Artikelschmierer fürs Kirchenblatt etwas. Er war ja damals gerade damit beschäftigt, Fahnen für neu ausgehobene Helden zu weihen und konnte sich nicht davon überzeugen, in wie urgesunden Empfinden diese Todsicheren draußen nach Verrichtung ihres Geschäftes nach einem Stück Zeitungspapier — und wäre es auch vom „Neuen sächsischen Kirchenblatt" — riefen, um es seiner bestmöglichen Verwendung zuzuführen.

Wir aber, die wir die Erfahrung gemacht haben, daß hauptsächlich die, die im Kriege infolge Hinterlandsluft gesund geblieben sind, auch heute noch „gesund" empfinden, während die, die ihre Gesundheit mit ihrem Ueberschuß an militärischem Blut verloren haben, aufs bloße empfinden beschränkt bleiben müssen — wir können es heute verstehen, was Grillparzer auf seiner Reise durch das gemiedliche Sachsen, überwältigt von den vielen Äääää-Lauten, in sein Tagebuch schrieb: nämlich Määäh!

Angestammtes

Parteiabend der schwarzgelben Legitimisten. Im Theatersaal der Schule Neubauer sprach Montag Altgraf Erich Salm über die Wege zur Wiederaufrichtung der Monarchie. Er betonte, daß Kaiser Karl den Zusammenbruch in keiner Weise verschuldet habe. Das bekannte Manifest war durchaus kein Anlaß zur Auflösung der Monarchie, die Schuld treffe in erster Linie die Völker Alt-Oesterreichs selbst, da sie am „Durchhalten" verzweifelten. Es sei notwendig, das Ansehen Karls im In- und Ausland zu heben. Graf Salm wendet sich gegen den Rassenantisemitismus, der es dahin bringe, daß viele monarchistisch gesinnte Juden durch den arischen Hochmut für die legitimistische Bewegung verloren gehen. Hauptzweck der Partei sei Weckung und Förderung der Liebe zum angestammten Kaiserhaus. Anschließend daran bot Baurat Ing. Müller einen Ueberblick über die Weltgeschichte von der Völkerwanderung bis in die jüngste Gegenwart. Oberst Gustav Wolf behandelte die Anschlußfrage und die Frage der Donauföderation. Habsburg sei immer ein deutsches Haus gewesen und habe sich durch Jahrhunderte um Deutschland große Verdienste erworben. Was uns einzig retten könnte, sei die Bekämpfung der marxistischen Gefahr. Der Gegensatz Bürger—Arbeiter müsse verschwinden. Das müsse mit Geduld und Güte geschehen. Revolver und Gummiknüttel müssen beiseite gelassen werden. Der Arbeiter solle für die monarchistische Idee gewonnen werden. Die Vorträge wurden beifällig aufgenommen.

Wenigstens einen sichtbaren Erfolg hat der Weltkrieg gehabt: das Wort „Durchhalten" wird unter Anführungszeichen gesetzt. So erfahren wir wenigstens durch die Blume, wie wir mit dem Durchhalten angeführt wurden. Aber wie dem auch sei: das Haus Habsburg ist immer ein deutsches Haus gewesen, wofür schon die blonde Kriemhildengestalt Zitas spricht und es hat sich auch im Weltkrieg besonders durch die Worte: „Sixtus, da hast du's" große Verdienste um Deutschland erworben. Demzufolge muß der Gegensatz zwischen Bürger und Arbeiter, der bekanntlich durch Geduld und Güte entstanden ist, auch wieder durch Geduld und Güte zum Verschwinden gebracht werden. Die Arbeiter müssen durch Einrückendmachung wieder für die monarchistische Idee gewonnen werden. Dazu ist es aber unbedingt notwendig, daß das Ansehen Karls im In- und Auslande gehoben wird. Aber schwer ist es halt! (Eine Million Kilo Tote!) Mit einem kräftigen monarchistischen Winde wird es sich aber schon emporwinden lassen. Lasset uns zu dem österreichischen Gotte hoffen, daß dem so sei! Die Juden aber dürfen nicht vergrämt werden. Darum lasset uns einstimmen in den Ruf: „Angestammtes Herrscherhaus über Bord! Alle vermögenden kaiserlichen Räte an Bord! Pumpen, pumpen, zur Förderung der Liebe!" Warum? Aus Liebe zur Beförderung!

STANK AUF DER GANZEN LINIE

Weihnachten, das Fest der Gnade für die, zu denen die Fiaker ehemals „Euer Gnaden" sagten, ist vorbei. Die Familienväter haben die Rechnungen, die Familienangehörigen haben die Geschenke bekommen, Atheisten, die das Jahr über beweisen, Christus sei ein Mythus und habe nie gelebt, haben seine Geburt gebührend gefeiert, blasse Büromenschen, die nie an die Sonne kommen, haben die Wintersonnenwende durch erhöhten Bierkonsum in elektrisch beleuchteten Kneipen zum Feste gestempelt. Die Hingabe und der Empfang von Schnapsservicen, Schlipsen, Blusen, Taschentüchern und ähnlichen Geräten zur Atzung und Verzierung des verweslichen Kadavers bekam das Air einer religiösen Handlung. Millionen junger Fichten wurden ermordet und durch Behängung mit Zuckerwaren, Aepfeln und Nüssen in seltsam kandierte Obstbäume verwandelt und sämtliche Lichter, die uns während des Jahres nicht aufgegangen sind, leuchteten uns symbolisch als Kerzen vom Baume.

Vorbei! Vorbei! Und auch die Leitartikel in jenen Blättern, die in den Papierfabriken ebenfalls aus Christbäumen erzeugt, in den Redaktionen aber mit Lügen behängt werden, haben längst im Ofenloch jenen Frieden auf Erden gefunden, von dem sie fast alle quatschten, während die Hausgehilfinnen, die diese pazifistischen Geh- und Drehversuche in die Oefen steckten, damit unleugbar bewiesen haben, daß sie eines guten Willens sind. Das könnte diesen Buchstabenmisthaufen, aus denen das ganze Jahr über der beißende Dunst von Verhetzung und Schwindel zum Himmel stinkt und die Blicke aller in die Nähe Kommenden trübt, so passen, sich wenigstens einen Tag im Jahr mit ihren gespragelten Federn als

geflügelte Friedensengeln zu garnieren, die Friedensbewegung an 364 Tagen im Jahr zu verhöhnen und als „entwürdigend" zu brandmarken, am 365. aber friedenssonnig zu werden, weil die Abonnenten, friedlich gestimmt durch die gute Kost der Weihnachtstage, Friedensstimmung verlangen. Nichts da! Es kann nur eine Parole geben und die heißt: Weiterstinken! Auch in der stillen, heiligen Nacht!

Aber während das Weihnachtsfest bloß in der Hinterdreinsicht traurig ist, ist es das Neujahrsfest schon in der Vorausicht. Denn zu diesem gibt es keine Geschenke, die doch irgend einen Wert repräsentieren und wenigstens Tatsachen sind, auf die man den Finger legen kann. Es gibt nur Wünsche. Und man weiß, was von solchen uneinbringlichen Forderungen an das Schicksal zu halten ist. Mit wieviel Prozenten das Schicksal im kommenden Jahre speziell mit Oesterreich in den Ausgleich gehen wird, ist noch nicht entschieden, so lange es noch immer nicht zu einer Zusammenrottung aller Gläubiger gekommen ist und so lange die Bürger dieses bis auf die Knochen sanierten Staates nicht angeben können, wieviel ihnen das Schicksal in den letzten Jahren schuldig geblieben ist. Mühsam wird der elementare Ausbruch des Leidens der um die einfachsten Freuden des Alltags betrogenen Untertanen von den Regierenden (insoferne sie noch nicht nach Amerika verschwunden sind), eingedämmt und zwar mit dem Hinweis auf die „höheren Zwecke" einer allgemeinen Sanierung, denen es untergeordnet werden soll. Aber da sich diese höheren Zwecke immer mehr als die Zwecke der Höheren entpuppen und die politische Kost, die uns von den Zeitungen vorgesetzt wird, sich immer mehr in einen politischen Kotz verwandelt, ist die Faust, die endlich einmal auf den Tisch schlägt, vielleicht doch schon aus der Tasche, aus der man ihr das Geld gestohlen hat, herauβen und zum Schlage erhoben.

Es webt ein eigener Zauber von Blödwitzigkeit um den politischen Schwindel und ihn auszukosten, entbehrt nicht des Reizes. Da rauche ich zum Beispiel — obwohl ich das Rauchen für eine idiotische Angewohnheit halte — nur deshalb

ziemlich viel, um mein Scherflein zur Verzinsung der Völkerbundanleihe beizutragen. Dazu brauche ich aber eine Unmenge Streichhölzer, die ich gleich in ganzen Paketen von einem einfachen Landkaufmanne beziehe, der auch meine sonstigen Bedürfnisse befriedigt. Und da der Mann weiß, daß ich ein Hausherr bin, also keiner Partei angehöre, läßt er mich einen tiefen Blick in das Getriebe und Gewoge der Politik machen, das sich da auf der engen Plattform von Streichholzschachteln abspielt. Da erhalte ich Schachteln, die bald mit den Aufschriften deutschnationalen, bald mit denen christlichsozialen, bald mit denen sozialdemokratischen, bald mit denen bauernbündlerischen Kampfgeistes beklebt sind und ich habe meine Freude an dem bunten Spiel, das mir zeigt, daß sich auch noch Erwachsene die kindlich reine Seele bewahrt haben. Und ich erkenne beschämt, daß die hausbackenen Verse des Dichters, der behauptet, gar tiefer Sinn läge oft in kind'schem Spiel, wieder einmal den bekannten Nagel abgeschossen haben. Denn welches Gerät hätte mehr innere Eignung zur politischen Bezettelung, als eben gerade eine Streichholzschachtel? Symbolisiert so ein kleines Kästchen nicht treffend die große Parteikaste, deren Farben es trägt? Liegen in ihm die Streichhölzer nicht zu Dutzenden, wie die Politiker auf der Wahlliste nebeneinander, Kopf an Kopf, ein Dutzendkopf wie der andere, geordnet, beschwichtigt, zur Ruhe gebracht von einer bewunderungswürdigen Parteidisziplin? Ist es nicht verblüffend, daß diese Köpfe — wie im Zündholz —, so im Menschenleben — nur dann Feuer fangen, wenn sie sich an einer Fläche, respektive an einer Flachheit reiben können, daß ihr Feuerchen dann aber weder wärmt noch leuchtet, sondern lediglich dazu ausreicht, einen Brand zu stiften? Und erreicht diese Parallele nicht darin ihren Gipfel, daß es ebenso wie Streichhölzer auch Politiker gibt, die ihren Kopf mit Vorliebe an Hinterteilen reiben, auf einen Tritt mit einem Knall reagieren und beim Brennen, beziehungsweise beim Reden einen beißenden Gestank von Schwefel um sich verbreiten?

Ei, siehe da, traun, fürwahr — alles stimmt an diesem

homerischen Vergleiche und seine Ausspinnung hat mich meinem Ziele wesentlich näher gebracht. Was aber ist mein Ziel? Ja — das ist nun so eine Sache. Ich plane nämlich Großes. Seitdem ich buchstabieren kann, lese ich an allen Zeitungsecken, an denen Preßköter ihre Beine heben und ihre geistige Notdurft verrichten, etwas von der politischen Frage. Nie aber habe ich noch irgendwo etwas von einer politischen Antwort gelesen. Diesem Mangel will ich abhelfen und da in diesem Hefte bereits die Antwort auf die nationale Frage durch einen Straßburger Droschkenkutscher mitgeteilt wird, geht's gleich in einem Aufwaschen. Und außerdem gibt es im Menschenleben nicht nur Augenblicke, in denen man eine Frage, sondern auch solche, in denen man eine Antwort frei hat an das Schicksal. Und ein solcher ist — ich fühle es — heute für mich gekommen.

Der Ausdruck „Politik" kommt bekanntlich von dem griechischen Worte „polis", das „Stadt", zugleich aber auch „Staat" bedeutet und damit an jene glücklichen Zeiten erinnert, in denen die Gemeinde noch der einzige und oberste Verband der Menschen war. Heute aber, wo die Verhältnisse andere geworden sind, wo die Gemeinde nicht mehr der Inbegriff des Staates und das Wohl ihrer Bürger nicht mehr sein Zweck ist, heute, wo der Staat lediglich eine komplizierte Maschine zur Ausbeutung der Vielen durch die Wenigen geworden ist, die mit öligen Rechtsgrundsätzen geschmiert wird, muß eine andere Ethymologie für das Wort „Politik" gesucht werden. Schon die komplizierte Zusammensetzung des heutigen Staates weist darauf hin, daß auch das Wort „Politik" zusammengesetzt sein muß, und zwar, wie ich mich mit Sicherheit anzunehmen für berechtigt halte, aus zwei Wortstämmen: nämlich aus dem Stamme „Po", eigentlich „Popo", (der, so sehr ich es aus Schicklichkeitsgründen bedauere, doch immer wieder aus Anschauungsgründen herbeigezogen werden muß, wenn ich gezwungen bin, mich mit dem Antipopodentum des Kopfes zu beschäftigen) und zweitens aus dem Stamme „lis", der lateinischen Ursprunges ist und „Streit" oder „Ha-

der" bedeutet. Nach dieser Deutung würde dann „Politik" ungefähr „Streit um den Podex (der Welt)" bedeuten, während das Wort „Politiker" sinngemäß und frei etwa mit den Worten „Haderndes Arschgesicht" in die Sprache Götz von Berlichingens übertragen werden könnte. Wer Politiker je am Werke gesehen hat, muß zugeben, daß diese meine Auffassung viel für sich hat. Besonders in Oesterreich, wo der Stank, der bald als Zentralstank, bald als Steirerstank, bald als Postsparkassenstank die politische Luft verpestet, schon an und für sich auf die Angemessenheit dieser körperlichen Vergleichsregion hinweist.

Aber da hierzulande die meisten Menschen ihre Nasen in jeden Dreck, der sie nichts angeht, stecken, haben sie das Geruchsvermögen für die üblen Düfte, die alle angehen, verloren. Und während der wackere Bartsch ahnungslos von den Windrädern, den Klapotezen in den Weingärten des Sausalgebirges schwärmt, zerteilen sich vor unseren Blicken die Ziffernstaubwolken, die der Untersuchungsausschuß aufgewirbelt hat und geben den Blick auf ein Saustallgebirge von Kleptomazen frei, dessen Spitzen sich unserem erstaunten Auge als die bankengoldumflossenen Spitzen unserer Behörden präsentieren.

Was nützt es, wenn diese unsere guten Hirten, nachdem sie — wie sichs für gute Hirten gehört — ihr Schäfchen ins Trockene gebracht haben, einem alten Vorurteile zufolge in Pension oder nach Amerika, statt einem Urteile zufolge ins Kittchen marschieren? Was hilfts, wenn im neuen Jahre Neuwahlen ausgeschrieben werden? Die Füße der Bürger, die feierlich-dumm wieder einmal „zu den Urnen schreiten" werden, werden ja doch wieder nicht wissen, was die Hände derer, die sie wählen, stehlen werden.

Daß die Demokratie zuerst in Oesterreich am Ende ihrer Kräfte angelangt sein wird, ist schon lange klar. Denn hier wird ihre Unzulänglichkeit nicht wie in Deutschland und Italien durch ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl, nicht wie in Frankreich und England durch Tradition und Stolz auf

eine vermeintlich ruhmvolle Vergangenheit, nicht wie in Amerika durch Reichtum cachiert. Wie diese Krücken aus ideellen und materiellen Stoffen auch heißen mögen, die imstande sind, dem Unvernünftigen für kurze Zeit die Gloriole des Vernünftigen zu verleihen: Oesterreich hat keine von ihnen zur Stütze und zur Surrogierung eines nicht vorhandenen staatlichen Gefühles. Nackt steht es da, auf nichts gegründet, als auf die Gutmütigkeit und Schafsgeduld seiner Bewohner. Zwischen dem Kontrahieren von Schulden und dem damit unvereinbaren Wunsche, „Mei Ruah will i habn!" leben wir dahin, zetern über den Unfug der Parteien und können sie doch nicht hinauswerfen, weil sie wohlweislich noch nicht den Mieterschutz abgeschafft haben. Die aber, die uns regieren, gleichen einer Organisation von Kanalräumern, die gemeinsam ein Uhrwerk in Gang bringen wollen, wobei bald der, bald jener ein Radel stiehlt, um es unter dem Vorwande, er habe es gefunden, beim Trödler zu verkaufen. So kann natürlich nie ihre Stunde schlagen.

Nie noch ist ein Staat mit einer derart aufreizenden Unfähigkeit „regiert" worden, wie dieser. Nirgends auf der Welt ist ein an und für sich schon blödsinniger Parlamentarismus so zum Selbstzweck geworden, wie bei uns. Ebensowenig, wie wir unsere Nationalhymne kennen, die uns ein Politiker, auf dem Roß Gottes als Pegasus reitend, gedichtet hat, ebensowenig kennen wir die Namen jener amtlichen Wasserköpfe, die sich auf Grund widerwärtiger Parteipackelei in unseren Ministerfauteuils räkeln und mit ihren abgründigen Pfründnervisagen Oesterreich dem Ausland gegenüber repräsentieren. Die jeden Schustergesellen, der „unbefugt" sein Gewerbe ausübt, einsperren lassen, brauchen zu ihrem Amte keinen weiteren Befähigungsnachweis, als gute Beziehungen und ein verbindliches Wesen, d. h. die vertrakte Fähigkeit, zu dem Blödsinn jedweder Parteirichtung zustimmend lächeln und mit dem Hohlkopf wackeln zu können. Steißgeburten aus Abrahams Wurstkessel, die durch keine Zeugung, sondern lediglich durch ihren Mangel an Ueberzeugung lebensfähig geworden sind,

Handlungsreisende der Autoritätsbranche, die von Viehausstellung zu Viehausstellung reisen, um die Produktion der Milch der frommen Denkungsart im Lande zu heben, die sich aber sofort auf irgend eine rätselhafte Art in die Butter auf ihren Köpfen verwandelt; Saumeister der Zukunft, die ausbauen und vertiefen, aufbauen und abbauen und durch blödwitzige Geschäftigkeit und sonstiges gehaltloses Tun Gehalt verdienen; Nutznießer einer Konjunktur des Schwätzens, die die Wirtschaftskrise, in die sie die anderen durch ihre Wirtschaft gebracht haben, öffentlich bedauern, im Geheimen aber ungeniert stehlen und dabei das mangelnde Vertrauen der Bevölkerung zu den Gerichten bedenklich finden, es aber für unbedenklich halten, Prozesse, die ihre Aussichten für die nächste Wahl schmälern könnten, einzustellen. Werden wir es noch lange ertragen, daß in diesem Staate einfach kein Gesetz zustande kommen kann, das den primitivsten Bedürfnissen reiner Menschlichkeit entspricht, weil diese hadernden Arschgesichter keine Zeit dazu haben, da sie ununterbrochen zu irgend einem Blödsinn „Stellung nehmen", „Ansprüche stellen", „Insinuationen zurückweisen", „Standpunkte verfechten", „parteiamtlich verlautbaren", „Plattformen finden", „Schandtaten an den Pranger stellen", „die Straße mobilisieren", „Handlungen niedriger hängen", „Verleumdungen (die wahr sind) durch Gegenverleumdungen (die ebenfalls wahr sind) widerlegen", „Haltungen dahin spezialisieren", „die volle Aufrechterhaltung oppositioneller Stellungen besprechen" und „die wirschaftlichen Notwendigkeiten des Augenblicks betonen" müssen, wobei sie immer falsch betonen? In einem solchen Phrasensumpfe, der einer einzigen Zeitungsnummer entnommen ist, baden wir täglich morgens unser Gehirn und wundern uns dann, wenn wir in jeder Beziehung impotent werden! Und während bei uns nach Gesetzbüchern und kaiserlichen Verordnungen judiziert wird, die nicht viel jünger als der Hexenhammer und die peinliche Hals- und Gerichtsordnung sind, während uns hundertfacher Aberwitz und Wahnwitz in der Ehegesetzgebung, die freche Einmischung der Behörden und ähnlicher Horden in unser Pri-

vatleben, der Mangel eines Tierschutzgesetzes etc. etc. täglich zur Empörung treibt, sehen wir jedes Jahr vor Beginn der Sommerferien des Nationalrates diese Kerle, die das ganze Arbeitsjahr mit ihren öden Streitereien vergeudet haben, in wenigen Tagen eine Unmenge von blödsinnigen und noch immer unfertigen Gesetzen „durchpeitschen" (wie der Fachausdruck lautet), damit sie rechtzeitig — natürlich erster Klasse und gratis — in ihre Sommerfrischen kommen und das, was sie jahrüber gestohlen haben, in Erholung umsetzen können. Und es findet sich keine Hand, die sie durchpeitscht und keine allgemeine Speiepidemie ist die Antwort auf ihren Versuch, sogar mit den Seelen unserer Kinder Schindluder zu treiben und darum zu schachern, nach welcher Parteirichtung hin sie auf dem Lande, nach welcher hin sie in der Stadt schon durch die Schule verblödet werden sollen, damit auch in Hinkunft an parteiangehörigen Schöpsen kein Mangel sei?

Wenn die Empörung einmal zu groß wird, hören Tintenfaß und Schreibmaschine auf, Instrumente zur Niederschrift von Gedanken zu sein und man beginnt sie auf ihre Eignung zu Wurfgeschoßen zu untersuchen. Könnte man diese Volksvertreter, die nichts als ihre Geldsackinteressen und ihre Schuhabsätze vertreten und nur auf Grund des Betruges durch das Listenwahlrecht zu Autorität, Gewalt und Gesetzgebung gekommen sind, könnte man sie nicht alle künstlich mit semen diabolicum schwängern (flaschenweise zu beziehen aus der Missionsausstellung im Vatikan), damit sie die Abschaffung des § 144 als Wohltat empfänden? Könnte man sie nicht mit ausgesuchten Xanthippen verheiraten, ihnen sodann die Scheidung bewilligen, sie hierauf vom Ehehindernis des bestehenden Ehebandes dispensieren, sie nach einer zweiten Eheschließung wegen Bigamie anzeigen und einsperren, sie nach Verbüßung der Strafe wieder der ersten und allein rechtmäßigen Gattin zuführen und sie dann an deren grüner Seite darauf warten lassen, bis der Tod sie scheidet? Man könnte schon, aber man darf nicht, denn sie sind immun. Und am stärksten immun gegen jede Regung der Vernunft.

Vor zwanzig Jahren wohnte ich einmal und nie wieder einer Sitzung des Abgeordnetenhauses bei. Ich belauschte den Sozialdemokraten Seitz und den Christlichsozialen Geßmann bei einer brüllenden Redeschlacht. Wie Berserker standen sie einander gegenüber; jeden Augenblick glaubte ich, sie würden einander an die Gurgel fahren. Das Aeußerste schien befürchtet werden zu müssen und die Parteigenossen hielten die Rasenden an den Rockschössen zurück, als gelte es Mord und Totschlag zu verhindern. Da unterbrach der Präsident die Sitzung. Da hängten sich die zwei Todfeinde ineinander ein. Da gingen sie ins Parlamentsbüffet frühstücken. In diesem Augenblicke wurde mir das Wesen des Parlamentarismus klar für Lebenszeit! Die Stenographen hatten alles mitgeschrieben, die Zeitungen würden es drucken, die Wähler würden es lesen. Sie würden zufrieden sein und beschließen, bei der nächsten Wahl wieder die zu wählen, die es einander so gründlich „einigsagt" hatten. Die „geistigen" Bedürfnisse waren gestillt; nun konnte man an den Leib denken. Damit war alles in schönster Ordnung. Mehr will ein Parlamentarier ja gar nicht. Ob etwas geschieht und was geschieht, ist schnuppe. Ist es gut, ist es sein Verdienst, ist es schlecht, Schuld des anderen. Sein höchster Ruhm ist es, ein guter Redner zu sein. Das Maul regiert die Welt, Die Hände werden nicht zum Handeln, sondern zum Reden verwendet und das Volk, dem die Gabe unverschämten Redens und Schreibens versagt ist, steht in Ehrfurcht erstarrt vor diesem Gaurisankar aus Phrasenmist, der da vor seinen Augen aufgetürmt wird. Ueber der Untat wird die Tat vergessen.

Aber so lange diese Erkenntnis nicht in allen Hirnen aufgedämmert ist, wird Oesterreich auch im neuen Jahre das bleiben, was es ein witziger Kopf neulich genannt hat: eine Großmacht unter den Schrebergartenbesitzern des Balkans. Ein Vaterland, wie jedes Vaterland, also — wie Karl Kraus sagt — eine praktikable Dekoration, welche aus zwei Teilen besteht: nämlich aus einem Vorteil für die Einen und aus einem Nachteil für die Anderen.

GLOSSEN

Der Kaufmann als Ersatz für Kirche und Staat

Noch ist es nicht lange her, seit der Kaufmann die Kunst als Hausgehilfin angestellt hat, da wird Folgendes ruchbar:

„In England wird zurzeit eine Glocke gegossen, die 15 Tonnen schwer sein und 12.000 Pfund kosten wird. Sie ist für ein großes Kaufhaus in Philadelphia bestimmt, wo sie in der Kapelle zum Gedächtnis des Gründers der Firma aufgehängt werden soll.

Aus Tokio wird gemeldet, daß auf der Strecke zwischen Yokohama und Tokio ein Kampf zwischen zwei Gruppen von insgesamt 1500 Arbeitern, die zwei konkurrierenden Fabriken angehören, stattfand. Die Arbeiter waren von ihren Dienstgebern mit Waffen und — Alkohol versehen worden. Mehr als 100 Arbeiter wurden bei dem Gemetzel getötet. Schließlich erschien eine Abteilung von 500 Polizisten aus Yokohama auf dem Kampfplatz und machte diesem sonderbaren Konkurrenzkampf ein Ende."

Je mehr Staat und Kirche abwirtschaften, desto brennender wird die Frage nach einem vollgültigen Ersatz für diese nicht zu missenden Faktoren. Nun, im Kaufmann scheint er gleich für sie beide gefunden. Was die Kirche kann, nämlich zur Erinnerung an den Gründer der Firma die Glocken läuten, das kann er auch und die ganze Kunst des Staates, seine, ob nun von Lügen oder Alkohol besoffenen, Untergebenen mit Waffen zu versehen, beherrscht er aus dem Handgelenk. Nur die Polizei stört noch den Ablauf der neuesten Politik. Aber das wird sogleich anders werden, wenn der Kaufmann erst einmal zum Rechenstift greifen und ziffernmäßig nachweisen wird, daß durch diese Zusammenfassung der Ideale nicht nur viel an Regiekosten erspart; sondern auch die heilige Handelsbilanz „positiv beeinflußt" werden könnte.

Niemand kann leugnen,

daß es einen überraschenden Eindruck macht, wenn einmal in einer Zeitung etwas Vernünftiges steht:

„Während der gegenwärtigen Wahlbewegung erschien eine große Abordnung auch beim lange leidend gewesenen früheren Finanzminister v. H e g e d ü s, um ihm die Kandidatur in einem Provinzbezirk anzubieten. Hegedüs hörte den Redner ruhig an und wich dann der Annahme des Mandates mit den Worten aus: Ich danke für das Vertrauen, doch kann ich die Kandidatur nicht annehmen. Sie wissen doch sehr wohl, daß es im Lande nahezu 4000 Abgeordnetenkandidaten gibt. Von all diesen habe ich allein ein ärztliches Zeugnis, daß ich kein Narr bin, und ich bin nicht geneigt, mein Zeugnis zu entkräften."

Monarchie und Republik haben also das Gemeinsame, daß ihre Finanzminister sich weigern, Narren zu sein. Ihr Unterschied aber besteht darin, daß die der Monarchie eine Wiederwahl, die der Republik eine Wiederkehr (aus Amerika) für eine Narretei halten. Ansichtssachen, die weiter nicht ins Gewicht fallen.

Atonale Zukunftsmusik

„In Estland naht die zweite Wahlperiode für das Parlament. Estland hat rund eine Million Einwohner, die 100 Abgeordnete wählen. Es haben nicht weniger als 114 Parteien Kandidatenlisten aufgestellt."

Die letzte Wahlperiode aber wird dann nahen, wenn bei rund 100 Einwohnern 114 Millionen Parteien Kandidatenlisten aufstellen werden. Früher begreifts die Dummheit nicht. Dann aber wird sie sich an ihre Rechenmaschine greifen und sehen, daß da etwas nicht stimmen kann mit dem Parlamentarismus. Und wird sich hinsetzen und einen anderen Blödsinn aushecken.

Die Antwort auf die nationale Frage,

der die Weisesten aller Völker unentwegt nachgrübeln, hat endlich, endlich ein Droschkenkutscher in Straßburg gefunden:

„Damit sind wir natürlich wieder mitten in der Politik. Auch dieser alte Kutscher ist ein Elsässer, aber ein abgeklärter. Er war sechs Jahre alt, als die Deutschen Straßburg belagerten und er, kurz darauf, aus einem Franzosen ein Deutscher wurde. „Jetzt bin ich wieder ein Franzos', und wenn's noch einmal wechselt, ist die Reihe wieder 'rum. Aber monsieur, es ist doch alles gleich. Morgen kann der Japaner kommen und sagen, wir gehören ihm — es ist alles gleich monsieur!"

Ich erwarte, daß Stresemann, Briand, Chamberlain und Dawes ihre Friedensnobelpreise diesem Manne sofort telegraphisch überweisen werden.

Dichter

„Schauspieler Trevs trug noch Gedichte des jungen Dichters Sepp Rabl vor. Die Auswahl war klug getroffen und ließ erkennen, daß Rabl eine beachtenswerte natürliche Begabung und reiches Innenleben besitzt, das er talentvoll zu verwerten versteht."

Dieser Rabl ist kein weißer. Dieser Sepp ist kein Tepp, sondern der Typ einer ganzen Gattung von zweischweißfüßigen Wesen, deren einziges Talent das zur Verwertung ihres Innenlebens ist, während hinwiederum dieses Talent ihr ganzes Innenleben ausmacht.

Verstaatlichung

„Da die Salzburger Festspiele ein Defizit von 146.115 Schilling aufweisen, und da für die Vorbereitung der nächsten

Festspiele keine Mittel vorhanden sind, ist an zuständiger Stelle der Vorschlag einer Verstaatlichung der Salzburger Festspiele gemacht worden; im Rahmen der Wiener Bundestheaterverwaltung soll ein Generalsekretariat der österreichischen Festspiele geschaffen werden, das sich nicht nur mit den Salzburger Festspielen, sondern mit ähnlichen Veranstaltungen in ganz Oesterreich, so vor allem in Graz, Klagenfurt, Tirol und Vorarlberg befassen soll."

Wenn ein Unternehmen einmal so weit ist, daß es ein ordentliches Defizit hat, dann steht seiner Verstaatlichung nichts mehr im Wege. Ist das Defizit im Verhältnis zu der unverändert großen Steuerkraft des österreichischen Volkes nur klein, wie im vorliegenden Falle (bloß 146.115 Schilling), so haben wir eine anonyme „zuständige Stelle", die es dadurch, daß sie vier weitere ebenso lukrative Unternehmungen gründet, verfünffacht. Ich werde die Anonymität dieser zuständigen Stelle zu lüften versuchen und mich im Falle eines Defizites mit meinem „Nebelhorn" verstaatlichen lassen. Ich übe mich für diesen Fall im Geheimen bereits im Blasen der Bundeshymne des Dr. Renner.

NOCH EINMAL „DAS NEBELHORN"

Einer der Einwände, die gegen diese Zeitschrift vor ihrem Erscheinen gemacht wurde — es wurden übrigens nur Einwände gemacht — war der, daß man sich von einem steirischen „Graben" aus nicht in eine Polemik mit der Welt einlassen könne. Aber gerade das Gegenteil ist richtig.

„Klar siehet, wer von ferne sieht,
Und nebelhaft, wer Anteil nimmt."

ist ein Zitat aus dem Taoteking, das ewige Gültigkeit hat. Und wenn ich in dem Grazer Käseblättchen, das mir ein schwitzender Landbriefträger dreimal in der Woche bringt, lese, unser Allvater Seipel, diese anerkannt größte politische Potenz eines impotenten Staates, habe irgendwo eine Rede über die „katholische Liebe" gehalten und darin gesagt:

„Kämpfe wird es immer geben, aber der Kampf wird nur das Streben zum Ziele haben, der erdrückenden Uebermacht einzelner Interessen die Stange zu halten... Der Kirche als solcher kann man den Vorwurf nicht machen, daß sie prinzipiell den Krieg ablehne... Sie hat den Offenbarungsstandpunkt zu verwalten.... und steht am Anfang einer neuen Aera, in der es um die Erringung der höchsten Opfer geht."

So kann ich nur mit einer Possenfigur, deren Namen mir entfallen ist, sagen: „Ah — jetztn woaß i alls!" Dann fühle ich mich geistig ebenso intensiv saniert, wie körperlich und stark genug, die dickste satirische Zeitschrift herauszugeben.

Ich habe nicht das Geld, die erste Nummer des Nebelhorns in starker Auflage drucken und sie von irgendwelcher Reklame begleiten zu lassen.. Und ich verschmähe es, an den

Leser die „Bitte“ zu stellen, diese Zeitschrift zu abonnieren und ihr Freunde zu werben, wie dies jetzt wohl des Landes so der Brauch ist. Sie muß für sich selbst sprechen. Ich sage nur so viel: Es gibt zwei Arten von Zeitschriften: die einen gehen infolge der Langweiligkeit ihres Herausgebers zugrunde, die anderen florieren infolge der Dummheit ihres Publikums. „Das Nebelhorn“ ist anderer Art. Ein Satz seines Textes enthält mehr Gehirnschmalz als ein Jahrgang sämtlicher Tageszeitungen Oesterreichs. Dreihundert ständige Bezieher könnten sein Verstummen verhindern, dreihundert Menschen unter lauter Zweibeinen. Und der Preis einer Nummer im Abonnement ist nicht viel höher als die Kosten jener Straßenbahnfahrt vom Parlament nach Schönbrunn und wieder zurück, zum Zwecke der Vergleichung einzelner Affenmenschen mit den Menschenaffen, die sich ein an der Politik zoologisch interessierter Leser erspart, wenn er diese Zeitschrift liest, weil aus ihr die Ueberlegenheit der Menschenaffen klar hervorgehen wird.

Die Herausgabe dieser Zeitschrift ist ein der Empörung entsprungener Versuch, dem gegenüber nur das Publikum durchfallen kann. Und zwar ein erster und ein letzter. Mißlingt er, dann mag auch der zweite Teil eines lapidaren Satzes von Ewald Gerhard Seeliger für den Herausgeber zur Wahrheit werden:

„Die Richtigdenkenden leben auf dem Lande; ihr Wahlspruch steht im „Götz von Berlichingen“!“

SCHLUSSWORT,
VOR ÜBER 2000 JAHREN GESCHRIEBEN

Der starke Dieb

Die Vorsichtsmaßregeln, die gegen Diebe getroffen werden, welche Truhen öffnen, Ranzen durchsuchen oder Geldladen plündern, bestehen darin, daß die Truhen, Ranzen, Laden mit Stricken umwunden, mit Riegeln und Schlössern versichert werden. Dies ist, was die Welt Verstand nennt.

Aber ein starker Dieb kommt, der trägt die Truhe auf seinen Schultern davon, und Ranzen und Lade obendrein. Und seine einzige Furcht ist, die Stricke und die Riegel könnten nicht stark genug sein!

Somit läuft das, was die Welt Verstand nennt, einfach auf den Beistand hinaus, der dem starken Diebe geleistet wird.

Und ich wage zu erklären, daß nichts von dem, was die Welt Verstand nennt, anderes kann, als den großen Dieben dienstbar zu sein; und daß nichts von dem, was die Welt Weisheit nennt, anderes meint, als die großen Diebe zu beschützen.

Von Tschuang Tse,
einem Sohne der minderwertigen mongolischen Rasse („Kineser") allen Angehörigen der höchststehenden nordisch-arischen Edelrasse (Oesterreicher) zum Nachdenken gewidmet.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 2 15. JÄNNER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Die Gehirnkasteln / Paneuropa / Vom Lesen und Schreiben / Glossen / Antworten des Herausgebers.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 2 15. JÄNNER 1927 I. JAHR

Die GEHIRNKASTELN

Der normale, gehirnweiche Mitteleuropäer hat in seinem Kopfe, seinem „Gehirnkastel", wie der Wiener sagt, verschiedene kleinere Unterkasteln, von denen jedes eine andere Aufschrift trägt und die zur Sortierung aller Erscheinungen und Ereignisse bestimmt sind, mit denen er im Laufe seines Lebens zusammentrifft. Jede Gestalt und jedes Geschehen wird sogleich nach seinem Auftauchen am Bewußtseinshorizonte nach den äußeren und inneren Kennzeichen klassifiziert und in das entsprechende Kastel getan, aus dem es dann nur in den seltensten Fällen und nur unter oft lebensgefährlichen Aufregungszuständen des Kastelbesitzers wieder herausgenommen und — wie der Fachausdruck lautet — revidiert werden kann.

Eine Erscheinung, die einen Stamm und eine Blätterkrone besitzt, kommt in das Kastel, das die Aufschrift „Baum" trägt, eine Erscheinung, die dem Kastelbesitzer bei bewölktem Himmel den Kopf betröpfelt, kommt in das Kastel „Regen" und eine Gestalt mit feurigen Blicken, die ein Mädchen, das sich beim Hausmeister keines guten Rufes erfreut, begleitet, marschiert in das Kastel mit der Aufschrift „Liebhaber". Dieses Einordnen und Klassifizieren ist, so lange es anstandslos vor sich geht, eine der liebsten Beschäftigungen des Zweibeins und liegt aller Neugier, aller Schaulust, aller Reiselust als eigentliche Ursache zum Grunde. Wehe aber, wenn diese Klassifizierung nicht sofort und leicht möglich ist! Wenn der Steuerzahler plötzlich ratlos mit seinem Bewußtseinsphänomen in der einen und seinem Kastelregal in der anderen Hand dasteht

und nicht weiß, wohin damit! Wenn seine Glatze zum Beispiel mit einem Male bei unbewölktem Himmel betröpfelt wird oder ein Mädchen, auf dessen Unschuld der Hausmeister schwört, nachts in Begleitung eines Mannes erscheint, der nicht nur nicht feurig dreinblickt, sondern ihr auch gar nicht ähnlich sieht, so daß auch das Kastel mit der Aufschrift „Bruder" nicht in Betracht gezogen werden kann! Da beginnt die Verwirrung. Da gibts dann nur zwei Möglichkeiten: entweder, daß im Gehirnkastel etwas nicht stimmt, oder daß in der Außenwelt etwas nicht in der bürgerlichen Ordnung ist. Der erste Fall kommt nie in Betracht, weil jedes Zweibein fest davon überzeugt ist, in seinem Schädel ein unübertreffliches Wunderwerk himmlischer Feinmechanik zu beherbergen. Es kann sich also nur um den zweiten Fall, der auch peinlich genug ist, handeln, und man sieht sich genötigt, ohne Gehirn und nur im Besitze von Kasteln „sich etwas denken" zu müssen, eine ganz ungewohnte Tätigkeit, die den Kastelbesitzer mangels des für ihn notwendigen Organes weidlich schwitzen macht, ein Zwang, der ihn mit einer derartigen Erbitterung gegen seinen Urheber erfüllt, daß Mord und Totschlag in der weiteren Folge dieses Sichdenkprozesses nicht zu den Seltenheiten gehören. Hauptsächlich deshalb vermeiden es alle Wohlgesitteten, denen an dem guten Einvernehmen mit ihren Mitebenbildern Gottes etwas gelegen ist, strenge, irgend etwas zu tun, dessen Kastelklassifizierung den anderen Schwierigkeiten bereiten könnte. Alle gute Sitte basiert auf diesem ungeschriebenen Gesetz und jede Zumutung einer solchen Handlung wird mit dem Ausrufe: „Was würden sich denn da die Leute denken!" ein für allemal zurückgewiesen. Ganz instinktiv fühlen alle mit Schaudern, welch eine Katastrophe folgen könnte, wenn sich die Menschen plötzlich etwas zu denken anfingen.

Wohl haben die Menschen, listig, wie sie nun einmal gegen alles Lästige sind, ebenso wie gegen die Flöhe, auch ein Mittel gegen solche, nicht kastelmäßigen Ueberraschungen ersonnen, indem sie für alle Phänomene, die mit ihrer Kasteleinteilung nicht zusammenstimmen wollen, die sie in Verwirrung setzen, zum Denken zwingen und überhaupt die Kommo-

dität ihres Lebens stören wollen, ein eigenes großes Reservekastel mit der Aufschrift „Verrückt" angelegt haben, in das unweigerlich jeder kommt, der den Menschen zu viel zu denken gibt. Und gar mancher, der bisher in dem allgemein geachteten Kastel „Nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft" gehaust hat, ist oft über Nacht infolge einer das Sichdenken herausfordernden Tat in das verrufene Reservekastel umquartiert worden, nachdem der Philister den diesbezüglichen Entschluß noch einmal „beschlafen" hatte, ohne deshalb wegen Sodomie zur Verantwortung gezogen zu werden.

Freilich ist diese Uebersiedlung für einen unabhängigen Privatmann, der die fürs Leben unbedingt nötige dicke Haut besitzt, kein Malheur, da sie ja bloß die Hochachtung der Dummheit, die ohnehin nichts wert ist, kostet, mithin also beinahe kostenlos ist. Ich kann da aus eigener Erfahrung sprechen. Ich hause nämlich schon seit vielen Jahren in den Kasteln mit der Aufschrift „Verrückt", da die Gedanken, die ich mir zu meinem Vergnügen über die Dinge, die mir kein Vergnügen bereiten, mache und die Meinungen, die die Vielen haben, durchaus nicht zusammenstimmen, insbesondere aber nicht in das Kastel „Ansichten der Familie Müller-Guttenbrunn" hineinpassen wollen, weil dieses Kastel, vermutlich deshalb, weil mein Vater sich nach kurzer Abgeordneten-Tätigkeit mit Grausen von aller Politik abwandte, auch noch obendrein einen großdeutschen Anstrich hat.

Für die aber, die nicht unabhängig sind, ist und bleibt jede Tat und jedes Wort, das eine Neuregistrierung in den Gehirnkasteln erschwert oder die Richtigkeit einer bereits erfolgten in Zweifel stellt, eine lebensgefährliche Tat, die für den Tollkühnen, der sich ihrer schuldig macht, fast sicher mit dem bürgerlichen Tode endet, das ist mit dem Verluste des Anhanges der Dummheit, also des Bodens, auf dem die meisten als aufrechte Männer stehen und verdienen. Größte Vorsicht ist hier am Platze und besonders alle Zeitungen und Zeitschriften gehen auf diesem Gebiete mit gutem Beispiel voran. Denn die meisten teilen gleich auf der ersten Seite in

einem Untertitel mit, in welches Kastel sie einzureihen sind, um das Sichdenkvermögen ihrer Leser nur ja nicht allzusehr zu belasten und es zu ermöglichen, daß jeder von ihnen, wenn er die Zeitung beim Frühstück gähnend zur Hand nimmt, schon weiß was darinstehen wird, ehe er noch weiß, was darinsteht.

Ach, auch ich habe in Erkenntnis der Gefahr, die ich laufe, in langen, schlaflosen Nächten darüber nachgedacht, was ich dem Nebelhorn zum Zwecke seiner leichteren Einordnung in die Gehirnkasteln für einen ständigen Untertitel geben könnte. Es war vergeblich und ich muß mich wohl mit seiner Einrangierung in das große Reservekastel abfinden. Und obwohll ich so gerne jeden präsumptiven Abonnenten über die „Richtung" meines Blattes informieren möchte, ehe ich untätig zusehe, wie er die Bezugsgebühr von 3.3 Groschen pro Tag für eine Katze im Sack riskiert und sich dadurch dem Vorwurf eines mehr verschwenderischen Lebenswandels aussetzt, so kann ich es doch nicht und muß auf jede Frage nach der „Richtung" so konsterniert, wie es nur ein Herausgeber sein kann, antworten: Ich weiß es nicht. Es kommt halt drauf an, wo Nebel ist.

PANEUROPA

Zwischen den engstirnigen Gestirnen, die am irdischen Prominentenhimmel leuchten, ist im Sternbilde des europäischen Stiers ein neuer Nebel aufgetaucht, der sich Paneuropa nennt und sich gebärdet, als wäre er kosmischer Natur, den ich aber, schon seit ich ihn kenne, im Verdachte habe, er sei mehr komischer Natur und das überzählige „s" in der Bezeichnung sei lediglich dazu da, von einem Manko in den Köpfen der ihn propagierenden Wirtschaftsastronomen abzulenken. Seitdem ich aber durch das Fernrohr des „Interessanten Blattes" in diesem Nebel den Cäsarenkopf unseres Seipel gewahr geworden bin, seitdem alle diese erhabenen Worte, die ich nur vom Papiere her kannte, Fleisch geworden sind, und unter uns im großen Konzerthaussaale gewohnet haben, seitdem ich in dem, den paneuropäischen Kongreß behandelnden Hefte Paneuropas den Satz gelesen habe: „Man müsse ein europäisches Gewissen schaffen", seither weiß ich, daß ich es auch bei diesen Paneuropäern nur mit einer Abart jener Gewissen zu tun habe, die sich für Reformatoren halten, weil sie täglich keuchend hinten beim Fortschritt antauchen und dabei den Karren immer tiefer in den Dreck schieben.

Ich hatte bisher immer geglaubt, Europa sei ein Teil des aus dem Meere emporragenden Festlandes, der, ursprünglich so schön wie alle anderen Erdteile, seit einigen Jahrzehnten von den verschiedenartigsten Völkern versaut wird und zwar von Völkern, die, sonst in stetem Hader miteinander, in dieser Tätigkeit eines Sinnes sind. Ich hatte bisher immer geglaubt, daß ex oriente lux kommen wird und nun erfahre ich aus dem

Manifest des paneuropäischen Kongresses, daß nicht Asien, sondern Europa „die stolze Leuchte der Menschheit" sei, vermutlich deshalb, weil es in der Beleuchtungsindustrie führend ist. Aber selbst dann, wenn man annimmt, daß diese Behauptung keine bezahlte Reklame für eine Glühlampenfabrik ist, die später einmal gute Geschäfte zu machen hofft, wenn Europa nach dem Ideal des Kongresses „ein Markt von 250 Millionen Käufern für jede Unternehmung eines jeden Staates" sein wird, selbst dann erscheint es übertrieben, ein Land, in dem der Horizont vom fabriksmäßig erzeugten Pofel derart eingeengt wird, daß man vor lauter Lebensmitteln keinen Lebenszweck mehr gewahr wird und also die Erzeugung jener für diesen hält, von etwas anderem leuchten zu sehen, als von der magischen Phosphorescenz der, sich selbst in den Schwanz beißenden Dummheit.

Schon die ganze „Aufmachung" dieses Kongresses von Mähdizinern, die die todkranke Seele der abendländischen Menschheit durch Einführung der amerikanischen Massenproduktion heilen wollen, war so, daß man vor ihr Augen und Ohren zuzumachen gezwungen war. An einem langen Tische im großen Konzerthaussaale saßen diese Generalkonsuln aus aller Herren Länder (Portugal war durch den Generalkonsul Adolfo Weiß vertreten), jeder hatte ein Fahnerl des Landes, das ihn nicht mit seiner Vertretung beauftragt hatte, vor sich stehen und ein Volkstheater-Premierenpublikum, das gerne von sich sagen wollte, es sei dabei gewesen, „wie hier und heute ein neues Kapitel der Weltgeschichte beginnt", begleitete mit Beifall alle Phasen dieses Kongresses und alle Phrasen dieses Exzesses. Unter den Orgelklängen, die den Phrasengesang der internationalen Mittelmäßigkeit in Quatschmoll einleiteten, entfaltete sich über den Delegierten die Fahne Paneuropas, eine Sonne mit einem Kreuz darin und vermutlich ein Symbol dafür, daß es ein Kreuz sei, unter einer Sonne, die solche Begebenheiten bescheint, zu leben und die Klänge eines Chopin'schen Walzers, gespielt von dem Delegierten Hubermann, beendeten die Komödie, die außerdem noch von dem Vortrag eines Gedichtes durch die Paneuropäerin Roland

lyrisch durchflochten war. Damit aber nicht nur Musik und Dichtkunst, sondern auch die Malerei zu ihrem Rechte komme, war der Hintergrund mit den Bildern toter Männer bemalt, die gegen die Cachierung des Geistlosen mit ihrem Geiste nur mehr durch Rotation in den Gräbern protestieren können. Von einem dieser, nämlich von Kant, wurde behauptet, daß ihm die Kongreßteilnehmer „die Ehre" gegeben hätten, in der Mitte des Saales als Bild zu erscheinen, jene Kongreßteilnehmer, von denen die meisten keine zwei Sätze Kants lesen könnten, ohne an Gehirnwindungsverschlingung zugrundezugehen. Im selben Atem aber mit dieser hahnebüchenen Unverschämtheit prägte der ehemalige deutsche Reichskanzler Dr. Wirth die lapidaren und sprachlich vollendeten Sätze: „Glauben Sie, daß die von drüben (nämlich von Amerika) über die einzelnen kleinen Länder, so Oesterreich, sprechen? Nein, dieser hochkapitalistischen Welt sind wir entweder ein einiges Europa oder wir sind ihnen nichts. Ich sagte dort: das, was uns nottut, ist der Gedanke der Solidarität! Die Idee des Rechtes!" Und doch erfahren wir selbst aus diesen Worten nicht nur, wes Geistesmangels die sind, die uns regieren, sondern, daß uns auch kein Mussolini nottut, auch keine Solidarität, sondern bloß der Gedanke der Solidarität und daß wir nur die Idee des Rechtes beim Schwifakel zu erwischen brauchen und schon redet ganz Amerika von uns und wir sind — höchstes Glück der Erdenkinder — dieser hochkapitalistischen Welt plötzlich wieder etwas, weil bekanntlich die Kapitalisten für die Idee des Rechtes seit jeher ein besonderes Faible haben.

„Europa, einst eine Weltmacht, ist zum Objekte eines Chaos geworden...", „Eisen, Kohle, Kali usw., sie alle machen bereits ihr Paneuropa in eigennütziger Absicht", „Kalergi, der in drei Jahren diese Bewegung gegründet hat", „er prophezeit den Urhebern der paneuropäischen Bewegung die Verwirklichung ihrer Initiative", „eine paneuropäische öffentliche Meinung zu schaffen, ist das nächste Ziel", „daß wir auch mit dem menschlichen Material ökonomisch umgehen", „ich bin so gerührt über die Kundgebung, daß ich keine Worte finde", „der

Jahresbeitrag beträgt mindestens drei Schillinge", so mißtönte es durcheinander. Und die einzigen vernünftigen Worte, die auf dem ganzen Kongresse gesprochen wurden und von einem Dr. Hiller stammen:

„Die Parteien sind sterile, alte Vereine, in denen wirtschaftliche Interessen mit engem Blick um die Macht ringen. Die bedeutenden Persönlichkeiten bilden kaum 5 Prozent der parlamentarischen Fraktion. In der parlamentarischen Mühle wird die massivste Idee zu Mehl und Staub zermalmt".

sie wurden vom Präsidenten des deutschen Reichstages Loebe sofort als eine „erhebliche Abweichung vom Thema" der Unvernunft zurückgewiesen.*)

„Um die paneuropäische Union scharen sich alle, die überzeugt sind, daß der Friede in Europa zur Lebensnotwendigkeit geworden sei, da die europäische Wirtschaft sonst für alle Zeiten durch kriegerische Konflikte vernichtet werden könnte", sagte der tschechische Delegierte Vaclav Schuster und verriet damit den ganzen Mumpitz dieser „Bewegung", die sich selbst für „unendlich heilig" erklärt und für „einen Dienst im Tempel der Menschheit" und „an der Wahrheit", die aber dabei als Kriegsfolgen nicht die Vernichtung von Leben und Glück befürchtet, nicht die Verursachung von Schmerz und Verzweiflung, nicht Entbehrung, Hunger, Krankheit,, Siechtum, Lüge und Unrecht, sondern lediglich die Vernichtung der Wirtschaft! Was muß man angesichts solcher Schmonzes von den geistigen Fähigkeiten jener ehrlichen Friedensfreunde hal-

*) Soeben lese ich in Nr. 743—750 der „Fackel" auf Seite 67 f., daß Dr. Hiller noch ganz andere Dinge sagte, die den Unmut dieser weltgeschichtlichen Versammlung erregten. Daß sie in der Zeitschrift „Paneuropa" verschwiegen werden, zeigt, daß man die geistigen Zollschranken und die geistige Massenproduktion im heiligen Reich der 250 Millionen Konsumenten doch beibehalten will.

ten, die auf diesen Schwindel hineingefallen sind und täglich wieder hineinfallen und nicht erkennen, daß alles nur zu dem Zwecke arrangiert ist, um der Industrie, die an Verstopfung der Absatzgebiete leidet, eine bessere Verdauung durch paneuropäische Bewegung zu verschaffen? Nicht die geistigen Schranken, die von unverantwortlichen Hetzern in religiöser, nationaler und „parteipolitischer" Beziehung zwischen den Seelen der Menschen aufgerichtet wurden, haben es diesen Nebbichen im Dienste des Kaufmanns angetan, sondern die Zölle, die, wenn auch eine Unannehmlichkeit, so doch wohl eine der geringsten für den, an der Ausbeutung und am Betruge des Nebenmenschen mit Pofel desinteressierten Europäer sind.

Das neue Kapitel der Weltgeschichte, auf dessen Beginn ausgerechnet im großen Konzerthaussaale sich sämtliche Teilnehmer an dieser musikalisch-lyrisch-politisch-philosophisch drapierten Komödie, die eine rein merkantile Angelegenheit war, so viel zu Gute taten, dieses Kapitel hat schon längst begonnen. Es begann in dem Augenblicke, in dem die europäischen Menschen von der Technik besoffen wurden. Sie bilden sich zwar auch heute noch ein, die Herren der von ihnen erzeugten Maschinen zu sein, aber die Sprache, die vom „Bedienen" der Maschinen berichtet, zeigt auch hier, wie immer, wo die Wahrheit liegt. Denn wir sind längst die Sklaven der Ungeister geworden, die wir riefen und während wir glauben, daß sie uns die Arbeitszeit verkürzen und uns herrlichen Zeiten entgegenführen werden, verwandelt sie vor unseren Augen, die nichts sehen, weil sie vom bewundernden Beglotzen des Ueberflüssigen überfließen, die Bewohner dieses Erdteiles, Mann und Weib und Kind zu Proletariern, unrettbar verstrickt in den täglichen Tanz um das technische Kalb. Der Fortschritt aber besteht darin, daß die Elektrizitätswerke zuerst den Ruß erzeugen, um ihn hinterher zu beleuchten, und daß die Menschen zuerst gezwungen werden, unhygienisch zu leben, um dann hinterher mit der Hygiene beglückt zu werden. Niemand sieht, daß, wie im Weine der Alkohol, so auch in jeder Maschine ein Gift, nämlich der Quantitäts- und Schnel-

ligkeitswahnsinn verborgen ist, der es dem Menschen unmöglich macht, bloß die Arbeit, die in früheren Zeiten zur Befriedigung der Bedürfnisse aller vollständig genügte, durch die Maschine verrichten zu lassen und die so ersparte Zeit zu geistiger und seelischer Vervollkommnung zu verwenden. Nein, jede Maschine muß, wenn sie einmal da ist und Geld gekostet hat, bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit ausgenützt werden, d. h. von früh bis abends bedient werden, damit sie sich „rentiert". Und unter diesem Gesetze der Rentabilität, unter diesem Gesetze der fühllosen Materie stöhnen in Amerika und Europa seit Jahrzehnten Millionen lebender, liebender und fühlender Menschen und Tiere und gehen zu Grunde, ohne auch nur zu wissen, was „leben" heißt oder gar auf dem Totenbette nach der Rentabilität eines solchen gottverlassenen Daseins zu fragen.

So hat die Maschine den Rentabilitätswahnsinn, der Rentabilitätswahnsinn die Massenproduktion des im Lande unanbringlichen Ueberflüssigen, die Massenproduktion die Gier nach Absatzgebieten und diese Gier wieder das Raufen um Absatzgebiete, die zu diesem Zwecke euphemistisch „Platz an der Sonne" genannt werden, zur Folge und den „Heldentod" der betörten Wertvollen für den Export der zuhause gebliebenen Profitgeier obendrein. So war es 1914—1918. Aber den Schwindel durchschaut haben nur ganz wenige. Ein Sturm der Entrüstung ging durch Europa, als ein Engländer nüchtern von silbernen Kugeln sprach und das ganze englische Volk wurde der Strafe des Handelsgottes, den allein wir heute noch besitzen, empfohlen und zu einer Nation von Lügnern gestempelt, weil sie allein die Wahrheit sprachen. All diese armen europäischen Vaterländer aber, die nichts weiter wollten, als das, was die Erde immer will: sich mit Pflanzen begrünen und den Menschen das Brot und das Leben schenken, sie wurden als Kampfobjekte bemüht, für die es zu sterben gelte. Die Geistlichkeit der ganzen Welt war fix bei der Hand und konnte sich nicht genug tun in der Erfindung eines deutschen, eines französischen, eines russischen und eines italienischen Gottes, von denen jeder angeblich der größte war, ohne daß

genauere Maße angegeben wurden. Und heute kann dieser Seipel, für den auch noch einmal der Tag kommen wird, an dem er durchschaut werden wird, in seiner Begrüßungsrede des paneuropäischen Kongresses die Worte sprechen: „Wir hoffen auf die ehrwürdigste Friedensorganisation der Welt, die katholische Kirche", während er noch vor kurzem in einer Rede über die „katholische Liebe" (die sich in den Kreuzzügen, den Religionskriegen, Ketzerverbrennungen und in der Pazifizierung Amerikas für alle Zeiten unauslöschlich dokumentiert hat) behauptete: „man könne der katholischen Kirche nicht den Vorwurf machen, daß sie prinzipiell den Krieg ablehne!"

Als aber die um ihre Ideale kampfbemühten Völker endlich wieder zu sich kamen und Umschau hielten, sahen sie, daß sie nicht nur ihre Ideale, Gott, Kaiser und zum Teil das Vaterland, sondern auch — und das war für sie viel bedeutsamer — auch ihre Absatzgebiete an jene Völker verloren hatten, deren Geist schon genügend mechanisiert war, um zu erkennen, daß der Krieg nur um diese ging. Die Soldaten strömten wieder als Arbeiter in die Fabriken und als Beamte in die Comptoire. Nachdem sie jahrelang die Ideale im Maule geführt hatten, sollten ihnen die Absatzgebiete jetzt wieder die Mäuler stopfen. Doch die Absatzgebiete waren, vermutlich aus Empörung über diese Behandlung, nicht vorhanden und hatten sich zu denen geschlagen, die sie nie verleugnet hatten und so ist aus diesem Chaos von Lüge schließlich doch noch eine Wahrheit, wenn auch eine traurige, als Siegerin hervorgegangen. Die Fabrikanten wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, die Betriebe wurden unrentabel, da sie nicht „ausgenützt" werden konnten und die Arbeitslosigkeit der Menschen, die durch die Maschinen das Erdreich und mit ihm das Himmelreich verloren hatten, begann.

„Europa hat diesen Krieg verloren!" wurde auf dem Kongresse immer wieder geklagt und dieses Klage wurde zu einem Argument für die Notwendigkeit der Schaffung Paneuropas umzuschmieden versucht. Amerika ist reich und es hat Massenproduktion und keine Zölle. Also weg mit den

Zöllen und her mit der Massenproduktion und Europa wird ebenso reich werden, wie Amerika! Und die geistigen Armitschkerln, die arbeitslos dastehen, und mit dem wenigen, das sie erzeugen, nicht wissen, wohin, fallen auf diesen neuen Schwindel ebenso hinein, wie vorher auf den alten mit den Kriegsidealen, umsomehr, als ihnen der neue Mumpitz auch mit Idealen garniert wird, allerdings mit den entgegengesetzten, da die alten allen Kredit verloren haben. Tönte es früher vom Endsieg und Weltgeltung, so tönt es jetzt von Völkerversöhnung und ewigem Frieden. Nur die Zölle müssen weg und die Massenproduktion des Ueberflüssigen muß eingeleitet werden. Die beste Kur dafür, daß zu wenig Leute Arbeit haben und trotzdem zu viel erzeugen, soll es sein, wenn noch weniger Leute noch mehr erzeugen. Denn das und nichts anderes will die Massenproduktion, von der sie faseln, das erheischt das Gesetz der heiligen Rentabilität. O du lieber Augustin!

Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube immer, das uferlose Gequatsche von der Wirtschaft, das heutzutage im Schwange ist, hat seine Ursache in einer Wirtschaft und in einem Durcheinander in den Köpfen. „Europa geht unter, wenn es sich nicht einigt und seine Wirtschaft geht zu Grunde", d. h. mit dem Rebbach ist es Essig. So drohen und beschwören sie und es ist vieleicht klug von ihnen, so zu reden. Sie packen damit den Mitteleuropäer bei der Stelle, an der er am empfindlichsten ist, beim Geldbeutel. Und es wird ihnen so vielleicht gelingen, diese Zweibeine, die im Grunde weder mit Mensch noch Tier Erbarmen kennen, um des Profites willen in Friedenslamperln zu verwandeln. Man müßte der paneuropäischen Bewegung, wenn ihr dies gelänge, sogar dankbar sein für das Leid und das Blutvergießen, das sie auf eine so verfehlte Weise verhindert hat. Aber Dauer kann einer solchen Reformierung der europäischen Menschheit von der Habenseite aus nicht beschieden sein. Es wird mit ihr genau so sein, wie mit der Reformierung des Einzellebens durch den Vegetarismus. Es gibt Vegetarier, die aus ethischen Gründen das Fleisch meiden und solche, die es aus Gesundheitsrücksichten tun.

Jene werden immer Vegetarier bleiben, diese nur so lange, bis einer kommt, der ein dickes Buch darüber schreibt, daß es der Gesundheit noch weit förderlicher sei, Tiere lebendig aufzufressen. Dann ists aus mit ihrem Vegetarismus. Ebenso gibt es Leute, die den Krieg aus ethischen Gründen verabscheuen und solche, die ihn aus wirtschaftlichen Gründen für einen Unsinn halten. Beide haben recht. Aber jene werden immer Pazifisten bleiben, diese nur so lange, bis sich die Wirtschaftslage geändert hat und ein Krieg größeren Rebbach zu versprechen scheint, als dieser paneuropäische Pseudofrieden. Dann ists aus mit dem sanften Gedudel auf diesem als Friedensschalmei adjustierten Rechenstift. Dann wird wieder einmal das Schwert, und zwar diesmal in gasförmigem Zustande, entscheiden. Und die europäische Menschheit wird zugrunde gehen, so wie bisher noch jede menschliche Gesellschaft zugrunde gegangen ist, die die Religion verloren hatte und die Erde unter den Füßen und den Himmel über dem Kopfe. Denn wer den Tod nicht mehr ernst nimmt (d. h., eben keine Religion mehr hat), sagt Lao-Tse, dem zeigt das Leben seinen furchtbaren Ernst.

Die wenigen aber, die diesen Kampf überleben werden, werden einen Hauch jener überirdischen Gerechtigkeit verspürt zu haben meinen, von der in keiner unserer juristischen Schwarten etwas zu lesen ist. Sie werden die Fabriken, Fabriken und die Absatzgebiete, Absatzgebiete sein lassen, werden wieder die immer willige Erde bebauen, die Masse ihrer Produktion nach dem Absatzgebiete ihres Magens einrichten und werden endlich wieder in aller Urkraft empfinden, was es heißt: Mensch und glücklich sein.

VOM LESEN UND SCHREIBEN

Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist.

Es ist nicht leicht möglich, fremdes Blut zu verstehen: ich hasse die lesenden Müßiggänger.

Wer den Leser kennt, der tut nichts mehr für den Leser. Noch ein Jahrhundert Leser — und der Geist wird selber stinken.

Daß jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken.

Einst war der Geist Gott, dann wurde er zum Menschen und jetzt wird er gar noch Pöbel.

Wer in Blut und Sprüchen schreibt, der will nicht gelesen, sondern auswendig gelernt werden.

Im Gebirge ist der nächste Weg von Gipfel zu Gipfel; aber dazu mußt du lange Beine haben. Sprüche sollen Gipfel sein: und die, zu denen gesprochen wird, Große und Hochwüchsige.

Die Luft dünn und rein, die Gefahr nahe und der Geist voll einer fröhlichen Bosheit: so paßt es gut zu einander.

Ich will Kobolde um mich haben, denn ich bin mutig. Mut, der die Gespenster verscheucht, schafft sich selber Kobolde, — der Mut will lachen.

Ich empfinde nicht mehr mit euch: diese Wolke, die ich unter mir sehe, diese Schwärze und Schwere, über die ich lache, — gerade das ist eure Gewitterwolke.

Ihr seht nach oben, wenn ihr nach Erhebung verlangt. Und ich sehe hinab, weil ich erhoben bin.

Wer von euch kann zugleich lachen und erhoben sein?

Wer auf die höchsten Berge steigt, der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste.

Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und liebt immer nur einen Kriegsmann.

Ihr sagt mir: „Das Leben ist schwer zu tragen.“ Aber wozu hättet ihr vormittags euren Stolz und abends eure Ergebung?

Das Leben ist schwer zu tragen: aber so tut mir doch nicht so zärtlich! Wir sind allesamt hübsche lastbare Esel und Eselinnen.

Was haben wir gemein mit der Rosenknospe, welche zittert, weil ihr ein Tropfen Tau auf dem Leibe liegt?

Es ist wahr: wir lieben das Leben, nicht, weil wir ans Leben, sondern weil wir ans Lieben gewöhnt sind.

Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe. Es ist aber immer auch etwas Vernunft im Wahnsinn.

Und auch mir, der ich dem Leben gut bin, scheinen Schmetterlinge und Seifenblasen und was ihrer Art unter Menschen ist, am meisten vom Glücke zu wissen.

Diese leichten, törichten, zierlichen, beweglichen Seelchen flattern zu sehen — das verführt Zarathustra zu Tränen und Liedern.

Ich würde nur an einen Gott glauben der zu tanzen verstünde.

Und als ich meinen Teufel sah, da fand ich ihn ernst, gründlich, steif, feierlich: es war der Geist der Schwere, — durch ihn fallen alle Dinge.

Nicht durch Zorn, sondern durch Lachen tötet man. Auf, laßt uns den Geist der Schwere töten!

Ich habe gehen gelernt: seitdem lasse ich mich laufen. Ich habe fliegen gelernt: seitdem will ich nicht erst gestoßen sein, um von der Stelle zu kommen.

Jetzt bin ich leicht, jetzt fliege ich, jetzt sehe ich mich unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich.

Also sprach Zarathustra.

Von Friedrich Nietzsche,
(wohnhaft im Kastel mit der Aufschrift: „Verrückt“.)

GLOSSEN

Die Vergewaltigung Südtirols

„Wie die „Innsbrucker Nachrichten" melden, wurde durch eine Verfügung der Präfektur die Einfuhr der „Neuen freien Presse" und der „Reichspost" nach Südtirol eingestellt."

Das Instrument

„Die Reichsregierung ist sicher, daß die Wehrmacht in jeder Lage ein sicheres Instrument des Staates ist."

Seine Badekostüme fürs Stahlbad

„Im Jahre 1915 lieferten ungarische Textilfabriken der österreichisch-ungarischen Armee Militärbekleidungsgegenstände, die sich im ersten Regen förmlich auflösten, was an der Karpathenfront eine schwere Gefährdung der Kampfstellungen mit sich brachte."

Seine Verwendung im Dienste des Fremdenverkehres

„Ein Finanzsyndikat hat an die Regierung das Anbot gestellt, in der Umgebung von Verdun Riesen-Hotelrestaurants, Kaffeehäuser, Bars und Spielsäle um viele hundert Millionen Franken zu erbauen, um den Fremdenverkehr zu fördern. Das Konsortium ersucht gleichzeitig die Regierung, verschiedenes Kriegsmaterial, wie alte Kanonen, verrostete Tanks usw. zur Verfügung zu stellen, da die Gesellschaft bereit wäre, das Verduner Schlachtfeld für Schaustellungen zu rekonstruieren."

Und seine belehrende Wirkung in der Spielwarenbranche

„Sehr befriedigt war die Spielwarenbranche. Vorwiegend kaufte man Artikel, die belehrend wirken und das Studium in der Schule fördern. Nach langen Jahren wurden heuer zum erstenmal wieder vielfach Blei- und Zinnsoldaten sowie Militärausrüstungsgegenstände gefragt."

Geschäftsregien

Da der Dichter schon lange im Dienste des Kaufmannes, also auf der Menschheit Höhen steht, kann das Königshaus nicht zurückbleiben:

„Mit einem gewissen Stolz haben die Engländer den Prinzen von Wales nach der jüngsten Auslandsreise ihren besten Handlungsreisenden genannt und ihm im Parlament nachgerechnet, daß die Regien seiner Reise nach Süd-Afrika und Süd-Amerika durch das Geschäft reichlich gedeckt sind."

Eine Erfindung

„Deutsches Reichspatent! Der Mello macht jeden gesünder durch Vervollkommnung des Stoffwechsels. Stärkt alle Kräfte! Verhütet viele Leiden! Entfernt restlos, unhörbar und geruchlos Darmgase. In vielen Dankschreiben wird immer wieder betont, daß bei so gründlicher Entgasung des Darmes, wie sie der Mello unter Wahrung von Sitte und Rücksicht bewirkt, nicht nur Unterleibsschmerzen, sondern auch hartnäckigste und von Aerzten als unheilbar angegebene Leiden ganz oder wenigstens zum größten Teil meist sehr schnell und zwar für immer vergehen. Dies bestätigt, daß die häufige Zurückhaltung von Gasen viele sehr üble und allgemein verbreitete Darmgifte erzeugt und dadurch die meisten Krankheiten verursacht und vorhandene verschlimmert. Mit dem Mello entfernt man sie schon im Entstehen. Der Abgang erfolgt von anderen nie bemerkbar, stets in winzigen Mengen und überraschend oft, auch bei denen, welche nur selten welche fühlen.

Heilt dadurch ohne Arznei und ohne Abführmittel, die alle schaden, Verstopfung und Darmschwäche. Weil er vollkommenere Darmtätigkeit und damit bessere Ernährung sämtlicher Organe herstellt, gibt es keinen Gesundheits- und keinen Krankheitszustand, der durch ihn nicht bedeutend gebessert wird; z. B. schlechte Verdauung, Appetitlosigkeit, Erschöpfung, Blutandrang, Schlaflosigkeit und Nervosität, Blutarmut und Bleichsucht, unreiner Teint und Haarausfall, Gicht und Rheuma, Fettsucht, Asthma, Herz-, Lungen-, Nieren-, Leber- und Gallenleiden, übelriechender Schweiß und Atem, Jucken, kalte Hände und Füße, Zuckerkrankheit, vorzeitiges Altern, Adernverkalkung und alle anderen Stoffwechselleiden. Hilft Damen gegen alle schmerzhaften Regelzustände, Hysterie, Migräne und jede Art Frauenleiden. Von größtem Wert ist er allen werdenden Müttern. Er

hilft gegen alle Beschwerden, erleichtert die Geburt, schützt das Kind gegen Schwangerschaftsgifte, und alle daraus entstehenden Kinderkrankheiten, fördert die vorgeburtliche Ernährung und Entwicklung und steigert Menge und Güte der Muttermilch.

Der Mello ist ein kleines, überaus geistvoll erdachtes Röhrchen. Erfüllt die meisten Aufgaben der Gesundheits- und Krankenpflege in denkbar einfachster Art und bringt Wohlbefinden und Frohsinn, wie durch viele Dankschreiben bekundet wird, auch Verzweifelten zurück. Man trägt ihn, auch im Sitzen unfühlbar, absolut unschädlich und unzerbrechlich im After.

Weil die vielen, uns berichteten, oft ganz wunderbaren Wirkungen unseres Mello ans Unglaubliche grenzen, ließen wir sie behördlich prüfen und beurkunden. So schreibt zum Beispiel die Handelskammer, Stuttgart: „Viele Nachbestellungen und Dankschreiben von Heilanstalten, Aerzten und Privaten bestätigen, daß er sich durchaus bewährt, gern getragen wird und staunenerregende Erfolge erzielt.“ Wurde nach sechsmonatlichem ärztlichem Tragen als eine Wohltat ersten Ranges erklärt! Wirklich angenehmes Tragen! Nur einmalige Anschaffung! Schlaft nie ohne Mello! Er bringt erquickenden Schlaf! Spazieret in Gesellschaft nie ohne Mello! Melloversand Stuttgart 2 E. 3, Postscheckkonto Nr. 13.000.“

Wers nicht glaubt, kann in das Original bei mir Einsicht nehmen.

Sich aber vorzustellen, wie die Behörden ein kleines, überaus geistvoll erdachtes Röhrchen amtlich prüfen müssen, ob es im Sitzen auch wirklich unfühlbar und auch unzerbrechlich sei und wie die Beamten nach Schluß der Bureaustunden in Gesellschaft des Herrn Amtsvorstandes nach Hause spazieren und einander versichern, daß es ein wirklich angenehmes Tragen sei und sich wundern, wie überraschend oft... — das söhnt mit vielen behördlichen Mißgriffen wieder aus!

Die Parteien

kämpfen bei uns um Sinecuren, in der Tschechoslovakei aber um die Seele.

„Um die Seele des slovakischen Volkes kämpfen drei Parteien — — —“

Vermutlich heißt Sinecure auf böhmisch Seele.

Jahrelange Ueberanstrengung

durch Anregung:

„Der Minister weist den Vorwurf zurück, daß das Landwirtschaftsministerium in den letzten Jahren nichts geleistet hätte und führt u. a. an, daß über Anregung seines Ministeriums der Milchzoll eingeführt worden ist.“

„U. a.“ bedeutet nicht am Ende „unter anderem“, sondern ist das Geräusch des Speiens der österreichischen Republikaner.

Der Zuschuß

„Der Landeshauptmann wird gefragt, ob er bereit ist, den Arbeitslosen, die länger als 20 Wochen arbeitslos und die Familienväter sind, einen einmaligen Barzuschuß in der Höhe von 5 S für die Person anzuweisen.“
Das ist pro Familienerhalter und Tag im günstigsten Falle: 3·571.428,357.142,835.714,283.571,428.357,142 ... Groschen.

Ob er wohl bereit sein wird? Und ob auch in diesem Falle Bereitsein alles ist?

Die Gelegenheit

„Heute Donnerstag, Puntigam: Schlachtfest. Gelegenheit für moderne Tänze. Anfang halb 8 Uhr. Letzte Tramway 12 Uhr nachts.“

Bei den Papua dürften nicht nur ähnliche Gebräuche, sondern auch ein besseres Sprachgefühl herrschen, das nur Gelegenheiten zu etwas kennt.

Chinesisches

Die Weisheit der Arbeitgeber:

„Die Arbeitsbedingungen in China sind kurz folgende: Die chinesischen Arbeiter arbeiten, je nach dem Industriezweig, 8 bis 15 Stunden täglich. Die Woche hat sieben Arbeitstage. Die Arbeitgeber sind der Ansicht, daß es unweise wäre, einen wöchentlichen Ruhetag einzulegen, da

die Arbeiter sich an diesem Tage Ausschweifungen hingeben und am folgenden Tage arbeitsunfähig sein würden. Einige Betriebe haben einen monatlichen Ruhetag eingeführt. Frauen und Kinder arbeiten aus dem einfachen Grunde genau wie die Männer, weil die Löhne der männlichen Arbeiter nicht ausreichen, eine Familie zu ernähren. Alle Mitglieder der Familie gehen in die Fabriken, sobald sie dazu imstande sind, das heißt, Kinder schon vom zehnten Lebensjahre an."

Die Stützen ihrer Weisheit:

„Die ausländischen Garnisonen weisen folgende Stärke auf: Vereinigte Staaten 946 Mann Infanterie, Großbritannien 1034, Frankreich 1560, Japan 800, Italien 400 Mann Infanterie. Dazu kommen noch insgesamt 1091 Mann Gesandtschaftswachen und einige tausend Freiwillige."

die auf die Dauer aber kaum stark genug sein dürften, da gleichzeitig berichtet wird:

„Die Gesamtbevölkerung von China beträgt nach dem Zensus von 1924 436,094.955. Die Zahl der Ausländer 320.828."

Hoffen wir es!

Oesterreichisches

aus einer Yoghurtreklame, die Monarchie und Republik verbindet, indem sie das beiden Gemeinsame heraushebt.

„Wir haben einige wirkliche Kronzeugen für diese Milchtherapie. Kaiser Franz Josef hat in den letzten 10 Jahren seines Lebens auf Anraten seines Leibförsters, der 96 Jahre alt wurde, täglich früh morgens eine saure Milchsuppe getrunken, und sein Leibarzt Dr. Kerzl hat dieses Rezept des alten Försters nicht nur gut geheißen, sondern er hat diese Kur mit der „sauren Suppen" selbst ausgeübt. Nach verbürgten Nachrichten aus dem Semmeringgebiete führe ich einen anderen Kronzeugen an. Unser Bundespräsident will auch alt werden und daher genießt er immer täglich als erstes Frühstück die saure Milchsuppe."

Sollte Hainisch vielleicht auf den Thron der Republik spekulieren? Unmöglich wäre es bei dieser Uebereinstimmung der Lebensgewohnheiten nicht. Auch seine Absicht, ein hohes Alter

zu erreichen, spricht dafür. Nur die Barttracht steht einem Staatsstreich bisher noch hindernd im Wege.

Was die ganze Welt bewundert

„Karakul, das feinste, moireeartig gemustere Breitschwanzfell ist das Fell frühgeborener Lämmer. Um dieses teure Fell zu erhalten, pflegten die Züchter in früheren Zeiten das trächtig Schaf einfach abzuschlachten. In der neuesten Zeit hat man ein vollkommeneres Mittel erdacht: Man bindet nun das trächtige Schaf und bearbeitet es so lange mit Stockhieben, bis es das Junge wirft. Dieses Verfahren ist viel praktischer, denn früher unter dem Messer waren natürlich alle Schafe umgekommen, also auch das Mutterschaf. Jetzt aber, unter den Stöcken, kommt nur mehr der dritte Teil um, während sich die anderen zwei Drittel wieder erholen und nächstes Jahr wieder derselben Operation unterzogen werden können.

Trotzdem geben die Züchter die Felle auch nicht billiger ab und so kommt es, daß sich heute noch immer nicht jede Dame einen Breitschwanzmantel leisten kann. Die aber, die es sich leisten können, werden mit Recht von der ganzen Welt bewundert und sehr beneidet."

Wo ist der Kerl, der das Buch „Der Mensch ist gut" geschrieben hat? Her mit ihm, damit man ihm zeige, wie ein vollkommeneres Mittel viel praktischer ist, weil es zwar zu keiner Verbilligung der Preise, wohl aber zum Neide der Damenwelt führt. Und wenn er dann nicht Harakiri begeht, ist Hopfen und Malz an dieser Unmenschheit verloren.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Dr. R. P., Wien, Ulrichsplatz. Besten Dank für Ihr Gedicht auf das „Nebelhorn" und Ihr Anbot. Ich bringe aber — vorläufig wenigstens — keine fremden Beiträge.

Dr. W. G., Eggenburg. Vielen Dank für Anerkennung und gesandte Adressen!

Republikaner. Sie ärgern sich darüber, daß ein Ihnen bekannter Monarchist seit den letzten Ereignissen im österreichischen Brechmittelgeschäft am Ring des 12. November die republikanische Staatsform nur mehr als „stehlkleptomanische" Staatsform bezeichnet und behauptet, unter einem Kaiser wären solche Schweinereien unmöglich gewesen. Sie fragen mich, ob ich nichts von Diebstählen zur Zeit der Monarchie wüßte, vielleicht in Galizien, das kulturell ja so ungefähr dem heutigen Deutschösterreich entsprechen dürfte, damit Sie die Republik verteidigen könnten. Ihre sonderbare Meinung, man könne einen Diebstahl durch den Hinweis darauf, daß auch andere gestohlen hätten, verteidigen, weist darauf hin, daß Sie sich viel mit Politik beschäftigen. Im übrigen lassen Sie's gut sein. Die Tatsache, daß in der Monarchie weniger gestohlen wurde als in der Republik ist nicht abzuleugnen. Dennoch ist ihre Ursache nicht in einer moralischen Ueberlegenheit der Habsburger, sondern in dem Gelde gelegen, das ihre Vorfahren schon in früheren Jahrhunderten gestohlen haben. Es ist ja leider das Wesentliche der republikanisch-balkanischen Staatsform, die wir haben, daß immer neue Leute mit leeren Taschen auf die Menschheit regierender Weise losgelassen werden. Das ist entschieden ein Nachteil. Aber wenn schon durch die Abschaffung der die Moral so begünstigenden Erbfolge das Stehlen zu

einer ständigen Regierungsmaßnahme wird, so lassen Sie uns wenigstens hoffen, daß mit der Zeit alle zum Regieren kommen und sich auf diese Weise wenigstens der allgemeine Wohlstand im sanierten Lande hebt.

Bauer. Sie haben in dem Buche Henry Fords „Das große Heute, das größere Morgen" auf Seite 39 die Behauptung gelesen, daß Europa von zerlumpten Bauern überfüllt sei. Sie wollen nun Ford Ihr tadellos geflicktes Kirchengewand schicken — zu einem neuen sind Sie wegen der bekannten Ueberanstrengung des Landwirtschaftsministeriums infolge fortwährender Anregung von Milchzöllen noch nicht gekommen — und wollen ihm so beweisen, daß er Unrecht hat. Sie fragen mich nun, ob Coudenhove-Kalergi schon die Zölle abgeschafft und die Welt in ein Paradies verwandelt hat, in dem man nicht nur ohne weitere Spesen mit dem Auslande verkehren, sondern auch an den folgenden Sonntagen im paradiesischen Kostüme in der Kirche erscheinen kann. Ich warne Sie ernstlich vor solchen Experimenten. Es könnte ja möglich sein, daß Ihnen der Modechef der katholischen Kirche, der Linzer Bischof, Dr. Gföllner, in Würdigung einer solchen Ehrenrettung Europas Dispens erteilen wird, aber ganz ohne Feigenblatt wird es wohl nicht gehen. Wenden Sie sich diesbezüglich an Mussolini, der derzeit mit der Hebung der Moral des italienischen Volkes beschäftigt ist und sicher welche auf Lager hat. Was aber Ford anbelangt, so warten Sie noch ein wenig. Ich werde mich wahrscheinlich in einer der nächsten Nummern mit diesem hochintelligenten Monstrum eines Wolfes im Schafspelz beschäftigen und zeigen, daß auch sein Pelz ziemlich schleißig ist. Vielleicht steht Ihnen dann die ganze Uebersendung nicht mehr dafür und Sie verlangen bloß von Seipel, der unentwegt behauptet, Sie seien saniert, die Einsetzung eines neuen Hosenbodens auf Kosten irgend eines politischen Fonds, der noch nicht gestohlen wurde.

A. St., Graz, Schubertstraße. Schönsten Dank für Brief und Neujahrswünsche, die ich herzlich erwidere. Im Uebrigen verweise ich auf das unter Dr. R. P. Gesagte.

An Alle diejenigen, deren zarte Seelen unter den rauhen Worten des ersten Heftes erschauerten, richte ich die höfliche Aufforderung, alle Kraft zusammen zu nehmen und die Worte Lao-Tses zu bedenken:

„Wahres Wort ist unschön,
Schönes Wort ist unwahr —"

Mir selbst aber möge es vergönnt sein mich mit den Worten Emersons zu trösten:

„Möglich, daß euch jetzt meine Worte hart erscheinen, wenn nicht heute, so doch morgen werdet ihr selbst der Eingebung eurer wahren Natur folgen und falls wir die Wahrheit im Sinne haben, so wird sie uns gemeinsam zu einem Ziele bringen.

Glücklich, wer die Impulse und Ursachen, nach denen die Menschheit gewöhnlich zu handeln pflegt, verschmäht und sich entschließt, Vertrauen zu sich selbst zu haben."

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 3 1. FEBRUAR I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Sachen mit Instinkt / Inschrift / Eine Unterhaltung mit dem richtigen lieben Gott / Die Protektion der Ochsen / Sabotage / Feststellungen / Antworten des Herausgebers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 3 1. FEBRUAR I. JAHR

SACHEN MIT INSTINKT

Ich bin reich. Nicht insoferne als ich viel besitze — ich setze mich überhaupt nicht gerne auf das, was mir gehört, noch gehöre ich zu den, von ihrem Besitz Besessenen, weil mir vor einer solchen Aufeinandertürmung von Mensch auf Ware und Ware auf Mensch schwindelt — nein, ich bin dadurch reich, daß ich weiß wie wunderbar die Dinge sind, die mir zugehören. So habe ich zum Beispiel zwei Sachen, die umherlaufen können. Man wird es mir nicht glauben, aber ich beschwöre es bei dem Heiligenscheine, mit dem der Karrikaturist der Arbeiterzeitung Seipel vor allem Volke auf- und auszuzeichnen pflegt. Das Umherlaufen ist aber bei weitem nicht die wunderbarste Eigenschaft meiner beiden Sachen. Sie kommen auch her, wenn ich sie rufe, sie laufen fort, wenn ich sie wegschicke, sie legen sich auf die Erde und springen auf den Tisch, ganz wie ich es haben will und das Mittel, durch das ich mich mit ihnen verständige ist dieselbe Sprache, durch die ich mich mit den Menschen leider so selten verständigen kann. Aber auch Gefühle äußern diese seltsamen zwei Sachen. Wenn ich fortgehe, kriechen sie traurig in die Kiste, in der sie die Nacht über verpackt sind und wenn ich heimkomme, tauchen sie aus ihr wieder auf, freuen sich und geben ihrer Freude durch Hüpfen und großen Lärm Ausdruck. Und der Patridiotismus gebietet mir zu betonen, daß es solche Sachen einzig und allein noch in Oesterreich und Ländern gleicher Kulturhöhe gibt und wenn wir diese Raritäten vor dem Auslande nicht geradezu verheimlichen würden, so wäre der Fremdenverkehr schon längst gehoben, während es bis jetzt bloß uns von dem steten Geschwätz von seiner Hebung hebt und alles wäre in Butter.

Um es aber kurz zu sagen und zu verraten: die beiden Sachen, von denen hier die Rede ist, sind meine beiden Hunde. Man wird einwenden, daß Hunde, genau besehen, eigentlich Tiere seien. Aber Tiere sind eben in Oesterreich Sachen und bleiben solange Sachen, als es dem Nationalrat von Gottes Gnaden, der sekkiert, beliebt. Und um diese vierbeinige Tatsache noch komischer zu gestalten und noch mehr zu verwikkeln, hat die Kirche solchen Sachen taxfrei den „Instinkt" verliehen, eine sagenhafte Fähigkeit, die mit Vorliebe in Verbindung mit dem Adjektivum „niedrig" steht und wie der Korporal vom Tag beim Militär, auch beim Menschen für alles Ueble verantwortlich gemacht wird, das sich in der irdischen Kaserne zuträgt. Außerdem scheint diese Verleihung auch eine Sparmaßnahme zu sein, der die Erwägung zum Grunde liegt, daß der auf Erden vorhandene Vorrat an Verstand und Gefühl bei weitem nicht einmal für alle Menschen ausreicht, was aber wieder, ohne daß es diese instinkenden Religionszoologen ahnen, daher kommt, weil doch ein ziemlich großes Quantum dieser Unbedarfsartikel an die Gehirne der Tiere gebunden und für die Seelen- und Verstandsbesitzer, aber nicht -benützer, derzeit und allezeit nicht greifbar ist. Und da infolge der seltenen Benützung des eigenen Verstandes und Gefühles, die Gesetze der Vermehrung und Verminderung solcher, den Lebenskampf erschwerenden Eigenschaften überhaupt noch zu wenig erforscht sind, so kam bisher auch noch niemand auf die Idee, daß die Menge des Verstandes und Gefühles durch die Anerkennung ihres Vorhandenseins auch in Tieren auf ganz okkulte Weise auch bei den Menschen beträchtlich vermehrt werden könnte und daß der immer wieder unternommene Versuch, durch Ausrottung der Tiere auf rein mechanischem Wege ein größeres Quantum Verstand und Gefühl für die Menschheit frei zu bekommen, daran scheitern muß, daß durch ein solches Vorgehen ja doch nur niedrige Instinkte frei werden können. So bleibt es also bei dem, durch nichts als durch sein Alter geheiligten Blödsinn und was man nicht kapieren kann, das sieht man für Instinktum an.

In Kulturländern, deren „Volksvertreter" mehr freie Zeit haben und nicht, so wie die österreichischen, das ganze Jahr

über damit beschäftigt sind, einander über die Planken, die die verschiedenen politischen Horizonte von einander abgrenzen, lange Nasen drehen und die Zungen zu zeigen — in solchen Kulturländern hat man es wenigstens versucht, durch Tierschutzgesetze den Tieren eine weniger „sachgemäße" Behandlung zu sichern, als sie bei uns täglich in zahlreichen Gerichtsverhandlungen erfahren. Ja man besitzt dort sogar Tierfriedhöfe, während bei uns ausschließlich die Bäuche der Menschen als Friedhöfe der Tiere in Verwendung stehen. Das Märchen vom Instinkt aber, hat man auch in jenen Ländern noch nicht offiziell überwunden. Denn wovon sollten die Menschen von dem Augenblicke an leben, in dem sie erkannt und zugegeben haben, daß die Tiere ebenso wie die Menschen Seele und Verstand besitzen, ja sogar manches tiefstehende Zweibein in seelischer und geistiger Beziehung übertreffen? Ginge es dann noch an, das handwerksmäßige Umbringen so begabter Wesen durch einen Gewerbeschein zu legitimieren und professionelle Massenmörder zu Zünften zu vereinigen? Sollte man plötzlich von jenen, die Ueberflüssigkeit und Schädlichkeit des Fleischessens beweisenden Erkenntnissen der Wissenschaft offiziell Notiz nehmen, die biher streng geheim gehalten wurden, da man an der Möglichkeit verzweifelte, den Begriff „Fleisch" aus dem Gehirnkastel mit der Aufschrift „Bekömmliche Nahrungsmittel" ohne Revolution der, auf ein gutes Pipipapi bedachten Menschheit herauszukriegen?

Es ist klar, daß die Verwicklungen, die einer Abschaffung der Instinkttheorie folgen müßten, ungeheuer wären, abgesehen davon, daß es auch ganz aussichtslos wäre, an den Urheber der Instinkttheorie, den Papst, mit der Bitte heranzutreten, sich auf seine Cathedra hinaufzubemühen und unter seinen Wedeln aus Straußfedern den, mit den Spießen der Religion der Liebe bewaffneten Schweizergarden, endlich einmal unfehlbar, etwas Wahres zu verkünden, durch das vielleicht doch den unglaublichen Tierschindereien, mit denen sich besonders die erzkatholischen Länder Italien und Spanien hervortuen, ein wenig Einhalt geboten werden könnte. Denn der heilige Stuhl ist in solchen Geschmacksfragen überaus hart und denkt nicht daran, ein mitleidenthaltendes Abführmittel einzunehmen, damit er

weicher werde. Hat er doch sogar in seiner zoo-logischen Scholastik das Fleisch der Fische für Nichtfleisch erklärt, damit der Gläubige auch an Fasttagen nicht zu fasten brauche und des gewohnten Mordes nicht entbehre. Wozu die Menschheit, die ohnehin schon so verwirrt ist, daß sie nicht mehr so recht an die Drehung der Sonne um die Erde glauben will, mutwillig in neuerliche Verwirrung stürzen? Wozu es darauf ankommen lassen, daß die Logik dann nur zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl hat, nämlich zwischen dem Vegetarismus und dem Kannibalismus? Ist es doch schon anläßlich der Fälle Haarmann und Denke ruchbar geworden, daß zwischen Menschen- und Tierfleisch kein merkbarer Unterschied im Geschmacke bestehe und wenn nun auch noch dekretiert würde, daß die Aehnlichkeit zwischen der Ermordung eines Menschen und eines Tieres ebenso groß sei wie die, schon darauf hinweisende, Geschmacksähnlichkeit des Fleisches, wohin käme man da? Für den Vegetarismus würden sich wohl die Wenigsten entscheiden, da er bekanntlich lange Haare auf dem Kopfe und härene Gewänder um den Leib wachsen läßt und es bliebe nur die Rückkehr zum Kannibalismus übrig!

Weg mit solchen Gedanken! Her mit dem Instinktbegriff! Man sieht, welch einen Damm gegen das Zurückfluten in die Gebräuche der Steinzeit ein einziges kleines Wort darstellen kann oder vielmehr, wie vollkommen es verbergen kann, daß wir mit dem Ermorden und Verzehren von Tieren auch heute noch in den Gebräuchen jener Urzeit befangen sind. Lasset uns lieber weiter jener logisch verquertagelten Tierliebe huldigen, die zu nichts verpflichtet, als auch im Ermorden menschlich zu sein, wenn schon der Mord nach der allgemeinen Anschauung eine unvermeidbare menschliche Tätigkeit darstellt. „Schlachtet mit Liebe!" las ich unlängst als Ueberschrift in einer Zeitung und es wurde seither nicht berichtet, daß irgend jemand an diesem Satze erstickt sei. Reißt den Fröschen mit Liebe die Hinterbeine aus, siedet mit Liebe die lebenden Krebse, kastriert mit Liebe, viviseziert mit Liebe und nehmt mit Liebe den Kühen die Kälber weg, um sie dem Fleischhauer zu geben! Aber bildet euch nicht ein, daß all diese Schweinereien und all dieses Blut einmal nicht über euch kommen werden

und daß Menschenliebe je zum Besitz eines Volkes werden kann, das keine Tierliebe bis zur letzten Konsequenz übt, das ist bis zum Verzicht auf einen Genuß, der lediglich der Qual anderer entstammt. Es ist ein Grundirrtum der Sozialdemokratie, wenn sie meint, Menschenliebe ohne Tierliebe predigen zu können, weil angeblich zuerst die Menschen dranzukommen haben. Das wird ohnehin seit Jahrhunderten getan. Genützt hat es nichts. Ueberall beginnt man mit dem Leichteren und schreitet von diesem allmählig zum Schwereren vor. Und wer kann es leugnen, daß es einem die Tiere unendlich leichter machen, sie zu lieben, als die Menschen und daß man bedingungslos jedes Tier lieben kann, niemals aber jeden Menschen? Schuld daran, daß hier, ganz entgegen allem Brauch, das Schwerere dem Leichteren vorgezogen wird, ist wohl der Umstand, daß in diesem Falle das Predigen des Schwereren das Leichtere ist. Denn es schafft Dank und Ehre von den Menschen, während von den Tieren nichts dergleichen zu erwarten ist. Und es ist leichter, den Homo, der sich selbst sapiens findet, weil alles seiner Gewalt untertan ist, in dieser Einbildung zu bestärken, als ihm weiszumachen, daß die staatliche Ordnung, auf die er sich so viel einbildet, im Weltgeschehen nicht mehr bedeutet als das Durcheinander in einem Ameisenhaufen und daß, wer leichtfertig Gewalt braucht, aus sich die kostbarste Gewalt verliert.

Wer die Tiere wirklich liebt, wird deshalb noch lange nicht alle Menschen lieben können. Aber man kann trotzdem mit Sicherheit behaupten, daß er auch gegen keinen Menschen mehr grausam und ungerecht sein wird und daß, wenn alle so wären, sich niemand mehr dazu hergeben würde, auf Menschen zu schießen, weil Menschen es befehlen. Und dieses rein negative Verhalten genügte, die Welt aus einem Tollhaus in ein Paradies zu verwandeln, was ich allen denen, die unentwegt nach Positivem schreien und von ihm allein alles Heil erwarten, zu bedenken geben möchte.

INSCHRIFT

auf das Denkmal eines Neufundländerhundes.

Sinkt manches stolze Menschenkind ins Grab,
Dem nicht sein Wert, Geburt nur Geltung gab,
Erschöpft des Bildners Kunst den Prunk der Trauer,
Die Urne nennt den Toten dem Beschauer;
Doch ist, nach Allem, nur darauf zu lesen,
Was sein er sollte, nicht, was er gewesen.
Der arme Hund, des Menschen treu/ster Freund,
In Glück und Unglück gleich mit ihm vereint,
Dess' truglos Herz nur schlägt für seinen Herrn,
Für den er kämpft und lebt und atmet gern,
Stirbt ungeehrt, von Menschen nicht beklagt,
Der Himmel wird der Seele selbst versagt,
Indeß der Mensch, der Wurm, hofft auf Vergeben
Und meint, der Himmel sei für ihn nur eben.
O Mensch, du armer Pächter nur der Stunde,
Mit Schlechtem stets, ob Knecht, ob Herr, im Bunde,
Wer recht dich kennt, der sagt sich von dir los,
Belebter Staub, mißrat'ner Erdenkloß!
Dir ist die Liebe Wollust, Freundschaft Trug,
Dein Lächeln Heuchelei, dein Reden Lug.
Schlecht von Natur, mit Namen stolz verbrämt,
Wirst vom verwandten Tiere du beschämt.
Doch wer die schlichte Urne schaut, der seh',
Hier liegt ein Wesen, das mir nie tat weh.
Der Stein birgt eines Freundes Reste mir;
Nur einen kannt' ich — und der ruhet hier.

Von Lord Byron,

der ein Vegetarier war, ebenso wie Lionardo da Vinci und viele andere, denen man eine solche sentimentale Narretei in bürgerlichen Kreisen gar nicht zutrauen würde.

EINE UNTERHALTUNG MIT DEM RICHTIGEN LIEBEN GOTT

(Bericht über einen Vorgang in München, am 9. Nov. 1922.)

„Ich bin der Untersuchungsrichter."

„Und an welcher Stelle wünschen Sie untersucht zu werden?"

„Ich werde Sie untersuchen!"

„Also werden wir uns gegenseitig untersüchen."

„Sie haben auf meine Fragen zu antworten."

„Ich were Sie untersuchen, indem ich Ihre Fragen beantworte."

„Auf Grund des beschlagnahmten Buches sind sehr schwere Anschuldigungen gegen Sie erhoben worden."

„Das ist keine Frage."

„Sie haben derartige Bemerkungen zu unterlassen."

„Ein Untersuchungsrichter hat keine Befehle zu erteilen."

„Sie haben sich hier nur zu verteidigen!"

„Ich fühle mich aber gar nicht angegriffen."

„Sie wollen also Ihre Aussage verweigern?"

„Ich werde mir doch nicht selbst den Mund verbinden."

„Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Wer greift mich an?"

„Der Staat als der Hüter der Rechtsordnung."

„Lassen wir einmal die witzigste aller Fragen, wer und was der Staat eigentlich ist, beiseite. Lassen wir auch die Frage, wer den Staat zum Hüter der Rechtsordnung bestellt hat, zunächst unbeantwortet. Warum greift mich der Staat an?"

„Weil Sie im Verdachte stehen, die Gesetze verletzt zu haben."

„Wer sich vergeht, der geht falsch, wer einen Verdacht äußert, der denkt nicht richtig. Da Sie aber von dieser verdächtigen Tätigkeit leben, wären Sie ja schön dumm, wenn Sie richtig dächten."

„Falsch-richtig, richtig-falsch! Diese beiden Wörter in der von Ihnen beliebten Weise zu gebrauchen, ist Unfug."

„Sanfter Unfug oder die himmlische Fügungsweise."

„Wir sind hier auf der Erde."

„Also im Himmel, denn die Erde fliegt durch den Himmel."

„Wie kommen Sie dazu, Ihre Denkungsweise für die richtige zu halten?"

„Aus demselben Grunde, aus dem Sie Ihre Denkweise für die rechtliche, also die nicht-richtige halten. Außerdem ist Ihre Denkweise gar nicht Ihre Denkweise, sondern die Denkweise Ihrer Vorgesetzten."

„Das Recht ist das Richtige!"

„Sagen Sie! Richtig hat Ihr soeben geäußerter Satz zu lauten: Das Richtige ist das richtige Recht. Ueber jedem Vorgesetzten oder Herrschaftsverüber steht die Grammatik, das war schon im alten Rom so und auch ein oberbayrischer Oberlandesgerichtsrat hat sich dem alldeutlichen, das heißt dem deutschen Sprachgebrauche bedingungslos zu fügen. Sonst mag er seinen Untersuchungsladen in Lateinien aufmachen. Und mein Sprachgebrauch ist, da ich Sie auf deutschem Boden untersuche, der Sprachgebrauch des deutschen Volkes, diese Ausdrucksweise der liebevollen und hemmungslosen Deutlichkeit aller gegen alle, die nach dem allmächtigen Satze vom ausgeschlossenen Dritten geschaffen und gebildet worden ist. Also immer hübsch freundlich dahier in dem Zimmer Ihrer Geschäfte, die Sie mit dem Worte Pflicht zu bezeichnen pflegen. Wäre das Recht von jeher das im deutschen Wirtschaftsraum Richtige gewesen, so könnte das Wort richtig überhaupt nicht erfunden worden, also auch gar nicht vorhanden sein. Es handelt sich hier nur um den vollkommenen Sprachgebrauch, denn nur die vollkommene Freiheit des Wortes verbürgt seine Richtigkeit."

„Das gehört nicht hierher."

„Folglich haben Sie es gehört. Und ich habe Ihre oberfaule Ausrede vernommen, durch die Sie soeben zum Ausdruck gebracht haben, daß Sie mir nicht mehr zu folgen vermögen. Und dabei bilden Sie Schwachkopf sich ein, mich verfolgen zu können."

„Es handelt sich hier nur um das Recht."

„Es handelt sich hier um einen Rechtsstreit, den Sie mit mir beginnen möchten. Zu diesem Zwecke haben Sie mir 549 Bücher gestohlen. Doch ich bin nicht hierher gekommen, um mit Ihnen zu streiten. Da sie aber vom Streite leben, müssen Sie sich immerfort in Widersprüche verwickeln. Ich dagegen kann so tun, als ob ich der Richtige bin. Sie nehmen mich daher ernst und ich finde Sie lächerlich. Sie können mit Ihrem Handwerkzeug, das ja nur aus Wörtern besteht, nichts gegen mich ausrichten, weil ich alldeutlich spreche und Sie nur undeutsch denken dürfen. Die richtige deutsche Sprache ist nämlich nur zu dem Zwecke der Verständigung erfunden worden. Und da Ihre Ausdrucksweise der Nichtverständigung zu dienen hat, deshalb liegt ihr ganzes Handwerkszeug schon zerbrochen unter dem grünen Tisch."

„Sie bestreiten also nicht, die Gesetze verletzt zu haben?"

„Dummes Zeug!"

„Das ist eine Beamtenbeleidigung!!"

„Wer wird denn gleich so wehleidig sein?"

„Sie haben bereits den Beweis erbracht, daß Sie die Gesetze verletzt haben."

„Wieder falsch! Ich werde Ihnen beweisen, daß Sie mit dem Worte „beweisen" überhaupt keinen Begriff verbinden. Die Tätigkeit des Beweisens setzt die Fähigkeit des Wörterfügens und Satzmachens voraus. Wer in diesen beiden Tätigkeiten tüchtig ist, kann dem darin weniger Tüchtigen alles beweisen. Deshalb können Sie mir überhaupt nichts beweisen, am allerwenigsten, daß ich Ihnen etwas bewiesen habe. Ich aber kann Ihnen alles beweisen, was ich will. Denn Sie gehören zu den vollkommen ernsthaften Zweihändern. Und eben nur was keines Beweises bedarf, ist das Richtige."

„Ein lustiger Beweis ist kein Beweis."

„Wieder falsch! Wenn Sie richtig zu sprechen wüßten, hätte Ihr Satz lauten müssen: Ein lustiger Beweis ist kein ernsthafter Beweis. Wie aber die Ernsthaftigkeit eines Beweises nicht seine Richtigkeit verbürgt, so beweist die Lustigkeit eines Beweises noch nicht seine Unrichtigkeit. Und da man nichts Lustiges ernsthaft beweisen kann, das richtige Leben

aber der ungesperrte Stoffwechsel aller, also etwas vollkommen Lustiges ist, hat man als Richtigdenker in all enFällen, wo es sich um etwas Lebendiges handelt, den lustigen Beweis dem ernsten vorzuziehen. Ich habe stets die Lacher auf meiner Seite. Und das ist die Mehrzahl. Und davor fürchten Sie sich."

„Auch das gehört nicht hieher."

„Das gehört hierher, wie ich nach Ihrer falschen, also einsichtslosen Ansicht hierher gehöre. Und ich bin hierher gekommen, um Ihnen klar zu machen, daß Sie nicht richtig denken, wenn Sie mich für einen Gesetzesverletzer ansehen. Gesetze bestehen aus Sätzen. Wenn ich Sätze brauche, so pflege ich mir diese Gebrauchsgegenstände selbst anzufertigen. Ich habe also keinen Bedarf nach den von den Gesetzmachern zum Zwecke der Verewigung der Streithammelei zubereiteten und wie saures Bier zum allgemeinen Gebrauch feilgebotenen Sätzen. Wessen ich aber nicht bedarf, das ist für mich wertlos. Und was für mich wertlos ist, das ist für mich als Gebrauchsgegenstand nicht vorhanden. Und was ich nicht in Gebrauch nehme, das kann von mir auch nicht beschädigt oder verletzt werden. Wer mich also in dem Verdacht hat, daß ich irgend ein Gesetz verletzt haben könnte, der ist vollkommen schief gewickelt. Und wer schief gewickelt ist, der denkt falsch, indem er sein Falschdenken für das Richtige hält."

„Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor der Strafe."

„Folglich muß die vollkommene Kenntnis des Gesetzes vor jeder Strafe schützen können. Und diese vollkommene Kenntnis besitze ich, weil ich das Wesen ohne Gruppenbindung, also das Wesen ohne Widerspruch bin. Das heißt nach dem Sprachgebrauch des deutschen Volkes: Ich bin aller Wahrscheinlichkeit nach der richtige liebe Gott."

„Das ist noch nicht dagewesen!!!"

„Wiederum falsch! Der richtige liebe Gott ist das ewige Wesen."

„Das ist eine komplette Verrücktheit!!"

„Das heißt, Sie haben von mir eine verdrehte Vorstellung."

„Ich bin ein sterblicher Mensch!"

„Das kann jeder machen wie er will."

„Sie sind unzurechnungsfähig."

„Das heißt, Sie besitzen nicht die Fähigkeit, mit mir zu rechnen. Sie sind ja auch kein Rechnungsrichter, sondern ein Untersuchungsrichter. Aber ich bin der richtige liebe Gott und vermag kraft meiner Allmacht auch in dem dunkelsten Richterkopf ein Licht anzustecken. Wenn der richtige liebe Gott innerhalb einer Gruppe oder Grenze auftaucht, hat er damit zu rechnen, daß er von den Satzmachern dieser hochherrschaftlichen Beschränktheit für unzurechnungsfähig erklärt wird. Damit beweisen sie ja gerade, daß sie niemals mit ihm gerechnet haben und daß sie sich ihrer Ungöttlichkeit vollkommen bewußt sind. Und so haben auch Sie, weil Sie mich für unzurechnungsfähig halten, den Beweis Ihrer Ungöttlichkeit und damit den Beweis meiner Göttlichkeit erbracht, ohne es überhaupt gewollt oder geahnt zu haben."

„Ach, das sind alles nur Wortspielereien!"

„Sie scheinen nicht zu wissen, daß das Leben, soweit es menschlich ist, nur in Wörtern vor sich geht. Daß Ihnen meine Wortspielereien nicht behagen, kümmert mich wenig. Haben Sie sich bei Ihren Wortspielereien schon einmal um mein Behagen geschert? Im Gegenteil! Sie haben dabei immer nur an die Sicherung Ihrer Gehaltsordnung gedacht."

„Ihr richtiger liebe Gott ist nur eine Fiktion!"

„Und was ist eine Fiktion? Nicht einmal das wissen Sie! Sie haben wohl Ihrem Vater das Schulgeld aus der Tasche beschlagnahmt? Aber ich bin nun einmal ein geradezu furchtbar netter Kerl und will es Ihnen verraten, was diese meine Fiktion vom richtigen lieben Gott, diese Sensation der Sensationen ist und zu bedeuten hat. Auf deutsch: die göttliche, die richtige, die streitlose Zusammenfügung aller. Im Wissenschaftswelsch: das Aufhören der Problemfabrikation. Im Kirchenquatsch: das jüngtse Gericht."

„Ich werde zur weiteren Verhandlung einen Sachverständigen hinzuziehen."

„Womit Sie nur den Beweis erbringen, daß Sie von der Sache, die hier zur Verhandlung steht, nichts verstehen. Außerdem handelt es sich hier gar nicht um eine Sache, sondern um ein lebendiges Wesen. Und das wichtigste Kennzeichen eines

Lebewesens ist, daß es unter keinen Umständen als Sache behandelt werden darf, wenn es nicht falsch behandelt werden soll. Folglich kann, wenn ein Sachverständiger ein Lebewesen nur sachverständig betrachtet, als Urteil nichts als ein Riesenbockmist zum Vorschein kommen. Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Verbrennen Sie aber das beschlagnahmte Buch, so beginnen Sie mit der Zerstörung Münchens!"

„Diesen Satz verstehe ich nicht!"

„Diesen Satz haben Sie verstanden, nur wollen Sie es nicht zugeben, ihn verstanden zu haben."

„Sie halten sich wohl für den klügsten Menschen der Welt?"

„Wenn es auf dieser Welt überhaupt kluge und dumme Menschen zu geben hat, so muß es in diesem Augenblicke auf der Erdoberfläche einen allerklügsten und einen allerdümmsten Menschen geben. Und der Dümmste bin ich nicht, wie Sie nicht der Allerklügste sind."

„Das habe ich niemals behauptet!"

„Aus Angst vor Ihrem Vorgesetzten. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit, daß ich der Allerklügste bin, genau so groß wie die Wahrscheinlichkeit, daß Sie der Allerdümmste sind. Sie dürfen nämlich nur genau so klug sein, wie es die Münchner Polizei erlaubt. Ich halte den bayrischen Löwen am Schwanz und gedenke, ihn nicht eher loszulassen, als bis er schön macht oder verreckt ist. Ein Drittes ist ausgeschlossen."

„Mein Herr!!"

„Mein Knecht! Es ist jetzt zwölfe. Ich gehe frühstücken. Wenn Sie noch etwas von mir zu wissen wünschen, was Sie nicht wissen — denn nur aus diesem Grunde fragen Sie mich ja immerfort — so komme ich in zwei Stunden wieder. Aber pünktlich! Auf Immerwiedersehen!"

Von Ewald Gerhard Seeliger.

DIE PROTEKTION DER OCHSEN

Da mir von den Fortschritten, die ich die Welt täglich nach allen Blödsinnsrichtungen machen sehe, die Beine weh tun, habe ich mir ein Motorrad angeschafft. Natürlich ein ausländisches, da es mir ein stilles Vergnügen macht, die Handelsbilanz Oesterreichs „negativ zu beeinflussen". Dieses Motorrad verbindet mich nicht nur mit der Welt, sondern — und dieses ist viel mehr — es trennt mich auch von ihr und die tiefschürfenden Gespräche in Eisenbahnwagen über den stabilisierten Sanierungsjammer Oesterreichs, die ich mit seiner Hilfe schon glücklich versäumt habe, sind Legion. Und noch einen unleugbaren Vorteil hat es: es ist ein unübertreffliches Gerät zur Anknüpfung munterer Unterhaltungen mit den Behörden und ist in dieser Beziehung nur mit dem Regenschirm zu vergleichen, ja es übertrifft ihn sogar, da er seit der Erfindung des Gummimantels zur Anknüpfung von Damenbekanntschaften nicht mehr recht taugen will. Mit diesem Motorrad hopse ich über die Löcher der österreichischen Bundesstraßen, beobachte den durch diese verhinderten Fremdenverkehr und teile mit dem Vorderrade hurtig und plätschernd die zusammenhängenden Pfützen der österreichischen Bezirksstraßen, die nach Regenwetter den Bewohnern des Mars im Fernrohr als Kanäle erscheinen dürften.

Nicht immer aber geht die Fahrt glatt von statten. Da ist zum Beispiel zwischen den Orten Peggau und Deutsch-Feistritz in Steiermark ein Bahnschranken, der eigens dazu errichtet zu sein scheint, die Geduld, die die Oesterreicher im politischen Leben so dringend brauchen, zu üben und zu pflegen. Und obwohl, wie mir Kundige versichern, im Eisenbahnbetriebsreglement eine Bestimmung enthalten sein soll, daß solche Bahnschranken nicht länger als zehn Minuten geschlossen sein dürfen, so hackt doch eine Behörde der anderen kein

Auge aus und ich bin vor diesen Schranken schon oft mit der Uhr in der Hand bis zu fünfundzwanzig Minuten gestanden, ehe ich mich eines Tages zu einer offenkundigen Gesetzesverletzung hinreißen ließ und das machte, was alle Fußgänger und Radfahrer bei diesem Bahnschranken seit seiner Errichtung tun: Sie heben ihn nämlich auf, bücken sich und überschreiten gleichmutvoll die leeren Schienen, die rechts und links Hunderte von Metern weit zu übersehen sind. Bestärkt wurde ich in diesem abwegigen Tun noch durch die Beobachtung, daß ca. 200 Meter nördlich dieses Bahnschrankens sich ein anderer befindet, der immer erst knapp vor der Durchfahrt eines Zuges geschlossen wird, so daß es einem passieren kann, mit einem schnellen Fahrzeug unter dem Leibe warten und zusehen zu müssen, wie gleich nebenan ruhevoll Ochenkarren über das hier gesperrte, dort aber offene Geleise hin und herfahren und die gute alte Zeit wahre Orgien feiert.

Zwei Tage später erschien ein Gendarm bei mir. Er machte mir die Mitteilung, daß ich angezeigt worden sei, weil ich mein Motorrad bei geschlossenen Bahnschranken über die Schienen geschoben habe. „Von wem?" fragte ich. Er zuckte die Achseln. Das wisse er nicht. Er habe mich lediglich über meine Verantwortung einzuvernehmen. Und nachdem er erfahren hatte, daß meine ganze Verantwortung in dem Satze bestand: „Weil mir das Warten zu blöd war", entfernte er sich. Nach kurzer Zeit kam ein Brief von der Bezirkshauptmannschaft Umgebung Graz, für den ich 23 Groschen Porto zahlen mußte und der die Neuigkeit enthielt, daß ich zu 5 Schilling Geldstrafe verurteilt werde, weil ich mein Motorrad vor dem „heranbrausenden" Zuge über das Geleise geschoben habe. Dagegen stehe mir binnen 14 Tagen die Berufung an die steiermärkische Landesregierung offen.

Da stand ich nun als ein von der Behörde als Uebeltäter Gezeichneter. Aber ich warf keineswegs die Flinte ins Korn, sondern tauchte die Feder in die Tinte und verfaßte die Berufung. Ich verwies mit der, mir den Behörden gegenüber eigenen Höflichkeit auf die Eigenheiten der beiden nebeneinander befindlichen Bahnschranken und bemühte mich, die Unbekümmertheit der Ochsen ins rechte Licht zu setzen. Dann fuhr

ich fort: „Nun ist es zwar schon genügend bekannt, daß Ochsen hierzulande eine gewisse Protektion genießen, da sie nicht nur ungestraft auf der rechten Straßenseite fahren, sondern sich auch bei Nacht unbeleuchtet im Dunkel auf den Bundesstraßen mit ihren Fuhrwägen ergehen dürfen; aber zu weit sollte man diese Protektion doch nicht treiben, denn die Gefahr läge dann nahe, daß in Zukunft jeder, der, ohne Ochse zu sein, sich das Recht des Geleiseüberschreitens gleichzeitig mit den Ochsen angemaßt, von irgend einem x-beliebigen Ochsen zur Anzeige gebracht werden könnte. Ich verlange daher die Herabsetzung der Strafe auf das gesetzliche Mindestmaß von einem Schilling, den ich gerne für die amtliche Bestätigung, daß ich kein Ochse bin, bezahlen will."

Das Stillschwigen, das hierauf folgte, dauerte über zwei Monate. Gerüchte drangen an mein Ohr, daß man eifrig nach meinem Leumund forsche und untersuche, ob ich nicht am Ende politisch verdächtig sei — p. v. heißt die vom Stahlbad her noch bekannte Abkürzung dafür. Endlich, am 4. Januar erhielt ich Folgendes:

Amt der steiermärkischen Landesregierung.

Zl. 9—329 M. 29/2/1926. Graz, 23. Dezember 1926.

Dr. Müller-Guttenbrunn Herbert,

Uebertretung der Eisenbahnbetriebsordnung.

Bescheid.

Mit der Strafverfügung der Bezirkshauptmannschaft Graz vom 8. Oktober 1926 wurde gegen Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Gutsbesitzer in Rötschmühle, wegen Uebertretung des § 96 der Eisenbahnbetriebsordnung, begangen dadurch, daß er am 23. September 1926 den geschlossenen Bahnschranken bei der Bahnübersetzung in Peggau aufhob und sein Motorrad samt Beiwagen über das Geleise schob, gemäß Art. 7, E.G.-V.G., eine Geldstrafe von 5 S, im Falle der Uneinbringlichkeit der Geldstrafe eine Arreststrafe von 24 Stunden verhängt.

Der gegen das Strafausmaß gemäß § 49, Abs. 2, V.St.G. rechtzeitig eingebrachten Berufung des Genannten wird Folge gegeben, und unter Anwendung des § 51, Abs. 4, des Verwaltungsstrafgesetzes die verhängte Strafe auf 2 S, eventuell 12 Stunden Arrest herabgesetzt.

Dagegen ist gemäß § 51, Abs. 1, V.St.G., eine weitere Berufung unzulässig.

Gleichzeitig wird gegen den Genannten gemäß § 34, A.V.G. wegen beleidigender Schreibweise in seiner Berufung an die Bezirkshauptmannschaft Graz vom 14. Oktober 1926, begangen durch den Satz „Nun ist es zwar schon genügend bekannt, daß Ochsen hierzulande eine gewisse Protektion genießen, da sie nicht nur ungestraft auf der rechten Straßenseite fahren, sondern sich auch bei Nacht unbeleuchtet im Dunkel auf den Bundesstraßen mit ihren Fuhrwägen ergehen dürfen, aber zuweit sollte man diese Protektion doch nicht treiben, denn die Gefahr läge dann nahe, daß in Zukunft jeder, der ohne Ochse zu sein, sich das Recht des Geleiseüberschreitens anmaßt, von irgend einem x-beliebigen Ochsen zur Anzeige gebracht werden könnte," — eine Ordnungsstrafe von 5 S, im Falle der Uneinbringlichkeit 12 Stunden Haft, verhängt.

Gegen diesen Bescheid, insoweit mit demselben die Ordnungsstrafe verhängt wird, ist die Berufung an das Bundesministerium für Handel und Verkehr zulässig, die binnen 14 Tagen nach Zustellung bei dem Amte der Landesregierung in Graz einzubringen ist.

Der Landeshauptmann:
Gürtler.

So waren glücklich aus den fünf Schillingen durch Herabsetzung sieben Schillinge geworden! Aber berufen und nicht verzweifeln, war meine Parole und ich verfaßte hinwiederum Folgendes, um nach meinen schwachen Kräften die Leute in der Stadt vor Arbeitslosigkeit zu schützen:

„An das
Bundesministerium für Handel und Verkehr
in Wien.

Gegen den mir am 4. Jänner 1927 zugestellten Bescheid der steiermärkischen Landesregierung, Zahl 9—329 M. 29/6/1926, berufe ich innerhalb der gesetzlichen Frist von 14 Tagen nach der Zustellung.

In diesem Bescheid wird mir mitgeteilt, daß ich gemäß „§ 34 A.V.G." wegen beleidigender Schreibweise in meiner Berufung an die Bezirkshauptmannschaft Graz, begangen durch den Satz: „Nun ist es zwar schon genügend bekannt, daß Ochsen hierzulande eine gewisse Protektion genießen, da sie nicht nur ungestraft auf der rechten Straßenseite fahren, sondern sich auch bei Nacht unbeleuchtet im Dunkel auf den Bundesstraßen mit ihren Fuhrwägen ergehen dürfen; aber zuweit sollte man diese Protektion doch nicht treiben, denn die Gefahr läge dann nahe, daß in Zukunft jeder, der, ohne Ochse zu sein, sich das Recht des Geleiseüberschreitens anmaßt, von irgend einem x-beliebigen Ochsen zur Anzeige gebracht wer-

den könnte." zu einer Ordnungsstrafe von fünf Schilling, im Falle der Uneinbringlichkeit zu 12 Stunden Haft verurteilt werde. Und zwar wird diese Strafe nach dem Wortlaut des Bescheides „gegen" mich, statt „über" mich verhängt, was meiner Meinung nach eine unzulässige Verschärfung derselben darstellt.

Zur Sache selbst und zur Begründung meiner Berufung habe ich Folgendes zu bemerken:

1. Ist es absolut unerfindlich, wer durch den incriminierten Satz beleidigt worden sein soll. Da in ihm nur von Ochsen die Rede ist, so kann — falls durch ihn überhaupt jemand beleidigt wurde — doch nur ein Ochse beleidigt worden sein. Eine Verurteilung wegen einer gegen ein Tier gerichteten Beleidigung ist aber, wenigstens in Oesterreich, ein derartig ungewöhnlicher Vorgang, daß durch ihn geradezu die von mir behauptete Protektion der Ochsen hierzulande bestätigt zu werden scheint. Mit Bestimmtheit behaupten kann ich natürlich eine solche, selbst mir unwahrscheinlich erscheinende Inkonsequenz der Behörde nicht. Das kommt aber wieder daher, weil mir

2. der Name des Gesetzes, nach dem ich verurteilt wurde, nicht mitgeteilt wird, so daß ich mir aus ihm keine endgültige Aufklärung über den Fall verschaffen kann. „§ 34 A,V.G." — was ist das? Wo soll ich ihn finden, um mich durch seine Lektüre vor künftiger Verurteilung zu schützen? Ich bin wieder nur auf Vermutungen angewiesen und glaube in dem Buchstaben „A" eine Abkürzung des Wortes „animal" zu erkennen, so daß es sich vielleicht um eine Anwendung des französischen Tierschutzgesetzes handeln könnte. So lobenswert nun diese auch wäre, besonders insolange, als wir in Oesterreich infolge fortwährender Beschäftigung mit weit wichtigeren Dingen noch zu keinem Tierschutzgesetz gekommen sind, so erscheint ein solches abgekürztes Verfahren doch als eine Ungehörigkeit gegenüber dem Staatsbürger, der sich gerne bessern möchte.

Da also nach Punkt 1 eine nach österreichischem Gesetz strafbare Beleidigung nicht erfolgt ist und nach Punkt 2 ein Mangel des Verfahrens vorliegt, ersuche ich in aller Bescheidenheit um Aufhebung dieses Bescheides.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn."

Dieser Berufung lag ein Zeitungsausschnitt folgenden Inhaltes bei:

Eine gefährliche Bahnübersetzung.

(Strafbezirksgericht.)

Bei der Brauerei Puntigam wird die Bundesstraße von

einem Schleppgeleise überquert, auf dem die Waggons mit Ochsenzug aus der Brauerei zum Bahnhof geschafft werden. Die Ochsen ziehen den Waggon an einer etwa fünf Meter langen Kette. Am 21. Dezember gegen 17 Uhr — es war bereits sehr finster — fuhr der Kalsdorfer Gastwirt Franz G. mit seinem Auto von Graz nach Süden, als gerade ein Waggon aus der Brauerei geschoben wurde. Er sah wohl die Ochsen und den Waggon, nicht aber die Kette und vermeinte, es treibe jemand auf der rechten Straßenseite ein Ochsenpaar und wähnte die Passage frei. Erst im letzten Augenblicke wurde er der Kette ansichtig, bremste und konnte sein Auto knapp vor der Kette, die die Straße vollkommen sperrte, zum Halten bringen. Doch von der linken Seite kam der in Schwung befindliche Waggon daher. G. hatte noch gerade Zeit, abzuspringen, dann fuhr der Waggon ins Auto, das arg havariert wurde. Heute ist G. (!) wegen Uebertretung gegen die körperliche Sicherheit angeklagt. — Der Richter gibt seiner Verwunderung Ausdruck — — — und spricht den Angeklagten mangels jeden Verschuldens frei."

Dazu war noch in einer Nachschrift zur Berufung bemerkt:

„Ich lege einen Zeitungsausschnitt vom 12. Jänner bei, der das oben unter Punkt 1 Gesagte neuerlich und unwiderleglich bestätigt und beweist, daß die Behörden in Steiermark jederzeit für die Ochsen und gegen die Menschen Partei ergreifen. Denn, wessen körperliche Sicherheit hat der angeklagte Automobilist, der mit knapper Mühe dem Tode entgangen ist, gefährdet? Die der Ochsen. Und von wem wurde er deshalb angeklagt? Von der Behörde. Aber, Gott sei Dank, es gibt noch Richter in Oesterreich!"

Nun hat der Minister für Handel und Verkehr, Dr. Schürff, das Wort, der, selbst aus der Fuhrwerksbranche stammend, für dieses Amt in Oesterreich prädistiniert ist. Ihm obliegt es jetzt, nachzuweisen, daß das Wort „Verkehr" in Oesterreich nicht von dem Worte „verkehrt" abstammt. Ich fürchte nur, daß ihm die Hebung des Fremdenverkehres, mit der er, unentwegt die Luft in Aeroplanen durchfliegend, beschäftigt ist, nicht genügend Zeit lassen wird, sich intensiv genug mit der Hebung des Eingeborenenverkehrs zu befassen. Aber wie der Kampf auch ausgehen mag, die Hauptsache bleibt für mich, daß ich zu der Unterschrift Gürtlers auch noch die seine bekomme. Sie sollen den Grundstock für eine anzulegende Autographensammlung bilden.

SABOTAGE

„Landwirtschaftlicher Arbeitgeberverband für Steiermark, Graz, Hauptplatz 14.

L 5/1927. Dr. I./T.
Landarbeiterordnung, Dienstesprämien. Rundschreiben Nr. 2.

Graz, am 20. Jänner 1927.

Geehrtes Mitglied! **Vertraulich!**

§ 13, Absatz 4, der Landarbeiterordnung bestimmt Folgendes: „Vom Tage der Inkrafttretung dieses Gesetzes an gerechnet, gebührt dem Dienstnehmer nach fünfjähriger ununterbrochene Dienstleistung bei ein- und demselben Dienstgeber ein außerordentliches Entgelt in der Höhe von 25 Prozent seines letzten Jahreslohnes." . . . „Unter Jahreslohn ist der Barlohn zu verstehen."

Da die Landarbeiterordnung am 25. April 1922 in Kraft getreten ist, werden die Dienstprämien das erste Mal am 25. April 1927 an jene Land- und Forstarbeiter zu bezahlen sein, welche an diesem Tage bereits mindestens 5 Jahre u n u n t e r b r o c h e n bei demselben Dienstgeber in Arbeit stehen.

Unser Verband hat schon vor mehr als 2 Jahren die Forderung nach einer Abänderung dieser Bestimmung erhoben. Leider haben die politischen Verhältnisse bisher eine Novellierung der Landarbeiterordnung unmöglich gemacht und es besteht nur mehr wenig Hoffnung, daß es noch bis zum 25. April l. J. gelingen wird, eine Abänderung zu erreichen. Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß diese Dienstesprämien, welche nach je weiteren 5 Dienstjahren immer wieder um 25 Prozent steigen, eine ungeheuerliche Belastung der Landwirtschaft darstellen, die einfach nicht zu ertragen ist, und haben auch hervorgehoben, daß der Zweck dieser Bestimmung (— eine Belohnung der ständigen Arbeiter, um der Landflucht entgegenzuarbeiten—) geradezu ins Gegenteil verkehrt wird, weil die Betriebe eben genötigt sein werden, die Arbeiter zu kündigen, bevor sie volle 5 Dienstjahre erreicht haben. Außerdem ist die Berechnung der Prämien vom B a r l o h n vollkommen ungerechtfertigt, weil dadurch jene Betriebe, die die Entlohnung hauptsächlich in Bargeld leisten, noch viel schwerer getroffen werden, als jene, bei welchen die Entlohnung der Hauptsache nach in Form von Deputaten gegeben wird.

Nunmehr bleibt nichts anderes mehr übrig, als damit zu rechnen, daß am 25. April l. J. die Dienstesprämien für jene Arbeiter fällig werden, die zu diesem Zeitpunkt schon volle 5 Jahre im Betriebe sind. Wir können Ihnen daher keinen anderen Ausweg angeben, als in allen jenen Fällen, in welchen es sich nicht um wirklich hochwertiges Personal handelt, so-

ferne die Prämie eine unerträgiche Belastung darstellen würde, mit der Kündigung vorzugehen. Um die Kündigung gegenüber den einzelnen Arbeitern (—es wird sich bei Arbeitern, die 5 Jahre ununterbrochen bei einer Gutsverwaltung arbeiten, jedenfalls zum großen Teil um brave Leute handeln—) nicht als eine zu harte Maßnahme erscheinen lassen, empfehlen wir Ihnen dringend, mit den benachbarten Gutshöfen eine Vereinbarung über einen Austausch solcher Leute zu treffen und die Arbeiter nach Ablauf einiger Zeit wieder zurückzunehmen; **immer aber ist es von Wichtigkeit, daß die in Betracht kommenden Arbeiter von Ihnen tatsächlich gekündigt und auch bei der Landwirtschaftskrankenkasse abgemeldet werden.** Die Kündigungsfrist beträgt für ein nicht befristetes Dienstverhältnis 14 Tage; bei einem für mehr als 1 Jahr vereinbarten Dienstverhältnis hingegen nach Ablauf eines Jahres, 3 Monate.

Es genügt übrigens auch — und dies wird besonders bei Forstarbeitern anwendbar sein —, wenn Sie einfach eine Unterbrechung des Dienstverhältnisses auf eine bestimmte Zeit (etwa vier Wochen) durch Kündigung und Abmeldung bei der Krankenkasse vornehmen, wobei die Leute aus Entgegenkommen der Betriebsinnehabung in ihren Deputatwohnungen bleiben können, und wenn Sie dann die Leute nach Ablauf dieser Frist wieder aufnehmen.

Das Gesetz umschreibt den Begriff Jahresbarlohn nicht näher. Wir sind der Meinung, daß darunter der mittlere Jahresbarlohn des betreffenden Betriebes, ohne Einrechnung der Ueberstunden zu verstehen ist und daß hiebei Barzahlungen für abgelöste Deputate (z. B. Kleiderdeputate etc.) nicht in Anrechnung zu bringen sind; ebenso wenig sind selbstverständlich die Krankenkassenbeiträge und die Steuerabzüge bei der Berechnung des Barlohnes einzubeziehen.

Die vorstehenden Mitteilungen sind streng vertraulicher Natur.

Hochachtungsvollst

Landwirtschaftlicher Arbeitgeberverband für Steiermark.
Der Obmann: F. Kandler e. h. Der Obm.-Stellv.: A. Kraft e. h.
Der Sekretär: Dr. W. Ilming e. h.

Aber auch ich bin streng gegen eine so vertrauliche Unnatur und stelle fest:

1. Der Besitz von Gütern ist nicht dasselbe, wie der Besitz von Güte.

2. Die Arbeitgeber geben Arbeit, sonst aber nichts auf dieser Welt.

3. Die Behörde, die Bahnschranken bewacht, weiß von nichts.

FESTSTELLUNGEN

Aus der Grazer „Tagespost“:

„Schriftsteller Roderich Müller-Guttenbrunn (Roderich Meinhart) ersucht uns zur Vermeidung immer wiederkehrender Verwechslungen um Aufnahme folgender Feststellung: „Nicht ich, sondern mein Bruder Herbert ist der Herausgeber der Zeitschrift „Das Nebelhorn.“

Aus dem „Grazer Tagblatt“:

„x. **Schriftsteller Roderich Müller-Guttenbrunn** (Roderich Meinhart) ersucht uns, zur Vermeidung immer wiederkehrender Verwechslungen um Aufnahme folgender Feststellung: „Nicht ich, sondern mein Bruder Herbert ist der Herausgeber der Zeitschrift „Das Nebelhorn“. Meine Ansicht über die nationale Frage geht, trotz mancher Uebereinstimmung in anderen Dingen, von der seinen weit auseinander.“

Dazu ist zu sagen, daß ich dankbar für jede Reklame bin, die nichts kostet, aber unschuldig an der immer wiederkehrenden Verwechslung. Mir ist es zum Beispiel noch nie gelungen, mit Roderich Meinhart verwechselt zu werden. Die Angelegenheit ist aber noch aus einem anderen Gunde beachtlich. Die liberale „Tagespost“ begnügt sich mit der einfachen Feststellung einer Tatsache. Das deutschnationale „Tagblatt“ aber sucht die Interessen des Deutschtums in Oesterreich noch durch Hinzufügung eines undeutschen Satzes zu wahren. Ich muß mich dagegen verwahren ,daß ich „Ansichten zu einer Frage“ habe, wenn sie auch anders sind, denn es gibt nur Antworten auf eine Frage. Und außerdem kann man nur mit jemandem auseinandergehen. Wer von etwas auseinandergeht, der explodiert. Es ist eben eine alte Erfahrung: Deutsch denken und Deutsch können ist zweierei. Aber wenn gewisse Ansichten zu einer Frage von meinen Ansichten zu derseben Frage zur Explosion, also zum Aus-dem-Leim-gehen gebracht werden könnten — fürwahr, unter dieser Bedingung möchte ich sogar solche fragwürdige Ansichten haben!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Anschlußfreundlicher Wäschefabrikant. Sie freuen sich darüber, daß die Gegner unseres Anschlusses an Deutschland nun scheinbar doch Unrecht behalten werden, wenn sie behaupten, daß Oesterreich durch ihn nur unter die Fuchtel Preußens kommen und seine Eigenart verlieren werde, die es zur Hebung des Fremdenverkehres braucht. Vielmehr glauben Sie ein sicheres Anzeichen für die Anpassung Deutschlands an Oesterreich entdeckt zu haben. Wenigstens in der Sprache. Denn während für ein gewisses Wäschestück, das der Oesterreicher „Miederleiberl" nennt, in Deutschland bisher einzig und allein das deutsche Wort „Untertaille" im Gebrauch war, haben Sie neulich in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" groß und fett gedruckt das Wort „Müleiberl" gelesen. Sie wollen nun von mir wissen, was das für eine neumodische Art Leiberl ist, damit sie es für die Anschlußfreundinnen aufs Lager nehmen können. Ich muß Sie leider enttäuschen: denn dieses Leiberl ist kein Leiberl, sondern ein Speiberl und eine der zahlreichen Schöpfungen neudeutscher Mundfaulheit. Es ist eine Abkürzung für die Bezeichnung der geplanten Autostraße Mü(nchen)—Lei(pzig)—Berl(in). Wenn's nur auf einer solchen, durch die Bezeichnung allein schon unfahrbar gewordenen Straße keine Unfälle gibt!

Engländer. Sie verwahren sich gegen die Behauptung (zu lesen in der Zeitschrift „Paneuropa", II. Jahrgang, Heft 15, Seite 25), daß „die Engländer in K o n t i n e n t e n z u d e n k e n verstehen". Sie verstünden das nicht und hätten noch nie ein derart seltsames Talent an sich bemerkt. Sie äußern dann noch verschiedene Gedanken über Coudenhove-Kalergi, die ich aber nicht zum Abdruck bringen kann, da ich mich nicht gleich am Beginn meiner Nebelhorn-Tätigkeit einsperren lassen will, sondern erst später, wenn ich einmal „ausgeschrieben" bin und mir nichts Gescheiteres mehr einfällt. Denn wenn Coudenhove auch für die Aufhebung der Zölle ist — mit der Zollfreiheit dieser ihn betreffenden Gedanken dürfte er kaum einverstanden sein.

Kleiner Betrüger. Der Mann namens S k l a r z, von dem

die Blätter zu berichten wissen, daß er mit der österreichischen Regierung einen Vergleich abgeschlossen habe, ist derselbe, der vor Jahren von der österreichischen Regierung nicht allein wegen Betruges verfolgt, sondern von ihr auch mit einem Paß zur Flucht ins Ausland ausgestattet wurde. Ihren Plan aber unter Berufung auf diesen Fall und das demokratische Prinzip der österreichischen Regierung, ebenfalls einen Vergleich anzubieten, halte ich für aussichtslos, so lange die Schadenssumme Ihrer Betrügereien nicht höher ist, als Sie mir angeben. Also frisch ans Werk!

Konfessionsloser. Wegen der Ueberschrift der Zeitungsmeldungen aus Mexiko mit den Worten: „Der Oel- und Religionskrieg" hätten Sie nicht gleich konfessionslos zu werden brauchen. Wir leben in einer demokratischen Zeit, in der es auch zwischen den Bedarfsartikeln zum Schmieren der privaten und staatlichen Maschinerie keinen Unterschied geben darf.

Bahnbeamter. Da die Züge in Oesterreich nicht weiterkommen, fährt man ihnen jetzt mit den Bahnhöfen entgegen, damit das Publikum die Verspätungen nicht merkt. Die Ueberschrift einer lokalen Zeitungsnotiz „Einbruch in einer B a h n h o f haltestelle" verrät jetzt dieses Geheimnis der Bundesbahndirektion.

Artist. Sie haben Recht. Die Absicht des Herrn Hofrates Heinrich Wastian, Präsidenten des steiermärkischen Kunstvereines und der steirischen Gesellchaft zur Förderung der Künste, nämlich: „eine glatte, restlos befriedigende Beantwortung der Tagespostfrage a u f s e i n e F e d e r z u n e h m e n", hat nichts mehr mit Kunst zu tun, sondern ist schon eine rein artistische Angelegenheit. Erstatten Sie doch die Anzeige bei der Gewerbebehörde.

Neugieriger. Was das Nebelhorn für eine Aufnahme gefunden hat? Nun, entsprechend der Feststellung des Wiener Liedes: „Es gibt auf der Welt hier verschiedene Leut'...", waren die Urteile verschieden. Die einen behaupteten, ich sei ein „Affe von Karl Kraus", andere wieder fanden, ich sei „trotz der Widmung" ganz anders wie er. Und da auch in durchaus freundlichen und zustimmenden Briefen der Vorwurf,

ich sei ein Nachahmer dieses Dornes in den Augen der Menschheit immer wiederkehrt, halte ich es für angemessen, die Schreiber höflichst aufzufordern, einmal ihrerseits zu versuchen, Karl Kraus nachzuahmen. Auf die Resultate bin ich neugierig. Ich halte nämlich Kraus für einen jener wenigen ganz Großen, die unnachahmlich sind. Daß ich viel von ihm gelernt habe, kann ich, von den Lesern also entlarvt, nicht leugnen, obwohl ich mich doch, wie schon aus der Aufnahme der Widmung an der ersten Stelle des ersten Heftes hervorgeht, redlich bemüht habe, diesen Mangel an Originalität streng geheimzuhalten. Nun hat es die Sonne an den Tag gebracht. Um aber wenigstens alle späteren Leser des Nebelhorns vor solch unliebsamen Entdeckungen zu schützen, erwäge ich, die nächste Nummer im Format der New-Yorker Staatszeitung und im Stile des „Michel" erscheinen zu lassen. Die übrigen Zuschriften waren die landläufigen Einmischungen in die Amtshandlung, die ich vorzunehmen habe. Ein Glücklicher, dem nichts auffällt und nichts einfällt, zerbrach sich den Kopf darüber, wo ich nur alle 14 Tage den Stoff hernehmen werde, ein anderer, der mich noch nie gefragt hat, was ich an ihm vermisse, vermißt bei mir die „positive Kritik". Das ist bekanntich diejenige, die nicht nur den Finger auf die Wunde legt, sondern auch gleichzeitig das Heilmittel für diese „aufzeigt". Das zu dieser Tätigkeit gehörende Gesicht mit Vollbart kann man sich leicht vorstellen. Dabei greife ich mir doch immer aufzeigender Weise an den Kopf! Andere meinten wieder: „Ganz nett, aber wozu?" Dieser, dem jüdischen Jargon entnommene Fragesatz stammt von ernsten deutschen Männern. Das kommt davon, weil sie Kraus nicht lesen. — Die Form fand bedenklicher Weise allgemeinen Anklang, aber der Inhalt war, Gott sei Dank, vielen, die durch das stete Geschwätz vom Aufbau ganz herabgekommen sind, zu negativ. Und ich habe mich immer auf Hebbels Wort verlassen: „Die Form ist der höchste Inhalt." (Tagebuch, 13. Mai 1839). Und einer hat mich gar einen „gescheiten Esel" genannt, ohne zu bedenken, daß ein gescheites Vieh immer noch ein erfreulicherer Anblick ist als ein blöder Mensch. Na, wie Gott will! Ich halt' still!

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 4 15. FEBRUAR 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Positive Einstellung und romantische Antwort / Das Rezept zur Lösung aller „Fragen", auf die es heute keine Antwort gibt / Glossen / Die Friedensarbeit der Presse / Ein Rindvieh ohne Geist / Mitteilung.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 4 15. FEBRUAR 1927 I. JAHR

POSITIVE EINSTELLUNG UND ROMANTISCHE ANTWORT

Ich erhielt folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Als mir die Post die erste Nummer des Nebelhornes brachte, erinnerte ich mich sofort an Ihren Aufsatz über das Harakiri einiger Japaner vor der amerikanischen Gesandtschaft, an die professorale Entgegnung des Herrn Polland und meinen gescheiterten Versuch dem einfachsten sittlichen Menschengefühl beizuspringen. Damals schrieben Sie mir, daß gegen solche Geist- und Herzensarmut der Kampf mit ernsten Waffen verloren sei, daß sie nur vom Lachen getötet werden kann.

Das Nebelhorn ist nun anscheinend die Verwirklichung dieses Gedankens. — Hätten Sie mir die zwei Hefte vor einem Jahr zugesandt, so hätten sie wohl meinen restlosen Beifall gefunden. Jetzt erscheint mir gerade die „Unabhängigkeit" — („je nach dem, wo halt Nebel ist") — unfruchtbar und Vergeudung von Geistkraft. Den Dienst gegenseitiger — einander ergänzender Kritik — versehen die einander oppositionellen Parteien. Und wenn sie sich auch beim Buffet die Hände drücken, öffentlich müssen sie einander doch die Wahrheit sagen, — ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und (bisweilen wenigstens) das Gute schafft. Aber selbst wenn Sie diese Kritik für ungenügend erachten, bleibt der Vorwurf der Vergeudung noch bestehen, weil ich dann die Vereinigung mit einem bereits bestehenden Wächter (z. B. mit Karl Kraus' „Fackel") für zweckmäßiger halte als die Hervorbringung eines neuen Blattes im überreichen deutschen Blätterwald.

Und nun zum weiteren ists mir fast unmöglich fortzukommen. Stundenlang schreite ich nun schon im Zimemr auf und nieder, um all die Gedanken und Bilder, die mir da drängend kommen für diesen Brief an Sie, an einem logischen Faden sauber aneinanderzureihen. Es will mir nicht gelingen

und ich will mich nun auch nicht mehr weiter plagen damit. Versuchen Sie es selbst in das Chaos von Aphorismen leidliche Ordnung zu bringen.

Für unfruchtbar halte ich Ihr Tun. Denn mit all dem beißenden Spott (gleichgiltig, ob er berechtigt ist oder nicht) — schaffen Sie damit auch nur einem Hungernden ein Stücklein Brot? Unsere Parteien — sie mögen noch kläglicher, korrupter, unzulänglicher sein als Sie es darstellen — sie sind doch gegenwärtig das einzige Mittel, wirklich etwas Soziales zu schaffen, wenn man nicht über so viele persönliche Mittel verfügt, privat helfen zu können. (Die aber diese Mittel haben, tun gewöhnlich nichts.) — Vor einigen Jahren schrieb mir ein junger, begeisterter Sozialist auf einen Aufsatz hin, den ich in einer Zeitschrift veröffentlicht hatte: „Sie sind jedenfalls jung wie ich. Wahrscheinlich noch nicht dreißig. Und Sie sind wahrscheinlich Sozialdemokrat." Ich antwortete ihm: „Mit meiner Jugend haben Sie's getroffen. Auch war ich einmal als ich aus dem Felde zurückkehrte Sozialdemokrat. Aber eben weil ich jung bin, konnte ichs nicht bleiben. Ich bin zusehr freier geistiger Mensch um „Parteidisziplin" halten zu können, wenn es meiner Einsicht und meinem Gefühle widerstrebt. Zudem halte ich die Partei für gänzlich kapitalistisch durchseucht; ihre Führer, teils von Ehrgeiz, teils von niedrigster Gewinnsucht geleitet, irreführen mit Phrasen die dürstende Menge und die Menge selbst — was sie will ist kein Sozialismus, das ist umgestülpter Kapitalismus — — —" und so fuhr ich fort in bittersten Vorwürfen.

Der aber schrieb mir zurück: „— — — was haben Sie mit all dem bewiesen? Daß die Partei menschlich ist, wie alles was Menschen schufen, fehlerbeladen, schuldbeladen. Sie nennen einige Führer, die der Versuchung, die im Führertum immer liegt, der Versuchung, die Macht, Einfluß, höhere Stellung in sich bergen, erlegen sind. Aber müssen sie in ihrer öffentlichen Arbeit schließlich nicht unserer Sache dienen? Ich nenne Ihnen aber noch eine andere Reihe; Leute, die, obwohl Ihnen durch ihre Stellung ein Auto zustünde, zu Fuß gehen oder die Straßenbahn benützen, Führer, die die doppelten und dreifachen Einkommen aus ihren vielen Aemtern restlos sozialen Zwecken zuwenden, Kinderfreundeführer, die ihren Kindern von nichts lieber erzählen als von den Vorbildern, die sie in ihrer eigenen Brust tragen, von Jesus und Franz von Assisi, Menschen, die für ihre soziale Gesinnung und ihr soziales Wirken mit Bewußtsein in den Tod gegangen sind. (Und nun folgte eine lange Reihe von Namen — manche ihrer Träger habe ich seither kennen gelernt und die Wahrheit des oben Gesagten bestätigt gefunden. — Und manche

„Menschen" außerhalb dieser Reihe habe ich, gottseidank, seither auch noch entdeckt) Sie aber plätschern im Wässerlein eines toten Armes und entrüsten sich, daß der große Strom auch Schlamm und Balken mit sich schleppt und zuweilen ein Haus umreißt." — So schloß jener Brief. Ich aber, so sehr das an mir zerrte, wollte nichts Uebereiltes tun und vergrub mich ins Studium der Soziologie: Marxistisches und Antimarxistisches und solches, das sich bemühte, objektiv wissenschaftlich zu sein. Aber das vermehrte nur meine Unruhe, denn „ja und nein, das ist keine gute Theologie." Dann schrieb mir einmal Wolfgang Schumann, der ehemalige Schriftleiter des Ihnen vielleicht bekannten „Kunstwartes": „Daß Sie keiner Partei beitreten wollen, ist ein Fehler. Er ist zwar typisch deutsch. Ich rate Ihnen aber, sich über die Kritik im Einzelnen hinwegzusetzen und sich der Partei anzuschließen, mit deren großer Richtung Sie sich am meisten eins fühlen. Anstatt eigenbrödlerisch abseits zu stehen, versuchen Sie lieber, die Partei, für die Sie sich einmal entschieden haben, mit ihrem Geiste zu durchdringen."

Nun habe ich mich entschieden. Ich war endlich überzeugt. Wohl weiß ich mit Stählin, daß ich in der Einengung einer Partei leiden werde. Welcher geistige Mensch würde das nicht? Aber es kommt darauf an, was wir höher bewerten: die Wahrung unseres Individualismus oder die Möglichkeit zum sozialen Wirken.

Vielfach wird das natürlich Ansichtssache bleiben. Der eine watet gerne im Kot und hält es für seinen Beruf im Nebel zu tuten. Der andere steigt über den Nebel hinaus auf die Spitzen, die sich im Lichte sonnen.

Ist unser Privatwässerlein nicht vielleicht nur deshalb klarer und reiner als der Strom, weil es keine Kraft hat, etwas mit sich zu reißen?

„Mußt Du nicht schamrot werden vor Dir selbst,
Daß Du so leblos durch das Leben gehst?"

so lese ich zufällig in einer Literaturstunde bei Uhland. — Das vielzitierte Wort Sokrates' will ich hier nicht wiederkäuen. Aber alles in allem hätte ichs lieber gesehen, wenn Sie, Herr Doktor, mit Ihrem Nebelhorn sich entschieden praktisch in den Dienst derer gestellt hätten, die es mit Ihnen unerträglich finden, daß einer Hungers stirbt wo der andere am Zuvielfressen krepiert. Vielleicht kann die Welt nie besser werden, aber es ist die Bestimmung aller Edlen, daß sie nach dem tausendsten Scheitern zum tausenderstenmale wieder mit dem Versuche beginnen werden.

Aus unserer einst revolutionären Jugendbewegung ist eine neue Romantik entstanden. Sie flüchtet vor unserer vielverrufenen Zivilisation entweder ins Mittelalter, ins Bauern-

tum oder — nach dem fernen Osten. Leicht zu verstehen. Sie haben, Herr Doktor, zweifellos schon das berühmte Herdengeläute gehört. In der Nähe ist es ein mißtöniges unerfreuliches Gerassel und Geklapper, aber — „wenn man lieblich hört von weitem, hell die Herdenglocken läuten," dann verschwinden unserem Ohr die disharmonischen Geräusche und nur die reine Harmonie (die in diesem mißtönigen Chaos verborgen war) kingt an unser Ohr.

Auch der Osten aber hat seinen Pöbel und seine Ausbeuter, Egoisten, Engstirnige und Finsterlinge und rohe Barbaren. Ich verehre das Licht aus dem Osten, ich beuge mich der Weisheit Laotses, ich entzückte mich an der Herrlichkeit der Bhagavad-Gita. Aber meine Einstellung zur Kultur des Ostens ist nicht romantisch, sie ist positiv. Ich verneine es, daraus die Minderwertigkeit Europas ableiten zu wollen, genau so lebhaft als ich der blöden Borniertheit eines nordisch-germanischen Rassenfanatismus, und dem albernen Schlagwort von der gelben Gefahr entgegentrete. Europa hat die Entwicklung durchgemacht, die die Menschheit irgendwo notwendig durchmachen mußte. Wenn Sie gegen die Maschine ankämpfen, so fällt mir unwillkürlich der tapfere Ritter de la Mancha ein. Hüten Sie sich vor ihren Rädern! Sie wollen die Kulturgeschichte zurückdrehen, denn die Maschine ist die letzte Konsequenz jenes Ereignisses, da der erste Halbmensch nach einem Stein griff, um ihn als Waffe oder Werkzeug zu benutzen.

Sie haben ja durchaus recht mit Ihrer Behauptung, daß wir Sklaven der Maschine geworden sind. Bisher ist dieser Teil der Kulturentwicklung naturhaft sinnlos und unbeherrscht abgelaufen und die europäische Menschheit kam zwischen die Räder. Aber immer allgemeiner wird das Erwachen. Der Sozialismus als das Bestreben, von der Massen-Spekulations-Produktion zur Plan- und Bedürfnisproduktion zu kommen, ist auch die Bewegung zur Erlangung der Kulturbeherrschung, zur Lenkung der Kulturentwicklung, daß sie dem Menschen und nicht der Mensch ihr dient. Dann erst wird aus dem Fluch der Maschine ihr Segen entstehen.

Und dieser Entwicklung muß auch das Böse dienen. Die großen Truste und Konzerne, das von der Wirtschaft angeregte Paneuropa, der Völkerbund und all das Aehnliche bereitet nur die großen Zusammenschlüsse vor, die für eine erfolgreiche soziale Wirtschaftsgestaltung notwendig sind.

Freilich, ob Europa dieses Ziel noch erreichen wird, ob es sich nicht durch Kapitalsimperialismus und in vorsintflutlichem Nationalismus auffrißt und ob dann nicht der Osten die Fahne weitertragen wird, die Europa nicht zum Ziele zu führen vermochte — das ist mir zweifelhaft. Aber es wäre

ein Unglück, ein Rückfall um Jahrhunderte, wie die Zertrümmerung der Antike durch die Germanen. Denn der Osten, der Europa zerschlüge wäre nicht der Laotses und Gandhis und er müßte nocheinmal alle Fieber durchmachen, aus denen sich das besere Europa jetzt aufzuraffen beginnt. Die Liebe und Weisheit, das Ethos und die Aesthetik des Ostens vereint mit der Tatkraft, dem Ingenieurgeist Europas, das ist die schönere Möglichkeit der Zukunft.

Und noch eins. Sie haben sehr recht mit der Unterscheidung zwischen echtem ethischem Vegetarismus, Pazifismus, Sozialismus und dem, der aus „hygienischen" Gründen, aus wirtschaftlichen hervorgeht und einem zwangsmäßigen Staatssozialismus. Aber die ethischen Gründe werden immer nur für die Wenigen entscheidend sein und im übrigen müssen wir — das mag Ihnen wohl sehr mechanistisch erscheinen — auf die erziehende Wirkung der Gewohnheit und der Einrichtung rechnen.

Das sind in aller Flüchtigkeit dargelegt meine Gründe, das Nebelhorn, das mir trotz seiner geistreichen Schärfe in seiner rein negativen Haltung nicht zusagt, nicht zu beziehen, ganz abgesehen davon, daß ein Schilling monatlich für einen, dem nach Bezahlung der Erfordernisse der blanken Notdurft des Lebens, Abzahlung der Schulden und Erhaltungsbeitrag für einen jüngeren Bruder zirka 5 bis 10 Schilling monatlich bleiben, immerhin ziemlich viel ist.

Und nun, nach all dieser Kritik und trotz Geßmann-Seitz, drücke ich Ihnen in Achtung die Hände, ganz einfach, weil es über manchem auch sehr entschieden Trennendem zwischen zwei Menschen, doch ein Gefühl der Verbundenheit geben kann und wäre es in nichts anderem als in der Achtung vor der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit des anderen.

Dies alles auf die Gefahr hin, von Ihnen nun in die Klasse der Durchschnitts-Gehirnkastel Zweibeinigen eingereiht zu werden! Ihr

— —"

Ich drucke diesen ehrlichen und offenen Brief aus zwei Gründen ab. Erstens erscheint er mir als Musterbeispiel für etwas, das glänzt, aber nicht von Gold ist. Und zweitens berührt er soviele von jenen Themen, die im Nebelhorn abzuhandeln ich die Absicht habe, daß die hier folgende Antwort geradezu als Potpourri aus dem ersten Jahrgang des Nebelhorns gelten kann.

Was dieser Brief enthüllt ist das Bild einer Seele, die sich einst in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl

bewußt war, die aber den Fehler begangen hat, nicht die Augen und das Hirn des ihr zugeordneten Körpers zu gebrauchen, sondern „Marxistisches und Antimarxistisches und solches, das sich bemühte objektiv wissenschaftlich zu sein" gelesen hat und schließlich in ihrer Verwirrung dem Rate eines Mannes zum Opfer gefallen ist, der eine Zeitlang die typischeste Klugschwatzzeitschrift deutscher Zunge redigiert hat. Die Begründung seines Rates ist genau so, wie die Begründungen im Kunstwart einstmals alle waren: eine halbe Wahrheit, der man sämtliche Glieder verrenkt hat. Da lobe ich mir die Engländer, die drei Deutschen, die auf eine einsame Insel verschlagen werden, nachsagen, daß jeder von ihnen unverzüglich einen Gesangverein gründe und die beiden anderen davon ausschließe. Sie haben die Unfähigkeit des Durchschnitts-Deutschen, ohne Verein oder Partei zu existieren, besser durchschaut als der Herr Schumann, an dem nichts typisch deutsch ist als die unverdaulichen Schlüsse, die er aus unverdauten Erkenntnissen zieht.

Vor allem ist, im Hinblick auf die aus dem Briefe sprechende Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, schon die Tatsache seiner Absendung eine Inkonsequenz. Niemand — auch kein Sozialdemokrat — ist imstande, schon nach der zweiten Nummer ein Urteil über eine Zeitschrift wie das Nebelhorn zu fällen. Wenn sich das Urteil aber dazu versteigt, dem Herausgeber bereits eine besondere Vorliebe für das „Waten im Kote" nachzurühmen, auf das der Briefschreiber aus sonniger sozialdemokratischer Parteihöhe mit dem Lächeln des organisierten Weltbeglückers, dem nix gschehn kann, herabblickt, so führt diese Tatsache zusammen mit der am Anfang des Briefes geäußerten Ansicht über den Unwert der Unabhängigkeit zu einem klaren Verständnis der wahrscheinlichen Ursachen für den Eintritt des Schreibers in seine Partei. Ich kenne einen sehr religiösen Menschen, der dem Buddhismus, dem er ehemals anhing, wieder untreu geworden und zum Christentum zurückgekehrt ist, weil er sich nach seinen eigenen Worten zu schwach dazu fühlte, sich selbst zu erlösen, vielmehr einen „Erlöser" zur Stütze brauchte. Aehnlich scheint es sich bei dem Verfasser dieses Briefes zu

verhalten. Denn das Vorschnelle des ersten Urteiles verrät die noch mangelnde Selbständigkeit und das mangelnde Vertrauen zu sich läßt ihn wieder den Wert der Unabhängigkeit negieren und Umschau nach der Stütze einer Partei halten, die für jede Lebenslage schon ein passendes Sprüchlein parat hält. Aber wie dem auch sei, es ist einem jungen Manne gewiß nicht zu verübeln, wenn er ehrlich einbekennt, daß er noch nicht die Kraft in sich fühle, dem Satz: „Der Starke ist am mächtigsten allein" zuzustimmen. Aber die Unabhängigkeit, die seit Jahrtausenden das Ziel und die Sehnsucht aller starken Menschen war, die Unabhängigkeit, von der der indische Bettelmönch Gotamo sagte: „Unabhängigkeit, ihr Mönche, ist das höchste Labsal der Gefühle!" als eine „Vergeudung von Geistkraft" zu bezeichnen, ist eine Keckheit, die durch den naiven Rat, das Nebelhorn mit der Fackel zu vereinen nur ein wenig im humoristischen Sinne gemildert wird. Wohl wird diese Unabhängigkeit keinem Hungrigen unmittelbar ein Stück Brot schaffen, aber sie wird vielleicht Einsichten in die Schädel hämmern, die ein Abhängiger nie und nirgends aussprechen dürfte und die mehr wert sind als ein „Stücklein Brot". Und sie wird vielleicht bewirken, daß einmal keiner mehr ein Stück Brot von einem andern brauchen wird und keine Fürsorgeeinrichtung und kein soziales Wirken, weil jeder sich sein Brot selber bauen und es als eine Schande betrachten wird, in stinkenden Häuserkisten rund um Fabriksschornsteine herum zu vegetieren und das Wohl der Seinen von Wirtschaftskrisen und ähnlichem Wahnsinn abhängen lassen. Nicht was ich tue, sondern was die sozialdemokratische Partei tut, halte ich letzten Endes für unfruchtbar. Alle Achtung vor dieser Partei, die gewiß viele ehrliche und grundgute Menschen in ihren Reihen hat und durch das, was sie bezweckt hoch erhaben ist über alles, was da sonst noch im politischen Tiergarten Bauchtänze aufführt und mit Phrasen gurgelt und zwar nicht deshalb, um auch anderen, sondern nur deshalb, um sich zu helfen. Wieviel Not hat sie gelindert, wieviel Ausbeutung verhindert, wieviel Elend gemindert! Wer könnte ihr das bestreiten? Aber ihre Tätigkeit kann sich heute und in aller Zukunft nur

auf eine Linderung, nie aber auf eine Aufhebung des Elends erstrecken, da die Partei keine Erde unter den Füssen hat, sondern aus dem industriellen Elend der Menschen hervorgegangen, ja auf ihm begründet ist. Soll sie sich selbst der Grundlagen berauben und sich ihre eigene Auflösung zum Ziele setzen? So Uebermenschliches kann niemand von ihr verlangen. Kein Sozialdemokrat hat es meines Wissens bisher durchschaut, daß es neben dem ehernen Lohngesetz noch einen anderen Zirkel gibt, aus dem kein Entrinnen möglich ist und der das Schnippchen rächt, das man durch sozialistische Gesetzgebung dem ehernen Lohngesetz zu schlagen versucht. Rettungslos ist die sozialdemokratische Partei mit all ihren Reformplänen in ihm verstrickt. Denn je mehr Fürsorgeeinrichtungen sie schafft, je mehr sie sich bemüht, dem Arbeiter ein menschliches Leben und ein sorgloses Alter zu ermöglichen und zu sichern, desto mehr schwächt sie die Industrie, die diesem Arbeiter für Lebenszeit Heimat und Vaterland bedeuten muß, desto mehr verteuert sie das Leben, also auch das des Arbeiters, desto mehr untergräbt sie die Konkurrenzfähigkeit der Betriebe und desto mehr trägt sie durch soziales Wirken zur Vergrößerung des allgemeinen Elends infolge der indirekt von ihr verschuldeten Arbeitslosigkeit bei. Den Beweis dafür haben wir täglich vor Augen. Aus dieser Zwickmühle gibt es kein Entrinnen, kann es kein Entrinnen geben, weil alles in die Luft gebaut ist und weil es um nur ein Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen, ein Irrsinn ist, der zum Himmel schreit, wenn eine große Zahl von Familien ihr Leben auf den Bestand einer Haarnadelfabrik gründen, deren ganze maschinelle Einrichtung durch die Mode des Bubikopfes von heute auf morgen in unbrauchbares Gerümpel verwandelt werden kann. Und was nützt es den Arbeitern Fords, von denen der Letzte 6 Dollar im Tage hatte, wenn sie jetzt zu Hunderttausenden arbeitslos vor den geschlossenen Toren der Detroiter Fabrik stehen und wenn der unentwegte Fortschrittsapostel, der sie leitete, am Ende seiner Weisheit und seines Fordschrittes angelangt ist?

Stellt sich der Sozialismus so als ein bloßer Notbehelf dafür dar, die Schrecken der Gegenwart zu lindern, in wel-

cher Beziehung er gewiß gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann, so ist natürlich daran, daß er je einmal die Grundlage für einen Zukunftsstaat abgeben könnte, gar nicht zu denken, da er viel zu viel regiert und die staatliche Einmischung ins persönlichste Privatleben, wie sie zum Beispiel in Rußland heute praktiziert wird, nicht einmal von dem geduldigsten Volke der Welt auf die Dauer ertragen werden könnte. Mag über Sowjetrußland von bürgerlicher Seite gelogen werden, daß sich die Balken biegen, die Wahrheiten, die die sozialistische Presse diesen Lügen entgegenzusetzen hat, sind äußerst dürftig und beschränken sich auf die Aufzählung weniger, eigentlich höchst primitiver Errungenschaften, deren Erreichung in Westeuropa auch nur mehr eine Frage weniger Jahre sein kann. Sie werden aber durch die verbürgte Nachricht, daß es in Rußland eine „Liga für chemische Kriegführung" gibt, die über zwei Millionen Mitglieder zählt, reichlich paralysiert. Die blassen Theoretiker, die in Rußland ihre Nasen zusammenstecken und das Heil darin sehen, daß sie den Menschen entmenschen, den Einzelnen ausschalten und schwarze Massen mit Taferln in den Händen zu den Einheiten machen, die diesen Planeten zu bevölkern haben (was in Rußland eigentlich schon überflüssig sein sollte und nur mehr einen aus bourgoiser Vergangenheit überkommenen sozialistischen Pflanz darstellen kann) — diese Theoretiker hätten ohne den russischen Bauern und ohne die unverbrauchte slavische Urkraft und Urgeduld, die den Zarismus jahrhundertelang ertrug, schon längst abgewirtschaftet. Vorläufig haben sie ja noch die Macht in Händen und niemand lehnt sich gegen sie auf, weil alles noch wartet, ob nicht doch noch ein Wunder geschehen und die Welt durch Gewalt und Bevormundung zum Paradies werden könnte. Aber die Zeit wird kommen, wo alle Beteiligten die Wahrheit der Roseggerischen Worte einsehen werden: „Einer ist ein Mensch, mehrere sind Leut' und viele sind Viecher." Und wenn der Verfasser des Briefes mir mitteilt, er beuge sich vor der Weisheit Lao-Tses, so möchte ich ihn doch darauf aufmerksam machen, daß von Lao-Tse die Worte stammen:

„Die Vielen sind schwer zu regieren,
Weil die Oberen zu viel regieren,
So entsteht die Auflehnung.

Jeder hat einmal in seiner Jugend für die sozialdemokratischen Ideale geschwärmt. Es ist, wie Figura zeigt, auch noch möglich, sich in grenzenloser Naivität einzubilden, einer werde die sozialdemokratische Partei „mit seinem Geiste durchdringen". Schwerer wird es schon sein, Sozialdemokraten zu finden, die für Jesus und Franz von Assisi etwas übrig haben, da der Beweis, daß Christus nie existiert habe, ein bekanntes Requisit sozialdemokratischer Freidenkerei ist und sich die Tierliebe des heiligen Franziskus im sozialistischen Wirken gerade auch nicht sehr auffallend in die Tat umsetzt. Hätten die Sozialdemokraten nicht geglaubt, daß sie das Denken durch das „Freidenken" ersetzen könnten, so würden sie vielleicht nicht auch noch eine andere ungeheure Schuld auf sich genommen haben, die darin besteht, daß sie es waren, die dem Volke, das schon die Erde verloren hatte, auch noch die Religion nahmen, ohne ihm irgend einen Ersatz dafür geben zu können als das Haekelsche Geblödel von den Welträtseln und dem Urschleim. Denn man mag über die Vertröstungen der Religion auf den Himmel denken wie man will, man mag sie für den Schwindel halten, der sie vielleicht wirklich sind, Tatsache ist, daß dem Glauben an sie das gelungen ist, was der Sozialdemokratie noch nie gelungen ist und nie gelingen wird: nämlich Menschen, denen es schlecht geht, zufrieden und glücklich zu machen. Niemals hätte jemand, dem das praktische und nicht irgend ein schemenhaftes theoretisch-materialistisches Glück der Menschen am Herzen lag, diesen Glauben früher zerstören dürfen, ehe er nicht einen gescheiteren Ersatz für ihn hatte, als mindestens ebenso imaginäre Freidenkervorträge über die Erhaltung der Energie.

Sind die Worte des Briefschreibers bis zu seinem unvorsichtigen Bekenntnis zu Lao-Tse, der der größte Antipode aller Sozialdemokratie ist, durchaus selbst durchdacht und selbst durchlitten, so beginnt bedauerlicher Weise mit den Worten: „Aber meine Einstellung zur Kultur des Ostens ist nicht romantisch, sie ist positiv", sein Eintritt ins weite Reich der

Phrase. Es liegt ein eigener Fluch auf den beiden Worten „Einstellung" und „positiv" und ich weiß genau, weshalb ich sie so liebe. Denn die positive Einstellung zur Kultur des Ostens besteht darin, daß man zur europäischen Zivilisation romantisch eingestellt ist und mit albernen Schlagworten alberne Schlagworte ablehnt. Da alles in der Natur vor sich geht, so wird natürlich auch jeder Blödsinn in irgend einem Sinne oder Unsinne „naturhaft" sein müssen. Und wenn irgend ein Teil der Menschheit irgendwo eine Entwicklung durchgemacht hat, so wird er sie wahrscheinlich auch durchmachen gemußt haben. Gesagt ist mit diesen angelesenen und wenig geistreichen Bemerkungen natürlich gar nichts. Auch in China werden wahrscheinlich die ersten Halbmenschen zum Stein gegriffen haben; aber trotzdem sind heute die dortigen Vollmenschen nicht dazu zu bewegen, nach dem zu greifen, was ihnen die europäischen Viertelmenschen zur Mechanisierung auch ihres Lebens durch die Maschinen anbieten. Niemals wird aus der maschinellen Ein- und Hinrichtung der Welt, so wie sie heute betrieben wird, ein Segen entstehen können, weil das Tempo, das die Maschine in die Welt gebracht hat und bringen muß, für den Menschen auf die Dauer unerträglich und tötlich ist. Das Wesen der Maschine heißt: Tourenzahl, das Wesen der Natur heißt: Ruhe, Wiederholung und Friede und verträgt keinen von allen Furien gehetzten Fortschritt auf technischen Stelzen. Den Westen mit dem Osten versöhnen, das hat schon der theosophische Querkopf Rudolf Steiner versucht. Alle Hühner lachen darüber. Und wer die Liebe und Weisheit, das Ethos und die Aesthetik des Ostens mit der Tatkraft europäischen Ingenieurgeistes vereinen will, der kann auch das Feuer mit Wasser vereinen wollen, weil er eine mildere Wärme wünscht. Herauskommen wird aber dabei nichts weiter als eine rauchende und stinkende Brandstätte. Denn der Osten hat noch Geist, der abendländische Geist aber ist heute weiter nichts mehr als so eine Art Weingeist zum täglichen Einreiben eines totmüden Körpers, um ihn zu befähigen, im täglichen Fortschritt weiter mechanisch die Beine zu bewegen, bis er eines Tages auch das nicht mehr können, hinfallen und nie wieder aufstehen wird.

Das Rezept zur Lösung aller „Fragen", auf die es heute keine Antwort gibt.

Das Reich klein, die Menschen verstreut wohnend.
Nicht vielerlei Geräte im Gebrauch.
Den Tod ernst nehmen und darnach leben.
Der Erde treu bleiben.
Schiffe und Wagen, ob auch vorhanden, nicht benützen.
Wehr und Waffen, ob auch vorhanden, nicht gebrauchen.
Rückkehr zur Einfachheit
Bis zur Verwendung von Knotenschnüren anstatt der Schrift.
Dann schmeckte auch grobe Nahrung süß,
Dürftige Kleidung gefiele,
Eine Heimstätte zum Ausruhen befriedigte,
Der Lebensweise entsprösse Frohsinn.
Und wohnte der Fremdnachbar so nahe,
Daß man Hahnengekräh und Hundegebell herüberhörte,
Und brächte man sein Leben auch zu höchstem Alter:
Man bleibe für sich!

Lao-Tse
Achtzigster Spruch.

GLOSSEN

Unanständiges aus Leipzig

Vorn Massage! Charlotte Wiese, Goldhahngasse 10, II.

Das kommt von den Abkürzungen, für die hinten Massage mit einem Stecken die einzige Remedur wäre. Es braucht nur ein Punkt vergessen werden und aus dem Vornehmen wird etwas, das in den vornehmsten Familien vorkommt. Also etwas recht gewöhnliches.

Unanständiges aus Oesterreich

„Reinrassiger Arier, Mann der Wissenschaft, in einem Berufe tätig, der ihn nicht ausfüllen kann (Theologe) möchte nur hochkultivierte Vollblutjüdin kennen lernen. Daß diese Rasse über Intellekt und scharfen Verstand verfügt, ist mir bekannt, ob aber es möglich ist, dies mit Kultur des Herzens und der Seele zu vereinigen, steht dahin und ich möchte dies gerne erfahren. Nur Zuschriften ernster Menschen unter „Ruth 413" an die Expedition dieses Blattes."

Das kommt wieder vom Theologiestudium. Die Wahl des Namens Ruth als Chiffre kann niemanden darüber täuschen, daß hier ein Blaublonder versucht, das Hohelied in die Praxis umzusetzen, um den Beweis zu erbringen, er sei ein Salomo. Denn wenn mit bischöflicher Approbation auch behauptet wird, das Hohelied sei ein „symbolisches Zwiegespräch zwischen Christus und seiner Braut, der Kirche", so verwirrt es die Theologiestudenten doch sicher mehr als die so oft gerügten Auswüchse der heutigen Mode bei jenen Kirchenbesucherinnen, die keine sonstigen Auswüchse haben. „Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten hängt", „Dein Nabel ist wie ein runder Becher, dem nimmer Getränk mangelt." „Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufen, umsteckt mit Rosen", „Wie schön und lieblich bist du, du Liebe in Wohl-

lüsten", „Aber meinen Weinberg, den ich hatte, habe ich nicht behütet", — schöne Kirchengespräche sind mir das, Eure bischöfliche Gnaden in Linz! Die Folge davon ist, daß die jungen Leute auf die Suche nach einem Weinberg gehen, indem sie sich in der Zeitung stellen, als fahndeten sie nach der heutzutage vielberufenen Kultur des Herzens und der Seele und daß sie mit ihren Absichten scheitern müssen, weil sie nie die ernsten Menschen finden können, die es dabei bleiben.

Anständiges aus Oesterreich

Theaterstücke nur mit männlichen Rollen gestattet. Man schreibt uns aus Linz: Das bischöfliche Ordinariat Linz hat zur Darnachachtung „Katholische Grundsätze aus dem Sitzungsprotokoll der Verbandsleitung des Diözesanverbandes der katholischen Jugend- und Burschenvereine" dem Klerus bekanntgegeben, in denen es heißt: In der Theaterfrage wurde in der Aussprache auch darauf besonders hingewiesen: Die sittliche Reinheit sei ein Gut, dessen Wert in unserem Volk immer mehr verkannt wird. Ueberall werden Dämme niedergerissen, überall Konzessionen gemacht (Bäder, Wandern, Turnen). Der Verband würde der Jugend selbst einen sehr schlechten Dienst erweisen, wenn er die religiös-sittliche Erziehung einem mehr wieder heidnischen Zeitgeist opfern würde. Es wurde daher folgender Antrag angenommen, der eigentlich nichts Neues beinhaltet sondern nur das Alte neu bekräftigt: Die Verbandsleitung hält an dem Reichsbundbeschlusse fest, demzufolge in katholischen Jugend- und Burschenvereinen nur Theaterstücke mit männlichen Rollen aufgeführt werden sollen. Das Theaterspiel mit nur männlichen Rollen möge von allen Vereinen als das erreichbare Ideal eingeschätzt und angestrebt werden, und zwar im Interesse der Erziehungsgrundsätze und im Interesse des kameradschaftlichen Zusammenarbeitens.

Wir alle haben Ideale. Aber sie sind meist unerreichbar. Wie das einzige sicher erreichbare Ideal aussieht, wissen wir nun endlich. Der Bischof von Linz, der in der katholischen Kirche heute unbestrittener Fachmann für die dem Himmel allein wohlgefällige Damenmode ist, hat uns verraten, was ihm quasi per inspirationem vom heiligen Zeitgeist in Gestalt eines Erziehungsgrundsatzinteresses geoffenbart wurde: Das erreichbare Ideal ist das Theaterspielen mit nur männlichen Rollen.

Bestreitet nach dieser Offenbarung noch jemand, daß diese ideale Welt, die sich nicht ohne tieferen Sinn auf „Geld" reimt, ein Theater sei? Aber wie konnte Gott, der doch infolge seiner Allwissenheit schon bei ihrer Erschaffung die „katholischen Grundsätze aus dem Sitzungsprotokoll der Verbandsleitung des Diözesanverbandes der katholischen Jugend- und Burschenvereine" vorausahnen, ja geradezu auswendig wissen mußte — wie konnte er diesen höchst darnachachtbaren Grundsätzen die gebührende Darnachachtung versagen und ein aus Adams Rippe verfertigtes Weib auf die Weltbühne stellen und auf jene Bretter, die diese geistlichen Herren mit dem herrlichen Geist vor den Stirnen tragen und die ihnen die Welt bedeuten? Und wie konnte er noch dazu dieses Weib mit jenen unaussprechlichen Funktionen im körperlichen Souterrain ausstatten, für welche die sittlich vornehmen Mieter der oberen Stockwerke desto mehr mit Verachtung erfüllt sind, je peinlicher ihnen jeder Gedanke daran ist, daß auch sie aus jenem Milieu stammen und aus dieser sittlichen Tiefe in die Welt gestürmt sind, um Verbandsleitung zu bilden und Reichsbundbeschlüsse zu fassen? Sie wollen die Menschheit durch Betröpfeln mit jenem Weihwasser reinigen, in das jeder seine moralisch reinen Fingerspitzen tauchen kann, mit denen er sich eben noch aus Verzweiflung über die sittlich unreine Welt hinter den bloß schmutzigen Ohren gekratzt hat, aber siehe da: Dämme werden niedergerissen, eine Flut von ungeweihtem Wasser stürzt auf die Menschen ein, aber sie haben keine Gottesfurcht mehr vor dieser Sintflut, sondern ziehen sich aus und etablieren in ihr ein Familienbad. Und die sittliche Reinheit, ein Gut, dessen Wert in unserem Volke immer mehr verkannt wird, weil es nichts abwirft, nicht einmal die Kleider, schreit zwar nicht auf über die Konzessionen für Schnapsbutiken, verlangt aber Konzessionen für den Betrieb des gemeingefährlichen Wanderns und Turnens.

Ach, daß doch der Bischof von Linz die Welt erschaffen hätte! Er säße nicht in Ober-Oesterreich, sondern wir alle säßen in einem Ueber-Klösterreich. Es gäbe keine Weiber, und die Mannheit pflanzte sich mit Approbation des bischöflichen Ordinariates mit Hilfe eines kastrierten Storches fort. Der

handelt wurde, darüber gewundert, welche Gewalt von mir ausgeht — es könnte sich im Hause Oesterreich als Herr zu fühlen beginnen, denen, die im Oberstübchen hausen, weil die im Unterstübchen im Oberstübchen nicht richtig sind, aufs Dach steigen und durch Umstürzen des Rauchfanges die Parteien auszuräuchern versuchen. Ungeahnte Möglichkeiten eröffnen sich dem Blick des Zeitungslesers.

Warum nicht, recht hat er der Jangtsekiang

„Die Vorgänge in China.
Der Jangtsekiang im Steigen."

Geistig nicht normal

„Er wurde dafür zu fünf Jahren Kerker verurteilt. Bisweilen überkommen ihn Wutanfälle, während der er die österreichischen Behörden in nicht wiederzugebender Weise beschimpft; er versucht es offenbar, sich auf den geistig nicht Normalen hinauszuspielen."

Auch mich überkommen bisweilen Wutanfälle, in denen ich Beschimpfungen ausstoße. Aber die meinen sind wiederzugeben, weil ich mir zu ihrer Wiedergabe eine Zeitschrift gegründet habe. Tue ich nun dies nur deshalb, um mich auf den geistig nicht Normalen hinauszuspielen? Oder ist bei jenen nur die Unmöglichkeit, die Beschimpfungen wiederzugeben, ein Zeichen der Abnormalität und wäre ich daher normal? Oder ist nur der, der die österreichischen Behörden belobt, normal, so daß also nicht einmal die österreichischen Behörden normal wären, da, wie allgemein bekannt, eine über die andere schimpft? Wer, zum Kuckuck, ist denn dann eigentlich in diesem Lande normal?

Ein ausgesprochener Narr

Im Gerichtsgebäude ist ein starkes Wacheaufgebot anwesend die Verhandlung nimmt jedoch einen ganz ruhigen Verlauf, denn sie fördert weiter nichts zu Tage, als daß der Angeklagte ein ausgesprochener Narr ist. Nach dem Gutachten der gerichtsärztlichen Sachverständigen ist die Abgabe des Angeklagten, der bereits im Feldhof gewesen ist, notwendig. Der Verteidiger meint, der Angeklagte leide an übertriebenem Gerechtigkeitssinn, an einer

Art Gerechtigkeitsfanatismus, der ihn auch am 4. November v. J. gezwungen habe, ohne zu wissen, um was es sich handle, in die Amtshandlung eines Wachebeamten einzugreifen.

Wenn ich nur wüßte, wo eigentlich beim Gerechtigkeitssinn die Uebertreibungen anfangen? Wahrscheinlich an jenem bemerkenswerten Punkte, an dem die Amtshandlungen aufhören und die Einmischungen beginnen, an dem Diensteid und Menschenverstand einander gute Nacht sagen, an dem die Welt mit jenen Brettern vernagelt ist, die die Gesetzgeber vor den Stirnen tragen und an dem überhaupt die Justitia die Wage hinlegt und einer Welt ade sagt, in der nur das, was die parlamentarische Rechte sagt, das Recht ist.

Belebung des patriotischen Geistes

„Wilhelm II. beabsichtigt ein Buch über den Krieg zu schreiben. Sein Hofmarschall, Graf von Finkenstein, schreibt aus Dorn im Auftrage des Kaisers an einen deutschen Verleger: „Ich habe auch ein Buch über den Krieg zu schreiben. Ich hoffe, daß dieses Werk, wenn es erscheint den patriotischen Geist der deutschen Nation beleben wird, so daß einst die Stunde ihrer Befreiung schlagen muß. Vor allem will ich der Jugend des Landes zeigen, wie ihre Vorfahren gefochten haben, um das Joch der Franzosen abzuschütteln."

Was ihnen ja auch glänzend gelungen ist. Wann, wann wird dieser patriotische Geist endlich so belebt sein, daß er sich in aller Untertänigkeit die bescheidene Frage erlaubt, woher denn der Kaiser, der in der Etappe bei deutschem Schaumwein saß, überhaupt weiß, wie die Vorfahren draußen an der Front gefochten haben?

Seipel

hat die Zeit, da Ramek die Geschicke Oesterreichs durch Reden bei Feuerwehrfesten in einem die Hebung des Fremdenverkehres fördernden Unsinne lenkte, nicht untätig verbracht. Zwei ältere Zeitungsausschnitte, die ich dem Kistel entnehme, in dem ich die Butter, die sie alle auf dem Kopfe haben, aufbewahre, beweisen es:

„Von den Kleinrentnern sprechend, sagte Seipel:
So sehr jeder das Recht hat, in seinem Eigentum geschützt

zu werden, könne doch unmöglich das Privateigentum als das höchste der Güter angesehen und dem Staate jedes Recht bestritten werden, im höheren Interesse seiner Selbsterhaltung und der Aufrichtung der Volkswirtschaft im allgemeinen Maßregeln zu ergreifen, die unter Umständen zu einer Entwertung des Eigentums der einzelnen führen könnten.

Dann aber ging er zu den Hausherrn über und erzählte von der Reform des Mietrechtes, die nach der Meinung der christlichsozialen Partei notwendig sei."

„Dr. Seipel gab einen historischen Rückblick und betonte, daß die Kulturmission der Kirche in der sittlich-religiösen Mystik der Kirche eingeschlossen sei. Wenn die Kirche auf die verschiedenen Gebiete des Lebens übergreife, so geschehe das nicht aus Herrschsucht und Anmaßung, sondern aus dem Gefühl, daß sie damit nur der Welt das Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit zu bringen habe."

Und das spielt in Oesterreich die erste Maultrommel!

Okkulte Beleuchtung

„Okkultenbund „Zur Loge Eos". Heute abend im Bundesheim in Baierdorf bei Graz, Gritzenweg 28, Vortrag des Herrn K. über die Bedeutung des Faschings in okkulter Beleuchtung und Diskussion. Beginn halb 8 Uhr. Gäste willkommen. Eintritt frei."

Hier ist alles okkult. Sogar der Name des Vortragenden. Das Okkulte heißt zwar nicht viel, bedeutet aber immerhin etwas Verborgenes, Dunkles. Die dunkle Beleuchtung der Bedeutung des Nasenbohrens für die Hygiene des Astralleibes findet voraussichtlich nächste Woche statt. Gäste willkommen! Ein Tritt frei!

Wilhelm Busch

hat sich geirrt, wenn er meint, daß Vater werden nicht schwer sei:

„Eine Groteske im Vaterschaftsstreit. Vor dem Bezirksgericht in Zivilrechtssachen wurde heute eine Paternitätsklage verhandelt, die einen merkwürdigen Verlauf nahm. Der Vormund Karl H. klagte für sein minderjähriges Mündel. Das Kind war von der jetzt geschiedenen Amalie K. noch in der Ehe mit Franz K. geboren worden, der außereheliche Vater Oskar P. gibt nun zu, der Vater des Kindes zu sein, weil Franz K. aber die Ehelichkeit dieses Kindes erst nach Ablauf der gesetzlichen Frist bestritt, ist eine Aenderung der gesetzlichen Vaterschaft

nicht mehr möglich, das Kind gilt als eheliches; deshalb ist Franz K. vor dem Gesetz sein Vater und hat es zu alimentieren. Heute wird nun gegen ihn wegen Nichtzahlung Exekution geführt. Das Geständnis Oskar P. nützt ihm gar nichts, weil das Kind nicht zwei Väter haben kann und nach den strengen Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches in dem Punkte kein Zweifel ist, daß nach Zeitablauf eine Aenderung des dadurch geschaffenen Zustandes nicht mehr möglich ist. Der Klage wird daher stattgegeben."

Ein Kind kann nicht zwei Väter haben. Das ist unmöglich. Aber der, der nicht der Vater ist, kann der Vater sein und der, der es ist, kann es nicht werden. Das ist durchaus möglich. Darüber bestehen strenge Vorschriften, an denen auch die Ewigkeit nichts ändern kann. Und es gibt noch immer junge Studenten, die sich dem Richterberufe widmen, weil sie es für eine ideale Angelegenheit halten, den bedrängten Menschen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Und es gibt noch immer ausgewachsene Richter, die sich nicht dazu entschließen können, das Gesetzbüchel in den Mist zu werfen und zu einem Bauern Mist führen zu gehen.

Stimmung

„In der christlichsozialen Partei wird seit einiger Zeit für die Einführung der Todesstrafe Stimmung gemacht. In Wiener-Neustadt hat der dortige christlichsoziale Arbeiterverein beschlossen, an den Reichsverband mit einem Antrag heranzutreten, der die Wiedereinführung der Todesstrafe fordert. Der Antrag wurde Anfang September auf der Tagung des Reichsverbandes in Salzburg aus formalen Gründen abgelehnt, doch wollen sich die Anhänger der Todesstrafe in der christlichsozialen Partei in ihren Bestrebungen nicht abschrekken lassen."

Ich bin dafür, die Anhänger der Todesstrafe (so etwas gibt es!) mit dem zu vereinigen, dem sie anhängen, sie also kurzer Hand mit dem Tode zu bestrafen. Ihnen erweist man damit einen Gefallen und wir sind sie los.

DIE FRIEDENSARBEIT DER PRESSE

Der Pazifismus macht sich in doppelter Weise um die Menschen verdient. Erstens sucht er zu verhindern, daß sie sich gegenseitig die Schädel einschlagen. Folgen sie ihm nicht und beharren bei ihrer Methode des Einschlagens der Schädel, so demonstriert er zweitens allen Zusehern ad aculos, daß dabei nichts herauskommen kann, weil nichts drin ist. Die letzte diesbezügliche Demonstration ist folgende:

„Die neue Richtung"

„Der 30jährige angebliche Schriftsteller Karl Knaus aus Graz lebte mit einer gewissen Juliana Obrist in gemeinsamem Haushalt und veranlaßte das Mädchen, auf der Straße Männerbekanntschaften zu machen und ihm das so verdiente Geld zu geben. In Wien lockte er dem Spitalsseelsorger Polaudek mit der Mitteilung, daß er eine pazifistische Zeitschrift „Die neue Richtung" herausgeben wolle, 1300 S, und einem Privatbeamten Seidl 3500 S heraus. Knaus wurde dieser Tage wegen Betruges zu fünf Monaten Kerker verurteilt."

Diese Notiz fristet nicht unter dem Titel „Betrügerischer Zuhälter" ein bescheidenes Dasein in der dunkelsten Ecke einer Gerichtssaalrubrik, sondern sie prangt als letzte Neuigkeit über den Pazifismus vorne, mitten im politischen Teil des Blattes Und der arme Kerl, der um eines billigen Witzes willen durch den Titel, den er der Notiz gab, die Friedensbewegung als eine Zuhälterangelegenheit hinstellt, er veranlaßt selbst an jedem ersten den Kassier des Blattes, ihm sein Gehalt von dem Gelde auszuzahlen, das die Administration durch Vermittlung von Männerbekanntschaften im Vormonat verdient und worum sie die Abonnenten durch falsche Nachrichten in der alten Richtung seit eh und je betrogen hat.

EIN RINDVIEH OHNE GEIST

Das „Zentralblatt für das deutsche Gastgewerbe" veröffentlichte folgenden Aufruf:

„Deutschland wache auf! Schütze jeder Deutsche Bier, Wein und Schnaps! Die einzig echte Freude, die uns seit alters beschieden, soll uns von Idioten, Abstinenzlern und Wassermenschen geraubt werden. Schlagt diese Geister, wo ihr dieselben antrefft, und steckt zur Prüfung ihre Köpfe in ein eiskaltes Wasserfaß und fragt sie dann, ob sie immer noch keinen Alkohol benötigen. Was ist unser Leben ohne Bier, Wein und Alkohol? Ein Rindvieh ohne Geist.

Kein Fest ist möglich ohne Bier und Wein. Diese bringen erst die Seele in den Körper.

Fluch und Verderben den Abstinenzlern, die unsere heilige deutsche Stätte, den Gasthof, den Stammtisch, rauben wollen.

Die Existenz des Deutschen Reiches ist ohne Bier, Wein und Alkohol erledigt. Wo wird das Geschäft, die Politik, die Freundschaft, die Heirat, der Kauf, der Handel geschaffen und betrieben? Nur im Gasthaus beim deutschen Trunk. Und wer ist der Diplomat der deutschen Arbeit, der Freundschaft und des Handels? Nur der Wirt!

Diese sind die ersten unbezahlten und hochwertigsten Diplomaten des Reiches. Was wären wir ohne Gasthof? Eine willenlose, von irgend jemand an der Nase herumgeführte Masse. Unsere tausendjährige alte Sitte: Bier, Wein und Alkohol, gibt erst dem Germanen den Namen. Und lehnen wir daher jeden Abstinenzler als gefährlichen Nichtdeutschen ab. Also jeder echte Deutsche wehrt sich mit Kopf und Händen gegen das Gemeindebestimmungsrecht und die Trockenlegung Deutschlands."

A: (tritt mit einem Spieße bewaffnet auf.)

B: Wohin gehst Du so entschlossenen Gesichts?

A: Ich schreite nach unserer heiligen deutschen Stätte.

B: Du willst nach Weimar?

A: Nein, an den Stammtisch. Ich fühle mich seelenlos. Ich dürste darnach, durch Wein und Bier Seele in meinen Körper zu bringen.

B: Aber weshalb bist Du bewaffnet?

A: (aufschluchzend) Man will uns den Stammtisch rauben! Unser Leben soll ein Rindvieh ohne Geist werden!

B: (fassungslos) Dann ist die Existenz Deutschlands erledigt!

A: (seine Tränen trocknend) Ob nicht am Ende die Juden dran schuld sind?

B: Welche Juden meinst Du?

A: Nun die vom Wiener Verein nationaldeutscher Juden.

B: So etwas gibt es?

A: Freilich. Sie unterscheiden sich von den jüdischnationalen Deutschen dadurch, daß sie kein Hakenkreuz, sondern einen Kreuzhaken im Wappen führen.

B: Woran erkennt man sie noch?

A: Sie wollen durch rotes Haar eine Angehörigkeit zur nordisch-arischen Edelrasse vortäuschen. — Ha, dort drüben geht einer! Wie sagte doch Rothstock? „Ich werde ihn in eine andere Welt abdrängen!" (Er stürzt mit dem Spieße auf ihn los) Abstinenzler! Idiot! Wassermensch! Deutschland willst Du trockenlegen, Du gefährlicher Nichtdeutscher! Bier, Wein und Alkohol willst Du mir nehmen, die mir als Germanen erst meinen Namen geben!? Ha,— —

B: Bist Du wahnsinnig?

A: Nur während der Tat! Nach einem halben Jahr gibts ein Fakultätsgutachten und alles ist „abgeklungen". Nieder mit —

B: (ihn zurückreissend) Halt, das ist doch ein Wirt aus der Leopoldstadt.

A: (vernichtet) Ein Wirt?!?!

B: Aber ja!

A: Ein Diplomat deutscher Arbeit? Ein hochwertiger? Ein unbezahlter? Bei dem die Freundschaft betrieben und der Handel geschaffen wird? Und ich wollte ihn im Wahnsinn abdrängen! Oh! (Er verhüllt mit einem eiskalten Wasserfaß sein Haupt und taumelt ab).

Ende.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 5 1. MÄRZ 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Kurt Hiller: Demokratie? / Herbert Müller-Guttenbrunn: Literatortur / Ewald Gerhard Seeliger: Parlamentarische Gedanken / Lao-Tse: Achtunddreißigster Spruch

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 5 1. MÄRZ 1927 1. JAHR

DEMOKRATIE ?*

Eine Kongreßrede von Kurt Hiller.

Hochgeehrte Versammelte!

Wenn ich Sie um Gehör für meine Darlegungen, die nicht ganz kurz sein werden, bitte, so kann ich das nicht tun, ohne von vornherein anzukündigen, daß ich Ihre Güte mit Undank werde belohnen müssen. Während nämlich die Mehrzahl der hervorragenden Vorredner dieses Kongresses Meinungen aussprachen, von denen sie sicher sein konnten, daß sie Ihren ungeteilten Beifall finden würden, bin ich gesonnen, etwas zu sagen, das mindestens bei sehr vielen von Ihnen auf Widerspruch stoßen m u ß, weil es an Vorstellungen rüttelt, die den meisten fortschrittlich gesinnten und intellektuellen Menschen lieb, ja heilig sind.

Sollte es gelingen, die Staaten dieses Kontinents zu einem Wirtschaftskörper zu ballen, zu einer föderativen Verwaltungseinheit zusammenzuschließen (ein langer Schöpfungsakt, ohne dessen Vollziehung freilich wir Paneuropäer die Organisation der Erde, den universalen Völkerbund, die dauernde Befriedung der gesamten Menschenwelt uns nicht vorstellen können), dann wird dieser Akt, hinterdrein betrachtet, als eine „ge-

* Diese ausgezeichnete Rede des bekannten Berliner Schriftstellers auf dem Paneuropakongreß zu Wien, die fast von der gesamten Presse einmütig verschwiegen oder entstellt wurde (auch die Zeitschrift „Paneuropa" machte da keine Ausnahme), bringe ich nicht deshalb, weil ich mich seit Nr. 2 des Nebelhorns vielleicht zum paneuropäischen Gedanken bekehrt habe oder in jedem Detail mit ihr einverstanden bin, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil es mir überaus interessant erscheint, zu zeigen, was für Gedanken die Presse heute dem Leser vorzuenthalten versucht. Zu entscheiden, warum sie es tut, sei dem Urteile jedes Einzelnen überlassen. Dr. H. M.-G.

schichtliche Notwendigkeit" erscheinen — wie jedes Ereignis, jede Tat als „geschichtliche Notwendigkeit" erscheint, wenn man sie von rückwärts, nämlich als Wirkung von Ursachen anschaut. Die kausale Betrachtung der Geschehnisse läßt nur Notwendigkeit zu, Notwendigkeit im Sinne des Naturgesetzes. Die kausale Betrachtung ist die Haltung des wissenschaftlichen Menschen. Nicht die des willenschaftlichen, nicht die des schöpferischen Menschen. Er, er denkt nach vorn, denkt final, denkt aktiv. (Ohne die Kausalität darum zu vernachlässigen.) Solange wir also das Ereignis Paneuropa noch von vorn, noch als Ziel anschauen, nicht schon als Begreifende, als Erklärende, sondern erst als Wollende und Bewirkende, trägt es, ob wir auch von seiner „Notwendigkeit", nämlich Vernunftnotwendigkeit, sprechen, alle andern Züge als die des Naturnotwendigen, des Selbstverständlichen; derart grauenvoll weit vielmehr ist seine Vernunftnotwendigkeit von dem trägen, kalten Automatismus des geschichtlichen Geschehens noch entfernt, daß die Vision eines nicht vorübergehend und phraseologisch-sentimental, sondern dauernd und rechtlich-organisativ geeinten, zum politischen Kontinent. geschweißten Europa etwas geradezu Mythisches und traumhaft Neues hat.

Dies Neue — wie soll es aber gestaltet werden können, ohne Forträumen von Bergen alten Gedankenschuttes? Welch eine Harmlosigkeit, welch eine Kindlichkeit, zu glauben, das Werk der Zukunft sei zu schaffen mit den Werkzeugen der Gegenwart! Will man zu neuen Zielen vordringen, wird man neue Wege beschreiten müssen. Neue Zwecke erfordern neue Mittel. Mond und Sterne zu erreichen — dazu taugen selbst die stolzesten Flugzeuge nicht, die Erfindergenie bis heute konstruiert hat.

Um deutlicher zu sagen, um was es mir geht:

Paneuropa kommt nicht von selber; Paneuropa kommt, falls es kommt, nur als Frucht heißen, zähen Bemühens und langwieriger Kämpfe, härtester Kämpfe in allen Ländern; die Siege schlagen sich in Gesetzen nieder. Auch die Niederlagen. (Es geht nicht ohne Gesetze.) Wer aber macht die Gesetze? Fast allenthalben ein Parlament. Das Ob oder Obnicht Paneuropas hängt also von den Parlamenten Europas ab. — Wie

entsteht ein Parlament? Durch Wahlen. Wer wählt? Wer wird gewählt? Wer wählt Die aus, unter denen der Wähler zu wählen hat? — Man nehme diese dreifältige Frage in den Mund und beiße darauf; an dem bittern Geschmack wird man erkennen, daß sie... der Kern ist.

Ich zweifle nicht, daß das kolossale Vorurteil unserer Zeit „Demokratie" lautet. Wohl ist es erschüttert durch Leninismus und Mussolinismus; doch es steht noch. Schmutz und Spott tropfen zwar von den Flanken des Götzen; aber er steht und herrscht. Er ist der Götze der Mehrheit; also der Mittelmäßigkeit; also des Rachehasses gegen die Ueberlegnen des Herzens und Hirns; also des Widerstands gegen alle Aufschwünge; also der Beharrung — und eben deshalb schwerer zu stürzen als sonst ein Götze. Allein ich weiß und sage Ihnen, daß nicht eher Paneuropa kommen wird und die Herrschaft der Vernunft und menschlicher Größe kommen wird und Friede kommen wird und Freude für Alle und nicht eher das neue Reich kommen wird, als dieser Götze gestürzt ist.

Ich weiß ganz gut, daß die demokratische Ideologie eine ehrenvolle Geschichte hat. Aber welche heruntergekommene Ideologie hätte die nicht? Sogar die absolute Monarchie war ursprünglich, als die Idee der territorialen Zentralgewalt, ein revolutionärer und kulturgeschichtlich wertvoller Protest gegen die Anarchie des Kleinfeudalismus, gegen unerträgliche Brutalitäten des Raubrittertums. Wir werden deshalb heute nicht für die Wiedereinführung der absoluten Monarchie stimmen!

Auch die Demokratie war ursprünglich ein wertvoller Protest. Sie war die Empörung des Volkes gegen den bevorzugten Einzelnen und den bevorzugten Stand, der eine ererbte Macht festhält und ausnutzt, die seinem inneren Werte nicht entspricht. Sie war die Revolte des geknechteten Ich gegen den Zwingherrn, gegen Dynasten und Kasten; sie war das Pathos unsterblicher Freiheit. Demokratie als permanenter Befreiungsprozeß, Demokratie als Gegensatz zu aller Dummkopfs- und Rohlings-Autokratie, als Gegensatz zu aller Dummfalschen „Aristo"kratie derer, die nicht die Edelsten sind,

sich aber so stellen und benennen, als wären sie's —: für diese Demokratie gibts nur ein Ja. Denn diese Demokratie bedeutet den Entschluß, einem unzulänglichen Herrschertyp die Macht zu entreißen und — da Herrschende einmal sein müssen — den Gestürzten zu ersetzen durch einen tauglicheren; nach sinnlosem Mechanismus Berufene zu jenem Haufen zu werfen, dem sie in Wahrheit angehören; und die uralte Regel organischer Auslese wieder zur Geltung zu bringen, die keinen Quell der Kraft verstopft läßt. Das vornehmste Blut jeder Nation rinnt durchs Geäder aller Teile ihres Leibes; auf bestimmte Schichten ist es nicht beschränkt. Das Volk hat immer recht gegen einen Stand — denn nie taugt ein Stand mehr als andere Stände; und es hat recht gegen jeden Einzelnen — der es nicht überragt.

Diese Demokratie, die Menschenrechte im Herzen, hat Ende des Achtzehnten Jahrhunderts auf Frankreichs Erde ihren großen Triumph gefeiert, und sie hat im vorigen Jahrzehnt drei Kaiserreiche Europas glückhaft gestürzt.

Das ist der revolutionäre Demokratismus.

Aber es gibt einen konservativen Demokratismus, einen geistfeindlichen, antimessianischen, der „das Volk" ausspielen möchte gegen Einzelne, die es überragen. Für ihn ist „Volk" nicht die Gesamtheit, repräsentiert in den Besten: für ihn ist „Volk" die Gesamtheit der Mittelmäßigen. Aus dieser Gesamtheit hervor wächst er selbst, die Blüte eines Minderwertigkeitsbewußtseins, das den als überlegen erlebten Mann, statt ihm dienend zu folgen, haßknirschend befeindet. Der gute Demokratismus entstammt großartiger Rache, der schlimme kleiner.

Ueberall strebt er danach, das Niveau einer Gesellschaft, zum Beispiel einer Partei, nicht zu dem ihrer vortrefflichsten Mitglieder emporzuheben, sondern, so oft es zu steigen droht, auf das ihrer mittleren Mitglieder herabzudrücken. Stets tritt der auf die Seite der Vielen gegen die Wenigen — nämlich der vielen Roheren, Einfacheren, Flacheren, Materielleren, Kälteren, Beschränkteren: gegen die paar Empfindlicheren, Verwickelteren, Tieferen, Reineren, Glühenderen, Geistigeren. Seine Argumente heißen: die Mehrheit; die Gleichheit.

Hat nicht ein tiefer Ekel die lichtesten Geister unsrer Zeit vor allem unsre beste Jugend, erfaßt vor „Mehrheit" und „Gleichheit"?

Die Meinung der Mehrheit mag noch so unvernünftig, ja unsittlich sein — es ist Demokratie, sie zu befolgen. Verlangt zum Beispiel übermorgen die Mehrheit einer besiegten Nation den Rachekrieg gegen die Sieger — die Demokratie wird ihn, die Demokratie muß ihn führen. Nicht die Erkenntnis der Erkennenden, nicht die Vernunft, nicht die Menschlichkeit, nicht der Geist hat recht, sondern die Mehrheit — nach demokratischer Auffassung. Genauer: Mehrheitswille, weil er Mehrheitswille ist, ist Erkenntnis und Vernunft und Gerechtigkeit und Menschlichkeit und Geist. Was die Zahl will, muß das Vernünftige sein — was auch immer sie will. Dies ist ein leeres, ein quantitatives Prinzip der Gesetzgebung, vielmehr ein Prinzip der Prinzipienlosigkeit, ein Nichtprinzip. Es ist das Verfassungsprinzip des politischen Nihilisten, nicht Dessen, der von einer Idee erfüllt ist und von dem moralischen Trieb, sie zu verwirklichen.

Die revolutionäre Demokratie hatte recht, das Volk in die Herrschaft einzusetzen; die konsolidierte Demokratie wich dem Problem aus, durch wen das Volk herrschen solle. Wenn ich weiß, daß in einem Volke das Volk souverän ist, weiß ich noch lange nicht, durch welche Organe es seine Souveränität ausübt. Es gibt aber kein anderes Prinzip der Verfassung, das Sinn und sittliche Wahrheit für sich hätte als das aristokratische; denn es bedeutet die Herrschaft der Besten, ist also — mit Schopenhauers Lieblingswort — selbstevident. Die Demokratie vernichtete die Herrschaft der angeblich Besten und vergaß, die Herrschaft der wirklich Besten zu errichten. Ihr fehlte das Kriterium des Wertes, sie blieb relativistisch, und so etablierte sie die Zahl. Der Begriff der Aristokratie war allerdings verhunzt. Statt seine Reinheit wiederherzustellen, zerschlug sie ihn. Disqualität regierte. Statt Qualität zum Regenten zu machen, hob sie die Quantität auf den Thron.

Unter Anwendung einer falschen Lehre von der Gleichheit. Die echte Lehre von der Gleichheit lautet: Niemand ge-

nieße Vorteile, weil er im Hause der Bevorzugten das Licht erblickte; Niemand erleide Nachteile, weil er im Hause der Benachteiligten zur Welt kam. Denn ein solcherart Bevorzugter wäre ohne Verdienst der Glücklichere, ein solcherart Benachteiligter ohne Schuld der Aermere. In eine Klasse, in eine Rasse hineingeboren sein, berechtigt zu keinem Privileg; in eine Klasse, in eine Rasse hineingeboren sein, verpflichtet zu keinem Leiden. Nicht Zufall der Geburt, sondern wertende Vernunft bestimme (soweit sie überhaupt zu bestimmen vermag) die Schicksale; das Los Gleicher sei gleich — und in den elementarsten Bedürfnissen wie Ablehnungen gleichen wir uns ja alle —; zumindest das Los Gleichwertiger sei gleich. (Die Verwirklichung dieser wirtschaftlichen und realen Demokratie hat die formale Demokratie bisher vereitelt.)

Die verfälschte Lehre von der Gleichheit lautet: Alle Menschen sind gleichwertig.

Das ist gelogen. Das ist ein Dogma, vom Pöbel aller Klassen für den Pöbel aller Klassen erdacht. Vor Gott, ja vor Gott mögen Alle gleichwertig sein; aber wer hat die Stirn, mit Maßstäben zu messen, mit denen Gott mäße? Ziemt es endlichem Blick, Klüfte zu übersehen, die erst vor dem unendlich entfernten Auge, vor Gottes Auge verschwänden?

Vor dem menschlichen Geist sind die Menschen ungleichwertig. Der Geist ist nicht göttlich-neutral, der Geist ist der Wertende. Er stellt den Verantwortungsbewußten über den Selbstsüchtigen, den Tätigen über den Trägen, den Freigesinnten über den Knecht; er zieht den Urteilsfähigen dem Vernagelten vor, den Könner dem Stümper, den männlich Tiefen und Feinen dem männischen Manne der rohen Faust. Charakter, Menschenliebe, bewegendes Dasein, innere Unabhängigkeit, offene Stirn, Talent, Kultur — diese Tugenden, jede für sich und vor allem alle in einer, bilden das Kriterium, nach dem der Geist den Grad der Eignung eines Bürgers zum Gesetzgeben und Herrschen bestimmt; es lautet: Geistigkeit. Der geistigere Mensch — oder, wie man früher sagte, der weisere Mensch — ist der machtberufenere.

Vor dem Geiste sind die Menschen ungleich. Ihre Ungleichheit in der Gesellschaft, im Wirtschaftlichen, im Ani-

malischen, im Glück, reizt ihn zum Widerspruch; ihr Ungleichsein dem Werte nach — das stellt er fest und er folgert daraus. Daß ein Athlet körperlich zulänglicher ist als ein Waschlappen, daran zweifelt niemand, und niemand wird den Waschlappen auf die Olympiade schicken; die Unterschiede der geistigen Kraft sind weniger leicht meßbar und weniger leicht erkennbar. Ist das ein Grund, die Auswahl der Gesetzgeber, also die Gesetzgebung selbst, unterschiedslos Allen zu überlassen?

Die Lehre von der politischen Gleichberechtigung hat Sinn allein als Folgerung aus dem Satz von der Gleichwertigkeit. Fällt dieser, so sinkt auch jene in sich zusammen. Ungleichwertigen Menschen gleiche Bestimmungsbefugnisse zu geben: hiergegen sträubt sich nicht bloß die Gerechtigkeit, hiergegen sträubt sich alle praktische Einsicht. Bedeutet Demokratie eine Verfassung, in der jedem Bürger derselbe Einfluß auf das Leben des Staates zusteht wie jedem anderen, so fehlt ihr aller sittliche Sinn. Ein Volk von Göttern, glaubt Rousseau, würde sich demokratisch regieren. Aber keine menschliche Gesellungseinheit war noch ein Göttervolk; allerorten und jederzeit bestand jede aus einer Mehrheit von minder Werten und einer Minderheit Mehrwertiger.

(„Wert", um es zu wiederholen, nicht am intellektuellen Maßstab und nicht am Maßstab des moralischen Charakters gemessen, sondern an dem höheren Maßstabe eines Ideals von geistigem Adel, das Intellekt und Charakter als Ingredienzien enthält.)

Was ich sage, weiß jeder Denkende, aber nur wenige sprechen es aus. Denn es ist ein Wagnis, es auszusprechen. Wer es ausspricht, gerät in den Verdacht, sich selbst nicht zur Mehrheit zu zählen, mithin ein sich Ueberhebender, ein Vermessener, ein Beispiel des Hochmuts und der Hoffart zu sein. — Die Forderung der Ehrfurcht entstammt aristokratischer Wertlehre, welche Größe kennt; die Forderung der Demut ist ein Mittel der Mittelmäßigen, sich an der Macht zu halten. Ehrfurcht und Demut — das Entgegengesetzteste setzen die Meisten gleich. So, wie sie unser Unterscheiden und

Sichten der Menge nach Typen des Wertes mißdeuten als Merkmal des Mangels an menschlichem Solidaritätsgefühl. Es ist in Wahrheit die Steigerung des Solidaritätsgefühls zu dem Entschlusse, die Konsequenz aus ihm zu ziehen. Denn unsere Erkenntnis lehrt uns, daß Verwirklichung der humanitären Ideen, daß Erlösung des Volkes nicht gelingen wird durch die Mehrheiten des Volkes, sondern durch einen Menschenschlag im Volke, der immer in der Minderheit war und bleiben wird und der für die Mehrheit handelt, gerade wenn er am heftigsten gegen sie handelt. Die Lehre von der Gleichberechtigung Aller zum Gesetzgeben ist, ihrer Idee nach und ihrem Effekt nach, volksfeindlich. Man liebt sein Volk nicht, wenn man die Souveränität seinem Mittelmaß zuspricht, statt seinen Besten.

Mit Hochmut und Hoffart hat diese Erkenntnis nichts zu schaffen. In seinem bedeutenden Buche „Krise der Weltanschauung" sagt Coudenhove: „Der Minderwertige ist unschuldig — aber er ist dennoch minderwertig; der Wertvolle hat kein Verdienst — aber er ist dennoch wertvoll."

Auf diesem Grunde muß der Staatsdenker bauen. Den Wertvollen, den Mehrwertigen einer Gesellschaft liegt es ob, ihr Gesetze zu geben und ihre Geschicke zu bestimmen; den Mehrwertigen — und nicht der Mehrheit. Gewiß, wenn die Vernunft einmal bei der Mehrheit wäre, hätte der Demokrat auch nichts gegen die Vernunft; sie wird es nie sein. Denn da die Vernunft, biologisch gesehen, Erkenntnis und Wille der jeweils Vorgeschrittensten ist, muß sich ihr Inhalt in jedem geschichtlichen Augenblick von der Meinung der Mehrheit notgedrungen unterscheiden. „Mehrheit ist der Unsinn!": Schillers Wort bleibt richtig. Autorität, nicht Majorität! Auch diese Devise muß wieder zu Ehren kommen — so wahr die Autorität, gegen die sich der Aufstand der Majorität einst gerichtet hat, keine wahre Autorität gewesen ist. Man kommt auf die Inthronisation der neuen Autorität, es kommt auf die Inthronisation des geistigen Typus an! Unter allen Diktaturen ist die Diktatur der Mehrheit die einzige, die den Geist mit Notwendigkeit von der Herrschaft ausschließt. Unter allen Diktaturen ist die Demokratie die hoffnungsloseste.

Lenin — dessen großen Namen mit Ehrfurcht zu nen-

nen einem Kongreß wohl ziemen dürfte, der den großen Namen Napoleons mit Ehrfurcht genannt hat: trotz der Ströme Bluts, die der Korse vergossen hat, ... trotz ihrer und um seines befreierischen, übernationalen, weltgestalterischen Zieles willen — Lenin hat andre Gründe gegen die Demokratie angeführt, vielmehr gegen einen Fall von Demokratie, gegen die formale Demokratie des bürgerlichen Klassenstaates. Es heißt nicht etwa diese Gründe bestreiten, wenn man sie in diesem Zusammenhang verschweigt.

Der Fascismus ist jener Ekel vor der Demokratie, der zu vordemokratischen Vorstellungsinhalten und Praktiken flüchtet — eine schiefe Reaktion. Seine Ziele sind im ganzen so rückständig, seine Formen meist so roh, daß er den Demokratismus eher zu neuen Ehren bringt als ihn entwurzelt.

Die Jugendbewegung, mit ihrer Entdeckung von Führertum und Gefolgschaft, mit ihrem Eros zum Helden — nicht zum Körperhelden allein —, mit ihrem starken Sinn für den Rang und für edle Haltung, mit ihrer Ehrfurcht vor dem Schöpferischen in Natur und Menschenwelt, mit ihrem Abscheu vor mechanisch-parlamentarischer, nivellierender Betriebsamkeit, vor der Kompromißwirtschaft und allem Sichdrücken um das Wesentliche, aller platten Verständigkeit, mit ihrer Liebe zum Unbedingten, mit ihrer Geradheit und Herbheit, ihrer Innerlichkeit, die nicht ohne Schönheit ist, mit ihrer Opferbereitschaft, mit ihrem unverkennbar heroischen Zug — diese Jugendbewegung quer durch die sozialen Klassen, wohl eine speziell deutsche Erscheinung, ist typische Abkehr von der Demokratie, ... ohne freilich noch eine klare Hinkehr zu anderem zu sein. Ihr steckt der neue Aristokratismus als Rhythmus im Blut, kaum schon als System im Bewußtsein. Bemerkenswert immerhin, daß diese Jugend das wirtschafts- und gesellschaftsrevolutionäre und überhaupt jedes revolutionäre Prinzip mit dem Prinzip des Adels nicht nur als vereinbar, sondern geradezu als mit ihm verwandt fühlt, während ihr das revolutionäre und das demokratische Prinzip unsäglich weit auseinander zu liegen scheinen. Für alle Dinge kann Jugend sich begeistern, nur gerade für den Gedanken der Mehrheitsherrschaft nicht! (Soweit Jugend sich demokratisch nennt, meint

sie antifeudale, liberal-humanitäre, soziale, republikanische Inhalte demokratischer Programme, nicht den Demokratismus als solchen.)

Auch der Sport, welcher ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einen immer breiteren Raum im öffentlichen Leben einnimmt, — der griechische Zug unserer Zeit! —, erweist sich als Gegenkraft zu dem Aberglauben von Gleichheit und Mehrheit. Denn der Kernbegriff des Sports ist der Rang, und sein Geheimnis ist die Liebe zum Ueberlegnen.

Der Kernbegriff des Demokratismus ist die Gleichwertigkeit, und sein Geheimnis ist der Haß gegen den Ueberlegnen.

Es scheint, oberhalb des bewußten Wollens Einzelner, eine Weltverschwörung gegen das demokratische Prinzip im Gange, und die Demokraten selbst sprechen von der „Krise der Demokratie".

Träger des demokratischen Prinzips sind vor allem die Parteien. Sie fordern jede Kulturbewegung zu schärfster Kritik heraus. Ich will nicht über Länder sprechen, in denen ich nicht zu Hause bin. Ich will ein Paradigma geben: das deutsche.

In Deutschland verläuft alles geistige Leben, und gerade auch alles politisch-geistige Leben, jenseits der Parteien. Es ist immer schon ein großer Erfolg, wenn eine Partei eine außerhalb ihrer geborene Idee nach Jahrzehnten aufnimmt! Die Parteien sind sterile alte Vereine, in denen Wirtschaftsinteressenten mit engem Blick und idealistische Spießbürger um die Macht ringen; Cliquen, die ihr wunderliches Monopol, das Volk repräsentieren zu dürfen, mit umso resoluterer Selbstverständlichkeit wahren, je unfruchtbarer sie werden.

Menschen von Rang trifft man in den Parteien gleichfalls an, sehr bedeutende Persönlichkeiten sogar; sie bilden jeweils hochgerechnet etwa fünf Prozent der Parlamentsfraktion. Uebrigens werden sie häufig als Fremdkörper empfunden, und in manchen Fällen werden sie deshalb isoliert und wieder ausgeschieden. Meist läßt man Köpfe gar nicht erst hinein.

Für sämtliche Parteien gilt das.

Die begabtesten Köpfe etwa der nationalistischen Reaktion, die Herren vom „Gewissen" und von der „Standarte", wird

man vergeblich im Reichstag und in den Landtagen suchen; die hervorragenden Führer des humanitären Aktivismus katholischer Observanz (Nikolaus Ehlen, Vitus Heller, Ernst Thrasolt, Leo Weißmantel) wirken außerhalb der Zentrumspartei; der ehrwürdige Führer der deutschen Friedensbewegung, Ludwig Quidde, der seit Jahrzehnten unermüdlich für das geworben hat, wovon jetzt ein Teil erfüllt ist, gehört zwar einer demokratischen Partei, aber keinem Parlamente an; die bedeutenden pazifistischen Politiker Graf Harry Kessler und General von Schoenaich sind gleichfalls Mitglieder dieser Partei, aber keines Parlamentes; der von den freiheitlichen Pädagogen Deutschlands verehrte Führer des Bundes Entschiedener Schulreformer, Paul Oestreich, ist zwar Mitglied der größten Linkspartei, aber in keinem Parlament kann er an der Schulgesetzgebung mitarbeiten; . universale kulturpolitische Persönlichkeiten wie Helene Stöcker, wie Gustav Wyneken dürfen sich nicht im Parlament auswirken; ein Sexuologe von der Erfahrung und Bedeutung Magnus Hirschfelds, der angesichts der bevorstehenden Strafrechtsrefom unentbehrlich scheinen sollte, gehört dem Reichstag nicht an; der bedeutende Arbeitsrechtler Hugo Sinzheimer nicht — obwohl beide seit Jahren und Jahrzehnten Mitglieder einer großen Linkspartei sind; der Bodenreformer Damaschke, heute schon ein Greis, auch von seinen Gegnern als Autorität gewürdigt, oder ein Soziolog vom Range Franz Oppenheimers gehörten einem Parlament nie an; der Göttinger politische Philosoph Leonard Nelson, dieser überragende Kopf, wurde wegen seiner zwar zutreffenden, aber unangenehmen Kritik an gewissen veralteten Dogmen der marxistischen Ueberlieferung aus einer großen sozialistischen Partei ausgestoßen, obwohl kein entschiedenerer Bekenner und Vorkämpfer des marxischen Zieles je lebte als er. Die Vorstellung, ein Heinrich Mann könne im deutschen Reichstag seine ethischen Energien entfalten und einen Teil seines Geistes den Gesetzen einflößen, ist unvollziehbar. Jeder beliebige Spießer kommt eher dazu. Zum Schaden des Volkes!

Die Liste, die ich gab, ist sehr lückenhaft. Beweisbar wäre, daß alle politische Ideenschöpfung, alle politische Intention, aller politische Schwung und Geist in Deutschland anderswoher

kommt als aus den Parteien. Er kommt von Einzelnen oder er kommt aus kulturellen Vereinigungen und Verbänden, die keine Parteien sind und in den Parlamenten keine Stimme haben. Die parlamentarischen Fraktionen wimmeln von ehrbarer Subalternität; von arbeitsamen Funktionären statt von begnadeten Führern. Wer Volksvertreter wird, der wird es in neun von zehn Fällen durch einen einzigen Vorzug: das formale oratorische Talent, die Beredsamkeit. Nicht durch Güte, Tiefe, Scharfsinn, weiten Blick, Revolutionarität der Gesinnung, Weisheit, Schöpferkraft, klare Menschlichkeit. So tief hat die Mehrheitenwirtschaft uns schon in den Sumpf gezogen, daß die Idee, Menschen, die durch diese Vorzüge ausgezeichnet sind, könnten unter den Gesetzgebern sitzen, wie eine Groteske wirkt. Müßte zum Beispiel ein Genie von jener humanitären Glut und gedankenschöpferischen Gewalt, die einen Karl Kraus über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt — und keineswegs seiner Zeitgenossen nur —, nicht unter denen wirken, die durch Beschlüsse, Befehle, Verbote von langer Dauer die Geschicke der Menschen, die Geschicke der Völker lenken? — Das Lächeln, das hier auf mancher Lippe wächst, beweist nur, welche Verheerung der Herzen und der Gehirne der Demokratismus bereits auf dem Gewissen hat.

Es ist schon so: 95 Prozent der Gesetzgeber in der Demokratie sind nicht berufen, es zu sein; und 95 Prozent von denen, die dazu berufen wären, sind nicht auserwählt! Weil die, die auserwählten, zum Auserwählen nicht berufen sind! Oder genauer: weil die, die dem Wähler die zu Wählenden vorschreiben, zum Vorschreiben nicht berufen sind!

Es ist nur eine geringe Uebertreibung, wenn man ausspricht, daß, wer immer etwas zu sagen hat und zu gesetzgeberischer Arbeit befugt wäre, des parlamentarischen Mandats enträt, kraft der inneren Mechanik der Parteien notwendig entraten muß, und daß sein Einfluß auf den Gang der Gesetzgebung ein sehr unmittelbarer und minimer bleibt. Das Licht, das die Schöpfer der politischen Ideen erzeugen, wird durch tausend trübe Prismen gebrochen, ehe es am Gesetze anlangt — und ist dann schon fast Finsternis. In der parlamentarischen Mühle wird die massivste Idee zu Staub zermahlen.

Manche behaupten heute, an diesen Mißständen sei das Listenwahlrecht schuld. Aber unter dem Personenwahlrecht waren die Verhältnisse nicht besser. Schuld ist: die demokratische Struktur der Parteien — auch der nichtdemokratischen! Die Ergebnisse eines politischen Vereinslebens, dessen Kernzellen immer nur beschließende Mehrheiten und Mehrheitsbeschlüsse sind, dessen Pulsschlag der Wille des Durchschnittsmenschen bleibt, können nicht anders ausfallen. Die Inferiorität bestimmt den Kandidaten: beim Proporz und bei anderen Systemen der demokratischen Wahl. Eine Persönlichkeit setzt sich nur ausnahmsweise durch. Dem Volke werden von „Vertretern", die sich anmaßen, es zu sein, die „Vertreter" oktroyiert, die es wählen muß.

Es bleibt also dabei — gegen Dynasten und Kasten und gegen jeden Versuch, prädemokratische Formen neu zu beleben —: daß in einem Volk das Volk souverän ist. Aber bestritten werden muß, daß es seine wahre Souveränität durch die Organe ausübt, durch die es sie heute auszuüben glaubt, ... weil die Nutznießer dieses Systems es ihm einreden.

Durch welche Organe aber ein Volk seine Souveränität ausübt, — das ist verfassungsphilosophisch der springende Punkt. Daß ein Volk durch seinen Durchschnitt repräsentiert werde, statt durch seine Spitze, statt durch seine Blüte, statt durch seine Geistigen, ist ein Vorurteil, das man nicht deswegen für ehrwürdig halten muß, weil es alt und weil es noch immer reichlich verbreitet ist. Die Wertverschiedenheit der Menschen ist das Grundfaktum aller Gesellschaftsbetrachtung. Daß ungleichwertigen Menschen gleiche Bestimmungsbefugnisse im Staate, gleiche Befugnisse der Gestaltung am Staate, der Gestaltung am Kontinent, der Gestaltung an der Menschheit gegeben werden, kann Der nicht wünschen, der den Staat so wertig wie möglich wünscht, und der daran arbeitet, den Widerstreit der Staaten auf rationellstem und schnellstem Wege in dauernde Zusammenarbeit überzuführen. Die Gleichheit Aller vor dem Gesetze bedeutet nicht die Berufenheit Aller zum Gesetzgeben — oder, was dasselbe ist, zur Auswahl der Gesetzgeber.

Welches neue System der Repräsentation nun an die Stelle des alten zu treten habe, wie es beschaffen sein müßte und wie es zu verwirklichen wäre — darüber darf ich Ihnen, geehrte Versammelte, mit umso besserem Gewissen zumuten, selber Betrachtungen anzustellen, als ich diesen Fragen nicht etwa ausgewichen bin, sondern sie seit einem Jahrzehnt in meinen Schriften auf eine gewiß anfechtbare, aber ebenso gewiß akkurate Art beantwortet habe.

Heute lag mir nur daran, eine Anregung zu geben, die Problematik dessen, was gilt, aufzuzeigen und dort Kritizität zu wecken, wo bisher unzweifelndes Hinnehmen waltete. Ich glaube, daß die Entwicklungstendenz gegen die Demokratie — irrationale Reaktion, wie sie in der Hauptsache einmal ist — zu prädemokratischen Zuständen und allen Greueln des Zäsarismus führen wird, zur Zerstörung insonderheit jener zarten Keime des Weltfriedens, die heute sprießen, ... wenn nicht die Ratio derer, denen die Ziele über die Formen gehen, unter Aufgabe des Fetischkultes vor der Form, die herrscht, eine Form findet, die den großen Zielen gewachsener ist. Erzeugt die Demokratie nicht aus sich selbst heraus ihren höheren Gegensatz, so wird sie in ihre niedere Vorstufe zurücksinken. Dem Interesse des Volkes ist am besten gedient, wenn nicht die Mehrheit, sondern die Gesellschaft der sittlich und geistig Besten in ihm herrscht —: die demophilste Staatsverfassung ist die aristokratische. Der neue Aristokratismus — Logokratie, Geistigenherrschaft — ist der Weg für die Demokratie, dem Fascismus, der andrängt, das heißt der Gewaltherrschaft eines primitiven und rein muskulären Typus Mensch, zu entgehen.

Wer sie aber seien, die sittlich und geistig Besten, das können sie nur selber entscheiden, wechselseitig. Möglich wird die Herrschaft der Geistigen nur durch einen Kongregationsprozeß sein, von der Art, wie ihn Nietzsche, der Ahnherr, im 318. Aphorisma des zweiten Bandes seiner Schrift „Menschliches, Allzumenschliches“ vor fast einem halben Jahrhundert beschrieben hat, unter der Ueberschrift „Von der Herrschaft der Wissenden“:

> Zuerst hätten die Redlichen und Vertrauenswürdigen eines Landes, welche zugleich irgendworin Meister und

Sachkenner sind, sich auszuscheiden durch gegenseitige Auswitterung und Anerkennung: aus ihnen wiederum müßten sich, in engerer Wahl, die in jeder Einzelart Sachverständigen und Wissenden ersten Ranges auswählen, gleichfalls durch gegenseitige Anerkennung und Gewährleistung. Bestünde aus ihnen die gesetzgebende Körperschaft, so müßten endlich, für jeden einzelnen Fall, nur die Stimmen und Urteile der speziellsten Sachverständigen entscheiden, und die Ehrenhaftigkeit a l l e r Uebrigen groß genug und einfach zur Sache des Anstandes geworden sein, die Abstimmung dabei auch nur Jenen zu überlassen: so daß im strengsten Sinne das Gesetz aus dem Verstande der Verständigsten hervorginge."

Auch hier ein Rest von Gleichheit, von Mehrheit? Sicherlich! Einzig der Despot kommt ohne ihn aus. Zwischen führerischen Naturen sind Abstimmungen sinnvoll — weil sie, im Falle der Meinungsverschiedenheit, unvermeidlich sind, wenn ein kollektiver Wille unter ihnen entstehen soll. In Gremien der Auslese, in Kulturräten wird notwendig, was in Bezirksvereinen nur ein Uebel ist. Demokratie bleibt ... eine ausgezeichnete Konvention unter Aristokraten!

LITERATORTUR

Die Klage über das Verschwinden der Dichtkunst ist heute allgemein. Neben dem Ausrufe: „Es gibt keine Kinder mehr!“ hört man keinen so oft wie den: „Es gibt keine Dichter mehr!“ Und mag man sich auch bemühen, gegen jenen durch die Beibehaltung des § 144. anzukämpfen, gegen diesen sind alle geschwätzgebenden Körperschaften machtlos. Schauspielbühnen schließen ihre Pforten, weil zu wenig Stücke geschrieben werden und die Operettenbühnen sehen mit Bekümmernis den Tag nahen, an dem sämtliche liebenden Variationen und Permutationen zwischen einem reichen Kavalier und einem armen Mädel und zwischen einer vermögenden Dame und einem mittellosen Gentleman erschöpft sein werden und auch keine Melodien mehr gestohlen werden können, weil sämtliche vorhanden gewesenen bereits mehrfach gestohlen worden sind. Tausende Schauspieler sind arbeitslos, seit das Leben selbst zu einer Komödie geworden ist, bei der alle mitspielen und niemand hat mehr Interesse an der Kunst, seit es eine Kunst geworden ist, sein Leben zu fristen. Die einzige Kunstform, die heute noch Anklang zu finden und einige Berechtigung zu haben scheint, ist die Satire. Aber auch über diese sind die Meinungen geteilt. Denn während die einen behaupten, daß es eine Kunst sei, keine zu schreiben, versichern die anderen wieder, es sei keine Kunst, eine zu schreiben, da es bekanntlich sehr leicht sei, sich über alles lustig zu machen, was vermutlich daher kommen dürfte, weil heute alles schon an und für sich lustig ist. Niederreißen könne bald einer, aber aufbauen und zwar auf einem Misthaufen als Fundament, das sei eine Kunst und deshalb müsse man es von der Kunst verlangen. Aber wie soll der Künstler seines Amtes walten, wenn ihm die Po-

litiker fortwährend ins Handwerk pfuschen? Seit es Politiker übernommen haben, tagtäglich die Beziehungen zwischen verschiedenen orientierten Dummheitskomplexen zu vertiefen, ist die Kunst flach geworden und so lange in Bezug auf Abbau, Ausbau und Wiederaufbau das Geschrei der Staatsmänner, die alles, nur nicht stad sein können, die Luft erfüllt, kann der Künstler die Bauerei nur ausüben, indem er sich auf das Land zurückzieht. Nur in der Metrik ist der Dichter dem Politiker noch über. Denn er weiß, daß jeder Hebung eine Senkung vorauszugehen hat, während die Politiker von diesem Gesetze justament keine Notiz nehmen, da es nicht auf legislativem Wege durch einen Majoritätsbeschluß der Dummheit entstanden ist und sich in komischer Aussichtslosigkeit seit Jahr und Tag bemühen, eine Hebung des Fremdenverkehres einer Hebung der Preise, statt einer Senkung derselben folgen zu lassen.

Wenn man gerecht sein will, muß man zugeben, daß wir dieser ohne Pegasus galoppierenden Schwindsucht der Kunst keineswegs tatenlos zusehen. Bischöfliche Persönlichkeiten, die früher, als es noch eine Kunst gab, an deren Produkten nur insoferne Anteil nahmen, als sie den anderen Menschen Anteil daran zu nehmen verbaten, sie auf den Index setzten und allem, was mit der Offenbarung im Widerspruch stand, die Zähne zeigten, zeigen sich jetzt als Mäcene. Dome, die einst für jedermann offen standen, werden heute für eine Aufführung des „Jedermann" vor jedermann geschlossen und der Christ, der in den Himmel kommen will, sieht sich in die Zwangslage versetzt, einmal ausnahmsweise das zu tun, was Christus befohlen hat, nämlich zum Beten in sein Kämmerlein zu gehen. (Bei welcher Gelegenheit ich überhaupt der Vermutung Ausdruck geben möchte, daß es offenbar ein Schwindel ist, wenn sich die Kirche noch immer für die Braut Christi ausgibt. Da sie immer das Gegenteil von dem tut, was er befiehlt, scheint sie mit ihm schon längst verheiratet zu sein.) Alte Schmierer, die sich der Gunst des Publikums erfreuen und auf zahlreiche im Tauschweg erworbene günstige Kritiken hinweisen können, sogenannte Günstler, die sich vom Künstler hauptsächlich durch ihre Weichheit unterscheiden, sehen die Kunst infolge ihrer Impotenz ohne Nachwuchs und versprechen jedem Talent, das

sich von ihnen entdecken läßt, viele Drachmen als Lohn. Und wer sich keiner Gunst erfreut, der läßt der allgemeinen Erkenntnislosigkeit einfach durch das Erkenntnis eines Bezirksgerichtes, daß der Professor Dr. Franz Herold, der Herold der ostmärkischen Schriftleiterdichtung sei, nachhelfen, wie es von einigen Monaten geschehen ist.

Aber trotz allen diesen Bemühungen gibt es keine Dichtung mehr, außer jener im Titel eines kürzlich erschienenen Buches erwähnten: „Die Dichtung der Verbrennungsmotoren mit besonderer Berücksichtigung des Automobilbaues". Diese aus der Technik geborene Dichtung ist die wahre Dichtung dieser Zeit, eine Abdichtung, ein Abgesang, der auf das Absterben aller Kunst prophetisch hinweist. Sie bemüht sich, die Löcher und Ritzen zu verstopfen, durch welche sonst die revolutionären Explosionen einer unpoetisch und ungeduldig gewordenen Menschheit dem kapitalistischen Maschinenbesitzer Schaden zufügen könnten und ist bestrebt, nach wie vor ihre restlose Umsetzung in Kraft und Arbeit (für andere) zu ermöglichen. Aber damit ist das Universelle ihres Wesens noch nicht erschöpft. Denn dieser verstopfenden Wirkung der heutigen Dichtung steht eine ausgesprochen abführende als Remedium gegenüber und kämpft mit ihr um den Platz an der Sonne Homers. Die Frage, welcher Kunstgattung Wirkung in dieser Hinsicht am größten sei, ist schwer zu entscheiden. Die Lyrik der noch immer adeligen Grete von Urbanitzky, die Dramatik Bodanzkys und die Romantik der Courths-Mahler ringen unentschieden um die diesbezügliche, einer mit dem Stiele in die Erde gepflanzten riesigen Klosettbürste nicht unähnliche Palme.

Solche Betrachtungen sind aber keineswegs Ausgeburten einer unreinen Phantasie, die aus dem südlich des Nabels liegenden Reich des Teufels stammt. Die Zweiteilung der von der heutigen Dichtung ausgeübten Wirkungen in verstopfende und abführende führt uns vielmehr geradezu ins Zentrum des Problems. Die Krankheit der modernen Kunst ist zweifellos eine Stoffwechselkrankheit. Las man früher einmal von einem keuschen Mägdelein, das sich im Mondenschein am Ufer des Weihers die — natürlich goldenen — Haare kämmt und dabei

von einem Grafen namens Harro, der sich gerade auf der Jagd befindet, belauscht wird, so wußte jeder sogleich: Aha, das ist Kunst! Heute aber, in der Zeit der Sittenverderbnis, lockt man mit einem solchen Stoffe keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervor und es mußte also ein Stoffwechsel eintreten und andere Themen mußten gesucht werden. Mit dem Wechsel verschwand aber sogleich die schöne Sicherheit, mit der man früher das Vorhandensein von Kunst diagnostizieren konnte und dem Zweifel wurden Tür und Tor geöffnet. Juristen und Librettisten, Richter und Dichter streiten sich heute allüberall wegen der Merkmale, die das Vorhandensein jener einzig wahren Kunst verraten sollen, die es nach dem Urteile dritter wieder überhaupt nicht mehr gibt. Sicher ist nur, daß es heute bei solchen Unklarheiten lebensgefährlich geworden ist, sich Arm in Arm mit der Kunst in der Oeffentlichkeit zu zeigen. Erinnern wir uns nur des wenig über ein Jahr zurückliegenden Falles, als in Deutschland ein Schauspieler wegen der Rezitation eines schlechten Gedichtes statt zum hundertmaligen Abschreiben des Textes zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt wurde, also noch heute sitzt. Der Richter, der dieses Urteil mit einem hohlen Schädel aus dem Paragraphensumpfe schöpfte, war der Meinung, das vorgetragene Gedicht sei deshalb keine Kunst gewesen, weil es gegen den Staat aufreize, was wahrhaftig keine Kunst sei und was der Staat mit seinen durch Androhung von Hinrichtungen gesetzlich geschützten Einrichtungen am besten selbst besorge. Gegen dieses Urteil wurde damals wieder ein Aufruf verfaßt und von einer Anzahl Menschen unterzeichnet, die sich Künstler nennen und daher voraussetzen, die Menschheit sei überzeugt, daß sie auch wirklich wüßten, was Kunst eigentlich sei. In diesem Aufrufe wurde behauptet, das vorgetragene Gedicht dürfe dem Rezitator unter keinen Umständen vom Staatsanwalt nachgetragen werden, denn es sei Kunst gewesen. Damit war damals der Schriftsteller Walter von Molo nicht einverstanden. In der Zeitschrift „Literatur" erhebt er — zur Erhöhung der Heiterkeit noch dazu „in tiefem Ernst". — gegen diesen Aufruf den Vorwurf, „daß sich die Unterzeichneten schwerlich davon überzeugt haben, ob es sich bei der beanständeten Rezita-

tion wirklich um eine künstlerische Leistung gehandelt habe.“ Damit wurde die Angelegenheit noch verzwickter. Denn nun schien — und zwar deshalb, weil sich ein deutscher Schriftsteller nicht deutsch ausdrücken kann — der Schauspieler geradezu deshalb eingesperrt worden zu sein, weil er das Gedicht schlecht aufgesagt hatte. Die Frage war nun vierfach geworden: War das Gedicht eine Kunst? War es keine Kunst? War die Rezitation eine Kunst? War sie keine Kunst? Aber wie diese Fragen damals auch beantwortet werden mochten, so viel konnte schon mit Sicherheit gesagt werden, daß es nachgerade bestimmt eine Kunst geworden war, sich in dieser kunsterbunten Angelegenheit noch auszukennen. Sollte also vielleicht die einzige wahre Kunst diese sein: sich auszukennen? Molo ließ diese Frage unentschieden und fuhr fort: „Es muß in diesem und allen ähnlichen Fällen ein Tribunal von Künstlern gehört werden, das entscheidet, ob es sich um Kunst handelt oder nicht. Ich fordere dieses Tribunal!“ Ich melde mich noch heute für dieses Tribunal! Denn ich möchte zu gerne dabei sein, wenn die Schiffe der Wüste, die an diesem Molo ihre Weisheit ausladen, am Ende ihrer Weisheit angelangt sind und nun erst recht nicht wissen, was Kunst ist. Und wenn dann die Richter nicht mehr wissen werden, was Recht ist und die Künstler nicht mehr wissen, was Kunst ist, wenn dann die Verwirrung aufs höchste gestiegen und das Tribunal zur Szene geworden sein wird, dann werde ich mich erheben, ganz langsam und feierlich und werde ganz schlicht sagen: „Ich weiß es. Ich weiß es schon lange aus einer Buchkritik, die einstmals in einer großen Tageszeitung erschienen ist und deren Schluß da lautet:

„— — Woworsky kennt nur das Dogma seiner erfühlten Kunst. Neues in Gedichten zu bringen, ist schwer. Neues zu fühlen nicht minder schwer. Es aber so zu bringen, wie es Woworsky bringt, ist Gnadengeschenk einer stillen, aber desto höher einzuschätzenden Kunst. Ueber Gedichte reden, ist schwer. Sie sind Empfindungen und müssen empfunden werden. Vielleicht gibt da eine der prächtigen Sachen Woworskys mehr Aufschluß über seine Art und sein Können, als noch so viele Worte es vermögen:

D' Fruahmess'.

A Gloggnruaf — zwoa dünni Kirzn brinnan am Hocholtor;
a Voda stäigelt her, zwoa Nochborinnan, still bleibt's am Chor.
Nur holblaut lest der Pforra. — Ba da Wandlung schwind't 's Kircherl fost;
es kimmt der Herr jo ba der Segenshondlung ols Erdngost.
Do hebt scha wia a Hostie on zan leuchtn die guldni Sunn,
Und wia dos süaßi Bluat im Kelch, im gweicht'n, glonzt jeder Brunn.
Die Woldbam brennan auf wia Wunderkerzn, still kniat as Tol
und nimmt für Orbat, Load und Schmerzn vam neugn Tog as Obndmohl.

Wer solche Verse schreiben kann, der ist ein Dichter."

Da wird allen eine Beleuchtung in der Intensität von zwoa Wunderkirzn (oder — kerzn, denn dieses Dilemma kann nicht einmal ein Dichter entscheiden) aufgehen. Der Rezitator wird zum Tode verurteilt werden, weil eben alles — außer diesem — keine Kunst ist und der Schriftführer wird folgendes Protokoll verfassen:

s' Tribunal.

A Zeitungsruaf — fünf dicke Kinstla rennan
Zuam Tribunal —
Dar Molo stäigelt her, zwoa Dichterinna,
A Originalberichterstotta vom Journal.

Nur holblaut lest dar Ongeklagte — schamlos
Schändt er dö Kunst —
Do sögt dar Molo: Von an Kunstvarständnis
Hobn Sö koan Dunst!

Und scho hebt er den Federstiel, den gweicht'n
Und stößt eahn um;
Drauf rinnt dos süaßi Bluat aus seiner Leichen
Ols wia a Brunn.

Die Kinstla schreien auf im Ernst, im tiafn:
„Vivat die Kunst!
Wenn mir net auf an Ghörtsich schauen taten,
Wer täts denn sunst?"

PARLAMENTARISCHE GEDANKEN

Von Ewald Gerhard Seeliger

Die Häuser, in denen die Gesetze angefertigt werden, heißen Parlamente. Es sind prunkvolle Hallenbauten, die stets in der Großstadt liegen, durch deren über das Land verhängte Grenzsperre der Staat entstanden ist. Dieses Haus, in Deutschland Reichstag genannt, ist der Versammlungsraum der allerschwatzhaftesten Staatsgewaltverüber. Sie äußern darin immer nur Meinungen, Anschauungen und Ansichten, doch niemals eine Einsicht in und eine Aussicht auf die Einheit und Ewigkeit der Menschheit. Denn ebensowenig wie ein Urteilsmacher, darf ein Gesetzmacher die Wahrheit sprechen, er müßte sich denn selbst verneinen. Diese Zweihänder leben nur davon, daß sie übereingekommen sind, sich fortgesetzt zu widersprechen. Denn widersprächen sie sich nicht, hätten sie sofort den Beweis ihrer vollständigen Ueberflüssigkeit erbracht. Sie sind die letzten Nachkommen der volkswürgenden Hirten und nennen sich Abgeordnete. Schon die Wahl dieses Wortes verrät, daß sie nur dazu da sind, um irgendwelche Abordnung zu bewerkstelligen. Die Gesamtheit aller von ihnen angerichteten Abordnungen ist die allgemeine Unordnung, die nur durch sie in jedem Staate herrscht.

Besonders wirk- und würgtüchtige Abgeordnete heißen Staatsmänner. Diese widerwärtigsten aller Unmenschen sind daran zu erkennen, daß sie gar nicht sprechen können, sondern immer nur Reden halten, daß sie mit dem Staatsruder so lange im Volke herumsteuern, bis sein Blut in Strömen fließt, und daß sie sich dann stets, aber niemals mit leeren Beuteln, von der öffentlichen Tätigkeit zurückziehen.

Das richtige deutsche Wort für regieren heißt volksschinden. Die Staatsmänner nennen diese nur für sie selbst segensreiche Tätigkeit Politik. Mit den Worten Republik und Demokratie suchen diese Maultrommler und Volksspalter der Oeffentlichkeit die nackte Wahrheit zu verschleiern, daß eine Herrschaft nur vorhanden sein kann zwischen Herrschaftsverübern und Herrschaftsertragern. Das Wort Volksherrschaft ist daher ein Widerspruch in sich selbst. Niemals kann ein Volk eine

Herrschaft über sich selbst ausüben, schon weil es sich gar nicht selbst ausbeuten kann. Vielmehr ist jede noch so demokratische Republik nichts anderes als die durch Gesetze geschützte Gewaltverübung der Großstadt über das von ihr unterjochte Land.

Der Ursprung der Abgeordneten ist die Urne des Wahlrechts. Wahl ist staatlicher Erkenntnisersatz. Der Richtigdenker braucht nicht zu wählen. Er weiß, daß die Einigkeit und der allgemeine Nutzen der denkbar größte Vorteil für jeden Einzelnen ist. Damit hat er sich für den Weg der Ewigkeit entschieden und kann deshalb auf jede Wahl verzichten. Gewählt werden kann immer nur zwischen zwei falschen Denkwegen. Denn sobald der Wähler einen von zwei Wegen als den allein richtigen erkannt hat, ist es ja schon für ihn mit jeder Wahlmöglichkeit vorbei. Wer ferner nach einem Recht wählt, kann überhaupt nicht frei wählen. Denn die Verteilung der Wahlsitze findet stets vor der Wahl statt. Je freier die Wahlveranstalter, umso gebundener ihre Listen. Deshalb werden immer gerade die allergrößten Dummköpfe wiedergewählt.

Die von den gesetzlich geschützten Obergaunern bewirkten Volksabsonderungen heißen Parteien. Jede Partei ist ein durch schlagbaumartig wirkende Falschwörter abgegrenzter Volksteil. Die beliebtesten dieser Erschlagwörter sind die beiden undeutschen Spaltlaute Rasse und Klasse, denn ohne fortwährend Grenzen zu ziehen, kann der Hirt nun einmal nicht leben. Er ist der Schmarotzer auf dem Trennungsstrich. Die Zusammensetzung aller Parteiwörter ergibt das Parteiprogramm. Jede Parteileitung verspricht darin dem Volke das Paradies auf Erden und wird, aber nur nach ihrer eigenen Behauptung, lediglich durch das Nochvorhandensein der anderen Parteien daran gehindert, dieses Versprechen sofort zu erfüllen.

Jedes Parteiprogramm ist falsch. Fügt man aber alle Parteiprogramme eines Staates zusammen und scheidet alles sich darin Widersprechende aus, so kommt zum Vorschein die nackte Wahrheit, die Satzung der Unpartei, die langgesuchte Einigkeit des ganzen Volkes, das für alle Menschen Richtige, das Unrechts mit dem Unlinks, nämlich das Geradeaus.

ACHTUNDDREISSIGSTER SPRUCH

Von Lao-Tse

Was Gesetz ist, bedarf nicht der Verlautbarung als Gesetz.
Die Gesetze der Menschen bedürfen der Verlautbarung als Gesetze: Also sind sie nicht Gesetz.
Das Gesetz bestimmt nicht und beabsichtigt nicht.
Die Gesetze der Menschen bestimmen und beabsichtigen.
Die Liebe bestimmt, doch beabsichtigt nicht.
Die Rechtsprechung bestimmt und beabsichtigt.
Die Sittlichkeit lebt von Bestimmungen und Absichten;
So bedarf sie der Gewalt zu ihrem Bestand.
Darum: Mit dem Anschluß kommt auch das Gesetz abhanden.
Mangelt das Gesetz, ist die Liebe das Höchste.
Mangelt die Liebe, ist Gerechtigkeit das Höchste.
Mangelt die Gerechtigkeit, ist Sittlichkeit das Höchste.
Doch Sittlichkeit ist Schein, ist Trugbild der Liebe und des Zerfalls Beginn.
Darum auch der Vollendete:
Er läßt vom Schein und hält sich an das Sein:
Er entzieht sich der Teilheit und bringt sich zum Ganzen;
Er geht in sich hinein und entläßt das Außen.

Druckfehlerberichtigung

In Nr. 4 soll es heißen: Seite 1, Zeile 4 von unten „Zimmer" statt „Zimemr": Seite 4, Zeile 8 von oben „klingt" statt „kingt"; Seite 19, Zeile 16 von oben „Doorn" statt „Dorn"; Seite 22, Zeile 6 von oben „oculos" statt „aculos".

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern .	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern . .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 6 15. MÄRZ 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der nationale Nebel / Der Krieg und das lettische Mädchen / Gott und der Arierparagraph / Der Anschluß und die Frauen / Aehrenfeld und Feld der Ehre

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 6 15. MÄRZ 1927 1. JAHR

DER NATIONALE NEBEL

ist einer der undurchdringlichsten. Wer sich in ihn verirrt, riskiert nicht nur seine geraden Glieder, sondern auch seine geraden Gedanken. Unzählige „Richtungen" führen in ihm nach allen verkehrten Seiten auseinander und enden an Abgründen der Borniertheit, vor denen es das unverrenkte Hirn schaudert. Wo man geht und steht, stolpert man über teils noch besetzte, teils schon wieder verlassene „Standpunkte", von einem höheren Niveau fällt man plötzlich ins Bodenlose auf eine „Plattform" und schlägt sich auf ihr den Schädel platt, man springt auf und will entfliehen, verfängt sich mit den Füßen in einem auf dem Boden liegenden Arierparagraphen und zerreißt sich auf der Flucht die Kleider an den Wortstacheldrahtzäunen, welche die „völkischen" Meinungsbezirke voneinander trennen. Keuchend und verwirrt bleibt man stehen. Was anfangen? Wohin sich wenden? Und was hernach wiederum beginnen? Man läßt die Taschenlampe der eigenen Vernunft aufflammen, aber ihr Licht ist nicht stark genug, den Nebel zu durchdringen. Alles, was man sieht, ist ein Auf- und Ab- und Durcheinanderwogen von nebelhaften Meinungen, Ueberzeugungen und Ansichten, hinter denen man nur schemenhaft bärtige Gestalten am Werke sehen kann: den Obmann eines Foxterrierklubs, der gerade einen Judenpunkt vom Boden aufhebt und ihn seinen Satzungen einverleibt, blasse Büromenschen, die mit Federstielen auf Heimatschollen ackern, während ihre eigentliche Heimat ein Kabinett mit der Aussicht in einen Großstadtlichthof war und andere, die wieder auf Schreibtischen das Korn der Wahrheit anzubauen versuchen und es mit Tinte be-

gießen. Man erblickt einen blauäugigen Kommis, der sich gerade bemüht, mit einer blonden Fleischerstochter den nordisch-arischen Edelmenschen zu zeugen, wobei ihm ein daneben-stehender Rassenforscher verspricht, für die Alimente aufzukommen und mit einem Wedel von wissenschaftlich verbürgten Leitsätzen die nicht vorhandenen Juden verscheucht, die das Werk stören könnten. Dazu dringen durch das Halbdunkel, das diese Welt erfüllt, ununterbrochen Weih- und Julreden an das gequälte Ohr, man hört wie ein deutschnationaler Wokurka einem alldeutschen Piskatschek die Schädlichkeit der volksfremden Elemente beweist, während ein getaufter Wechselstubenbesitzer, der in den Aktien der von sechs galizianischen Juden geleiteten und infolge der nationalen Lauheit verkrachten Deutschen Bodenbank spekuliert hat, mit dem Rufe „Wotan, Wotan, warum hast Du mich verlassen?" vorüberstürzt, um sich an einer deutschen Eiche polnischer Provenienz zu erhängen. Ein endloser Zug von Abordnungen fremder Volksstämme zieht im Nebel dahin und bringt in Kisten und Körben die Vorräte an Treue, die durch einen Irrtum Gottes zu anderen Völkern geraten sind, heim nach dem Vaterland der Treue, um die nationale Monopolwirtschaft mit seelischen Eigenschaften nicht in Unordnung zu bringen und nimmt als Rückfracht die ganz geringen Bestände von welscher Tücke, die in Deutschland noch aufzutreiben waren, mit. Mannen rasseln irgendwo mit den Speeren, Schwerter klirren und blitzen und die Schönerianer kämpfen mit der Partei K. H. Wolfs, die Alldeutschen mit den Großdeutschen, die Deutschnationalen mit der Deutschen Volkspartei, die Nationalsozialdemokratische Arbeiterpartei mit den gewöhnlichen Nationalsozialisten und die Hitlerbewegung mit der nationalsozialistischen Gruppe (Schulz) etc. und die Gesangvereine aller Richtungen, Parteien, Bewegungen, Verbindungen, Landsmannschaften und Gruppen begleiten den Waffengang mit dem Liede: Wir Deutsche fürchten Gott da droben, sonst aber nichts auf dieser Welt (höchstens noch die Juden und die Entnationalisierung).

Der Versuch, die Geschichte Europas als eine Aufeinanderfolge von Nebelperioden zu begreifen, ist meines Wissens bisher noch nie unternommen worden. Er würde sich aber lohnen.

Auf die beinahe nebelfreie Zeit des klassischen Altertums folgten ungefähr zur Zeit Karls des Großen die ersten großen Nebel, ohne welche die jetzt neu in die Geschichte eintretenden Völker, die ein Niflheim als religiöses Requisit von ihren Ahnen überkommen hatten, vermutlich nicht leben konnten. So begann mit der gewaltsamen Unterwerfung des Sachsenherzogs Widukind unter eine Religion der Gewaltlosigkeit der große kirchliche Nebel seine Herrschaft. Da aber ein Nebel immer zu dem Zwecke von den Wenigen hervorgerufen wird, um auf Kosten der benebelten Vielen ein auskömmliches Einkommen zu beziehen und der Ertrag des kirchlichen Nebels zum größten Teile dem Papste zufloß, während die weltlichen Fürsten zu einem mehr bescheidenen Leben gezwungen waren, das ihnen nicht paßte, erzeugten sie etwas später den dynastischen Nebel, indem sie sich mit der Kirche in Kämpfe einließen und so auch für sich das Recht zur Nebelerzeugung in Anspruch nahmen. Jahrhundertelang herrschten nun der kirchliche und der dynastische Nebel, bald in Eintracht, bald in Zwietracht nebeneinander bis aufklärendes Wetter eintrat und das Zeitalter der Aufklärung den kirchlichen, die französiche Revolution den dynastischen Nebel in jene Fetzen riß, die in zurückgebliebenen Staaten noch Jahrzehnte lang die Gehirne bedeckten. Beinahe wäre so ungefähr zur Zeit Josefs des Zweiten, zur Zeit, als Friedrich der Zweite die Worte sprach: „Wenn meine Soldaten zu denken anfingen, würde keiner bei seinem Regimente bleiben“ — ein ziemlich unbekannter Ausspruch übrigens, von dem sich kein kriegerischer und deutschnationaler Abonnent der Zeitschrift „Fridericus“ etwas träumen läßt — beinahe wäre zu dieser Zeit Mitteleuropa nebelfrei geworden und das sofortige Aufblühen aller Künste und Wissenschaften zu jener Zeit menschlicher Entfaltungsmöglichkeit war die logische Folge davon. Die Herrlichkeit dauerte aber nur ein paar Jahrzehnte. Kleinere lokale Polizeistaatnebel begannen die Aussicht und damit auch die Einsicht wieder zu beschränken und im Jahre 1848 begannen sich mit der Einführung der Parlamente und der Durchsetzung der Preßfreiheit wieder ungeheure Nebel zu entwickeln, welche die Errungenschaften dieses Jahres in kurzer Zeit illusorisch machten und ins Blödsinnige verkehrten.

Hatte man früher den Lutheranern und den Katholiken weisgemacht, daß sie ihre Schädel nur dazu hätten, um sie einander einzuschlagen; hatte man sie veranlaßt, einander im Kampfe um das Geheimnis der Transsubstantiation die Spieße in die Mäuler zu stoßen, die dieses Wort nicht einmal aussprechen konnten; erschien es früher den Angehörigen einzelner deutscher Stämme durchaus plausibel, daß die Eifersüchteleien der Herrscher nur durch das gegenseitige Ermorden ihrer Untertanen entschieden werden könnten, so verfingen solche Dummheiten in den aufgeklärteren Zeiten, die nun gekommen waren, nicht mehr. Der boße Hinweis auf die Offenbarung hatte genügt, solange die Menschen an jenen Gottessohn glaubten, den die Kirche den kapitalistischen Grundsatz: „Wer hat, dem wird gegeben werden, wer aber nichts hat, dem wird auch noch das Wenige, das er hat, genommen werden", verkünden läßt. Seitdem aber die Dummen an die Wissenschaft zu glauben begonnen hatten, mußten die, die von der Dummheit der anderen leben wollten, sich schon mehr Mühe geben und wissenschaftliche Götzen zur Störung des Friedens einer im friedlichen Zustande nichts als ihre Sorgen abwerfenden Menschheit bemühen. Man setzte gleich zwei auf den verwaisten Thron Jehovas: den Rassenhaß, der den nationalen und den Klassenhaß, der den sozialen Nebel erzeugte. Beide wurden, wissenschaftlich verbrämt, in endlosen Pandekten erläutert, bewiesen und unwiderleglich fest begründet. Und da man vor dem Mittelalter, das mit zwei Nebeln sein Auslangen beim Aufhangen gefunden hatte, doch etwas voraus haben mußte, um den Fortschritt augenfällig zu machen, gesellt man in letzter Zeit zu diesen beiden noch einen dritten Nebel hinzu, den technisch-wirtschaftlichen, der eine ganz neue Art des Krieges, den Wirtschaftskrieg, für jene, die zu sterben haben, ins Leben gerufen hat, der in Amerika die Lokomotiven mit Mais heizt, während in Rußland die Menschen verhungern, der die Kaffeesäcke ins Meer fallen läßt, damit die Preise steigen und der die Not der Deutschen in Südtirol zum Anlaß nahm, den Import von Südfrüchten aus Spanien und Kleinasien auf Kosten des italienischen Geschäftes zu heben.

Die Erzeugung von Nebeln ist nicht ganz einfach und

setzt bei denen, die an ihrer Erzeugung und an ihrem Bestehen finanziell interessiert sind und ein Dunkel brauchen, in dem sie gut zu munkeln hoffen können, eine gewisse primitive Kenntnis der menschlichen Seele voraus. Ein allgemeiner mathematischer Nebel wird sich zum Beispiel nie erzeugen lassen, weil die Menschheit für Mathematik zu wenig Interesse hat. Die Kernzelle jedes großen Nebels, der Funken, der zum allgemeinen Qualm angeblasen wird, muß ein echtes und tiefes Gefühl sein, das in der Brust jedes empfindenden Menschen wohnt. So liegt der Grund für die Möglichkeit des kirchlichen Nebels in dem metaphysischen Bedürfnis des Menschen; der für die Möglichkeit des dynastischen Nebels im menschlichen Verlangen nach Führung und in der menschlichen Hochachtung vor überragender Qualität; der für die Möglichkeit des sozialen Nebels im Freiheitsverlangen des Geknechteten; der für die Möglichkeit des Wirtschaftsnebels im Verlangen des Menschen nach materiellem Wohlstand. Der Grund für die Möglichkeit des Entstehens eines nationalen Nebels aber liegt in der heiligen Liebe jedes Menschen zu seiner Heimat. Und welche Farce wurde daraus gemacht!

Jeder Mensch, der überhaupt eines Gefühles fähig ist, liebt seine Heimat, das heißt die Landschaft, in der er jung, sorgenlos, glücklich und das erstemal verliebt war, und er liebt den Dialekt, die Lieder, die Sagen und Märchen jenes engbegrenzten Landstriches, in dem er jeden Weg kennt und in dem ihm auch die einfachsten, ja oft die minderwertigsten Menschen irgendwie verbunden sind, da ihn alle ihre Schicksale auf irgend eine Art an Episoden aus seiner Kindheit erinnern.

Mit diesem tiefen und echten Gefühl, das auch den primitivsten Menschen zu den größten Opfern befähigt, war aber für das gesteigerte Stoffwechselbedürfnis der Herrschenden nichts zu gewinnen und vor allem war mit ihm kein Staat zu machen. Was nützte es ihnen, wenn ein Obersteirer einen Teil des Ennstales liebte und ein Oberösterreicher ein Stück des Mühlviertels? Der Kreis der Landschaft, der Menschen und Dinge, die diese Liebe umfaßte, war viel zu klein, um aus der Opferbereitschaft für sie einen nennenswerten Profit schlagen zu können. Außerdem hätten die Beiden, wenn man versucht

hätte, sie durch Lügen gegeneinander zu hetzen, sich schließlich miteinander verständigen können und hätten zu ihrem Staunen erkannt, daß sie eigentlich genau die gleichen Interessen haben. So ging es nicht; der Kreis mußte größer gezogen werden. Deshalb wurde die Heimat voll Schläue als „engere" Heimat bezeichnet, um in den Gehirnen die Einbildung zu erwecken, daß es auch eine „weitere" Heimat gebe, die ebenfalls zu lieben sei und gleichzeitig erhielt das Wort „Lokalpatriotismus" einen lächerlichen, das Wort „Patriotismus" aber einen erhabenen Anstrich. Und wenn es auch heute noch alle Tage vorkommt, daß einer in der weiteren Heimat aus Heimweh nach der engeren zu Grunde geht, so macht das gar nichts. Lieben muß er die weitere Heimat, die ihn umbringt und die er gar nicht kennt, doch. Und nachdem man den Begriff der weiteren Heimat allmählich solange vergrößert hatte bis er die Wohnstätten aller Menschen desselben Sprachstammes umfaßte, war der Begriff des „Vaterlandes" fertig und man hatte endlich eine tragfähige Unterlage fürs nationale Geschäft. Die Menschen des einen Vaterlandes konnten sich mit den Menschen des anderen Vaterlandes nicht mehr verständigen und so feststellen, daß alle Beherrschten auf Erden die gleichen Interessen haben und nur die Herrschenden verschiedene. Und damit stand der Lüge und der Verhetzung der Menschen gegeneinander kein Hindernis mehr im Wege.

So war es also der erste Dreh zur Erzeugung des nationalen Nebels, den Menschen weiszumachen, daß das Vaterland, das sie gar nicht kannten, als Heimat zu lieben sei, wobei verschwiegen wurde, daß man den Begriff Vaterland viel treffender als den Komplex aller Geldsack-Interessensphären der Herrschenden definieren könnte. Man braucht, um diesen grotesken Schwindel zu durchschauen, nur einen Blick in irgend ein Liederbuch z. B. in das Kommersbuch zu werfen. Es ist geradezu überraschend, zu sehen, wie in dem Abschnitt „Volkslieder" nicht e i n Lied vorkommt, das sich mit dem Begriff des Vaterlandes beschäftigt. Alle haben nur das zum Thema, was wirklich das Leben des einfachen Menschen bewegt: Liebe, Treue, Untreue, Tanz, Tod, Sehnsucht, Heimweh etc; ein Vaterland aber kennt das Volk nicht, ja es besingt sogar mehr-

lach die Menschen, die dem Vaterland und seinem „Waffendienst" aus Liebe zur Heimat davongelaufen sind. Und es fällt dem Volke nicht im Schlafe ein, den Tod fürs Vaterland als süß und ehrenvoll zu empfinden und das von Kürnberger mitgeteilte lettische Volkslied, in dem ein Mädchen ihren toten Geliebten einen Esel nennt, weil er sich fürs Vaterland habe umbringen lassen, ist ein überzeugendes Dokument unverbildeten menschlichen Empfindens.

Ganz anders sieht die Welt aber sogleich im nächsten Abschnitte des Kommersbuches: „Vaterlands- und Heimatslieder" aus, wo schon mit der Nebeneinanderstellung der Worte Vaterland und Heimat, als wären sie gleichbedeutend, der Schwindel beginnt. Hier ist nicht das Volk, hier sind die Dichter am Wort, die nach Nietzsche zuviel lügen. Hier ruft der läppische Körner den Segen Gottes, der ein 5. Gebot erlassen hat, auf eine Verletzung des 5. Gebotes herab. Hier hören die Ganzgescheiten, wie Gott das Eisen wachsen läßt, aber nicht für Pflüge, sondern für Schwerter und hier wird den Knechten der Gleichnationalen erzählt, daß Gott ausgerechnet keine Knechte von Andersnationalen wolle. Und von demselben deutschnationalen Moriz, von dem diese Weisheit stammt, ist in diesem Abschnitt auch noch das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?" enthalten, dessen Refrain: „O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein!" den geheimnisvollen Vorgang der Vaterlandsbildung ins hellste Licht rückt und das seinen naiv-komischen Höhepunkt in den Worten erreicht:

„Das ist des Deutschen Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Wo Liebe warm im Herzen sitzt. — — —
Wo j e d e r Franzmann heißet Feind,
Wo j e d e r Deutsche heißet Freund.
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!"

Und wenn auch aus den Worten „soll es sein" noch immer hervorgeht, daß etwas eigentlich nicht i s t, so hat der Dichter den ahnungslosen Leser nun doch dort, wo er ihn haben wollte: am deutschen Reinfall.

Aber nicht nur der erste Dreh zur Erzeugung des nationalen Nebels, die willkürliche Schaffung des Vaterlandsbegriffes, geht aus diesen x-füßigen Versen hervor, sondern auch der zweite und dritte. Der zweite ist die nebelerzeugende Verallgemeinerung: Deutscher = Deutscher, Franzmann = Franzmann, dieses mathematische Monstrum von zwei Gleichungen mit 120 Millionen Unbekannten. Mögen die Pennäler in der Logikstunde immerhin lernen, daß ein Schluß wie dieser:

Deutscher = Freund
Deutscher = Deutscher
Jeder Deutsche = Freund

Franzmann = Feind
Franzmann = Franzmann
Jeder Franzmann = Feind

ein Stuß ist, die verwachsenen Erwachsenen lassen sich nicht abhalten, jeden, der auf französischem Boden zu menschlicher Größe reifte, als Feind zu erklären, aber einem Haarmann oder Denke zum Beispiel zu versichern, daß in ihren Herzen warm die Liebe sitze und ihnen freundschaftlich die menschenfleischgenährte, aber deutsche Hand zu drücken. Und gerade dieser zweite Dreh ist ein Hauptgrund für den Erfolg des nationalen Nebels bei denen, die die Natur als Dutzendware hervorbringt. Denn er spekuliert mit Glück auf die Eitelkeit. Welcher Triefäugige verschreibt sich nicht mit Haut und Haaren der nationalen Sache, wenn man ihm erzählt, daß auch von seinem Auge hell die Treue blitze, welcher Betrüger ist nicht geschmeichelt, wenn der Druck seiner Hand zum allgemeinen Erstaunen plötzlich Eide zu schwören beginnt und welcher Schöps, der sich keines Vorzuges bewußt ist, wird die Verleihung des angeblichen Vorzuges, Deutscher zu sein, ablehnen? Wir sind heute schon so abgestumpft, daß wir gar kein Urteil mehr darüber haben, welche geradezu magische Verblödung sich der Gehirne bereits bemächtigt haben muß, daß ihr Heiterkeitszentrum von solchen Zumutungen unberührt bleibt. Obwohl der Nationalismus noch gar nicht alt ist (Goethe kannte ihn noch kaum und erst mit der Ausbreitung des Zeitungslesens, ohne welches er überhaupt nicht denkbar ist, begann sein Siegeslauf) sind

die Verheerungen, die er angerichtet hat, doch ganz enorme und Grillparzers so unmittelbar geschauten Vers:

„Ein Vorzug bleibt uns immer unverloren,
Man preist ihn heut als Nationalität.
Er sagt: daß irgendwo der Mensch geboren,
Was freilich sich von selbst versteht."

verstehen die meisten heute überhaupt nicht mehr.

Der dritte Dreh aber, der die Verschiedenheit der Sprache und der Sitten und Gebräuche verschiedener Völker zu einem Argument für die Notwendigkeit von Feindseligkeiten zwischen diesen Völkern auszugestalten sucht, wendet sich offen an die menschliche Urteilslosigkeit und Dummheit, die sich zwar nicht darüber wundert, daß Mensch und Mensch verschieden sind, über die Verschiedenheit der Völker aber die Hände über dem Hohlkopf zusammenschlägt und mit Bomben und Granaten das Werk der „Entnationalisierung" angeht. Schade, darüber auch nur ein Wort zu verlieren, als höchstens wieder eines von Grillparzer:

„Der Weg der neuern Bildung geht
Von Humanität
Durch Nationalität
Zur Bestialität."

So entpuppt sich der Nationalismus als eine jener großen Lügen, die lediglich zu dem Zwecke ersonnen wurden, naive Gehirne in Verwirrung zu bringen und unschuldige Herzen schuldig zu machen. Er bekleidet die nackte Ausbeutung der Beherrschten durch die Herrschenden mit einem idealistischen Fähnchen in den Landesfarben und garniert sie mit rassewissenschaftlichen Mätzchen, die die notorische Tatsache, daß fast alle bedeutenden Menschen aus einer Vermischung von Rassen und Stämmen hervorgegangen sind, verdunkeln sollen, und er versucht so seine Verschrobenheiten auch dem Geschmack und Verstand präsentabler zu machen. Und er verwendet die menschliche Liebe zur Heimat als Hetzmittel zum unmenschlichen Haß gegen Menschen, die eine andere Heimat lieben. Und er könnte doch nur gut sein, wenn er danach streben würde, die Menschen mit Liebe und Achtung für ihre

Sprache zu erfüllen und bei denen, die die gleiche Heimat haben, ein auf dieses Gemeinsame gerichtetes inniges Zusammengehörigkeitsgefühles zu erwecken, das auch das Heimatsgefühl der in anderen Ländern Geborenen zu verstehen vermag. Aber gerade das tut er nicht. Seine Tätigkeit besteht vielmehr darin: er verhunzt die eigene Sprache und sucht sie dabei durch die Erniedrigung anderer Sprachen zu erhöhen; er predigt Haß gegen andere Völker und sucht dadurch, daß er sie verächtlich zu machen strebt, das eigene Volk liebenswerter erscheinen zu lassen; er findet nationales Empfinden beim eigenen Volke herrlich, beim fremden aber aufreizend und er propagiert überhaupt alles Blödsinnige mit dem Hinweis darauf, daß andere auch nicht klüger seien.

„Heimat und Vaterland sind in Gefahr!" so plärren immer diejenigen, die ihre Bezüge, ihre Autorität oder ihr Geltungsbedürfnis in Gefahr sehen. Ja, Heimat und Vaterland scheinen überhaupt nur zu dem Zwecke da, respektive erfunden worden zu sein, um sich ununterbrochen in Gefahr zu befinden. Haltet den Dieb! schreien sie und stehlen dabei selber. Wohl kann die Heimat in Gefahr sein, wenn sie Horden mordend und brennend durchziehen und dieser Zustand ist der einzige, der es menschlich begreiflich und begründet erscheinen läßt, wenn auch der Friedliebendste zur Waffe greift. Aber wie selten tritt dieser Fall ein! Keineswegs aber ist eine Heimat in Gefahr, wenn sie von den Chauvinisten eines anderen Volkes ohne Waffen durch gesetzlichen Zwang bedrückt wird, wie derzeit zum Beispiel Südtirol durch die italienischen Herrschenden, die sich — der ganze Zusammenhang wurde durch eine diesbezügliche Zeitungsnachricht blitzartig erhellt! — bei ihren Bedrückungen auf österreichische Verordnungen berufen, die aus der Zeit stammen, als die österreichischen Herrschenden die Italiener, die Südtirol als ihre Heimat lieben, quälten. Alles lächerlich! Verstand und Charakterstärke sind heute nicht mehr zu „entnationalisieren" und wer seine Kinder nicht zu einer Ueberschätzung des Nationalismus, sondern zu seiner Belächelung als einer Narretei erzieht, der wird nie erleben, daß sie dem fremden Nationalismus in die Klauen geraten. Aber dazu muß man natürlich etwas im Kopfe und

im Herzen haben und gerade um diese Leute ist es dem Nationalismus weniger zu tun, weil diese ihren Wert aus anderem als aus der Zugehörigkeit zu irgend einer Nation bestanden wissen. Wenn es ihm aber weniger um diese zu tun ist, wenn er es nur auf jene Charakterschwächlinge abgesehen hat, die genau wissen, daß sie ein einziger Erlaß Mussolinis in Italiener verwandeln könnte und die deshalb vor Angst wie toll mit nationalen Phrasen um sich schlagen, dann soll er auch bekennen, daß er seine blödsinnigen Mittel der Völkerverhetzung für solche Köpfchen ersonnen hat, die sich dort, wo sie keinen Ausgang sehen, gleich das Ende vorstellen. Dann würde alles, alles klar und die Antwort wäre gefunden auf die Frage Lichtenbergs:

„Ich möchte was darum geben, genau zu wissen, für wen eigentlich die Taten getan worden sind, von denen man öffentlich sagt, sie wären fürs Vaterland getan worden."

DER KRIEG UND DAS LETTISCHE MÄDCHEN

Von Ferdinand Kürnberger

Ein Volkslied aus alten Zeiten, das will mir nicht aus dem Sinn! Zwischen den Krokodilstränen der Solferino-Totenfeier und der Hyänenpolitik, welche ihren Rachen soeben nach neuen Solferinos aufsperrt — klingt mir ein altes lettisches Volkslied im Ohre. Singe, wem Gesang gegeben, und wahrlich, dem lettischen Landmädchen war kein schlechter Gesang gegeben, als sie ihren armen toten Franz besang. Sie sang nicht bei Solferino unter den Ge-

sandtenscharen aller Humanitäts- und Kulturstaaten, ihr Gesang war daher echt. Er war so echt, daß ich ihn nicht einmal in Versen habe. Ich habe ihn nirgends gefunden, wo man „Poesien" findet, welche mit der offiziellen Angabe dieses Titels sich schmükken. Wann hätte die Poesie der Poesien bedurft?

Das lettische Mädchen hatte einen Liebhaber und der Liebhaber war in der Schlacht gefallen. Eine alte Geschichte! Was aber weniger alt, sondern ziemlich neu ist, das sind die Worte des Mädchens bei dieser Gelegenheit. Wenn das gebildete Stadtfräulein ihren Premierleutnant „dem Vaterland opfert", so ist das sehr tragisch, sehr interessant und die Federn der Gans schillern in einem so durchaus geschmackvollen und distinguierten Trauerwarenlüster, daß die Gänseriche, in heller belletristischer Begeisterung darüber, doppelt „todesmutig sich in den Kampf stürzen", wobei die Wirtschaft von Gans und Gänserich sich trefflich verewigt und der moderne Humanitäts- und Rechtsstaat doch auch leben kann, denn diese belletristischen Mode- und Trauerwarentränen sind Tau und Regen auf seine Kriegsbudgets. Das lettische Mädchen dagegen war eine ungebildete Person, denn sie sang gar nicht belletristisch und vaterländisch und verdienstmedaillenhaft, man findet daher ihren Gesang in keiner Blumenlese unserer Krieger-, Priester- und Raubstaaten, die doch so Blumenlesen für ihre „gebildete Jugend" haben. Ich fand ihn in einem altmodischen, längst ausgemusterten Buche, in „Hippels Lebensläufen", und zwar zu hinterst unter den Beilagen. Franz war also „fürs Vaterland" gestorben und seine „Braut in Tränen", welche keine Ahnung hat, wie ein gebildetes Fräulein „ihren Schmerz adelt", wirft die dankbare Situation, „dem Vaterlande sein Teuerstes geopfert" zu haben, fast vor die Schweine, denn sie macht ihrem Franz keinen anderen Nachruf als diesen: „Dein Leben gehört Gott, dir und mir, und kei-

nem von uns gibst du es, du bringst es dem Vaterlande! Kennst du dies Ungeheuer? Ich kenne es nicht, ich mag es nicht, ich will es nicht kennen, dieses blutdürstige Tier, das seinen Weg mit Menschenleichen pflastert, um weich zu treten, und an verwüsteten Feldern und ausgebrannten Wäldern seine Lust hat. Vaterland, wie häßlich bist du! Auch meinen Geliebten hast du auf der Seele — wenn du eine Seele hast! Vaterland, du wohnst in einer Mördergrube! Franz, wie konntest du dich verleiten lassen? Ehre! Was ist Ehre? Weißt du es? Ich weiß es nicht. Man spricht von meiner jungfräulichen Ehre; aber wär' sie's noch, wenn ich sie hinwürgen ließe? Was für ein Ding ist deine Soldatenehre, die du erst hast, wenn du dich selbst nicht mehr hast, die du erst bekommst nach deinem Tode? Kann man nach seinem Tode noch etwas bekommen? Weiß dieser Fels, wenn ich sage: ein schöner Fels und richtet die abgehauene Tanne sich in die Höhe, wenn ich sage: ein trefflicher Baum? Hören wir, wenn wir gestorben sind? Und was ist Ehre, wenn wir sie nicht hören können? Du hast falsch Geld eingewechselt, Franz, schäme dich, daß du gestorben bist!"

Hört man das an, so wird einem augenblicklich zumute, als könnten Gans und Gänserich aufhören, und müßten anfangen Menschen zu werden. Daher nennt man es auch Volkspoesie, zum Unterschied von der Poetenpoesie, wo einem nicht so zumute wird. Die Poetenpoesie ließe doch reden mit sich. Sie würde deklamieren gegen den „Krieg" — was sehr schön ist; gegen den „Kabinettskrieg" — was noch schöner ist; gegen die „Schlachtbank", auf welche die „mündig gewordenen Völker von der Willkür der Fürsten nicht mehr sich schleppen lassen" — was am allerschönsten ist. Die Poetenpoesie hätte daher wohlweislich gesagt: Krieg, wie häßlich bist du! Krieg, du wohnst in einer Mördergrube! Dabei wäre alles in Ordnung geblieben. Die scheußlichen

Dinge: Krieg, Kabinettskrieg, Schlachtbank, läßt man sich verstecken hinter ein schönes Ding, genannt Vaterland; jene fällt man schonungslos an, dieses behandelt man mit Achtung — und so macht sich die Sache. Man ist modern und human gewesen und dabei kann doch auch die hohe Generalität, das hohe Militärbudget, der gestickte Kragen und die besternte Brust leben! Wie aber, wenn man den scheußlichen Dingen ihre letzte Maske herunterreißt und das Ding geradezu bei seinem Namen nennt? Vaterland, wie häßlich bist du! Vaterland, du wohnst in einer Mördergrube! Da hört sich alles auf. Vaterländische Poesie, vaterländische Verdienstmedaille, alles. So plump kann nur eine lettische Bauerndirne sein. Wahrscheinlich hat sie auch gar kein Vaterland — nämlich keine vaterländische goldene Verdienstmedaille.

Ich habe sie daher stark in Verdacht, daß sie auch nicht „verfassungstreu" ist. Alle Verfassungsurkunden aller anständigen Kulturvölker sagen nämlich, ehe sie ihre übrigen schönen Sachen sagen, gleich zuerst und im Paragraph Eins: Der König hat das Recht, Krieg anzukündigen und Frieden zu schließen. Diese schöne konstitutionelle Bestimmung würde das lettische Mädchen in ihrem rohen Zorn wahrscheinlich so formulieren: Der König hat das Recht, euch umbringen zu lassen; hierauf kommen eure Volksrechte. Das schmeckt nach Hochverrat, nämlich nach Republik, und damit kommt man freilich nicht in eine Blumenlese für die gebildete Jugend, sondern höchstens — in die Alservorstadt Nr. 1. Der Hochverrat dürfte auch sonst außer Zweifel stehen. „Franz, wie konntest du dich verleiten lassen!" Wenn man bei einem Soldaten den Ausdruck „verleiten" hört, so hat das nur einen Sinn: zum Treubruch verleiten. Hier aber heißt es: Zur Fahnentreue verleiten! Welche Grundsätze hat dieses Mädchen!

Und wenn dieser ganze Radikalismus wenigstens noch „moderner Fortschritt“ wäre! Aber daß das eine Stimme von hundert Jahren her ist und noch lange vor Erfindung des Wortes „radikal“ und vor der „Mündigwerdung“ der untersten „Volksschichten“, verdrießt mich am meisten. Diese lettische Volksgeschichte kommt mir verflucht mündig vor!

„Schäme dich Franz, daß du gestorben bist!“ Hat der moderne Fortschritt dem Militärstaate je etwas Stärkeres gesagt? Während dieser mit großem Aplomb sein „Bett der Ehre“ sich aufbettet, muß er sich von einem einfachen Landmädchen sagen lassen: Schäme dich, daß du hier Bettgeher bist! Ich bin doch auch ein gebildeter Mann, habe die Protokolle aller Brüsseler und Genfer Friedenskongresse studiert, habe mich mit der vereinigten Weisheit von ganz Europa sattsam gesättigt; aber so imponiert hat mir nichts. Was sie auch immer sagen, sie sagen es mit Pathos, mit Affekt, mit Deklamation; während dieses Lettenmädchen es ganz unschuldig heraussagt: Schäme dich Franz, daß du gestorben bist. Wo bleiben die Ehrensalven und zertrümmerten Fensterscheiben, wenn die nächstbeste Bauerndirne solche Reden hinwirft, und zwar nur im Vorbeigehen, nicht einmal in einem stenographierten Protokoll und vor den „besten Männern“ Europas?

GOTT UND DER ARIERPARAGRAPH

In seinem Werke „Der Untergang des Abendlandes" bezeichnet Oswald Spengler den Drang des abendländischen Menschen nach der Unendlichkeit als ein besonderes Kennzeichen der „faustischen" Kultur und er behauptet, daß es keinem Menschen auf Erden außer dem Abendländer einfalle, der Aussicht wegen auf hohe Berge zu steigen. Ich kann mir über die Berechtigung dieses Ausspruches kein Urteil anmaßen, da ich die Menschen anderer Länder und Rassen zu wenig und von der alpinistischen Seite gar nicht kenne und kann nur aus der Unfallsstatistik nach Doppelfeiertagen entnehmen, daß bei uns tatsächlich die Menschen in großen Massen auf Berge steigen und sogar auf solche, die noch durch kein Wirtshaus gekrönt und durch keine Seilbahn mit dem Fremdenverkehr verbunden sind, so daß neben der Befriedigung darüber, sagen zu können, man sei oben gewesen, nur die Aussicht als Entschädigung für die aufgewandte körperliche Mühe angenommen werden kann.

Aber leider veranlaßt diese Gipfelstürmerei den germanischen Menschen auch dazu, unbeschwert von jedem logischen Gepäck Dummheitsgipfel zu erklimmen, bei deren Anblick von unten man schon schwindlig wird und deren Besteigung keineswegs als ein Zeichen besonderer Sehnsucht nach und besonderer Harmonie mit dem Unendlichen gewertet werden kann, sondern bloß als eine Versauung der Berge mit den Beschränktheiten des geistigen Flachlandes. Schon bei der Aufnahme des Arierparagraphen in die Satzungen des deutschen und österreichischen Alpenvereines hatte ich den Eindruck, Zeitgenosse einer riskanten Erstbesteigung zu sein, die nur mit einem korporativen Absturz in eine Schlucht der Lächerlichkeit enden könne und ich hätte es lieber gesehen, wenn sich die Mitglieder dieses Vereines einen weniger beschränkten Aussichts-

punkt als den Judenpunkt zum Ziele ihrer „Bergfahrt" gewählt hätten. Aber rede einer etwas mit diesen wetterfesten Gestalten aus Steirerloden! „Raum für alle hat die Erde" sagt ihr nationaler Lieblingsdichter, aber sie wissen es besser. Die Erde hätte schon Raum, aber die Gehirne haben keinen. Und der Zorn über ihre geringere Begabung fürs Geschäftsleben verleitet sie dazu, ihre größere Begabung fürs Bergsteigen durch gewaltsame Ausschaltung der Konkurrenz zu dokumentieren. Statt sich zu freuen, daß es unter den Juden Ausnahmsexemplare gibt, die es um Aussichtslohn in die Berge zieht, sind sie über diese Verwandtschaft des Empfindens erbost, weil sie ihnen nicht in den „rassischen" Kram paßt, der keine Gemeinsamkeiten duldet, weil er von den „unversöhnlichen" Verschiedenheiten lebt und der keine Ausnahmen brauchen kann, weil er seine Verhetzung aus den völkischen Regeln bezieht, die die einzigen Regeln ohne Ausnahme sind und die Welt auf den Dummkopf stellen möchten.

Ist nun die Erklimmung des Judenpunktes durch Leute vom Fach schon eine ganz nette alpinistische Leistung, so stellt das, was den Wiener Alldeutschen als Laien vor kurzem gelungen ist, geradezu die Bezwingung eines Dummheitsgaurisankars dar. Der alpine Bericht darüber lautet folgendermaßen:

Die Hauptversammlung des Vereines „Schönerer", in dem die alldeutschen Oesterreichs unter Führung des ehemaligen Reichsratsabgeordneten Franz Stein organisiert sind, hat den Beschluß gefaßt, an alle evangelischen Kirchenbehörden A. B. die Aufforderung zu richten, für diese Kirche den Arierparagraphen einzuführen.

So. Und nun schöpfen wir einmal Atem. Die Luft ist dünn in solchen Höhen und der Mangel an Sauerstoff erzeugt eine Fülle von Wasserkopfstoff, die schädlich wirken könnte. Aber die Aussicht lohnt sich. Sie ist nicht mehr schön, sie ist schönerer. Sie eröffnet einen Blick in die Zukunft Alldeutschlands, der, wenn auch nicht den Stein, der die Sache organisiert hat, so doch wenigstens das Gehirn erweichen kann. Immer schon habe ich es als einen Mangel der Bibel empfunden, daß Gott

den Menschen so höchst summarisch auf einmal und in einem einzigen Exemplare geschaffen hat, so daß den gläubigen Ariern nichts anderes übrig bleibt, als sich auch mit ihrer Abstammung vom ersten Juden abzufinden. Aber hätte Gott nicht wenigstens in die zehn Gebote einen Arierparagraphen aufnehmen können? Aber wie hätte denn Moses den Berg Sinai überhaupt besteigen können, wenn es dazumal schon einen Alpenverein und einen Judenpunkt gegeben hätte? Und wenn er in Zuwiderhandlung gegen dessen Beschlüsse den Sinai doch bestiegen und die zehn Gebote nebst Arierparagraphen von Gott empfangen hätte, was hätte er denn um Jehovaswillen bei seiner Rückkehr mit den vielen ausgeschlossenen Juden machen sollen? Hätte er nur die Kamele ins gelobte Alldeutschland führen sollen, wo Meth und Honig fließt? Das konnte er nicht, aber scheinbar hat es ein anderer für ihn getan. Gott aber, von dem leider nicht berichtet wird, am wievielten Schöpfungstage er den Arierparagraphen geschaffen hat, so daß man nur vermuten kann, er habe es, kurz nachdem er gesehen hatte, daß alles gut sei, getan, Gott konnte in diesem Falle nicht anders handeln.

Aber lassen wir die Vergangenheit, die nicht mehr zu ändern ist und wenden wir uns der Zukunft zu. Was wird die evangelische Kirchenbehörde zu diesem Versuch, eine jüdische Religion für die Arier zu reservieren, sagen? Wird sie ihre Missionäre aus Afrika zurückrufen, da es dort ja doch keine Arier zu bekehren gibt und sie lieber in die Kneipen entsenden, um die dort hausenden Arier Wotan abspenstig zu machen und sie mit Bier zu taufen? Wann findet der feierliche Ausschluß Christi aus der evangelischen Kirche A. B. statt? Und wann wird ein Jägerleiberlverschwitzer auftreten und Gott selbst als einen alten Juden entlarven, der sich auf keinem Berge mehr blicken lassen darf? Und wen werden sie dann auf seinen vakanten Thron setzen? Ich schlage den Direktor irgend eines zoologischen Gartens vor, der mit Kamelen umgehen kann. Aber natürlich nur unter der Bedingung, daß er sich vorher untersuchen läßt, ob seine Knochen tatsächlich mit deutschem Mark gefüllt sind. Auf die Füllung seines Schädels mit Gehirn wird einstimmig verzichtet. Heil!

DER ANSCHLUSS UND DIE FRAUEN

Mir träumte neulich, daß ich von einem Mitglied der internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit folgenden Brief erhalten habe:

„Vor einiger Zeit las ich in der Zeitung, daß sich die Wiener Ortsgruppe unserer Liga auch im Namen unserer Grazer Zweigstelle gegen den Anschluß an Deutschland ausgesprochen habe. Ich dachte mir: Woher wissen denn die in Wien, was wir in Graz hier wollen? Ich zum Beispiel weiß in dieser Angelegenheit nicht einmal, was ich selbst will! Aber da ich im Leben schon oft meine Ansichten von anderen gerüchtweise erfahren habe, ohne selbst etwas von ihnen zu wissen, regte ich mich darüber weiter nicht auf.

Einige Tage später traf ich auf dem Markte eine Bekannte, die Mitglied des Deutschen Frauenbundes in Graz ist. Während sie gerade die Brust eines noch, aber nicht mehr lange lebenden Hühnchens betastete, um festzustellen, ob es auch genügend fleischig sei und ob die italienische Händlerin in der bekannten welschen Tücke nicht am Ende einen Betrug plane, sah sie mich verächtlich von der Seite an und sprach: „Schöne Dinge liest man von Euch in der Zeitung! Ihr habt aufgehört, deutsche Frauen zu sein! Ihr seid volksfremd geworden! Wir wollen nichts mehr mit Euch zu tun haben!“ — Nachdenklich kam ich nach Hause. Da überfiel mich plötzlich ein höchst sonderbares Gefühl. Mit einem Ziehen in den Haaren begann es. Ich glaubte, an meiner Frisur sei etwas nicht in Ordnung, trat vor den Spiegel und — wer beschreibt meinen Schreck! Vor meinen Augen, die nicht mehr blau, sondern ganz dunkel waren, verfärbten sich meine blonden Locken und wurden zu schwarzen Kraushaaren. Meine so hold geschwungenen Augenbrauen wurden dichter und wuchsen über der Nase zusammen und meine perlenden Zähne blieben zwar so wie sie

waren, wurden aber trotzdem aus nationalen Gründen zu einem negroiden Raubtiergebiß. Gleichzeitig hatte ich das überaus quälende, aber ganz bestimmte Gefühl, daß ich nie mehr in meinem Leben würde sinnig sein können und so wahr noch nie eine deutsche Frau ihren Mann betrogen hat, sah ich wie meine deutsche Treue durch das offenstehende Fenster ins Freie entfloh und sich auf dem Felde vor der Stadt in einer wie von ohngefähr daliegenden deutschen Scholle verankerte und verwurzelte. Meine Züchtigkeit fiel mir mit einem hörbaren Plumps zu Boden und rollte unter den Kasten, wo ich sie aber nicht mehr entdecken konnte und beim Bücken entglitt mir auch noch der ordnende Sinn, mit dem ich bisher immer den Gewinn zu mehren pflegte (aber natürlich in durchaus arischer Art und Weise!). Kurz und gut, ich empfand deutlich, wie mir alle jene Eigenschaften abhanden kamen, die nach dem Urteile deutscher Männer unter allen Frauen der Welt ausschließlich die deutschen Frauen auszeichnen. Aber ich gab die Hoffnung noch nicht auf. Ich rief einer glücklichen Eingebung folgend meinen Buben und mein Mädel ins Zimmer, aber, siehe da, es gelang mir weder dem Knaben zu wehren, noch das Mädchen zu lehren — alles war vergeblich, es ging nicht, es war unaussprechlich klar — ich, ich hatte aufgehört, eine deutsche Frau zu sein. Ich sah nach der Uhr. Es war punkt zehn Uhr vormittags.

Da läutete es draußen. Ich öffnete. Der Milchmann vom Lande, der täglich zu dieser Stunde zu kommen pflegt, war da. Aber er erzählte mir heute nicht wie immer, wie es seiner Frau und seinen Kindern gehe, ob sein Aeltester schon einen Lehrplatz gefunden habe, ob sein Vieh gesund sei, ob die Wintersaaten schön stünden, ob er sein Drauskommen habe und ob er sich hie und da auch eine Unterhaltung leisten könne — nein. Er klagte darüber, daß er die ganze Nacht nicht habe schlafen können, weil ihm gestern abends plötzlich eingefallen sei, daß er noch immer nicht wisse, wann wir uns denn endlich an Deutschland anschließen würden. Seine Frau, die eine deutsche Frau sei, wenn sie auch Woprschalek geheißen habe — das mache nichts, denn es gebe viele deutschfühlende Tschechen, ja sogar auch Juden und der Arierparagraph, der

für Touristenvereine und Rassehundeklubs eine unbedingte Notwendigkeit sei, sei für politische Betätigung nicht notwendig — seine Frau also brenne schon darauf, im nächsten Krieg um die Weltgeltung Deutschlands ihre Söhne auf einem Giftgasrechaud am Altar des Vaterlandes zu opfern. Ihn selbst aber jucke schon heute der Geldbeutel, wenn er daran denke, wie lustig es sein müsse, zu den österreichischen Steuern auch noch die deutschen Reichssteuern dazuzuzahlen, denn das werde wohl das Einzige sein, was das Volk vom Anschluß zu spüren bekommen werde. Er redete noch lange von solchen und ähnlichen Dingen, die das Volk unentwegt beschäftigen, aber ich verstand ihn nicht und merkte mit Entsetzen, daß ich auch vollständig volksfremd geworden und daß die Milch infolge des politischen Wassers, das er geredet hatte, zum erstenmale gepantscht war.

Der Milchmann ging aufrecht und festen Schrittes von dannen und ließ mich ganz verstört zurück. Ich versank in Brüten und sah ein, daß es ein Verbrechen am Volke sei, einem Verein anzugehören, der diesem Volke seinen Frieden und seine Freiheit erringen helfen will und ich wußte nicht, was ich tun solle. Mechanisch griff ich nach einer vor mir liegenden Landwirtschaftszeitung aus Deutschland. Ich las: „Anleitung, seine Hähnchen selbst zu kapaunisieren und dadurch Geld zu sparen" und „Wie verwende ich das Blut bei Schlachtfesten am nutzbringendsten?" Ich verstand nicht. Aber warum ich nicht verstand, wurde mir sogleich klar als ich las, was über diesen Anleitungen stand: „Unterhaltungs- und Belehrungsecke für die deutsche Frau". Ich warf die Zeitung zu meiner Züchtigkeit und zu meinem ordnenden Sinn auf den Boden und griff nach einem anderen Blatte. Und was las ich da? Raten! Nein, Sie erraten es nicht! Es ist zu komisch! Hören Sie:

Gesellschaftsabend des Deutschen Frauenbundes. Freitag veranstaltete der Deutsche Frauenbund in den Sälen des Cagistenverbandes zugunsten der Bau- und Wohnungsgenossenschaft der deutschen Studentenschaft und seiner Wohlfahrtseinrichtungen einen Gesellschaftsabend, der einen starken Besuch aufwies und eine elegante vornehme Note hatte. Die nationalen Kreise der Stadt waren durch hervorragende Persönlichkeiten

vertreten. Ein ideenreiches, flottes Programm sorgte dafür, daß die Stunden bei Musik, Tanz und Humor rasch entschwanden. Die Räume des Gagistenverbandes waren von liebenswürdigen Damen in intime Salons umgewandelt und geschmackvolle Büfetts lockten die Besucher mit appetitlicher Anordnung und niederen Preisen. Die Ausschußdamen des Frauenbundes hatten sich uneigennützig in den Dienst der guten Sache gestellt — — — — — Besonders entzückten — — — — Staunen und Heiterkeit erregte ein künstliches Pferd in Lebensgröße mit elektrischen Augen. Tänze wechselten mit ernsten und heiteren Gesangvorträgen ab. — — — Ferner erfreuten — — urwüchsiger Humor, —— Stimmaterial —— stürmischen Applaus. ——— Conférencier. Die Mirkoband trug viel zur Stimmung bei. Nach ihren befeuernden Jazzrhythmen wurde den modernen Tänzen rastlos gehuldigt.

Also was sag'n S' jetzt? Volksfremde Neger mag die deutsche Frau nicht leiden, doch ihre Tänze tanzt sie gern? Aber warum? Sollten diese vielleicht die Potenz der deutschen Männer im positiven Sinne beeinflußen? (Etwa so wie der Fremdenverkehr die Handelsbilanz?)

Mit volksfremdem Gruß

X. Y.
Deutsche Frau a. D."

Das Pferd muß das Schönste gewesen sein. Sinnig! Vielleicht wars gar kapaunisiert und ein Wallach! Und auf die nutzbringendste Verwertung deutschen Blutes beim nächsten Völkerschlachtfest bin ich schon heute neugierig. Was aber die Anschlußfrage betrifft — unter uns gesagt, ich kenne eine Menge Reichsdeutscher, die diesem Gedanken keineswegs so rastlos huldigen, wie die deutschen Frauen dem Anschluß an Afrika. Vielleicht fragt man diese präsumptiven Leidtragenden unserer Anschlußgelüste, die uns als Balkanesen belächeln, auch einmal um ihre Meinung. Und vielleicht kommt dabei heraus, daß sie den Anschluß für ein künstliches Pferd mit elektrischen Augen, also für ein modernes Danaergeschenk halten. Möglich ist nämlich alles.

AEHRENFELD UND FELD DER EHRE

Eine Umfrage unter Berliner Volksschulkindern von sechs bis zehn Jahren ergab, daß 70 vom Hundert der befragten Kinder keine Vorstellung von einem Sonnenaufgang hatten, 62 vom Hundert nie eine Lerche gehört hatten, 59 vom Hundert nie ein Aehrenfeld sahen, 76 vom Hundert nie einen Berg, 89 vom Hundert nie einen Fluß.

Nur im Herzen Europas schlummert die Jugend ungestört vom Klang der Waffen. Es ist der Wille ihrer freundlichen Nachbarn, sie von solchen Auswüchsen eklen Militarismus fernzuhalten. Zahlreiche inländische Volksbeglücker unterstützen diesen frommen Wunsch. Sie merken nicht, daß durch die in der sonstigen Welt aufs höchste gesteigerte militärische Kraftentfaltung die durch das Versailler Diktat festgelegte deutsche Wehrlosigkeit im Verhältnis zu den anderen Staaten von Jahr zu Jahr erschreckender wird, und ihre Wirkung notwendigerweise auch auf die Arbeitsfähigkeit und Arbeitsleistung im eigenen Lande ausüben muß. Deutschland hat daher als eine der ersten und wichtigsten Forderungen, wenn es schon kein anderes Heer haben darf, auch für sich das Recht zu beanspruchen, seine heranwachsende Jugend in der Richtung auszubilden, die die anderen Staaten zur Erhaltung ihrer völkischen Eigenart und Selbständigkeit eingeschlagen haben.

Diese beiden Berichte standen in einer der größten Zeitungen Deutschlands nebeneinander so wie seinerzeit immer die „beiden Berichte“ seligen Angedenkens, aber die Frage, was erschreckender sei, blieb unbeantwortet: die deutsche Naturferne oder die deutsche Wehrlosigkeit vor einer Wehrhaftigkeit des Maules, die es nicht ersehen kann, daß irgendwo die Jugend ungestört vom Klang der Waffen schlummere und die sich unentwegt um die Arbeitsleistung und Arbeitsfähigkeit ihrer Mitmenschen kümmert weil sie von ihr lebt. Was schert es sie, daß das Morgenrot, das den Vätern zum frühen Tod

leuchtete, den Kindern nie erschienen ist? Genügt es nicht, daß der Gesang der Geschoße den Vätern das Lerchenlied ersetzt, das die Kinder nie zu hören bekommen haben? Und was hätten die Kinder schon davon, wenn sie die Berge sehen könnten, die ihre Väter erstürmten und die Flüße, die sie forcierten? Und wird diesen Kindern nicht später einmal das Feld der Ehre ein vollwertiger Ersatz sein fürs entgangene Aehrenfeld? Sicherlich. Denn wichtiger als alle Bildung der Jugend ist ihre Ausbildung, die vollendet ist, wenns mit der Bildung aus ist. Großstadtkindern, die noch nie das Land gesehen haben, plausibel zu machen, was das Vaterland sei, mag ja seine Schwierigkeiten haben, doch die Definition, daß es das Land sei, in dem es keine Lerche, kein Aehrenfeld, keinen Baum, keinen Fluß und keinen Sonnenaufgang gibt, dürfte noch am ehesten alles klar machen. Aber einen frommen Wunsch kann ich nicht unterdrücken: Daß sich unter all diesen vielen Kindern, die nie eine Heimat gekannt haben, ein aufgeweckter Junge finde, ein Volksbeglücker, der diesen völkischen Beglückern die Heimatschollen, die sie als Phrasenknödel im Maule wälzen, aus dem Rachen reißt und sie ihnen in gesteigerter, aber durchaus unmilitärischer Kraftentfaltung mit einer derartigen Vehemenz an ihre Quadratschädel pfeffert, daß sie endlich einen Begriff von volklicher Eigenart und Selbständigkeit erhalten!

DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

In Nr. 5 auf Seite 17, Zeile 18 von unten soll es natürlich heißen „verboten“ statt „verbaten“. Ferner ist auf Seite 1, Zeile 9, von unten das Wort „einmütig“ zu streichen und auf Seite 12, Zeile 5 von unten statt „unmittelbar“ „mittelbar“ zu setzen.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern . . .	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 7 1. APRIL 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Magische Vorgänge auf dem Concordiaball / Kurt Hiller: Persönliche Bemerkung / BGLBL. / Mein patriotischer Blick / Mein gläubiger Blick / Mein ungesund-sentimentaler Blick / Wahlkrampf / Für vierzigjährige treue Dienste

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 7 1. APRIL 1927 1. JAHR

MAGISCHE VORGÄNGE AUF DEM CONCORDIA-BALL

(Originalbericht des Nebelhorns)

Der „Concordia"-Ball, der Montag, den 14. d. in den Konzerthaussälen stattfand und einen überaus glänzenden Verlauf nahm, hat auch in diesem Jahre im Rahmen eines Empfanges, der im mittleren Konzerthaussaale abgehalten wurde, eine bedeutungsvolle politische Ansprache gebracht. In Vertretung der Bundesregierung hat Finanzminister Dr. Kienböck in ungemein prägnanten Worten die Mitarbeit der Presse an dem gesamten politischen Leben eingehend gewürdigt.

Dem Empfang wohnte unter anderen Bundespräsident Dr. Hainisch, die Minister Dr. Kienböck und Thaler, Landeshauptmann Dr. Buresch, Polizeipräsident Schober, das gesamte diplomatische Korps, die hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Kunst- und Schriftstellerwelt sowie des finanziellen und wirtschaftlichen Lebens von Oesterreich bei.

Der Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia", Chefredakteur Leopold Lipschütz, sagte in seiner Begrüßungsansprache unter anderm: „Ich gestatte mir, Sie namens meiner Kollegen von der „Concordia" auf das herzlichste willkommen zu heißen. Dieser Akt der Courtoisie wird mir zum erlesenen Vergnügen, wenn ich meine Blicke über den Saal schweifen lasse. Ich sehe eine Fülle von Persönlichkeiten, die durch ihr Talent, ihr Wissen und ihr Können sich ihren Rang und ihr Ansehen in der Welt erstritten haben. Der Saal ist ein interessanter Ausschnitt des geistigen und kulturellen Oesterreich.

Einen besonderen Glanz erhält unser Ballfest durch die Anwesenheit des Herrn Bundespräsidenten (lebhafter Beifall), den wir alle verehren — und was noch viel mehr ist —, den wir alle aufrichtig lieb haben. (Stürmische Zustimmung.) Unser Herr Bundespräsident ist in seiner hohen, Respekt heischenden Stellung nicht „allergnädigst", er „geruht" nicht:

Er ist milde, gütig und menschlich, und gerade diese bezaubernde Natürlichkeit hat ihm unsere Herzen gewonnen und es ist für uns alle eine helle Freude, ihn in unserer Mitte herzlichst begrüßen zu können. (Lebhafter Beifall.)

Auf einem Ball regieren die Beine und nicht die Köpfe, und da ist Tanzen mehr als Reden. Da wir Journalisten aber verurteilt sind, immer nur zu schreiben, so wollen wir uns heute die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einmal auch ein bisserl zu reden und sogar in eigener Sache. Wir haben ein recht seltsames Metier, wir beschäftigen uns jahraus, jahrein immer nur mit den anderen, mit fremdem Schicksal, mit den Erfolgen und Katastrophen anderer, mit ihrem Aufstieg und ihrem Untergang. Nach unserem Beruf leben wir das Schicksal anderer, und wir leben es so intensiv, daß wir fast auf uns selbst vergessen und gar nicht merken, daß wir dabei nicht gut abschneiden. Ein sehr berühmter und längst verschollener Besucher der „Concordia"-Bälle, Johannes Brahms, war, wie Sie wissen, Junggeselle und als solcher ein fleißiger Wirtshausbesucher. Fast allabendlich kam er an den Stammtisch, wo er seiner Laune die Zügel schießen ließ, allen Freunden ungeschminkte Wahrheiten an den Kopf warf, und wenn er dann aufstand, sich höflich verbeugte und zu sagen pflegte: „Sollte ich vergessen haben, irgend jemanden zu beleidigen, dann bitte ich für diesmal um Entschuldigung." Dem großen Manne hat man den Scherz nie übel genommen, aber uns geht es nicht so gut. Es gibt keinen Politiker, den man nicht einmal angreifen muß, es gibt keinen Autor, den man nicht gelegentlich verreißt, es gibt keinen Tenor, von dem man behaupten könnte, er sei gerade gestern abend glänzend disponiert gewesen. Sie alle sind bös auf die Zeitung und, da die Zeitung von Menschen gemacht wird, auch auf die Menschen. Und dabei können wir doch gar nichts dafür. Wir müssen die Wahrheit sagen, wir haben doch eine Gewissenspflicht, eine Verantwortung vor uns selbst, vor dem Blatt, dem wir angehören, und vor der großen Oeffentlichkeit. Und gerade diese Wahrheit macht uns manchmal so schrecklich unbeliebt. (Heiterkeit.) Aber glauben Sie mir, wir sind nicht so schlimm, wir sind wie alle Menschen, haben unsere Fehler und unsere Vorzüge. Deshalb freue ich mich eines Abends wie des heutigen, an dem wir alle gesellig beisammensitzen, weil Sie uns da persönlich kennenlernen, und ich hoffe, daß Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß wir es gut und ehrlich meinen.

Hierauf ergriff Finanzminister Dr. Kienböck das Wort und sagte: „Namens der Bundesregierung danke ich der „Concordia" verbindlichst für die Einladung zum heutigen Fest und für die freundliche Begrüßung, die mir zuteil wurde. Ich deute Ihre Einladung in dem Sinn, daß Sie sich nicht nur als

Angehörige einer Erwerbsgruppe, sondern als ein Organ der Gesamtheit fühlen und das Bedürfnis empfinden, dies auch durch die Teilnahme der Regierung an dem Fest Ihrer Gemeinschaft erkennbar zu machen. In der Tat haben wir alle, die wir im öffentlichen Leben in einer oder der anderen Funktion wirksam sind, darauf bedacht zu sein, das Gefühl zu pflegen, daß es des Zusammenwirkens der gesellschaftlichen Faktoren bedarf, um unserem Vaterlande neues Gedeihen zu sichern, daß wir zurückstellen müssen, was uns etwa im einzelnen trennt, daß wir ablehnen müssen, was uns im Innern zerreißen müßte, daß wir alle Kräfte der Arbeit des Wiederaufbaues unseres Vaterlandes widmen müssen. Die Herstellung der staatsfinanziellen Grundlagen Oesterreichs liegt hinter uns; da gilt es nur, das Erreichte zu bewahren. Vor uns liegt noch ein mühsames Stück des Weges zur dauernden wirtschaftlichen Festigung.

Bei diesem Werke ist das verständnisvolle Mitwirken der öffentlichen Meinung von maßgebender Bedeutung. Zumal eine junge Republik benötigt im höchsten Maße die nachdrückliche Unterstützung durch das Wort der Presse. Für das, was an Aufklärung und Ermutigung der Bevölkerung durch Sie geleistet worden ist, spreche ich unseren Dank aus. Unser Dank ist aber verbunden mit der Bitte, auch in der Zukunft und bei den Entscheidungen, die bevorstehen, den Geist der Festigung zu pflegen und zur Erreichung des Zieles beizutragen, als welches uns das Emporsteigen Oesterreichs zu einer erhöhten Stufe der Entfaltung seiner geistigen und wirtschaftlichen Kräfte vorschwebt.

Lassen Sie mich eine kurze Betrachtung über die spezielle Rolle der Presse beifügen. Regierung und Gesetzgebung sprechen in der Form des Befehls; hier ist die äußere Erscheinung nach dem Gesamtwillen des Volkes konzentriert. Die — —

Da — kaum waren diese ungemein prägnanten Worte dem Munde des Finanzministers entfahren — erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag den ganzen interessanten Ausschnitt des geistigen und kulturellen Oesterreich. Unter dem Klange der Nebelhörner eines jüngsten Gerichtes erschien ein Geist in der äußeren Erscheinung des Gesamtwillens des Volkes, dienend begleitet von einem beleibten gesellschaftlichen Faktor und sprach mit mildem Lächeln, zum Redner gewendet, nichts weiter als: „Kusch!“ Hierauf begann er folgendermaßen zu reden:

„Ich begrüße Sie nicht und danke Ihnen vor allem verbindlichst für Ihre liebenswürdige Nichteinladung zum heutigen Feste. Es wäre mir auch nicht eingefallen, die bedeutungsvolle politische Ansprache des Herrn Finanzministers zu stören, aber leider hat sich von den Reden, die hier gehalten wurden, der Balken in meinem Auge derart zu biegen begonnen, daß ich diese Freiheit der Fresse nicht länger dulden konnte und ein bisserl nachsehen mußte, wie sich die Splitter in Ihren Augen unter solchen Umständen verhalten. Ich sehe sie biegen sich auch; da dies aber bei ihrer spitzigen Beschaffenheit gefährlich werden könnte, werden Sie wohl gestatten, daß ich Sie Ihnen durch eine kurze Operation entferne. Dieser Akt der Courtoisie wird mir zum erlesenen Vergnügen und ich bin überzeugt, daß Sie nach gelungener Operation nicht nur eine noch weit größere Fülle von Persönlichkeiten erblicken, sondern durch diese auch hindurchschauen und erkennen werden, welcher Art von Ehschowissen sie ihren Rang und ihr Ansehen in der Welt verdanken.

Es hätte keiner besonderen Betonung bedurft, sondern es ging schon aus den Reden zur Genüge hervor, daß auf diesem Balle nicht die Köpfe regieren. Und es nimmt mich auch nicht Wunder, gerade einen Finanzminister als Redner unter den Angehörigen einer Erwerbsgruppe zu ertappen, die sich zum Unterschied von anderen, weniger schädlichen Erwerbsgruppen aus einem mir unbekannten Grunde so nebenbei auch noch als ein Organ der Gesamtheit fühlt und ich kann es wohl auch nicht verhindern, daß sich das Finanzministerium als Administration der Concordia etabliert und den Herren von der Redaktion Anweisung gibt, wie sie sich in Zukunft bei der Blödmachung des Volkes durch die Pflege des Geistes der Festigung, dessen Gesundheit, wie ich als Geist weiß, längst durch das viele Kopfschütteln der Bürger erschüttert ist, die Sympathien wiedererobern können, die sie sich durch ihr stetes Aussprechen der Wahrheit verscherzt haben. Andererseits aber wäre es mir auch erwünscht gewesen, wenn der Herr Justizminister hier eine Rede gehalten hätte. Denn so hätte sich zwanglos die Gelegenheit ergeben, aus seinem Munde endlich Authentisches über jenes zweifellos erflossene Urteil

zu erfahren, durch welches Sie nach den Worten des Vorredners Lügschwitz (Rufe: Lipschütz heißt er!) verurteilt sind, „immer nur zu schreiben". Es hätte sich dabei wahrscheinlich auch feststellen lassen, ob dieses Urteil denn wirklich schon in Rechtskraft erwachsen ist und ob es nicht doch noch durch eine Berufung an die Einsicht einer höheren Instanz geradezu in ein Verbot des Schreibens umgewandelt werden könnte. Wäre dieser Ausweg aber zum aufrichtigen Bedauern aller übrigen Erwerbsgruppen, die nicht durch den geistigen Schaden, den sie ihren Mitmenschen zufügen, lukrativ sind, ungangbar, nun dann hätten wir ja unseren geliebten Herrn Bundespräsidenten gleich bei der Hand, der in seiner bezaubernden Natürlichkeit gewiß bereit wäre, einen so unnatürlichen Zustand, der es ermöglicht, daß Menschen um der Wahrheit willen unbeliebt sind, durch einen Gnadenakt aus der Welt zu schaffen und einem nicht nur von Ihnen als recht seltsam empfundenen Metier mit einem Schlage ein Ende zu bereiten.

Da Sie sich nach Ihren eigenen Worten jahraus jahrein nur mit den Katastrophen anderer beschäftigen und sich selbst dabei vergessen (Sie sagen nur zur Betonung Ihrer Bodenständigkeit „auf sich" statt „an sich" vergessen), ja, da Sie oft so selbstvergessen sind, daß Sie durch Ihre Beschäftigung mit anderen manchmal geradezu deren Katastrophen herbeiführen, ist es mir nur ein Bedürfnis, mich einmal mit Ihrer Katastrophe zu beschäftigen und Ihnen den Weg zu zeigen, auf dem Sie sich wieder beliebt machen können. Denn durch das Einschlagen dieses Weges wird das Uebel, an dem Sie alle — und wir alle mit Ihnen — leiden, am radikalsten beseitigt. Jedenfalls aber erscheint er mir gangbarer als der andere Weg, den zahlreiche Angehörige Ihrer Erwerbsgruppe auf eigene Faust eingeschlagen haben: sie versuchen nämlich, die Unbeliebtheit, die sie sich durchs Wahrheitsagen zugezogen haben, durch Lügen wieder in Beliebtheit zu verkehren. Sie werden gewiß überrascht und konsterniert sein, von mir ganz unvorbereitet solche Tatsachen Ihres eigenen Privat- und Familienlebens zu erfahren, die aber innig mit der sechsten Großmachtstellung, deren Sie sich gerne rühmen, zusammenhängen.

Sie haben diesen Zusammenhang aber vermutlich aus lauter Selbstvergessenheit bis heute übersehen. Ich will Ihnen auch diesbezüglich nach den ungemein prägnanten Worten des Herrn Finanzministers das Emporsteigen auf eine erhöhte Stufe der Entfaltung Ihrer geistigen Fähigkeiten, die mir als Ziel vorschwebt, erleichtern. Denn Sie werden ohne Zweifel die Erfahrung gemacht haben, daß einer, der die Wahrheit sagt, es auf Erden noch nie zu einer Großmachtstellung gebracht hat, daß er sich im Gegenteil allgemein — also auch bei Ihnen — unbeliebt gemacht hat. Wie erklären Sie es sich also, daß Sie es trotz ununterbrochenem Wahrheitsagen zur sechsten Großmacht gebracht haben? Sollten Sie diese Stellung nicht am Ende jenen Wahrheiten verdanken, die Sie nicht gebracht haben und jenen Lügen, die Sie aus wahrhaftem Verantwortungsgefühl vor den Aktionären und Besitzern des Blattes, dem sie angehören, nicht unterdrückt haben? Setzen Sie sich einmal in Ihrem Gewissen, von dem ich heute zum erstenmale hörte, mit dieser Frage auseinander und berichtigen Sie dann endlich einmal jene Zeitungsnachricht vom Kriegsbeginn, die besagte, daß französische Flieger auf die offene Stadt Nürnberg Bomben geworfen hätten, und die dann „Vergeltungsmaßnahmen" der deutschen Flieger zur Folge hatte. Schließen Sie sich zu einer erfreulicheren Erwerbsgruppe zusammen, die nur erwirbt, um die Opfer des Fliegerkrieges gegen offene Städte, der lediglich durch diese falsche Zeitungswahrheit verschuldet wurde, zu unterstützen, wenn Sie schon die durch ihn Ermordeten nicht mehr zum Leben und Genießen Ihrer Wahrheiten erwecken können.

Damit bin ich mit meiner Rede zu Ende. Sie sehen sich vor große Entscheidungen gestellt. Bedenken Sie sich nicht und nehmen Sie die Gnade des Herrn Bundespräsidenten in Anspruch. Nur so können Sie beweisen, daß Sie es gut und ehrlich meinen und Sie werden dann auch keine Bälle mehr veranstalten müssen, um durch Geschmuse Ihre Beliebtheit wiederzugewinnen. Und was Ihre Großmachtstellung anbelangt, die Sie natürlich verlieren müssen, so bedenken Sie, daß ohnehin nicht viel an ihr dran war. Denn sie gab Ihnen nicht einmal die Macht, sich mit einem überaus tätigen Mitgliede Ihrer Er-

werbsgruppe namens Bekessy, zu beschäftigen, das sich leider vergeblich bemühte, dem Expressionismus der Literatur einen Erpressionismus der Journalistik als Pendant an die Seite zu setzen und das — wo sind die Zeiten! — noch im vorigen Jahre in voller Schaffenskraft diesen Ball geziert hat. Und als sich dann ein anderer mit ihm beschäftigte, verbot Ihnen wieder das Verantwortungsgefühl vor dem Blatt, dem Sie angehören, davon Notiz zu nehmen. Trösten Sie sich und sehen Sie diesen Fall für die Ausnahme an, welche die Regel insoferne bestätigt, als hier einer, der — pst! — nicht genannt werden darf, durch die Wahrheiten, die er sagte, einen anderen schrecklich unbeliebt gemacht hat. Und lassen Sie Bekessy in Amerika getrost einen Concordiaball in eigener Regie veranstalten, der ein um nichts weniger interessanter Ausschnitt aus dem geistigen und kulturellen Oesterreich sein wird, da ihm im Fasching dazu ja auch drüben noch ein österreichischer Finanzminister als Redner über die erhabene Aufgabe der Presse zur Verfügung gestanden ist."

PERSÖNLICHE BEMERKUNG

Was, in Nr. 5, der Herausgeber über die Aufnahme meiner Wiener Rede „Demokratie?" sagt, kann ich nur bestätigen. Eine Würdigung der Rede brachten zwei Blätter: die linksrepublikanische „Weltbühne" zu Berlin (aus der Feder Siegfrieds von Vegesack) und die — heute nicht mehr existente — „Deutschösterreichische Tageszeitung", das Organ der Wiener Hakenkreuzler. Sachlichkeit bei Antisemiten ist mir zuweilen. Sachlichkeit bei Demokraten fast nie begegnet. Umso deutlicher will ich aussprechen, daß das demokratische „Berliner Tageblatt" einen Bericht gebracht hat, der zwar nur wenige Zeilen lang war, aber den Nagel, wenn nicht auf den Kopf, so doch besser traf als der übrigens nur wenig längere Bericht der Zeitschrift „Paneuropa". Was die paneuropäische Bewegung anlangt, so bitte ich scharf zu unterscheiden zwischen ihrem Schöpfer Coudenhove, dessen kristallklarer Genius durch Betrieb nicht getrübt wird, und ihrer Bürokratie, welche, wie jede Bürokratie, der Macht dient und nicht dem Geiste.

Beispielhaft schofel benahmen sich die drei vornehmsten Blätter der Handels- und Finanzdemokratie: die Wiener „Neue Freie Presse", die „Frankfurter Zeitung" und die „Vossische Zeitung" zu Berlin. Die „Neue Freie Presse", die über alles andre breitmalend berichtete, bewilligte der Rede nichtmal einen Hauptsatz. „Nachdem Kurt Hiller, der sich heftig gegen die Demokratie wandte, seine Rede beendet hatte, erklärte Reichstagspräsident Löbe ...", und nun folgen in zehn Zeilen Herrn Löbe's primitive polemische Ausführungen gegen eine Theorie, über die der Leser der „Neuen Freie Presse" kein Sterbenswörtchen erfahren hat. Denn die Worte „seine Rede beendet hatte" scheinen zwar hinzudeuten auf eine Rede, von der in der Zeitung vorher die Rede gewesen;

aber das scheint nur so; in Wahrheit ist nicht die Rede davon, daß von dieser Rede in der „Freien Presse“ auch nur im geringsten die Rede war; der Bericht erwähnt von ihr weiter nichts, als daß ich sie „beendet hatte“!

Die „Frankfurter Zeitung“ schrieb: „Dr. Kurt Hiller glaubte auch diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen zu dürfen, um gegen die Demokratie loszuziehen, und erregte dabei wachsenden Widerspruch. Unter allgemeiner Zustimmung entgegnete Präsident Löbe ...“, und nun wiederum über Löbe's Polemik, welche 2—3 Minuten gedauert hatte, und die ja nur bewerten kann, wer meine Rede kennt, sechs Zeilen, während die beiden Zeilen, die jener galten, immerhin der Bericht über einen Vorgang waren, dessen Dauer 45 Minuten betrug. Welch ein kunstgewerbliches Raffinement aber, in diese zwei Zeilen drei Lügen zu weben! Erste: „auch diese Gelegenheit“; auf fünfzig Reden, die ich halte, kommt in Wahrheit eine gegen den Demokratismus; ich bestätige durchaus nicht die Monomanie, deren ich hier bezichtigt werde. Zweite Lüge: „glaubte nicht vorübergehen lassen zu dürfen“; ich hatte mir das Thema in Wahrheit nicht ausgesucht, sondern war vom Präsidenten der Paneuropäischen Union eingeladen worden, zum Problem des Aristokratismus zu sprechen. Dritte: der „wachsende Widerspruch“. Der war ganz gewiß zu konstatieren; aber hier lügt der Bericht durch Verschweigen des Wahren; wahr ist, daß mit wachsendem Widerspruch auch die Begeisterung der mir Zustimmenden wuchs. Davon darf der demokratischen Abonnentenschaft natürlich ebensowenig etwas verraten werden wie von meinen Argumenten gegen die Demokratie. Daß ich gegen sie bin, darf der Leser erfahren; was ich gegen sie habe, nicht. Dies Was ihnen offenbaren? Dazu würde ja Mut gehören, und auch ein gewisser Aufwand an Geist; denn man müßte die Gründe schließlich zu widerlegen versuchen. An beidem indes gebricht es diesen Drückebergern; sie stellen sich nicht zum Kampf, sie weichen geistigen Tournieren aus, sie würgen den Gegner lieber hinterrücks ab: durch fälschende Verschweigungen.

Am stärksten hierin ist die „Vossische“. „Umso peinlicher“, schreibt sie „berührten die Ausführungen des Berliner Pazi-

fisten Kurt Hiller, der die Geduld des Kongresses auf eine überaus harte Probe stellte ..." Demgegenüber muß ich erklären: Es kommt sicherlich auf ganz andere Dinge an als auf Beifall; auch beweist Beifall nichts; aber tatsächlich habe ich in den sechzehn Jahren meines rednerischen Wirkens in der Oeffentlichkeit nur ein einzigesmal solche Jubelstürme der Zustimmung und solche Ovationen erlebt, wie sie mir während und nach meinem Vortrag auf dem Paneuropakongreß zuteil wurden. Ein einziges Mal: nämlich Anfang Oktober 1918, als ich zu Hamburg vor fünfzehnhundert Versammelten die internationale Abschaffung der Wehrpflicht forderte; Ludendorff war damals noch Generalquartiermeister. Seit jenem Tage erntete ich nie mehr so brausende Ausbrüche der Zustimmung; erst jetzt wieder in Wien. Ich „stellte die Geduld des Kongresses auf eine überaus harte Probe"? Nicht ich; sondern die paar Dutzend Randalierer, deren schmutzigster Seelen-Bodensatz aufgewühlt ward, als ich vor Lenin's Größe, als ich vor Karl Kraus' Majestät die Degenspitze senkte, und die sogar zu grunzen wagten, als ich ein paar Sätze von Nietzsche vorlas. Aber die Hörerschaft bestand aus zweieinhalbtausend Menschen; in ihrem Enthusiasmus erstickten die thersitischen Ausbrüche.

So lügt die demokratische Reportage.

Was aber den guten Paul Löbe betrifft und die Plattform: „Demokratie ist Auslese der Besten", die er nach meinem Vortrag mit überlegner Bissigkeit betrat, so unterhalte ich mich mit ihm darüber vielleicht später einmal, wenn er von seiner schweren Krankheit genesen ist. Kurt Hiller.

BGLBL.

Bezirksausschuß Frohnleiten, am 1. März 1927.

Zl. 254

An Herrn Ing. Müller-Guttenbrunn

Rötschgraben.

Bei der Begehung der Bezirksstraße in Rötschgraben wurde die Feststellung gemacht, daß an einigen Stellen knapp neben der Straße wachsende Obstbäume, ihre Aeste weit über die Straße hängen haben, was natürlich sehr zum Nachteil der Straße ist.

Sie werden hiemit aufgefordert, die auf die Straße überhängenden Aeste Ihrer Bäume derart zu beschneiden, daß sie nicht mehr über die Straße reichen.

Diese Arbeit hat bis längstens 15. März 1927 in Angriff genommen zu werden und muß das Beschneiden bis längstens 1. April beendet sein, widrigenfalls dies auf Ihre Kosten durchgeführt werden müßte.

Diese Anordnung ist in den Straßenpolizeigesetzen und dem BGLBL. II. Theil, 4. Hauptst. § 422 begründet.

Der Obmann:

8. März 1927.

An den Bezirksausschuß

Frohnleiten.

Vor einigen Tagen wurde mir ein vom 1. März datiertes, mit der Zahl 254 bezeichnetes Schriftstück des Bezirksausschusses Frohnleiten zugestellt. Irrtümlich, wie mir scheint; denn es ist an einen Ingenieur Müller-Guttenbrunn gerichtet, den es schon deshalb im ganzen Rötschgraben nicht geben kann, weil mich mein Vater aus einem heute nicht mehr eruierbaren Grunde seinerzeit nicht auf eine Realschule, sondern aufs Gymnasium geschickt hat. Außerdem trägt die Zuschrift weder den Abdruck einer Stampiglie, der bekanntlich amtlichen Schriftstücken erst die richtige Weihe zu verleihen pflegt, noch ist sie von irgendwem unterschrieben, denn unter dem Text steht bloß: „Der Obmann: “, während der Obmann selbst,

auf welchen man durch den Doppelpunkt ordentlich neugierig wird, nicht in Erscheinung tritt.

Ebenso sonderbar nun wie das Aeußere dieser Zuschrift ist ihr Inhalt. Sie beginnt mit einem Satz, der mit geradezu visionärer Sicherheit gleich mitten ins Zentrum des Problems der steirischen Straßenschweinerei trifft, indem er die Obstbäume als die allein Schuldigen an dem schlechten Zustande des Fahrschlamms der hiesigen Bezirksstraßen entlarvt. Oder vielmehr noch präziser: die Aeste der Obstbäume; denn die Stämme müssen stehen bleiben und sind nützlich, da sie nach Regenwetter, wenn sich der Zustand der Rötschgrabenstraße aus dauernder Unfahrbarkeit in zeitweise Schiffbarkeit verändert, den einzigen Anhaltspunk für den Lauf der Straße durch das Weichbild der Aecker bilden.

Um nun an diesem Zustande der Straße, den Sie mit Recht selbst als nachteilig empfinden, eine radikale Aenderung hervorzurufen, erhöhen Sie nicht am Ende die Bezüge der Wegmacher von 50 S monatlich auf einen den Bedürfnissen eines Familienvaters mit 6 Kindern mehr angepaßten Betrag, sie denken auch nicht daran, die Straße ausgiebiger zu beschottern, sondern Sie beauftragen mich, die Aeste meiner paar Obstbäume, die Sie bei einer „Begehung" der Bezirksstraße entdeckt haben, zu beschneiden, während ich bei Befahrung der Bundesstraße zum Beispiel entdeckt habe, daß diese fast durchwegs von Obstbaumästen überschattet ist, die aber von niemandem als nachteilig empfunden werden, am wenigsten von der Straßenbehörde, der sie gehören, der sie durch den Verkauf des Obstes Geld bringen und der sie an manchen Stellen zur Erntzeit wenigstens einmal im Jahr die Wegmacher auf die Straße locken.

Aber Sie beauftragen mich nicht nur, nein, Sie schreiben mir sogar die genaue Zeit vor, zu welcher ich mit der von Ihnen angeschafften Arbeit zu beginnen habe, als wäre ich ein bei Ihnen honoris causa angestellter Straßenräumer und Sie wählen diese Zeit so, daß ein Beschneiden der Obstbäume zu ihr unweigerlich den Tod der Obstbäume zur Folge haben müßte, da sie bereits in vollem Safte stehen und eine derartige von landwirtschaftlicher Sachkenntnis zeugende Operation nie über-

leben könnten. Ich behalte mir diesbezüglich eine Beschwerde an das Landwirtschaftsministerium vor, das sich unter solchen Umständen trotz der bekannten jahrelangen Ueberanstrengung vergeblich bemüht, den Ertrag der Landwirtschaft in Oesterreich zu heben.

Zur Krönung des Ganzen aber berufen Sie sich zum Schluß summarisch auf die Straßenpolizeigesetze, wogegen ich nicht polemisieren kann, da sie weder dem Titel, noch der Paragraphenzahl nach zitiert sind, und auf den Paragraph 422 des „BGLBL.", welche Rune vermutlich eine Abkürzung für die Worte „Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch" darstellen soll. Ich habe mir nun daraufhin diesen Paragraph angesehen und Folgendes gefunden:

„§ 422. Jeder Grundeigentümer kann die Wurzeln eines fremden Baumes aus seinem Boden reißen und die über seinem Luftraume hängenden Aeste abschneiden oder sonst benützen."

Die Frage ist nun die: sind Sie der Grundeigentümer der hiesigen Bezirksstraße und können Sie Ihr Eigentumsrecht an ihr nachweisen? Und ist es ihnen nicht bekannt, daß es eine oberstgerichtliche Entscheidung gibt (vom 28. Oktober 1869, Zahl 7917), welche besagt: „Der Eigentümer des Baumes ist nicht verpflichtet, den Nachbarn gegen die Benachteiligung zu schützen", während eine zweite Entscheidung (vom 17. Jänner 1901, Zahl 17.360) bestimmt, daß er auch nicht verpflichtet ist, die Kosten der Beseitigung des Ueberhanges zu ersetzen. Möchten Sie mir bei einer solchen Rechtslage nicht mitteilen, auf welches Gesetz Sie sich eigentlich stützen, wenn Sie mich bedrohen, meine Obstbäume auf meine Kosten umzubringen, wenn ich sie nicht selbst bis zum 1 April (übrigens ein ominöses Datum) umgebracht habe?

Zum Unterschied von anderen, mehr westlich des Balkans gelegenen Kulturstaaten, ist in Oesterreich die schikanöse Rechtsausübung nicht verboten. Ich werde Sie wahrscheinlich für den Fall, daß Sie sich als Grundeigentümer legitimieren können, gesetzlich nicht daran hindern können, mir zur Erhöhung meiner Steuerkraft einen Schaden zuzufügen. Das aber teile ich Ihnen schon heute mit: gegen jeden Schaden über

diesen Schaden hinaus werde ich mich gerichtlich auf das Energischeste zur Wehr setzen, ebenso wie ich wegen jedes Schadens, der mir mit meinem Motorrad auf den nicht von meinen Obstbäumen beschatteten skandalösen Stellen der Bezirksstraße zustößt, Sie haftbar machen werde. Denn wenn sich der Staat schon von mir für den Besitz eines Motorrades Steuern zahlen läßt, so muß er mir auch die Möglichkeit bieten, dieses Rad zu benützen und darf durch Anlegenlassen von Spitzgräben statt der Wasserabkehren, wie dies hierzulande zur Ersparung von Schotter seit kurzem üblich ist, nicht jede Ausfahrt in einen Selbstmordversuch verwandeln.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

Eben fällt mir ein, daß BGLBL. wahrscheinlich die amtliche Abkürzung für Bürgerlicher Blödsinn ist.

MEIN PATRIOTISCHER BLICK

fiel auf dieses:

Einigkeit

Keine Aenderung der Wahlordnung

Einigkeit aller Parteien

Kompromiß

Ein Kompromiß zur Invalidenentschädigung.

Krawalle

Im Rainerspital kam es gestern zu stürmischen Auftritten der dort in Pflege befindlichen Invaliden. Die Invaliden waren darüber besonders erregt, daß der Nationalrat die vom Ausschuß beschlossene Erhöhung des Taggeldes von 70 Groschen auf einen Schilling wieder gestrichen hat.

Wirrwarr

Der Wirrwarr im österreichischen Eherecht

Die Lücke

Wegen der Tierquälerei konnte er nicht angeklagt werden, weil hier das österreichische Strafgesetz eine Lücke aufweist, die in den Gesetzen anderer Kulturstaaten nicht vorhanden ist.

Nur 5000?

Im weiteren Verlauf seiner Verantwortung nannte er noch Oesterreich einen Betrügerstaat, wofür er sich erbötig machte, 5000 Zeugen zu bringen, die gleich ihm vom Staat betrogen wurden.

Die Stimme der Regierung

... umsomehr, als die Schicksalsfrage unseres Staates die Frage der Staatsautorität ist.

* * *

MEIN GLÄUBIGER BLICK

hinwiederum fiel auf jenes:

Requiscat in pace

Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses an Dispensehegatten

sagt Dr. Gföllner, ein harber, linzerischer Bua.

Leidenschaft ist unnatürlich

Die Einführung und vielfach maßlose Erleichterung der Ehescheidung hat die öffentliche Sittlichkeit gelockert und den Grundpfeiler der Gesellschaft, die Ehe, erschüttert. Daß auf gesetzlichem Wege die Leidenschaft über das Recht Gottes und der Natur gestellt wurde, ist ein unaustilgbares Schandmal unserer Gesellschaft.

sagt der Erzbischof Dr. Piffl, dem man es im Hinblick auf seinen Bauch, der ganz Natur ist, aufs Wort glaubt.

Dauernder Frieden

Die katholische Aktion sei nach der Ansicht des heiligen Stuhles das mindeste Mittel zur Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft und zur Erreichung eines dauernden Friedens.

sagt der heilige Vater und denkt an die Inquisition und an den dreißigjährigen Frieden, der auch eine katholische Aktion war, aber leider durch den westphälischen Krieg im Jahre 1648 beendet wurde.

Trauernde Leut

——Grund darin, daß bis tief in unsere Tage herein vom Vatikan Rom als Hauptstadt des geeinten Königreiches nicht anerkannt wurde, demnach den hohen Kirchenfürsten Trauer über den Verlust des letzten Bollwerkes des Kirchenstaates und das Gebot auferlegt war, den Boden Roms nicht zu betreten. Die Trauer kam durch

die schwarze Kutsche und die Rappen

zum Ausdruck, das Verbot dadurch, daß die Kardinäle bloß vor den Toren der Stadt frei herumwandelten.

sind die Kardinäle und während sie in den schwarzen Kutschen, die mit Rappen bespannt sind, fahren, singen sie zum Zeichen der Trauer: „Ich weiß nicht was soll es bedeuten, daß ich so trau — au — rig bin"

Die Hosen sind des Teufels

„Ein Weib soll nicht Mannskleider anziehen. Denn ein Greuel ist vor Gott, wer solches tut." Demzufolge sollen Frauenspersonen wenigstens nicht in Mannskleidern das Haus Gottes betreten. Dies soll an den Orten, wo es notwendig ist, in geeigneter Weise bekanntgegeben werden. Es gilt im Winter für den Skisport, im Sommer für die Hochtouristik. Der christlichen Sitte widerspricht es, sofern man diese Angelegenheit ernst erwägt, wieder auch, wenn Frauenspersonen in männlicher Touristenkleidung durch die Straßen der Ortschaft marschieren, wo sie von allen Leuten gesehen werden können. Dies zu vermeiden, ist wohl das geringste, was vom Standpunkt der christlichen Sitte gefordert werden kann. Auch auf die Turnfeste findet dies sinngemäße Anwendung."

sagt die apostolische Administratur Feldkirch—Innsbruck in einer Verlautbarung mit der Ueberschrift „Frauenwelt und Touristik". Aber wenn Mannspersonen in Weiberkitteln durch die Straßen der Ortschaft marschieren, dann schreit die bodenständige Bevölkerung „Gelobt sei Jesus Christus!" und wenn Männer Frisierjacken mit Spitzen anziehen, dann spielt sogar die Orgel dazu und Gott im Himmel kriegt den Krampf im Zwerchfell, sofern er diese Angelegenheit ernst erwägt.

Jungfrau und Totenkopf

Wer gehört zum Jungfrauenverein? Bei der Beantwortung dieser Frage ist in der letzten Nummer des Pfarrblattes ein kleines, verhängnisvolles Wörtchen ausgeblieben, was einige Seelen in große Aufregung gebracht hat. Daselbst heißt es: „Dem kirchlichen Jungfrauenverein gehören alle ledigen Frauenspersonen an." O weh, ausgeblieben ist das Wort „braven". Die gute, fromme Jungfrauenvorsteherin ist fast in Ohnmacht gefallen, als sie den obigen Satz gelesen hat. Sie hat gemeint, der Pfarrer will sie anhalten, daß sie von nun an auch alle ledigen Mütter samt ihrem reichen Kindersegen unter ihre Fahne nehmen muß. O nein! Das führt der Pfarrer nicht ein. Diese sittlich Verunglückten, gehören zum Verein der „Büßerinnen" und ihnen gebührt eine eigene Fahne von schwarzer Farbe, der sollen sie folgen. Darauf ist der Totenkopf abgebildet und die Mahnung geschrieben: „Ruft Gottes Strafe nicht auf euch herab und macht doch der Marienpfarre keine Schande!" Hoffentlich werden sich jetzt auf Grund dieser Erklärung die Gemüter beruhigen.

schreibt der Pfarrer von Maria-Trost in seinem Pfarrblättchen.

Und alle diese Leute sind bei Maria-Trost.

Dagegen wird aus England berichtet:

A unique children's meeting was arranged in the church of the community of Clapham England by the rector, Mr. Stanley Russel. The children were asked to bring all their military toys, tin soldiers, guns, cannons, etc., to the church and destroy them. The children came in a long line, but with very few military toys. Although the shops had had great supplies of such toys, these children had not received them as presents. Mr. Russel said, that it was an excellent sign.

At the close of the meeting such military toys as had been brougth were burnt and the children promised solemnly never to give or to accept more in the future.*)

Eine protestantische Aktion, die zu dauerndem Frieden führen könnte.

MEIN UNGESUND-SENTIMENTALER BLICK

entdeckte schließlich folgendes:

Tier und Kind

Eine rührende Geschichte von Intelligenz und Wachsamkeit eines Hundes hat sich in Isleworth (England) zugetragen. Eine Frau ließ ihr Kind schlafend in seinem Bettchen unter der Obhut des Hundes zurück, um die täglichen Einkäufe zu besorgen. Als sie zurückkehrte, fehlten Kind und Hund. In Angst begann sie zu suchen; Im Garten sprang ihr der Hund bellend entgegen und führte sie zur Hundehütte, in der das Kind in festem Schlaf lag. Die Nachbarin erzählte, sie habe gesehen, daß das Kind in den Garten und auf den Abhang gekrochen sei, der zum Bach führt. Als das Kind in Gefahr war, begann der Hund zu bellen, das Kind zu umspringen und als niemand kam, begann er das Kind mit dem Kopf und den Beinen aufwärts zu rollen, bis sie die Hundehütte erreicht hatten. Als das Kind eingeschlafen war, bezog der Hund den Posten vor der Hundehütte.

Kind und Tier

Sind dann genügend Wale gefangen, kehrt der kleine Wal-

---

*) Der Pfarrer von Clapham in England, Mr. Stanley Russel, veranstaltete in der Kirche der Gemeinde Clapham eine einzigartige Kinderzusammenkunft. Er forderte die Kinder auf, alle ihre militärischen Spielzeuge: Zinnsoldaten, Gewehre, Kanonen etc. mitzubringen, um sie zu zerstören. Die Kinder kamen in großer Zahl, hatten aber verhältnismäßig wenig derartiges Spielzeug, obwohl die Spielwarenläden eine große Auswahl darin führen. Mr. Russel bezeichnete dies als ein höchst erfreuliches Zeichen.

Am Schlusse der Zusammenkunft wurden die gebrachten militärischen Spielwaren verbrannt und die Kinder versprachen feierlich, in Zukunft weder welche zu verschenken, noch welche anzunehmen.

fischfänger schwerbeladen zur Küste zurück, an beiden Seiten, achtern im Schlepp hängen mächtige, leblose Körper, die fast größer sind als der ganze Dampfer; auf der Walfischstation angekommen, dauert es nur kurze Stunden, und nichts ist mehr von den Urweltriesen, die sich eben noch draußen in der klaren Flut tummelten, übriggeblieben.

Kein Gramm von den über hundert Tonnen Fleisch, Speck, Fett, Knochen, Blut kommt um; alles, aber auch alles wird verwandt, zu Oel, zu Fett, zu Dünger, zu Fischbeinstangen, zu — Spielsachen!

Welch weltenweiten Abstand doch ein Gedankenstrich ausdrücken kann!

Der Hund

in Oesterreich:

Das Abschießen von Hunden. Der Grazer Tierschutzverein schreibt uns: In der Umgebung von Liebenau und Lieboch haben sich neuerdings Fälle erreignet, daß Hunde im Walde angeschossen wurden und unter Qualen verendeten. Zu dem wiederholt erörterten Vorfall in Wetzelsdorf stellt der Verein fest, daß der Hund, dem die Augen ausgeschossen worden waren, noch stundenlang heulte und erst durch Erschlagen von seinen Qualen erlöst wurde. Es ist unrichtig, daß der Besitzer dem Erschießen des jüngeren Tieres zugestimmt hätte. Schließlich betont der Verein, daß ein wahrer Tierschützer sich nicht darum zu kümmern habe, ob ein Hund versteuert ist.

in Amerika:

In der amerikanischen Marine wurde in den Listen eine riesige Buldogge, die sich durch ihre Intelligenz und Bravour mehrfach ausgezeichnet hatte, unter dem Namen „Sergeant Major Jiggs" geführt. Das treue Tier ist unlängst verendet. Sein Kadaver wurde unter militärischen Ehrenbezeugungen von der Seestation in Washington nach Quantico mittels Luftschiffes befördert, um dort auf dem Hundefriedhof begraben zu werden.

Die Ausdrücke „Kadaver" und „verendet" sind aber made in Austria und daß „begraben" steht und nicht das für solche Fälle von der menschlichen Würde vorgeschriebene Wort „verscharrt", ist nur ein stummer Gruß vom österreichischen Pallawatsch, der nirgends fehlen darf. Denn wohin kämen wir denn, wenn plötzlich auch ein Hund eine Leiche hätte und es sich herausnehmen könnte zu sterben! Wenigstens im Tod, wo niemand mehr das Gegenteil beweisen kann, muß der Mensch was „Bsondres" sein, wenn es schon immer klarer wird, daß

er es im Leben nicht ist. Denn für ihn, der die Erde zur Hölle macht, ist der Himmel reserviert. Sagt er.

Die seelischen Güter

in England:

Der Hund eines Landstreichers, der jüngst in Alton auf sieben Tage eingesperrt wurde, wurde durch die Trennung von seinem Herrn so melancholisch, daß man ihn mit der Eisenbahn nach dem Winchester-Gefängnis sandte, wo es ein herzzerreißendes Wiedersehen mit seinem Herrn gab.

Die wirtschaftlichen Güter

in Oesterreich:

Vom Standpunkte der Veterinärmedizin ist dem ganzen Fragenkomplex ein allerdings mehr theoretisches Interesse zuzuwenden. Man darf es ja gewiß nicht unterschätzen, wenn die liebgewordenen alten Hausgenossen noch mit neuen Lebensimpulsen versehen, wenn sie vielleicht noch auf ein Plus von Jahren dem Tode abgerungen werden können. Aber in den Brennpunkt des Interesses könnte die Stainach-Operation an Tieren erst dann gerückt werden, wenn es gelänge, dadurch wirtschaftliche Güter zu erhalten, die uns sonst verloren gingen, oder diese Werte zu vermehren.

Sehr starker Bedarf

in Rußland:

In Leningrad wurde die Vernichtung aller Katzen angeordnet, die in den Straßen frei herumlaufen. Der Trust der Fellhändler hat zwei Schilling für jedes Katzenfell angeboten, das in gutem Zustande abgeliefert wird. Auf die Proteste der Tierfreunde und des Publikums haben die Sowjets geantwortet, daß die Katzen die gefährlichsten Uebertrager der Wutkrankheit sind und daß andererseits ein sehr starker Bedarf an Katzenfellen besteht.

Höchste Ehrung

in Spanien:

Der junge Matador Lagartite hat innerhalb neuneinhalb Monaten in 43 Stierkämpfen 89 Stiere getötet. Die höchste Ehrung, die ein Leiter eines Stierkampfes einem Matador zollen kann, ist das Ueberreichen eines oder beider Ohren des Stieres, den er besiegte. Lagartite hat alle Rekorde geschlagen, indem er in der Zeit zwischen dem 21. Februar und dem 6. Dezember des Vorjahres 59 Ohren bekommen hat.

Nachbarin, euer gesundes Empfinden!

WAHLKRAMPF

Von mehreren Lesern des Nebelhorns wurde ich aufgefordert, eine eigene Wahlnummer zu veranstalten oder ihnen doch wenigstens zu sagen, wen sie wählen sollten und so und mich überhaupt ein wenig belebend in den Wahlkampf zu mischen. Um mich nun zu informieren und nicht unvorbereitet in die Oeffentlichkeit zu treten und zwar dort, wo sie am weichbildartigsten ist, nahm ich das dicke Buch zur Hand, das ich besitze und in dem alles drinsteht, weshalb es auch mein Um und Auf bei der Abfassung des Nebelhorns ist. Ich wurde aber diesmal arg enttäuscht und fand weder bei Wahl noch bei Kampf etwas Passendes und das Wort Wahlkampf kommt in dem ganzen Buch überhaupt nicht vor, denn es stammt aus einer Zeit, in der die Menschen die Segnungen der Freiheit noch nicht kannten und daher um sie kämpften, in dem Glauben, daß dann endlich einmal die ewige Kämpferei ein Ende haben werde. Da ich so bei Kampf nichts fand, sah ich bei Krampf nach und dachte mir: auf den einen Buchstaben wirds wohl nicht ankommen, wenns ums Janze jeht; und ich fand folgendes:

Krampf (spasmus), im allgemeinen jede widernatürliche Muskelzusammenziehung, welche durch abnorme Erregung der betreffenden Nerven zustande kommt. — — Je nach dem die vom Gehirn oder die vom Rückenmark versorgten Muskeln vom Krampfe befallen werden, spricht man von Hirn- oder Rückenmarkskrämpfen. — — Die leichteste Form ist der — —, wogegen die energischeren Krampfbewegungen, welche lebhafte in kurzen Pausen aufeinanderfolgende Bewegungen hervorrufen (Grimassenschneiden, Schütteln des Kopfes, Schlagen der Glieder) als Konvulsionen bezeichnet werden. — — Mitunter werden Krampfbewegungen gegen den Willen des Kranken, oft in förmlich automatischer Weise ausgeführt (Gehen nach einer Seite oder im Kreise), das sind die sogenannten Zwangsbewegungen. — — Ferner erzeugen den Krampf andere, einen Druck auf das Gehirn ausübende Umstände (schwellbare Geschwülste) usw. usw.

Ich war entzückt. Da hatte ich ja das klinische Bild der

Krankheit, deren Symptome ich täglich in den Zeitungen und auf der Straße zu Gesicht bekomme und ich notierte mir für meinen Eintritt in den Wahlkrampf folgendes:

Wahlkrampf (Spaß muß sein), ist im allgemeinen jede widernatürliche Volkszusammenziehung, welche durch die abnorme Erregung der betreffenden, um ihr Geschäft besorgten, Politiker zustande kommt. Er gehört zu den Gehirnkrämpfen, wird durch Listen und ähnliche Betrügereien hervorgerufen und kann, soll er nicht zu den Urnen führen, also tötlich enden, da bekanntlich Urnen Geräte sind, in denen man sich begraben lassen kann, nur dadurch gemildert werden, daß man mit den Einheitslisten einheizt und am Wahltage das Rückenmark dort, wo es seinen ehrlichen Namen verloren hat, zum Fenster hinaussteckt, statt sich beim Schreiten zu den Urnen zum mindesten Wahlkrampfadern an den Beinen zu holen. Um den Eintritt von Rückenmarkskrämpfen zu verhindern, müssen dabei aber die Fenster geschlossen bleiben und die Gesichter der auf den Straßen patrouillierenden Wahlwerber dürfen nur zwischen den Beinen hindurch beobachtet werden, wobei man sich aber wieder vor dem Eintritt von Lachkrämpfen peinlich zu hüten hat. Diese Therapie des Wahlkrampfes, von allen Bürgern des Staates am 24. April corporativ angewendet, würde die Krankheit nicht nur für diesmal radikal heilen, sondern auch für alle Zukunft jede Recidive unmöglich machen und sie böte auch die unschätzbare Möglichkeit, wenigstens einmal, selbst beinahe auf dem Kopfe stehend, die auf dem Kopfe stehende Welt aufrecht und in ihrer natürlichen Lage zu erblicken. Sollte aber der durch die schwellbaren politischen Parteigeschwülste auf das Gehirn ausgeübte Druck bereits so stark sein, daß durch ihn solche allein heilkräftigen Handlungen unmöglich geworden sind, dann muß es natürlich gegen den Willen des Kranken in förmlich automatischer Weise zu den sogenannten Zwangshandlungen kommen, die durch die schlechten Konstitutionen hervorgerufenen Wahlkrampfkonvulsionen sind nicht mehr zu verhindern und auf das Grimassenschneiden, Kopfschütteln und Schlagen mit den Gliedern in den Wählerversammlungen folgt das Gehen nach einer Seite und zwar nach der, auf welcher das Wahllokal liegt, die Wiedergeburt des

alten betrügerischen Unsinns aus der Urne, in der man ihn endlich einmal bestatten sollte und das Gehen der ganzen Weltgeschichte im Kreise, der wie alle Kreise eine flache Leere umschließt und der geometrische Ort all der winzigen politischen Punkte ist, die einen gleichgroßen geistigen Abstand vom Zentrum eines Problems haben, das tiefer ist als sie und das sie gar nicht erblicken können, weil sie selbst mit ihren nach Provisionen gestielten Augen nicht ums Eck schauen können.



FÜR VIERZIGJÄHRIGE TREUE DIENSTE

ist eine neue Art der Belohnung erdacht worden, von der selbst ich mir nichts träumen ließ, als ich (in Nr. 3 des Nebelhorns, Seite 19 f.) von der geplanten Sabotage eines der wenigen menschlichen Gesetze berichtete, die in Oesterreich nicht schon vor ihrer Geburt durch einen leider von keinem § 144 verpönten Kompromiß-Eingriff abgetrieben wurden. Diese Belohnung besteht in der Entlassung und zeigt, daß unter Umständen die Abteien und Stifter auch heute noch Raubteien und Diebesklüfter sind.

Damit ist die Tagesordnung erledigt. Zur Verhandlung gelangt nun eine dringliche Anfrage der Sozialdemokraten über den Schutz der Rechte der Landarbeiter.

Abg. Gföller führt in Begründung der Anfrage aus, daß den Landarbeitern nach den Bestimmungen der Landarbeiterordnung nach fünfjähriger Dienstzeit bei einem und demselben Dienstgeber eine Prämie gebührt. Diese Prämien wären zum erstenmal im April 1927 fällig. Der Redner verliest ein vertrauliches Rundschreiben des Obmannes des landwirtschaftlichen Arbeitgeberverbandes an die Großgrundbesitzer, in dem dem empfohlen wird, die Arbeiter vorher zu kündigen, um die Prämien zu ersparen. (Stürmische Zwischenrufe der Sozialdemokraten: Wo ist der Abg. Kandler, der das Rundschreiben unterfertigt hat? Das ist Scharfmacherei! Christliche Gaunerei!)

Besonders empörend ist es, daß dieses Rundschreiben von vielen Großgrundbesitzern pünktlich befolgt wurde, so in erster Linie vom Stift Admont, das nicht weniger als 150 Arbeiter gekündigt hat, die 5 bis 40 Jahre im Dienst des Stiftes stehen und von denen viele selbst der christlichen Organisation angehören. (Stürmische Pfuirufe).

Das Nebelhorn wird zwar Gott Urschleim behüte — von sozialdemokratischen Lippen im steirischen Landtag nicht genannt, obwohl die großzügigeren Genossen in Wien den ganzen Artikel aus Nr. 3 in der Arbeiterzeitung veröffentlicht haben, aber es kommt so wenigstens auch nichteinmal auf dem Papier in die Nachbarschaft der Benedictinerraubtei Admont. „Die Benedictiner-Abtei Admont, eine der reichsten und schönsten Oesterreichs ." steht im Konversationslexikon. „Das Stift verpachtete im Jahre 1838 zur Nutzung an die Innerberger Gewerkschaft nicht weniger als 120.351 Joch Wald" steht in einem Reisehandbuch. „Das Stift hat derzeit den größten Grundbesitz in Steiermark, nämlich 40.412 Hektar (über 400 Quadratkilometer)" „Die Bibliothek mit über 85.000 Bänden und 1100 Handschriften repräsentiert einen unschätzbaren Wert" steht in einem andern. Aber wenn auch der Erlös aus dem Verkauf nur einer von den vielen alten Bibeln genügt hätte, den zehnfachen und nicht den bloß einfachen Jahreslohn an alle 150 Arbeiter zu bezahlen, so hat dennoch keiner von diesen Stellvertretern Christi, die nicht wissen wo sie ihren Bauch hinlegen sollen, daran gedacht. Denn es wäre pietätlos gewesen, ein Buch um des schnöden Mammons willen zu verkaufen, in dem so erbauliche Sätze stehen wie zum Beispiel dieser: „Wahrlich ich sage euch: was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan." Amen.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Nr. 5, Seite 8, Zeile 7 von unten soll es heißen statt: „Man kommt . . ." „Es kommt . . ."

In Nr. 6, Seite 10, Zeile 2 und 3 von oben statt „Zusammengehörigkeitsgefühles" „Zusammengehörigkeitsgefühl"

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 8 15. APRIL 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Südlich des Nabels / Potpourri / Ein Komet / Maultrommelfeuer der Tintenfaßkanoniere / Besonders mystisch.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 8 15. APRIL 1927 1. JAHR

SÜDLICH DES NABELS

„Als ich noch ein Knabe war,
Rein und ohne Falte,
Klang das Lied mir wunderbar,
Jenes „Gott erhalte"."

singt Franz Grillparzer. Ich kann mich an ein derartiges patriotisches Erlebnis in meiner Jugend nicht erinnern, obgleich auch mir so manches Sonderbare passiert ist und auch manches wunderbar klang. Wenn mich aber heute jemand fragt, was mir wohl zu jener Zeit am wunderbarsten klang, so muß ich gestehen, daß es die von Kirche und Schule und auch von allen Erwachsenen allgemein aufgestellte Behauptung war, daß Gott, der angebliche Schöpfer des Universums, sich nicht nur überhaupt darum kümmere, welchen Gebrauch Herr Schulze und Fräulein Müller von den ihnen zugehörigen Unterleibern machen, sondern daß er im Gegenteil das höchste Interesse an deren Verwendung nehme und bei der geringsten Ungehörigkeit in dieser Beziehung beleidigt und bemüssigt sei, mit den strengsten Höllenstrafen die dadurch aus den Fugen gegangene Weltordnung wieder einzurenken. Und wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß mir dies nicht eigentlich wunderbar, sondern schon mehr komisch vorkam, sogar schon in der Zeit der Pubertät, in der ich neben der Allgewalt des sexuellen Triebes zum erstenmal auch seine ganze Unapetittlichkeit empfand und den Urgrund der Vorliebe des Menschen für die Anwendung von Wohlgerüchen schon durchschaute.

Seit jenen Tagen ist so manches Jahr verflossen. Das meiste von Dem, was heute unseren Alltag garniert und uns mit dem Bewußtsein, es herrlich weit gebracht zu haben erfüllt, wurde in diesen Jahren erfunden und der Fortschritt kegelte sich sichtlich die Beine aus, um weiterzukommen. Immer aber hielt die Sittlichkeit gleichen Schritt mit ihm, wies mit Nachdruck auf das hin, was er zwischen ihnen habe und beschwor ihn, Gott zu Liebe von jenen Organen keinen oder doch nur den behördlich gestatteten Gebrauch zu machen, ohne aber zu erklären, warum Gott eigentlich diese Werkzeuge des Teufels geschaffen habe nebst dem neunmal geschwänzten Verlangen des Menschen, sich mit ihnen der sittlichen Weltordnung zum Trotz zu beschäftigen und ob hier vielleicht ein Kompromiß zwischen Himmel und Hölle vorliege, von dem dann alle späteren Kompromisse, die doch auch irgendwie in die Welt gekommen sein müssen, abstammen. Und so unerklärt und unerklärlich wird die Lage wohl bleiben bis das Ziel des Fortschrittes, nach dem keiner seiner Lobredner fragt, erreicht sein und der Zukunftsmensch, so wie ich ihn mir vorstelle von unseren verklärten Blicken stehen wird: statt des Kopfes eine unfehlbare Rechenmaschine, statt der Ohren Radiohörer, statt der Augen Mikroskope, statt der Nase einen Staubsauger, statt des Mundes einen Lautsprecher, statt des Körpers einen Beleuchtungskörper, statt der Arme Krane, statt des Herzens eine Jauchepumpe, statt des Magens eine Konservenbüchse und an Stelle des Gesäßes eine Strafanstalt zum Sitzen, während die Beine, vom steten Fortschreiten zu diesem Ziele abgelaufen, nur mehr in rudimentäre Zinsfüße endigen werden. Und wenn er dann statt der Genitalien eine Glasröhre oder Büchse mit Tabletten gegen Nervenschwäche tragen wird, erst dann wird man ihn vielleicht durch Abschrauben dieser Organe auf den al-

lein Gott wohlgefälligen Weg bringen können. Und damit dürfte dann der Sieg des sittlichen Gedankens vollendet sein.

Heute sind wir ja leider Gottes noch nicht so weit. Wir sind noch gezwungen uns durch das Dikkicht der sittlichen Ansichten recht und schlecht fortzuwursteln, ein Dickicht, das durch die moralischen Weihwassertriebe, die die verschiedenen Kirchen den Wurzeln der Lehre Christi entlockten noch unwegsamer wurde. Denn alle diese geistlichen Herren, die auf Erden Gottes Stelle vertreten und Gottes Worte verdrehen, haben viel zu wenig Zeit sich mit Predigten gegen das Lügen, Betrügen, Hassen und Morden abzugeben, das ja unter den Menschen noch ziemlich im Schwange ist, sondern konzentrieren all ihre Betrachtungskraft auf jene körperliche Region, deren funktionelle Betätigung sie abgeschworen haben und die sie denen, die das nicht getan haben, justament auch verleiden wollen. So unbestreitbar nun auch die Askese geeignet ist, den Menschen, die schon längst nicht mehr lügen, nicht mehr betrügen, nicht mehr hassen, nicht mehr morden, den letzten Schliff der Vollkommenheit zu geben und ihre Weltabwendung zu vollenden und so sicher sie bei solchen Menschen ohne predigende Mitwirkung anderer von selbst kommt, wie zum Beispiel bei Sokrates inmitten des ja keineswegs asketischen Hellenentums, so unverschämt und borniert ist es, dieses Dach zur Krönung des Baues menschlicher religiöser Vollendung auf die vorhandenen dumpfen Kellermauern setzen zu wollen und die voraussichtliche Schönheit eines solchen Gebäudes in bischöflichen Erlässen anzupreisen. Wer an nackten Kindern Anstoß nimmt, an den nackten Lügen der Kirche aber nicht, sondern sie noch verbreitet, wer die Waffen des Soldaten weiht, dabei aber streng darauf schaut, daß sich seine Beinkleider vorne in Ordnung befinden, wer es als den Lauf der

Welt betrachtet, daß einer den anderen ausbeutet und betrügt, es aber als ein Verbrechen hinstellen möchte, daß die Menschen einander nach ihrem Gusto lieben, gehört so sicher in eine geistige Korrektionsanstalt, wie der, der das nicht tut, in eine geistliche kommt. Und all diese Kämpfe gegen das Hosentragen der Touristinnen, gegen die Unsittlichkeit der modernen Tänze, gegen die weiblichen Rollen in Theaterstücken und ähnliche Verführungskünste des Teufels sind nur dazu da, die Menschheit, die geistig beinahe schon impotent ist, auch noch körperlich impotent zu machen. Aber ein furchtbares Dilemma lähmt noch immer den richtigen Kampfeseifer für dieses Hochziel: man weiß nicht wie man nach seiner Erreichung den Fortbestand der in einander bekämpfende Völker abgeteilten Ebenbilder Gottes gewährleisten soll, wenn man sich auch schon in Kinodramen mit dem Problem des künstlichen, also des auf absolut sittlichem Wege zustande gekommenen Menschen beschäftigt.

Wenn einer so ahnungslos wie ich durchs Leben wandelt, keine dicken Bücher schreibt und noch weniger welche liest, obwohl er doch immer hört, daß in diesen alles bis aufs I-Tüpferl klar bewiesen ist, gerade dieses aber, auf das ihm alles ankommt, nicht; wenn einer auf alle „einschlägige" Literatur nur mit Ausschlagen reagiert, dann hat er es sich selbst zuzuschreiben, wenn er aus dem Sich-Wundern nicht herauskommt und die Beteuerung, daß dieses der Anfang aller Philosophie sei, kann ihn nicht trösten bei seinem täglichen Anstoßen an allen Eckpfeilern menschlicher Einsicht, an denen die Wissenschaft alljährlich ihr Fortschrittshaxerl hebt und ihre geistigen Ausscheidungen in Form von Büchern ablegt. Aber nicht nur dieser auch andere wundern sich, allerdings mit einem anderen Wundern, das eher anzeigt, daß sie am Ende ihrer Philosophie angelangt sind. Da sind zum Beispiel manche Rich-

ter, die bei Verhandlungen stets von neuem erfahren müssen, daß es unter dem Volke bei Nacht und Nebel noch immer so etwas wie einen Geschlechtsverkehr gibt, die sittlich erbittert den Geschlechtsakt ihren unterbewußten Widerwillen gegen den Gerichtsakt entgelten lassen und Aktphotographien verfolgen, weil durch sie das Amtsgeheimnis verraten werden könnte. Sie behaupten zwar sie täten es deshalb, weil durch solche Unsittlichkeiten die Jugend gefährdet werde, eine alte Ausrede, die wir noch aus der griechischen Geschichte kennen. Aber ich glaubs nicht. Denn ich habe noch nie gehört, daß einer an sexueller Hemmungslosigkeit zu Grunde gegangen ist, weil ihn die Natur selbst hemmt, wenn er es zu weit treiben will, dagegen habe ich schon oft beobachtet, daß einer an der sittlichen Hemmungslosigkeit, mit der die Gerichte verurteilen, gestorben ist. Und ich sehe alle Völker, um deren Unsittlichkeit sich kein Hirte schert von Kraft strotzen, während mir die abendländischen nur noch in Bezug auf das Maul körperlich leistungsfähig zu sein scheinen. Und warum verbietet denn die Justiz nicht das Ausstellen von Weinflaschen in den Schaufenstern und die Aktbilder von schäumenden Bierkrügeln auf den Wirtshausschildern, da es doch viel zweifelloser feststeht, daß der Rausch, den diese erzeugen, viel mehr Opfer auf dem Gewissen hat. Ja aber die Krankheiten! zetern sie und vergessen dabei, daß sie Jus und nicht Medizin studiert haben und daß es eine ganze Menge ansteckenderer und gefährlicherer Krankheiten gibt, die sie aber nicht so sehr beachten, weil sie Begleiterscheinungen des gottgewollten Schuftens für andere und nicht des Gott mißfälligen Vergnügens in eigener Regie sind und weil sie für die Gutgenährten weniger in Betracht kommen, deren staatliche Ordnung zu schützen ihre Aufgabe ist. Alkoholische Betätigung macht unzurechnungsfähig, also unschuldig,

sexuelle Betätigung zwischen Erwachsenen, die gleichen Willens sind, macht diese jedes Verbrechens verdächtig und macht sie zu Verbrechern, wenn nicht alles nach der Norm des bürgerlichen Ehebettes abgelaufen ist. Die Sittlichkeit muß gehoben werden, die Ethik ist ihnen Powidl, denn sie ist eh dasselbe. Sie bekämpfen die Geschlechtskrankheiten nicht dadurch, daß sie den Alkohol verbieten, der ihr eigentlicher Verbreiter ist, nicht dadurch, daß sie sich bemühen soviel ethisches Verantwortungsgefühl in den Menschen zu erwecken, daß sie die bewußte Ansteckung eines anderen mit einer Geschlechtskrankheit nicht mehr als Gspaß betrachten — wie könnten sie von solchen unsittlichen Dingen reden! — nein, sie konfiszieren Bücher und Bildln und möchten am liebsten die Sexualorgane allesamt konfiszieren und sie nur unter strengster Aufsicht der Behörde zur Erzeugung von Steuerzahlern von Fall zu Fall zur Benützung freigeben. Und wenn sie schon nicht die sexuelle Ansteckung verhindern können, so können sie durch ihr Sittlichkeitsgeblödel wenigstens verhindern, daß die Angesteckten zum Arzt gehen und dadurch dessen Schamgefühl gröblich verletzen und wenns ein paar Unverschämte dennoch wagen sollten, so haben sie, wie ich erst neulich gelesen habe, schon wieder einen Gesetzentwurf parat, der besagt:

Der Entwurf legt nämlich fest, daß die Aerzte verpflichtet seien, den Sanitätsbehörden sofort mitzuteilen, was sie von dem geschlechtskranken Patienten erfahren. ——— Die Aerzte werden bei Uebertretung dieser Bestimmungen mit Geldstrafen bis zu 600 S bestraft.

wobei die im ersten Satz zum Ausdruck kommende perverse Neugierde der Behörde auf das, was der Arzt vom Patienten erfahren hat, an die Antwort eines Verbrechers erinnert, der, wegen eines Unzuchtdeliktes angeklagt, auf die Frage des Richters

nach den genauen Details der Tat antwortete: „Dös tät Eahna halt gfallen, Sö Saubär!“

Der moderne Staat ist in seinem Kampfe gegen die Unsittlichkeit mehr praktisch eingestellt und weiß genau, daß die Weltgeschichte eine Tragikomödie in Millionen von unsittlichen Akten ist, daß der Akt immer aktuell bleiben muß, da die sittlichste Gesellschaft nur durch ihn bestehen kann und daß sich die Bevölkerungszahl nur durch die zu Menschenfleisch gewordenen Unsittlichkeiten längst vergangener Nächte heben kann. Er dispensiert die Geschiedenen, damit sie noeheinmal heiraten können, und anerkennt auch das Konkubinat als praktische Möglichkeit zur Erzeugung von Untertanen. Seine Aufgabe ist es nur zwecklose Samenverschwendung hintanzuhalten, den Perversen mit seinem paragraphenförmigen Zeigefinger zu drohen und den Onanisten den Boden zu untergraben, indem er Bilder und Bücher konfisziert, sie aber in anderer Form als „Bücheln“ an jene ausgibt, die nur mehr durchs Steuerzahlen, aber nie mehr durchs Kinderkriegen in staatserhaltende Elemente verwandelt werden können.

Die Kirche hingegen weist solche Zugeständnisse einer laxen irdischen Moral weit von sich und hat wesentlich himmlische Gründe für ihre Propagierung des kurzen Verstandes an Stelle der kurzen Röcke. Wohl verschließt auch sie ihr Ohr nicht ganz praktischen Erwägungen und bekämpft die Damenmode auch deshalb, weil sie von Jahr zu Jahr mehr den Nachwuchs an jungen Klerikern dezimiert und sie verhindert eine vernünftige Ehegesetzgebung deshalb, weil sonst das Cölibat jeden Reiz und jede Werbekraft verlöre; aber im Grunde sucht sie doch ihren Gläubigen die Erde in eine Art Fegefeuer zu verwandeln, damit sie dann nach dem Tode die Freuden des Himmels desto intensiver empfinden können. Die christliche Sittlichkeit ist und bleibt ein

gefährliches Monstrum, das sich von Selbstmörderblut nährt und seinen Durst mit den Tränen derer stillt, die „gefallen" sind, weil sie gefallen haben. Sie erklärt das Körperlich-Natürliche, aber nur insoferne als es sich in gewissen Regionen des Leibes abspielt, für eine Schweinerei, die geistige Schweinerei aber, die an ihm Anstoß nimmt, für gefestigte sittliche Grundsätze. Sie teilt den Körper in zwei Teile. Nördlich des Nabels ist er ein Ebenbild Gottes, südlich des Nabels eine Erfindung des Teufels. Aber das Zwerchfell, das Oberleib und Unterleib trennt und die spanische Wand abgeben soll, die Gut von Böse scheidet, krümmt sich über eine solche Zumutung und gerät in derartige Erschütterungen, daß ein homerisches Gelächter die Folge ist. Jenes homerische Gelächter, in das die Götter eines weniger querköpfigen Volkes beim Anblick des mißglückten Ehebruchs des Ares und der Aphrodite ausbrachen und das die einzige Antwort ist auf die Zumutungen jener Sittlichkeit, die Lao-Tse schon vor 2500 Jahren durchschaut hat als er schrieb:

„Mangelt die Gerechtigkeit, ist die Sittlichkeit das Höchste. Doch Sittlichkeit ist Schein, ist Trugbild der Liebe und des Verfalls Beginn."

Diese Sittlichkeit ist die Urgroßmutter aller Halbheit, den sie halbiert den Menschen und sie halbiert die Welt. Wohl kann man den Leib ablehnen, wie es zum Beispiel der Buddha getan hat. Aber man muß ihn als Ganzes ablehnen. Der Buddha erklärt den Leib für einen außen schön anzusehenden Seidensack, der mit Unrat gefüllt ist. Er bezeichnet ihn als ein mit Haut und Fleisch überzogenes Knochengerüste, angefüllt mit Blut, Schleim, Rotz, Tränen, Lymphe, Schweiß, Kot, Urin und „Gelenköl", oben verziert mit einem Haarschopf. Er lehnt dieses Gebäude der Verwesung und des Gestankes in seiner Gesamtheit, unbekümmert um seine Lage zum

Nabel ab. Und er will nichts wissen von dem Theater, das ihm diese „Sechssinnenmaschine“ vorspielt. Dagegen kann man nichts sagen. Man kann es verstehen, daß es einem Menschen seiner geistigen Kapazität unverständlich sein muß, daß ein Platz mitten inne zwischen Mastdarm- und Harnröhrenmündung ein Paradies der Seligkeit sein soll und daß er ein Leben, in das man durch diese Pforte schlüpft ablehnt, selbst dann, wenn die Mutter vor unserem Auftauchen Ricinusöl genommen hat, um ihren Darm zu entleeren und uns so die gewöhnliche erste Salbung unseres Scheitels zu ersparen. In dieser Auffassung liegt noch Ganzheit, Wahrheit und Größe. Aber zu einem, der in den Genüssen seines Denksinnes oder Gehörsinnes schwelgt, zu sagen: „Gott, wie talentvoll!“ zu einem aber, der in den Genüssen seines Geschlechtssinnes schwelgt, zu sagen: „Gott, wie verworfen!“, das Leben zu bejahen und für heilig zu erklären, den Weg in diese Heiligkeit aber für eine Schweinerei, für die Mutter Ehre zu verlangen, die Tätigkeit aber, die ihr diese Ehre erwarb, zu verabscheuen und von der Jugend zu verlangen, daß sie von dem rede, was sie nicht interessiert, über das, was sie interessiert, aber schweige: solche Weisheiten erwecken in einem die Suggestion, daß man die Borniertheit bei ihrem Kristallisationsprozeß knistern höre.

Ganz klar aber werden alle Zusammenhänge erst, wenn die Sittlichkeit einmal aus der komischen Rolle fällt, die sie zumeist spielt und Ernst macht, wie bei der Ermordung Hugo Bettauers, der bekanntlich die männliche Jugend „entsittlichte“, weil er sich bemühte ihr Achtung vor dem Weibe auch post coitum beizubringen, der die Armen, die Hausgehilfinnen und Tippmamsellen verdarb, weil er ihnen das einzige Vergnügen, das den Proletariern in dieser kapitalistisch vertrakten Welt geblieben ist, den Geschlechtsgenuß, von der Beschmutzung durch

die Sittlichkeit derer, die noch andere Genüsse haben, wieder reinwusch und der von einem 20jährigen deutschnationalen Czechen ermordet wurde, der sich aus Jugendschriften und Schulbüchern ein Weltbild erbaut hatte und aus keiner Kultur- und Sittengeschichte wußte, daß die unsittlichsten Zeitalter die begabtesten waren und keine Ahnung davon hatte wie lustig es bei den „Altvordern" in sexueller Beziehung zuging, während die Neuhintern die Unzucht mit Pulver und Blei verfolgen und glauben sie würden dann endlich, endlich wieder so potent wie die Ahnen. Dieser Zahntechniker Rothstock war ein Symbol. Er war am Werke den unsittlichen Zahn der Zeit mit Revolverkugeln zu plombieren. Doch er schoß vorbei und traf nicht die cariöse Wurzel alles Uebels. Denn die Wurzel des Uebels heißt: Lüge. Aber selbst ein Feind konnte Bettauern nicht nachsagen, daß er etwas anderes wollte als wenigstens einen Teil der allgemeinen Verlogenheit bekämpfen. Wir haben solange von „Sittlichkeitsattentaten" geredet und dabei Attentate der Unsittlichkeit gemeint bis es der Sittlichkeit zu dumm wurde, bis sie selbst zum Revolver griff und uns zeigte wie ein Sittlichkeitsattentat eigentlich aussieht. Sie beging einen Mord, aber sie wurde der Dummheit trotzdem noch immer nicht verdächtig. Die Neue Freie Presse und ähnliche Horte sittlicher Größe, die in normalen Zeiten lüstern mit dem Annoncensteiß wackeln und nach „energischen Herren" und „Damen fügsamen Charakters" suchen oder Hypotheken auf „tol. Häuser" vermitteln, sie verdrehten damals alle im Vorderteil in moralischer Entrüstung die Augen und fanden die Tat, wenn auch nicht entschuldbar, so doch begreiflich. Die Ethik verabscheut zwar den Mord, aber die Sittlichkeit vollbrachte ihn und wir mußten dem Himmel dafür danken. Denn so und nicht anders konnte man hoffen, daß endlich auch den Dummköpfen klar werde, was

alle guten Geister der Menschheit seit Jahrtausenden durch ihr fast regelmäßig „unzüchtiges" Privatleben und durch ihre Schriften gepredigt haben: daß die Ethik mit der Sittlichkeit, mit dem Sexuellen nichts zu tun habe. Endlich hatte einmal die Justiz, die die Castiglionis laufen läßt, dabei aber unentwegt die Unsittlichkeit derer, die sich kein eigenes Absteigquartier leisten können und daher Hotels aufsuchen müssen, verfolgt — endlich einmal hatte sie Gelegenheit die Sittlichkeit zu verfolgen. Aber, siehe da, es kam nicht dazu. Dieser Rothstock hatte allen denen, die dazu berufen sind die stehlende Armut und den das Strafgesetz übertretenden Hunger zu verurteilen zu sehr aus dem Herzen geschossen, seine Tat verkörperte zusehr die Ideale, die auch seine Richter im Herzen trugen, als daß man ihn hätte verdammen können. Und so erklärte man lieber ihn, die Sittlichkeit, die er verkörperte, die eigenen Ideale und sich selbst für irrsinnig.

Wir wollen vorläufig damit zufrieden sein und hoffen, daß andere Erkenntnisse diesem „Erkenntnis", das zufällig auch einmal eine Erkenntnis ist nachgelaufen kommen werden. Die Sittlichkeit ist irrsinnig: Die Behörde sagt es und in diesem einzigen Falle wollen wir ihr glauben.

POTPOURRI

Rechtspflege

in China:

Als ich einmal das Gerichtszimmer in einem Dorf des inneren China betrat, da fand ich diese ernste Stätte des Rechtes von Schmetterlingen erfüllt. Sie kamen aus einem Kasten, der vor dem Richter stand, flatterten in einem Tanz belebter Farben durch den Raum und verschwanden durch das offene Fenster, während Beamte, Angeklagte und Zuschauer diesem lieblichen Schauspiel mit ruhiger Würde zusahen. Auf meine Fragen erfuhr ich, daß der Richter ein großer Naturfreund sei, der bei geringeren Verbrechen die Angeklagten nicht mit einer bestimmten Anzahl von Taels oder chinesischen Dollar, sondern durch Abgabe einer entsprechenden Anzahl von Schmetterlingen bestrafte. Verwandte und Freunde mußten in aller Eile die Schmetterlinge fangen und unbeschädigt dem Richter überliefern, der sie dann freiließ. Als ich den freundlichen dicken Herrn, der mit seinem Zopf die Fliegen verjagte, und bei den Reden der Anwälte unweigerlich einschlief, nach dem Grund dieser merkwürdigen Handhabung des Rechtes fragte, sagte er: „Die Schönheiten der Natur sollen ein Mittel gegen das Verbrechen sein. Wer seine Freiheit erlangt durch das Freilassen der schönen Schmetterlinge und dann noch ein Verbrechen begeht, der ist unverbesserlich und verfällt strenger Bestrafung."

Unterhaltung und Belehrung

in Europa, das Missionäre nach China schickt:

Wenn der verliebte Frosch den Kopf verliert

Die Brunstzeit verläuft bei den Fröschen so, daß das Männchen den Rücken des Weibchens besteigt und es von da aus mit den Vorderbeinen unmittelbar hinter der Achselhöhle so kräftig umklammert, daß es nicht leicht ist, das umklammerte Weibchen freizumachen. Viele Tage verharrt das Männchen auf dem Rücken des Weibchens, und wartet geduldig den Augenblick der Eiablage ab, um im geeigneten Augenblick die Befruchtung des Froschlaiches vornehmen zu konnen. Dieses

Umklammern ist ein echter Reflex, also eine unwillkürliche, nervös bedingte Handlung, denn erstens wird auch jeder andere geeignete Gegenstand, der die Brusthaut des Männchens berührt, wahllos, wenn auch nicht so andauernd umklammert, und zweitens kann man sowohl den Kopf des klammernden Männchens als auch das ganze übrige Tier hinter den klammernden Armen wegschneiden, ohne daß die Umklammerung in dem übriggebliebenen Ringe, der nur mehr aus den klammernden Armen mit den in ihnen laufenden Empfindungs- und Bewegungsnerven sowie einem Scheibchen des Rückenmarks, aus dem die Armnerven entspringen, beziehungsweise zu dem sie hinziehen, besteht, erlischt. Erst wenn das Stückchen Rückenmark verletzt wird, ist es mit dem Umklammern endgültig vorbei.

Der König der Tiere

Eine andere Geschichte, die die Gefahren der Autofahrten in Südafrika illustriert, wird aus dem Mopani-Distrikt gemeldet. Ein Mann fuhr mit seiner Frau heimwärts; plötzlich sahen sie auf dem Weg, offenbar schlafend, eine Löwin und drei Löwen liegen. Der Mann gab geistegegenwärtig die größte Geschwindigkeit, durch das Geräusch schrak die Löwenfamilie auf und floh g ä h n e n d in das Gebüsch.

Der König von Spanien

Der König von Spanien ist von den Börsenmaklern zum Ehren-Börsenmakler ernannt worden und wird in dieser Eigenschaft an einem Bankett teilnehmen, das ihm zu Ehren aus Börsenkreisen veranstaltet wird.

Der Liebesbeweis

Lichtspieltheater. Heute um halb 5, halb 7 und halb 9 Uhr: Allen Müttern der Welt zu eigen! Der Riesenfilm, der alle Welt ergreift! **Ehre deine Mutter!** 8 Akte. Zu jeder Vorstellung Gesangvorträge, gesungen von Herrn Franz Marner, das berühmte Lied „Mutterl, i bitt di" von Ernst Arnold. Als L i e b e s b e w e i s für eure Mütter besuche jedermann dieses Programm! Als Ergänzung die aktuelle Ufa-Woche.

Die Majorität

Es wurden bewilligt: für die Unterbringung von Kindern in Salvore und Arnfels dem Landesverband der Kriegsbeschädigten 20 S, ferner mit S t i m m e n m e h r h e i t dem Marktmusikverein 300 S.

Geometrie

Die Blätter schreiben, je nach ihrer Parteirichtung, verschiedenartig über die Anbringung der Zeichen, daß sie von

linksgerichteten bezw. rechtsgerichteten Kreisen angebracht worden wären.

Revolversuche

Der Sonderberichterstatter des „Corriere della Sera" in Schanghai meldet: Tschangkaischek wohnte einem anti-imperialistischen Meeting bei, an dem 50.000 Personen teilnahmen. Hierauf empfing er die ausländischen Journalisten, die aber vorerst einer Leibesvisitation unterzogen wurden.

Money is time

Die amerikanische Industriekonferenz verlautbart interessante Daten: Im Jahre 1926 haben von zehn Einwohnern Nordamerikas nur vier für den Lebensunterhalt gearbeitet, 62 Prozent der Bewohner des Landes leben von Anlagepapieren oder von der Arbeit anderer.

Ehrung Beethovens

in Wien:

Hierauf hielt Bundespräsident Dr. Michael Hainisch eine Ansprache in der er ausführte: — — — Wien und Oesterreich sind uralter musikalischer Boden; — — — Aber auch unsere Landschaft ist geeignet, das künstlerische Schaffen zu fördern, sie atmet förmlich Musik. Wer die Abhänge des Kahlenberges oder überhaupt des Wienerwaldes kennt, die sich Beethoven für seine einsamen Wanderungen auswählte, weiß, daß ihnen etwas eigen ist, was wir Deutsche mit dem Worte Stimmung auszudrücken pflegen. Ich bin überzeugt, daß sich diese Stimmung der Landschaft auch Beethoven mitgeteilt hat. — — — —

in Mexiko:

Die Beethoven-Feier der Mexikaner

— — — zum Gedächtnis Beethovens für eine Woche alle Jazz-Musiken einzustellen.

Zukunftsmusik

In Rußland wurde der Charleston von der Sowjetregierung verboten; als Ersatz hat die Regierung einen neuen Tanz eingeführt, der den Namen „Die Maschine" führt und bei dem die Arme das Ventil einer Dampfmaschine imitieren, während die Füße gleichzeitig den Schmiedehammerschlag dazu stampfen. Die dazu komponierte Musik imitiert die Geräusche von Fabriken.

Muß das schön sein!

EIN KOMET

ist am enggestirnten politischen Nachthimmel aufgetaucht und wieder verschwunden. Der Astronom des Neuen Wiener Journals entdeckte ihn als erster durch die Fingerringe seiner Schere, als er sie wie ein Lorgnon vor die Augen hielt:

„Wie in Freundeskreisen Dr. Ahrers verlautet, befindet sich dieser auf der Rückreise nach Europa."

Die astropolitisch und austropolitisch unerfahrene Laienwelt zweifelte noch, da war er auch schon da, vehement und schonungslos, ein Bild kosmisch geballter Kraft:

Die Rückkehr Dr. Ahrers

Zu Rede und Antwort entschlossen

S. Wien, 24. März. Der Herausgeber der Korrespondenz Herzog sprach nachmittags mit dem heute vormittag in Wien eingetroffenen Finanzminister a. D. Dr. Ahrer, der sich sofort in der vehementesten Weise gegen die in seiner Abwesenheit verbreiteten Gerüchte über eine Flucht, über eine angebliche Bestechung durch Bosel usw. wandte und u. a. erklärte: Ich werde schonungslos gegen alle jene, die über mich derartige Ungeheuerlichkeiten verbreitet haben, vorgehen. Ich habe im Vorjahre den Präsidenten des Untersuchungsausschusses mitgeteilt, daß ich bereits ein Schiffsbillet gelöst habe und bis 1. November zur Verfügung stehe. Ich erhielt keinerlei Vorladung.

Weil der Astronom Ramek, der immer etwas von einem Fadius cunctator an sich hatte, mit der Veröffentlichung seiner Berechnungen berechnender Weise bis nach der Abreise zauderte. Aber zu solchen Erwägungen war angesichts des bevorstehenden Zusammenstoßes und Weltunterganges keine Zeit, der sein Nahen durch folgenden Donner verkündete:

Als ich später aus den Zeitungen Näheres erfuhr, war ich sofort entschlossen, nach Oesterreich zurückzukehren, um der Oeffentlichkeit Rede und Antwort zu stehen und meine Verleumder zur Rechenschaft zu ziehen.

Die christlichsozialen Popolitiker waren aber mit diesem Lauf des Gestirnes nicht einverstanden und Seipel griff an die Zeiger der Weltenuhr, um ein zweitesmal Unheil von Oesterreich abzuwenden:

Christlichsoziale Parlamentarier erklärten, daß die Parteiführer offiziell mit Dr. Ahrer nicht zusammengekommen seien. Sie könnten sich im übrigen auch nicht erklären, weshab er sich gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt zu seiner Rückkehr gewählt habe; sie glauben, daß er über die Situation, wie sie sich nach seiner Rückkehr gestaltet hat, nicht genügend informiert sei. Tatsächlich dürfte aber Dr. Ahrer mit Dr. Seipel und anderen führenden Persönlichkeiten indirekt Fühlung genommen haben.

Er hatte wie immer Erfolg. Zuerst gelang es ihm, den Donner des Gestirnes durch Konferenzen erheblich abzuschwächen:

Wie die „Korr. Herzog" berichtet, wird sich Dr. Ahrer zunächst einige Tage seiner Familie und der Erholung von den Reisestrapazen widmen. Erst dann wird er auf Grund seiner gestrigen Konferenzen und des ihm erst jetzt möglich gewordenen genaueren Studiums der Verhandlungen des parlamentarischen Untersuchungsausschusses in geeigneter Weise nicht nur den während seiner Abwesenheit über ihn verbreiteten Gerüchten entgegentreten, sondern auch in sachlicher und vollkommen erschöpfender Weise alle jene Fragen beantworten, die in den Verhandlungen des Postsparkassenausschusses aufgeworfen wurden, die seine Haltung in der Postsparkassenangelegenheit, die Uebernahme der Unionbankaktien usw., betreffen.

Später gelang es diesem Milliardensassa sogar, den Lauf des Kometen in eine andere Bahn, nämlich in die Südbahn abzulenken:

Dr. Ahrer ist gestern nachmittag mit seiner Gattin nach Triest abgereist. Er beabsichtigt, an der italienischen Riviera einige Zeit zur Erholung zu bleiben und seine drei Kinder dorthin nachkommen zu lassen. Von dort wird Dr. Ahrer mit seiner Gattin nach Havanna zurückkehren.

Alles atmete auf wie damals nach der Sanierung. Auch die Verleumder, die tagszuvor wegen der Ungeheuerlichkeiten, die sie verbreitet hatten, vor der Schonungslosigkeit gezittert und eine schlaflose Nacht hinter sich hatten.

Er habe keinesfalls die Absicht, sich mit wem immer in irgend welche Polemiken einzulassen. Anderseits habe ich weder Lust, noch Geld, noch Zeit dazu, mich in monatelangen Ehrenbeleidigungsprozessen herumzuschlagen.

Mitursache dieser Sinnesänderung war aber auch ein gewisses durch die gewissen Konferenzen entstandenes Sättigungsgefühl des kosmischen Ungeheuers:

Ich werde Ihnen auch sagen, warum nicht. Ich will mich nach reiflicher Ueberlegung mit meinen Freunden jetzt nicht in den Mittelpunkt politischen Kampfes rücken, der mich zur Stunde gar nicht interessiert. Ich habe es gründlich satt, der Spielball politischen Durcheinanders von links oder rechts zu werden.

Und — bei einem Finanzminister geht es schon nicht anders — das Kapital:

Ich will mir aber auch den Vorwurf ersparen, aus der Ausnützung der politischen Situation — Sie stehen ja gerade vor den Wahlen — persönliches Kapital geschlagen zu haben.

Auf die Frage über seine weiteren Pläne erklärte schließlich Dr. Ahrer: Weiter reisen, wenn ich meine Eltern gesehen habe, und nach wenigen Tagen Erholung bei Verwandten in Italien, weiter arbeiten! Time is money!

Während dieser Ausspruch für die erste in Oesterreich verbrachte Zeit zuzutreffen scheint:

... umsomehr, als damals in großdeutschen Zeitungen die Nachricht auftauchte, daß Dr. Ahrer mit einer halben Million Dollar bestochen worden sei, um diesen Vertrag abzuschließen.

vermeidet er es uns mitzuteilen, ob auch die diesmal in Oesterreich verbrachte time money war, obwohl auch diese Frage ventiliert wurde:

Dr. Ahrer sei wegen der bevorstehenden Wahlen veranlaßt worden, rasch zu verschwinden, und daß die Frage aufgetaucht sei: Was mag der Besuch Dr. Ahrers dem antimarxistischen Wahlfonds gekostet haben?

Noch einmal wird — jetzt von den Sozialdemokraten — versucht, den Lauf des Gestirnes zu ändern:

Wenn das nicht geschehen sei, müsse seine Partei verlangen, daß die Regierung Dr. Ahrer noch einmal zurückruft, zumal er sich ja in der Nähe von Triest aufhalte.

Da trifft die astronomisch ganz unglaubliche Nachricht ein, daß es seinen Kurs von selbst geändert habe:

Wie die Korrespondenz Herwei berichtet, ist der ehemalige Finanzminister Dr. Ahrer gestern abend von Graz abgereist und heute früh in Wien eingetroffen. Sein Aufenthalt in Wien dauerte aber nicht lange, denn knapp vor Abgang des Zuges traf er auf dem Westbahnhof ein, von wo er mit dem um 9 Uhr 25 Min. abgehenden Schnellzug nach Paris weiterfuhr.

Seipel versucht als geistlicher Herr, es wieder auf den rechten Weg zu bringen und beauftragt die Polizei den Kometen zu diesem Zwecke in Innsbruck aufzuhalten. Vergeblich! Denn er wurde

Im Innsbrucker Zug nicht gefunden

und wenn er unterwegs nicht in Gigritzpatschen ausgestiegen ist, um sich mit dem money für die time eine narte, aber bescheidene Existenz zu gründen, so kann er nur im Weltraum verschwunden sein, wie es sich für einen Kometen gehört. Vorbei. Ein leiser Gestank von politischem Schwefel erinnert uns noch an seine Anwesenheit, während wir uns damit trösten, daß Kollmann wenigstens noch der Unsere ist, wenn er sich auch schon in Sehnsucht nach Bekessy in Amerika verzehrt, daß Gürtler noch nicht den Glauben an die Menschheit verloren hat und in einer Wählerversammlung weiblicher Hausangestellter die ungebrochenen Mut verratenden Sätze prägen konnte:

Er betonte, daß die steirischen Christlichsozialen keinen Grund hätten, gesenkten Hauptes herumzugehen. Es sei Ordnung gemacht worden, wo Ordnung zu machen war. Die Partei habe die Fälle genau untersucht. Nur verwahre er sich dagegen, Leute für schuldig zu erklären, die nicht schuldig sind. Die Christlichsoziale Partei habe jetzt vor den anderen Parteien viel voraus. Es könne ihr nichts mehr passieren, da alles schon enthüllt worden sei.

und daß die Krone = Krone aller österreichischen Finanzminister Schummelpeter sich auch noch in ergreifbarer Nähe befindet. Und wenn die Nachricht

Der Klub der christlichsozialen Abgeordneten ließ hierauf dem Abg. Dr. Fink eine große Bronzestatue, einen Steuermann darstellend, überreichen als symbolisches Zeichen für die Zeit des Umsturzes, in der Dr. Fink am Steuerruder stand, als er das österreichische Staatsschiff, das von den kommunistischen Wogen umbrandet war, steuerte.

auch ein schüchternes Bedauern erweckt, daß Ahrer den Naturgesetzen zufolge nicht länger bleiben konnte, um bei dieser Gelegenheit von seinen Kollegen eine Bronzestatue des Gottes Hermes, der bekanntlich nicht nur einer der Kaufleute war, entgegenzunehmen, so ist es andererseits doch wieder eine Freude, daß nun alle im Jahre 1927 geborenen und noch zu gebärenden Kindern in das Lied einstimmen können:

Ich bin geboren in dem Jahr,
Als der Komet am Himmel war.

MAULTROMMELFEUER DER TINTENFASS-KANONIERE

„Soldat sein, heißt Mörder von Beruf sein".

Drahtnachricht des „Neuen Grazer Tagblattes"

Im Reich angeklagt, in Oesterreich gefördert

Berlin, 28. März.

Der Staatsanwalt hat gegen den Leiter einer sozialdemokratischen Kinderzeitung in Meißen die Anklage erhoben. Er hatte nämlich in dieser Zeitung geschrieben, daß man den jungen Soldaten Säbel und Gewehre in die Hände gebe, Mordwerkzeuge, mit denen man sie zum Soldatenberufe erziehe, denn „Soldat sein, heiße Mörder von Beruf sein". Diese Worte bilden die Unterlage der Anklage wegen Beleidigung der Reichswehr.

*

Eine derartige Vergiftung der Kinder fehlt selbstverständlich auch unter den Methoden unserer einheimischen sozialdemokratischen Genossen nicht. Ganz besonders betätigt sich in dieser Weise der Vordernberger Volksschullehrer Gottfried Postl. Uns liegt das Diktatheft eines Schülers der 3. Volksschulklasse vor, das die geschmackvollen Gedankengänge dieses Pazifisten grell aufscheinen läßt. Da heißt es z. B. in einem Diktat zum Totengedenktag: „... im großen Krieg (Weltkrieg) viel alte und junge Männer getötet, totgeschossen (geschlachtet;..." Und zum 12. November diktierte Genosse Postl den ihm ausgelieferten Schülern: „... Der große Krieg (Weltkrieg) ging zu Ende; die Soldaten rauften (kämpften) nicht mehr mit Leuten, die sie gar nicht kannten; sie kamen heim!" So schaut die Erziehung einer edlen Pazifistenseele aus, das kann bei uns ein sozialdemokratischer Lehrergenosse deutschen Kindern und Eltern ungestraft zu bieten wagen! So will man unsere Jugend die Blutopfer ihrer Väter und Brüder begeifern heißen!

Man möchte Feuer speien, wenn man so etwas liest; man möchte weinen, daß sich kein österreichischer Staatsanwalt

findet, der einem den Genuß eines Wahrheitsbeweises gönnt, der die beim rechten Namen nennt, die sich im Schießen und Bajonettfechten üben, um dereinst mit gesteigerter Fertigkeit Menschen erlegen und Väter und Brüder anderer abstechen zu können, aber man muß sich bescheiden und sich darüber freuen, daß ein solches Zuckerl von einer Notiz die allerdings längst bekannte Tatsache, daß die deutschnationale Partei unbestreitbar die dümmste aller Parteien ist, wieder einmal besonders „grell aufscheinen" läßt. Denken können sie nicht, fühlen können sie nicht, schreiben können sie nicht, deutsch können sie nicht, aber die Schrift können sie leiten, daß es der Sau graust und Tintenopfer bringen sie unerhört und lassen sie in „Folgen" erscheinen und an „Anschriften" versenden. Die wahren Folgen aber sind die Blutopfer der Kinder, die heute schon seelisch bearbeitet werden sollen, damit sie sich als Brüder und Väter im nächsten Großraufhandel um die Absatzgebiete des deutschen Exports unter den zustimmenden Heilrufen dieser Hosentrompeter bei den Schriftleitungen des Hinterlandes anstandslos vergasen lassen. Und nicht einmal diese Blutopfer sind wahr, denn wer sich als Berufsmörder kostümiert und ausgeht Menschen, die er nicht kennt, auf den Befehl von Menschen, die er ebenfalls nicht kennt, zu ermorden, der bringt kein Blutopfer, wenn er bei einem solchen Unternehmen auf einem Schlachtfeld geschlachtet wird. Blut o p f e r haben im vergangenen Kriege lediglich jene edlen Pazifistenseelen gebracht, die sich geweigert haben, Wehr und Waffen und ähnliche Handwerkszeuge des Menschenfleischhauergewerbes in ihre reinen Hände zu nehmen.

Ehre und Anerkennung diesem Volksschullehrer Gottfried Postl, der deutschen Kindern die Wahrheit sagt, um deutschen Müttern Tränen zu ersparen. Möge ihm das so sicher gelingen, wie es ihm nie gelingen wird, diesen heldisch empfindenden Tintenfaßgeister klarzumachen, daß das deutsche Wort Schlacht vom Schlachten kommt. Daß ihnen ein solcher Gedankengang nicht geschmackvoll erscheint, glaube ich gerne, aber das liegt nicht an ihm, sondern an der geschmacklosen Sache des Massenabstechens bei Kanonengebrüll selbst. Unbedingt geschmackvoll sind aber die folgenden Sätze, für deren Nachdruck ich

dem Grazer Tagblatt als Honorar die Insertionsgebühr für entgeltliche Anzeigen gleichen Umfanges feierlich verspreche. Sie stammen aus dem, im pädagogischen Verlag A. Haase in Prag während des Krieges erschienenen drei Büchlein des Wiener Lehrers Weyrich*) und widerlegen auch die unverschämte Behauptung, daß Soldaten Berufsmörder seien, endgültig.

„Auf daß ihr mit wissendem Herzen und Munde hasset, halte ich euch einen Spiegel vor, aus dem euch das neidverzerrte und haßverfärbte Antlitz des falschen Albion entgegengrinst."

„Jetzt freilich möchte ich nur wünschen, daß den Russen Galizien all seine Gaben: Armut und Schmutz, verseuchte Brunnen und tolle Hunde, Hunger und Seuchen in verschwenderischem Maße zuteil werden läßt."

„Von den Kerlen aber ist nichts zu sehen! Schauen in ihren Monturen aus, als wären sie aus demselben Lehm und Sand geformt, um den wir uns nun tagelang raufen. Sind feige Hunde, die Erdfarbenen!"

„Alles schwarz von Russen, grad so wie in einer vernachlässigten Küche! Man braucht nicht zu zielen: einfach losdrücken und schon liegt einer. Na da knallen wir Sie nieder, wie die Köchin raschen Fußes das Ungeziefer zertritt."

„Sakra, dös war höllisch fein! Bald hab' i 's Vurtl heraußt g'habt. Eini das Messer ins Russenfleisch und gach umdraht!"

„Hei, da haben wir mit unseren Karabinern dreingehauen, als gälte es Klötze zu spalten. Hab' auch viele Russenschädel zerschlagen. Hurra!"

„Es muß ein ganz eigenartiges Gefühl sein: Hier zu stehen, den Feind 'rankommen zu sehen und ihn niederknallen zu können, ohne daß er einem recht ankann."

---

*) Mitgeteilt in Nr. 418—422 der Fackel vom April 1916.

„... und jetzt darf ihnen (den Russen, die sich ergeben) niemand mehr etwas tun als: gefangennehmen. Und hätten doch so gern diese Gazember (magyarisches Schimpfwort) ein bißl massakriert. ...“

„Jeden einzelnen von uns hat der Krieg aus dem Alltag gerissen, hat ihn umgeformt und sittlich wachsen lassen. Wir alle sind bessere Menschen. bessere Oesterreicher geworden!“

Also vorwärts! Nachdruck wird honoriert!

Jetzt werden wir sehen, ob diese Helden vor ihren Abonnenten gegen Bezahlung wenigstens einen Bruchteil des Mutes aufbringen, den sie von anderen vor dem Tode verlangen.

BESONDERS MYSTISCH

Paris, 16. März. Gestern sind die Brüder Berthalon, zwei Bauern, wegen Fahnenflucht zu drei Jahren Gefängnis mit Strafaufschub verurteilt worden. Die beiden Brüder haben zwölf Jahre in den Alpen auf hohen Bergen von mehr als 2000 Meter Höhe zugebracht und in Höhlen gewohnt, um keinen Kriegsdienst leisten zu müssen. Sie sind Protestanten und bekennen sich zu einer besonders mystischen Sekte, deren Religion es verbiete, Menschen zu töten. Aus diesem Grunde hatten sie lieber das Märtyrertum auf sich genommen, zwölf Jahre lang ihr Dasein in Höhlen zu fristen, bis sie nun vollkommen erschöpft aufgefunden worden waren.

In Frankreich sind die Obertanen — das wundervolle Wort stammt von Karl Kraus — zwar nicht weniger borniert als hierzulande, wenn sie Menschen, die sich selbst zwölf Jahre einsperren, zu drei Jahren Gefängnis verurteilen, aber die Journalisten geben dort doch wenigstens zu, daß konsequentes Menschentum bereits zu einer besonders mystischen Angelegenheit geworden ist.

DIE BEREITSCHAFT

Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50, für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 9 1. MAI 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Ude und die zehn Gebote / Die fünf Gebote eines Menschen / Inwohner / Antworten des Herausgebers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 9 1. MAI 1927 I. JAHR

UDE UND DIE ZEHN GEBOTE

Zu den Beschuldigungen und Verdrehungen, Aufzählungen und Ableugnungen, Versprechungen und Lügen, die seit eh und je die Ingredienzien abgeben, aus denen die politischen Sudelköche aller Parteien den Wahlsterz bereiten, der dann je nach der Geschmackslage des Stimmviehs, für das er bestimmt ist, noch mit etwas Milch der frommen Denkungsart, völkischem Erdsalz oder sozialdemokratischem Pfeffer abgeschneckt wird — zu diesen geistigen Nahrungsmitteln ist bei den letzten Wahlen ein neues Gewürz hinzugekommen, um den Gehirnbrei noch schmackhafter zu machen: die zehn Gebote Gottes. Das Verdienst des Versuches, mit einem alten Unsinn einem neuen, der schon beinahe am Verrecken war, noch einmal auf die Beine zu helfen, gebührt dem Professor der Theologie an der Universität Graz, dem Doktor — ich glaube sämtlicher vier Fakultäten — Johannes Ude, der soviel über den Wissensdurst getrunken hat, daß er sich in seinem Rausch für berechtigt hält, seinen Mitmenschen Enthaltsamkeit zu predigen. Und zwar Enthaltsamkeit von der Liebe, vom Alkohol und vom Tabak, welch sonderbares Trifolium er nach einem altbekannten paralytischen Rezept zusammen in einen Topf wirft,

der ziemlich hohl klingt, während er den Fleischgenuß, der an dem Mißbrauch der drei von ihm verfehmten Lustquellen der Hauptschuldige ist, in seinen Wahlreden mit keinem Worte erwähnte und, obwohl selbst Vegetarier, den Zeitpunkt scheinbar für noch nicht gekommen hielt, die Blutrünstigkeit der politischen Küche in vegetarischem Sinne zu mildern.

Man muß sich dessen bewußt sein, daß es notwendig ist, sich die Nase zuzuhalten, wenn man auf die Seite der Gegner Udes tritt und man kann sich lediglich mit der Erfahrung trösten, daß die Dummheit bisweilen in einer Sache Recht haben kann, wenn auch niemals in den Gründen. Zweierlei wurde Ude von seinen politischen Gegnern bezeichnender Weise hauptsächlich vorgeworfen. Erstens, daß er die Stimmen für die Einheitsliste der bürgerlichen Parteien durch seine Eigenbrötelei zersplittere, also eine Tätigkeit, die gerade sein Hauptverdienst darstellt, und zweitens, daß er mit der Golddeckung der Banknoten bei der Nationalbank nicht einverstanden sei, sondern behaupte, die einzig mögliche Dekkung des Geldes seien die Produkte der Volkswirtschaft. Diesen Teil des Udeschen Programms nannten seine Gegner ironisch die „Sägespänepolitik" Udes, weil ja unleugbar feststeht, daß Sägespäne nicht nur ein Produkt der Volkswirtschaft sind, sondern insoferne zugleich auch die Ursache der Wirtschaft im Volke, als die Köpfe der Gesetzgeber mit ihnen zumeist angefüllt sind, weshalb sie ihnen auch als Vergleichsobjekt am nächsten lagen. Auf die anderen Programmpunkte Udes aber ging Keiner von Denen ein, die die Einheizliste in der Hoffnung propagierten, sich mit ihrer Hilfe ein nahrhaftes Diätensüpplein kochen zu können. Niemand wies darauf hin, daß es zwecklos sei, einen katholischen Priester zum Abgeordneten zu wählen, dem jeder dahergelaufene Bischof unter Berufung auf die oboedientia catholica

nicht nur — wie es schon einmal geschehen ist — das Reden verbieten, sondern natürlich auch das, was er zu reden habe, anschaffen kann und niemand untersuchte den sittlichen Klimbim, der hier als Grundlage für eine Wirtschaftspartei bemüht wurde. Die geradezu aufreizende Unlogik eines dilettantischen Weltverbesserers, der über die Betrügereien der Behörden zetert, gleichzeitig aber apodiktisch die Einführung der konfessionellen Schule verlangt, die den Kindern eintrichtert, daß die Behörden von Gott eingesetzt seien, ist ebensowenig jemanden aufgefallen wie der Irrwitz des Udeschen Verlangens nach der „untrennbaren Einehe mit lebenslänglicher Treuverpflichtung" bei gleichzeitiger Aufhebung einer Prostitution, die ja nur eine notwendige Folge der Angst davor ist, jene einzugehen und bei gleichzeitiger Kriegserklärung an alle Präservative, denen allein es zu verdanken ist, daß es heute überhaupt noch „Einehen" gibt, die noch nicht mit der unabwendbaren Proletarisierung sämtlicher Familienmitglieder und mit Gatten- und Kindermorden geendet haben. Keiner von den Anhängern Udes entdeckte die augenscheinliche Fadenscheinigkeit eines Gewissens, dem die Not des Volkes angeblich keine Ruhe läßt, das sich aber dabei an einen Paragraphen derer, die diese Not mitverschuldet haben, gebunden fühlt und keinem dieser bibelfesten Männer fiel der Bibelspruch von den zwei Herren ein, denen man nicht auf einmal dienen könne und daß man nicht mit der rechten Hand die Leute würgen könne, von denen man mit der Linken an jedem Monatsersten 1000 Schillinge als Gehalt nimmt, selbst wenn man dieses Geld nur zum geringsten Teile für sich, sondern hauptsächlich dafür braucht, Heime für „gefallene Mädchen" zu unterstützen, da man als Professor der Moraltheologie der Ueberzeugung ist, daß es die gottgewollte Bestimmung des Weibes sei, Handarbeiten zu machen und in Fabriken zu gehen oder

einem besoffenen Mann zu lebenslänglicher Treue verpflichtet zu sein. Und kein Roß Gottes legte schließlich die Ohren zurück als Ude, der Professor der Theologie, plötzlich mitten im Wahlkampf entdeckte, daß er nach canonischem Recht gar nicht gewählt werden könne, da die Bischöfe der diversen Wahlkreise nicht um ihre Erlaubnis gebeten worden waren und keines wurde über das Wesen der ganzen Bewegung aufgeklärt und schlug aus als es las, wie Ude, der dieses Versäumnis auf eine Nachlässigkeit seiner Partei zurückgeführt hatte, am nächsten Tag von seinen begeisterten Anhängern, die nicht wußten, daß diese Zeitungsnachricht von ihm stamme, mit dem Berichtigungsparagraphen geschuhriegelt wurde und wie er einen um den andern Tag bald als Listenführer stehen blieb, bald als solcher gestrichen wurde. Alle diese Schwindelanfälle eines politischen Greenhorns interessierten die gesetzgebenden Aerzte Oesterreichs nicht, lediglich die Stimmenzersplitterung und die Sägespäne hatten es ihnen angetan. Aber trotzdem hätte man an diesem Frosch-Mäusekrieg geriebener politischer Geschäftemacher und stümpernder geschäftiger Politikmacher noch seinen Spass haben können, wenn unter den bürgerlichen Wählern der Einheitsliste nur ein ehrlicher Präservativfabrikant gewesen wäre, der unter Berufung darauf, eines der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, gegen Ude aufgetreten wäre, bewiesen hätte, daß diese Schutzmittel in einer Zeit des Arbeits- und Nahrungsmangels einem eminent ethischen Interesse der ungeborenen Generation dienen und der schließlich verlangt hätte, daß in Hinkunft Präservative, die ohne Zweifel auch ein Produkt der Volkswirtschaft seien, zur Deckung des Banknotenumlaufes der Nationalbank herangezogen werden. Aber auch dieser naheliegende Vorschlag unterblieb und es fand sich auch kein Freidenker, dem die Verwendung der zehn Gebote Got-

tes als Wahlschlager doch Gelegenheit geboten hätte, sie zu übertreten und auch keine Hackenkreuzler interessierten sich für diesen Versuch, übelstem jüdischem Geiste wieder neues Leben einzuhauchen, weil sie vollauf mit der Propagierung des blödsinnigen Satzes: Jud ist Jud beschäftigt sind.

Was nun diese zehn Gebote Gottes anlangt, die in den Gehirnen der abendländischen Menschheit noch immer als Inkarnation höchster ethischer Postulate — wenn auch, Gott sei Dank, schon im Ausgedinge — hausen, so ist über sie so manches zu sagen. Vor allem stammen sie von einem Gotte, der uns oft durch die Merkwürdigkeit seiner Handlungen und Ansichten verblüfft. Ich greife hier nur zwei einander ähnliche Beispiele aus dem biblischen Bericht heraus. Und zwar I. Mose 12, 11—20, wo es heißt:

Und da Abraham nahe bei Egypten kam, sprach er zu seinem Weibe Sarai: Siehe ich weiß, daß du ein schönes Weib von Angesicht bist.

Wenn dich nun die Egypter sehen werden, so werden sie sagen: Das ist sein Weib und werden mich erwürgen und dich behalten.

Lieber, so sag doch, du seist meine Schwester, auf daß mirs besser gehe um deinetwillen und meine Seele bei dem Leben bleibe um deinetwillen.

Als nun Abraham in Egypten kam, sahen die Egypter das Weib, daß es fast schön war.

Und die Fürsten des Pharao sahen sie und priesen sie vor ihm. Da ward sie in des Pharao Haus gebracht.

Und er tat Abraham Gutes um ihretwillen. Und er hatte Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele.

Aber der Herr plagte den Pharao mit großen Plagen um Sarai, Abrahams Weibes Willen.

Da rief Pharao Abraham zu sich und sprach zu ihm: Warum hast Du mir das getan? Warum sagtest Du mirs nicht, daß sie Dein Weib sei?

Warum sprachst Du denn, sie wäre Deine Schwester? Derhalben ich sie mir zum Weibe nehmen wollte. Und nun siehe, da hast Du Dein Weib, nimm sie und ziehe hin.

Und Pharao befahl seinen Leuten über ihn, daß sie ihn geleiteten und sein Weib und alles was er hatte."

Und weiter I. Mose 20, 2—7:

Und Abraham sprach zu seinem Weibe Sarah: Es ist meine Schwester. Da sandte Abimelech, der König zu Gerar, nach ihr und ließ sie holen.

Aber Gott kam zu Abimelech des Nachts im Traume und sprach zu ihm: Siehe da, du bist des Todes, um des Weibes willen, das du genommen hast, denn sie ist eines Mannes Eheweib.

Abimelech aber hatte sie nicht berühret und sprach: Herr, willst du denn auch ein gerechtes Volk erwürgen?

Hat er nicht zu mir gesagt: sie ist meine Schwester? Und sie hat auch gesagt: er ist mein Bruder. Habe ich das doch getan mit einfältigem Herzen und unschuldigen Händen.

Und Gott sprach zu ihm im Traume: Ich weiß auch, daß du mit einfältigem Herzen das getan hast. Darum habe ich dich auch behütet, daß du nicht wider mich sündigest. Und habe dirs nicht zugegeben, daß du sie berührtest.

So gib nun dem Manne sein Weib wieder, denn er ist ein Prophet und laß ihn für dich bitten, so wirst du lebendig bleiben."

Ich glaube, daß diese beiden Beispiele genügen, nicht nur das Milieu zu kennzeichnen, aus dem dieser Professor Ude stammt, der doch als Lehrer die Aufgabe hat, solche Schweinereien als „heilige" Schrift zu verzapfen, sondern sie zeigen auch wie es mit der lebenslänglichen Treuverpflichtung, mit der er das gemeine Volk martern will, bei den „Propheten" ausgesehen hat. Der Gott aber, der dem Betrogenen nur dann das Leben schenkt, wenn dieser den Betrüger bittet, bei ihm für ihn zu beten, ist eine Nummer für sich. Und von diesem Gott stammen die zehn Gebote, mit denen Ude die ethische Sanierung Oesterreichs durchführen will und von dem Mittler, den dieser Gott sich ausgesucht hat, um seine Gebote den Menschen zu überbringen, wird in der Bibel (II. Mose 2, 12) berichtet: „Und er wandte sich hin und her und da er sahe, daß kein Mensch da war,

erschlug er den Egypter und verscharrte ihn in den Sand.“ Und die ethischen Exkremente solcher sittlichen Größen wagt man heute noch der Menschheit als Religion anzupreisen, so daß es geschehen kann, daß ein Gemälde von Rubens, das den „Erzvater“ Lot darstellt, wie er von seinen Töchtern alkoholisiert wird, „damit sie Samen von ihrem Vater haben“ und der dabei der Meinung ist, ein Erzvater müsse auch der Vater seiner Enkel sein — daß ein solches Gemälde in einer Sammlung der Bilder Rubens' unter die Gemälde religiösen Inhaltes eingereiht erscheint! Und ist es schon an und für sich eine Vorstellung von höchst naiver Komik, daß ein Gott seinen Geschöpfen, die ein moralisches Gesetz in sich tragen, Gebote gibt, so ist es eine Unverschämtheit sondergleichen, einem seit jeher in Europa ansässigen Volke einen Gott zu rekommandieren, der deshalb im ersten Gebote Achtung für sich verlangt, weil er die Juden „aus Egypten, aus dem Diensthause“ geführt hat. Der es für wichtiger als alle Ethik hält, daß sein Name nicht „eitel“ genannt und der Sabath geheiligt werde, der Vater und Mutter ohne Rücksicht auf ihre Qualität zu ehren befiehlt und zwar nur aus dem Grunde „auf daß man lange lebe und es einem wohlergehe auf Erden“, der das Töten verbietet, aber nur das der Menschen und auch da hundertfache Ausnahmen macht, in denen er die Steinigung empfiehlt, der den Ehebruch untersagt, aber Ehebrecher als Propheten gelten läßt, der das Stehlen verbietet, aber im Talmud erklärt, daß er nur das Stehlen von Menschen gemeint habe und der schließlich das Verlangen nach des Nächsten Haus und Weib verpönt, als ob der Mensch gegen ein Verlangen, das ihm Gott anerschaffen hat, etwas könnte und als ob man einem überhaupt ein Verlangen verbieten könnte.

Ich bin neugierig wie Oesterreich in den nächsten vier Jahren unter den Segnungen dieser zehn Gebote zu neuem Glanze erblühen wird. Sollte dies

aber wider Erwarten nicht geschehen, dann behalte ich mir vor, bei den nächsten Wahlen selbst zu kandidieren und zwar auf Grund folgender zehn Gebote Gottes, die auch in der Bibel enthalten und nur zufällig weniger populär sind, die aber eine verspätete Popularisierung wohl verdienen dürften:

I.

Alles was männlich unter euch ist, soll beschnitten werden. Ihr sollt aber die Vorhaut an euerem Fleisch beschneiden. D a s s e l b e soll ein Zeichen sein des Bundes zwischen mir und euch. Also soll mein Bund an euerem Fleisch sein zum ewigen Bunde. (I. Mose, 17, 10 f) So ihr mir aber einen steinernen Altar bauet, so sollt ihr nicht auf Stufen zu meinem Altar steigen, daß nicht euere Scham aufgedeckt werden vor ihm. (II. Mose, 20, 25—26.)

II.

Furcht und Schrecken sei über alle Tiere auf Erden und alle Vögel in der Luft und alles, was auf dem Erdboden kriecht und alle Fische im Meere seien in euere Hand gegeben. (I. Mose 9. 2 f) Was aber wiederkäuet und hat Klauen und spaltet sie nicht, das sei euch unrein und sollt es nicht essen. Die Kaninchen aber und Hasen wiederkäuen wohl, aber sie spalten die Klauen nicht, deshalb sind sie euch unrein. Auch was sonst vier Füße hat unter den Vögeln soll euch eine Scheu sein. III. Mose 11, 4—6 und 33.)

III.

Du sollst kein Aas essen. Dem Fremdling unter Deinem Tore aber magst du es geben, daß er es

esse oder verkaufe es einem Fremden; denn du bist ein heiliges Volk dem Herrn, deinem Gott. (V. Mose, 14, 21.)

IV.

Du sollst deines Vaters und deiner Mutter Scham nicht blößen. (III. Mose, 18, 7.)

V.

Wenn ein Lamm geboren wird, so soll es sieben Tage bei seiner Mutter sein. Am achten aber mag mans dem Herrn schlachten, denn so ists angenehm. (III. Mose, 22, 27.)

VI.

Siehst du unter den Gefangenen ein schönes Weib und hast Lust zu ihr, daß du sie zum Weibe nehmest: so führe sie in dein Haus und laß ihr das Haar abschneiden und ihre Nägel beschneiden und die Kleider ablegen, darinnen sie gefangen ist, und laß sie sitzen in deinem Hause und beweinen einen Monat lang ihren Vater und ihre Mutter. Danach schlafe bei ihr. (V. Mose, 21, 11—13.)

VII.

Wenn du ein Nest auf dem Wege findest auf einem Baum oder auf der Erde und daß die Mutter auf den Jungen sitzet, so sollst Du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, sondern sollst die Mutter fliegen lasssen und ihr die Jungen nehmen, auf daß dirs wohlgehe und lange lebest. (V. Mose, 22, 6—7.)

VIII.

An dem Fremden magst du wuchern, aber nicht an deinem Bruder, auf daß dich der Herr, dein Gott segne in allem, das du vornimmst im Lande, dahin du kommst, dasselbe einzunehmen. (Mose 23, 20.)

IX.

Wenn jemand dem Herrn ein besonderes Gelübde tut, daß er seinen Leib schätzet, so soll das die Schatzung sein: Ein Mannsbild zwanzig Jahre alt, bis ins sechzigste Jahr sollst du schätzen auf 50 silberne Schekel nach dem Schekel des Heiligtums. Ein Weib auf 30 Schekel. (III. Mose, 27, 3—4.)

X.

So ihr mich aber nicht hören wollt, so will ich auf euch schlagen, um euerer Sünden willen und will wilde Tiere unter euch senden, die sollen eure Kinder fressen! (III. Mose 26, 21—22.)

Und wenn dann die Hasen und Kaninchen wiederkäuen, daß es nur so staubt und die Vögel auf allen Vieren gehen, wenn dann niemand mehr die Scham seines Vaters und seiner Mutter blößt, wenn dann das heilige österreichische Volk kein Aas mehr frißt, sondern den Fremdenverkehr damit hebt, indem es solche Leckerbissen den Ausländern zukommen läßt, um sie für das heute schon geübte gottgefällige Bewuchern zu entschädigen, wenn es dann das Lamm als überaus angenehm empfindet ausgerechnet am 8. Tage geschlachtet zu werden, wenn ich dann einer Vogelmutter ihre Kinder stehle und

dafür so lange lebe bis ich keine 50 Schekel mehr wert bin, dann aber trotzdem noch zu einer schönen Gefangenen gehe, um bei ihr zu schlafen und mich zu diesem Zwecke meines Fleisches bediene, das durch Beschneidung zum Himmelschlüssel geworden ist — — dann, dann, Herr Professor Ude, wird vielleicht auch für Sie der Tag kommen, an dem Sie sich ein Präservativ über den Kopf stülpen werden, um nichts mehr von dieser religiösen Welt zu sehen, an dem selbst Sie aus der Kirche eines solchen Gottes austreten werden und es den Bischöfen überlassen werden, dem Seipel das Reden zu verbieten.

DIE FUNF GEBOTE EINES MENSCHEN

I.

Nichts Lebendiges absichtlich töten!

II.

In keiner Form Nichtgegebenes nehmen, also auch nicht in der Form geschäftlicher oder betrügerischer Uebervorteilung!

III.

Mit keinem Weibe in sexuelle Beziehungen treten, das nicht selbständig und frei ist!

IV.

Wissentlich nichts Unwahres sprechen!

V.

Sich nicht berauschen!

Gotamo Buddho

Die fünf Laiengebote.

Der Unterschied ist offensichtlich. Aber der Mann, von dem sie stammen, war ein Heide, dessen Anhänger so wenig von der Existenz eines Gottes in unserem Sinne wissen, daß zum Beispiel für die Missionäre in China ein dickes Buch erscheinen konnte mit dem Titel: Wie übersetze ich das Wort „Gott" am besten ins Chinesische? Die fünf Punkte aber, von denen aus allein das ewig Weh und Ach dieser Gottesschöpfung, die angeblich gut ist, dauernd zu kurieren wäre: die kannte er.

INWOHNER

Als nach der Inflation die Pensionisten am Verhungern waren und sich loyale Staatsbürger in sogenannte unzufriedene Elemente zu verwandeln begannen, wurde es allmählich auch den Regierenden klar, daß dieser Zustand beamtshandelt werden müsse und zwar nicht so sehr deshalb, weil sich der Staat diesen Leuten gegenüber als Betrüger fühlte, denn da er das Recht hat, seinen Untertanen jederzeit an die Gurgel zu greifen, wird er ihnen doch wohl auch in die Taschen greifen dürfen, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, weil durch den Anblick der täglichen Selbstmorde alter Leute auch die staatliche Moral der Nichtbetroffenen hätte leiden können und der Erfolg der geplanten „Spartage" in Frage gestellt worden wädie den Zweck haben sollten, Opfer für die nächste Inflation anzuwerben. Es war ja ohne Zweifel von den Menschen, denen der Staat ihr ganzes Leben lang das Brot gegeben hatte, um seine Funktionäre mit Delikatessen füttern zu können, eine grobe Ungehörigkeit, ihren Brotgeber einen Falschmünzer zu heißen. Hatte der Staat doch nicht wie ein gewöhnlicher Verbrecher gehandelt, der aus purem Uebermute Geld fälscht und von ihm und seinen Beamten mit vollem Recht dafür eingesperrt wird, sondern nur gezwungen durch die Not des von den Untertanen vorwitzig angezettelten Krieges, der allein die Noten der Bank in Zettel verwandelte und das Nominale der Wertpapiere auf den Papierwert reduzierte. Aber schließlich konnte man einer solchen Ungehörigkeit nach dem Umsturz nicht mehr mit dem Hinweis auf den Vers der Volkshymne „Gut und Blut fürs Vaterland" und dem österreichischen Zitat „Da kann ma nix machen" beikommen und man begann lieber durch Ruinieren der Zukunft die Gegenwart zu sanieren. Damit traf man zwei Fliegen auf einen Schlag. Man brauchte den Betrogenen nicht nur wieder nichts zu geben, weil ja jede Verletzung der Sparmaßnahmen den Ungesättigten gegenüber

den Erfolg der Sanierung für die Unersättlichen gefährdet hätte, sondern man konnte gleichzeitig jede Auflehnung der lediglich auf Ideale dressierten Patrioten durch den Hinweis darauf verhindern, daß es für den Anfang wohl genüge, wenn es gelungen sei, die Banknotenpresse „stillzulegen", die — so ein Biest — ganz von selbst und gegen den Willen der Regierung in höchst unmoralische Bewegung geraten war. Zur Vorsicht erinnerte man sich aber auch noch des ausgezeichneten römischen Regierungsrezeptes „Divide et impera!", teilte die Pensionisten, die alle ein gemeinsames Interesse hatten und infolge ihrer großen Zahl bei den Wahlen doch hätten gefährlich werden können, in „Alt-Altpensionisten", „Altpensionisten", „Neupensionisten" und „Neu-Neupensionisten", warf jeder der so geschaffenen vier Klassen einen anderen Brocken hin, ließ sie sich untereinander um diese Brocken raufen und herrschte, keine Parteien sondern nur noch Betrogene kennend, voll väterlicher und staatlicher Fürsorge über sie alle in dem Bewußtsein, für dieses neuerliche Verbrechen den Titel des „einzigen österreichischen Diplomaten europäischen Zuschnitts" vollauf verdient zu haben.

Was aber diesen Opfern der Geldentwertung in so vorbildlicher Weise gelungen war das wollte mit ihren anderen Opfern, den Hausherren absolut nicht gelingen und spottete des politischen Schafsinnes der Majoritäten. Man hatte sich ja redlich bemüht, einerseits die Hausbesitzer durch die Einführung der geradezu ulkigen „Wertzuwachssteuer" mit Dankbarkeit für den ihnen durch die Inflation zugewachsenen Nullenreichtum zu erfüllen, der den Entgang an Miete wohl reichlich aufwiege, andrerseits aber die Mieter wie die Pensionisten in Kategorien zu spalten und zwar auch diesmal durch Einführung von „Stichtagen", das sind solche Tage, die den zeitlichen Geltungsbezirk eines alten Blödsinns von dem eines neuen scheiden. Der Erfolg jedoch blieb aus. Mit den Pensionisten war es leicht zu verhandeln, denn sie hatten nichts, wünschten eine Aenderung und mußten sich beeilen, wollten sie das Ende der Verhandlungen noch erleben. Die Mieter aber hatten nur den Wunsch, daß es doch immer so bliebe, saßen in ihren Wohnungen und dachten weder ans Ausziehen noch ans Valo-

risieren der Zinse. Und an Delogierung oder Pfändung war abgesehen von dem Hindernis, das ihre große Zahl darstellte schon deshalb ebenfalls nicht zu denken, weil diejenigen, die sie hätten delogieren und pfänden sollen ja wieder Mieter waren und sich vorerst selbst hätten delogieren und pfänden müssen. Die Hausherren aber, die dieses Geschäft gerne übernommen hätten, waren nicht nur zahlenmäßig zu schwach, sondern konnten sich doch auch nicht selbst durch Gewaltanwendung bloßstellen; hatten sie sich doch bei den Verhandlungen über den Mieterschutz immer als alte gebrechliche Leute hingestellt, die sich von den Ersparnissen eines arbeitsreichen Lebens voller Entbehrungen endlich ein Ringstraßenhaus gekauft hatten und nun um die Früchte ihrer Lebensarbeit betrogen waren.

Da also auf diese Weise unter den Konsumenten des politischen Kohls keine Uneinigkeit zu erzielen war, ergriff diese Uneinigkeit plötzlich die Produzenten dieses wichtigen geistigen Volksnahrungsmittels. Die Gesetzgeber spalteten sich noch mehr als sie ohnehin schon gespalten waren und die Parteimitglieder nahmen innerhalb der Parteien Partei. Die Einen für die Mieter, die Anderen für die Hausherren, die Geschäftstüchtigsten für beide. Und auch jede neu entstehende Partei betrachtete es als ihre vornehmste Pflicht, zuerst zur Frage des Mieterschutzes Stellung zu nehmen, wie wir es erst kürzlich bei der Udepartei erlebt haben, die als Verfechterin der Lehren des anarchistischen Kommunisten Jesus natürlich für die Hausherren ist. Da ich aber, wie bereits mitgeteilt, um einem Mangel im Ueberfluß abzuhelfen, selbst die Gründung einer Partei erwäge und bei den nächsten Wahlen auf Grund der im vorhergehenden Aufsatz zitierten zehn Gebote Gottes zu kandidieren gedenke, sei es mir vergönnt, bereits heute in meinen Wahlkampf einzutreten und vorerst einmal meine Einstellung zum Mieterschutz in aller politischen Bescheidenheit und Kürze dahin zu präzisieren, daß meiner Meinung nach die ganze Angelegenheit vor allem an der sonderbaren Tatsache krankt, daß es überhaupt Mieter gibt, also Menschen, die kein Vaterhaus und gewöhnlich auch keine Heimat haben und vor dem Erscheinen des Mieterschutzgesetzes jederzeit durch den Willen

eines anderen in ihrer Seßhaftigkeit erschüttert und zu einem Nomadenleben inmitten einer Gesellschaft verurteilt werden konnten, die sich doch auf ihre Seßhaftigkeit den Wilden gegenüber immer viel zu Gute tat. Das Gefühl dafür daß ein Mieter eigentlich ein Monstrum ist, wenn er als Angehöriger von Völkern, die es als höchste Schande betrachten, anderen zinspflichtig zu sein, freiwillig Zins zahlt, dieses Gefühl ist bedauerlicher Weise schon allgemein abhanden gekommen und hat sich rudimentär nur bei den Bauern erhalten, für die ein „Inwohner", also einer, der nur bewohnt ohne zu besitzen, neben dem Bettler eine der armseligsten Erscheinungen sozialer Bedürftigkeit ist, während für den Großstädter wieder der Hausherr der Inbegriff der in sich selbst ruhenden finanziellen Unabhängigkeit war. Es ist nun gewiß begrüßenswert, daß allmählig auch die Millionen Inwohner einer ein paar tausend Hausbesitzern gehörigen Stadt die Kläglichkeit ihrer Zinsknechtschaft zu empfinden beginnen, aber ihr Verlangen, den Mieterschutz in eine dauernde Einrichtung zu verwandeln oder doch wenigstens eine Kündigung ohne triftigen Grund zu verbieten, kann nie Erfolg haben. Sie bringen den Staat durch ein solches Begehren nur in eine Verlegenheit, deren er durch kein gesetzgeberisches Herumstümpern an einem Problem, das er gar nicht versteht, Herr werden kann. Denn er ist ja auch der Beschützer des Eigentums und als solcher ein Organ der Hausherren und eine gesetzliche Remedur eines durch Alter und Religion sanktionierten Blödsinns ist undurchführbar. Der Blödsinn aber liegt in der Möglichkeit des Eigentumsrechtes eines Menschen an Sachen, die seinen Eigenbedarf übersteigen. Ach, daß ich doch Kaiser von Oesterreich wäre! Es sollte mir ein Genuß sein einer Freiheit der Wirtschaft zu Gunsten einer Freiheit der Menschen den Garaus zu machen und durch das simple Verbot, größere als Einfamilienhäuser zu bauen, wollte ich gar bald die Großstädte zerstören, den Schutz des Privatlebens vor neugierigen Blicken verstärken, die Gerichte von Ehenbeleidigungsklagen entlasten, alle Oesterreicher zu Hausherren, also zu ihrem eigenen Ideal machen und schließlich sogar den Hausmeister in eine noch legendärere Persönlichkeit verwandeln, als er ohnehin schon ist.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Tierfreund. Für Ihren gut gemeinten Rat, das Nebelhorn doch als „eminent tierfreundliche" Zeitschrift an den Wiener Tierschutzverein zu senden, danke ich Ihnen vielmals. Er kommt leider zu spät. Der Wiener Tierschutzverein erhielt das Nebelhorn von der ersten Nummer an. Fünf Nummern wurden hingenommen, die Sechste mit folgendem Schreiben zurückgeschickt:

Wien, den 29. März 1927.

An den Verlag „Das Nebelhorn"
Graz.

Ihre Zeitschrift senden wir mit abgesonderter Post zurück, da wir für dieselbe als Tierschutzverein kein Interesse haben. Wir sind daher auch nicht in der Lage, ein Abonnement auf die Zeitung zu bezahlen oder einzugehen. Hochachtungsvoll

Wiener Tierschutzverein.

Der Vicepräsident: F. Riedl
Der Sekretär: Unterschrift unleserlich.

Daraufhin wird das Nebelhorn jetzt mehr in Fleischhauer- und Vivisektorenkreisen propagiert. Ich stehe diesem Unternehmen skeptisch gegenüber. Mein Verwalter aber, der die ganze mühsame Arbeit der Administration des Nebelhorns ohne Bezahlung leistet und daher ein Optimist ist, behauptet: Mehr kann uns auch nicht passieren, als daß wir es mit „abgesonderter Post" zurückgeschickt bekommen. Und damit hat er eigentlich wieder recht.

Sachverständiger. Zum Prozeß Marek habe ich deshalb nicht „Stellung genommen" weil in seinem Verlaufe nur ein bemerkenswerter Satz gesprochen wurde, nämlich vom Vertei-

diger Dr. Riehl, der sagte: „Ich sags ja immer, ein Fleischhauer müßte her als Sachverständiger!“ Da ich aber Vegetarier bin, kann ich mir über einen solchen Prozeß kein Urteil anmaßen. Was er sonst über die Einrichtung der gerichtlichen Schwachverständigen an den Tag gebracht hat, ist schon lange niemandem mehr verborgen. Eine Enthüllung war also überflüssig.

Fesche Linzerin. Ich würde Ihnen empfehlen, einen Kurs im Boxen zu absolvieren. Haben Sie nicht gelesen, daß erst neulich eine junge Kanadierin einen Stellvertreter Gottes Knockout geschlagen und des sittlichen Bewußtseins beraubt hat, weil er sich aus Interesse an dem, was unter ihnen ist, für die Länge ihrer Röcke interesiert hat? Ich bin zwar für die Gewaltlosigkeit, aber nicht für die Gewaltlosigkeit um jeden Preis und würde eine Amerikanisierung sämtlicher Linzerinnen begrüßen, damit diesen Peterspfennigfuchsern endlich einmal die Lust vergehe, ihre fettgepolsterten Finger fortwährend „aufzeigend“ an die unsittlichen Schwären der Zeit und an weibliche Körperstellen zu legen, an denen sie mit ihnen nichts zu suchen haben.

An die Redaktion des Grazer Tagblatts. Warum haben Sie die Ihnen in Nr. 8 zur Verfügung gestellten Sätze noch immer nicht nachgedruckt? Sie es zu wenige? Ich habe inzwischen in einem Aufsatz über die Wiener Deutschmeister noch einen gefunden, den ich Ihnen zu den gleichen Bedingungen offeriere und der ebenfalls beweist, daß Soldat sein und Mörder sein nicht dasselbe ist, nach dem bekannten Satze: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe. Hier ist er:

In diesem Regimente dienten auch zahlreiche der sogenannten „schweren Plattenbrüder“, die auf Wiener Boden einfach nicht zu bändigen waren, die aber an der Front eine recht zusagende Beschäftigung fanden und besonders in schweren blutigen Nahkämpfen fürchterlich wüteten.

Was sagt der Spezialist zur Propagierung des Furor teutonicus in Ihrer Redaktion dazu?

Kriegsteilnehmer. Ja, ja dieser Sil-Vara ist identisch mit dem Silberstein, von dem jetzt im Burgtheater die Komödie „Das Genie und sein Bruder" aufgeführt wurde. Seine Beteiligung am Kriege bestand in einem Buche, das sich „Briefe eines Landsturmleutnants an Frauen" oder so ähnlich betitelte. Der Knalleffekt dieses Buches war ein Satz, der ungefähr so lautete: „Die Schrapnelle sind nicht so gefährlich wie die Granaten, weil sie viel langsamer fliegen und weil man sie in einem weißen Wölkchen herankommen sieht." Das kommt davon, wenn man den Krieg nur aus Bildln kennt und doch an der Konjunktur der Menschheitsverblödung durch Kriegsbücher teilnehmen möchte, um im Hinterland bleiben zu können. Da anzunehmen ist, daß dieser Silberstein vom Genie noch weniger weiß als vom Kriege, kann die neue Komödie ja ganz heiter sein. Der Kritiker des Wiener Journals, Leopold Jacobson sagt: „Sil-Vara ist ein gelassener Betrachter, der seine Schlüsse erst dann zieht, wenn er die Ursachen festgestellt hat. Er dichtet dann aus dem Atmosphärischen heraus." Sil-Vara ist also — Gott sei Dank — der Alte geblieben und der Zahn der Nachkriegszeit konnte ihm nichts anhaben. Denn er war ja schon damals ein im Hinterland gelassener Betrachter, der seine Schlüsse über die Schüsse erst dann zog, nachdem er die Schlachtenbilder als Ursachen der Gesetze der Ballistik festgestellt hatte. Dann aber dichtete er aus dem Atmosphärischen heraus und erweckte die Heiterkeit der Erde durch eine Bewölkung des Himmels.

Lyriker. Sie haben recht. Dieser Hugo Salus ist unentwegt wie kein zweiter drauf und dran, der Lyrik neue Wege zu weisen. Hören Sie nur:

Rose

Der Dichter und der Forscher und das Kind
Um einen Rosenstrauch versammelt sind.

Der Dichter jauchzt: Schönheit ist ihr Beruf;
Stets Duft zu spenden, wozu Gott sie schuf.

Der Forscher sinnend seine Stirne senkt:
Sie duftet nur, wenn wer den Duft empfängt.

Das Kind hebt sich zur Rose auf die Zeh'n,
Es küßt sie, lispelt: Du bist wunderschön!

Hugo Salus.

Was soll man dazu sagen? Wenn Salus in seiner Nebenbeschäftigung als Frauenarzt auch so viele Fehlgeburten auf dem Gewissen hat wie als Lyriker, dann muß die Bevölkerungszahl sinken und es ist höchste Zeit, sich mit Ude im Kampfe gegen die Präservative solidarisch zu erklären. Sich das nur vorzustellen, wie sie versammelt sind, der Dichter, der Forscher und das Kind um einen Rosenstrauch, welches Wort — wir wollen es aus Sittlichkeitsgründen hoffen — doch nicht am Ende einen schönen jüdischen Jüngling mit seinem Zunamen bezeichnet! Wer erinnert sich da nicht gleich an Urahne, Großmutter, Mutter und Kind, die allerdings nur in dumpfer Stube beisammen sind, dafür aber auch vom Blitze getroffen werden, während kein Schlag sich herbeiläßt, die drei Salus'schen Gestalten zu treffen, sondern darauf wartet, bis der Leser das Gedicht tollkühn zu Ende gelesen hat. Salus ist eben nicht für die Tragik, sondern mehr für die Sinnigkeit. Die drei Versammelten werden schon ungeduldig. „Wo nur Salus bleibt?" sagt der Forscher und senkt die Stirne, „der dichtet auch nur, wenn wer gerade keine Unterleibsschmerzen hat." Das Kind hebt sich auf die Zeh'n und blickt vergeblich nach allen Seiten. „Ich möcht ihn küssen, er ist wunderschön mit seinen langen schwarzen Locken" lispelt es. Da jauchzt der Dichter auf: „Dort kommt er. Schönheit, insoferne sie ein diskretes Leiden hat, zu behandeln, ist sein Beruf. Stets Duft zu spenden, Spülungen er schuf." Und Salus naht gummielastischen Schrittes, Dichter, Forscher und Kind in einer Person, pflanzt sich vor dem Rosenstrauch auf, zückt Füllfeder und Notizbuch, gibt ein Zeichen und die scheinheilige Dreieinigkeit, aus der er besteht, beginnt zu singen und zu sagen. Und er schreibt, und es wird gedruckt, und man liest es und sein Bild leuchtet immer wieder auf in den illustrierten Zeitungen. Und niemand bricht zusammen unter dem Alpdruck des Gedankens, daß Menschen unter uns wandeln, die mit seiner geburtshilflichen Intervention das Licht einer Welt erblickt haben, in der sich Ly-

rik auf schmierig reimt und in der nicht das salus populi sondern die Popularisierung des Salus ein Gegenstand der Sorge ist.

Neugieriger. Sie quälen mich also weiterhin mit Fragen nach dem bisherigen Erfolg des Nebelhorns, obwohl Ihnen doch mein Schweigen über diesen Punkt in den letzten Nummern als Antwort hätte deutlich genug sein können? Sie haben eben wie alle Leser einer derartigen Zeitschrift keine rechte Vorstellung von den Martern, die ihr Herausgeber ertragen muß. So sehr ich mich über die wenigen Zuschriften freue, deren Verfasser überhaupt ahnen, was ich mit meiner Zeitschrift will und es verstehen können, welche Fülle schmerzlichster Lebenserfahrungen dazugehört, eine satirische Ader zum Bersten zu bringen und so notwendig ich, wie jeder in meiner Lage, um an meinem Werk nicht zu verzweifeln, eine Resonanz in den Herzen jener Wenigen brauche, von denen der Buddha sagt: „Es gibt Einige unter den Wesen, deren Augen kaum mit Staub bedeckt sind: Sie werden die Wahrheit erkennen", so entsetzlich sind die zahlreichen Zuschriften, Jener, deren Augen teils mit rationalistischem, teils mit mystischem, teils mit gänzlich undefinierbarem Kleister verschmiert sind und die mit ihren Federstielen im Dunkel ihrer Erleuchtung umhertappen, daß die Tinte spritzt. Ich will hier von Zumutungen absehen, wie zum Beispiel von der an mich — nicht etwa an die Verwaltung — gerichteten einer Metallwarenfirma, die (unter Beilage adventistischer Flugblätter) Pobenummern des Nebelhorns verlangt und mir dafür ihren patentierten Gabelreiniger „Gabelfix" zu einem Tausche anbietet, den sie durch das Versprechen, später „ev. zu abonnieren" noch besonders betörend zu machen meint oder von der weit ärgeren eines prominenten Wiener Tintenmulis, das mir für eine Nummer des Nebelhorns, die ihm ohne mein Wissen zugegangen war, nebst dem unerbetenen Versprechen, mich „fördern" zu wollen, den Betrag von 60 Groschen „als Schreiberlohn" sandte und für die nächste Nummer, die leider schon unterwegs war, „bloß 50 Groschen, weil sie nicht mehr wert war". Aber wenn man so erlebt hat, wie ein humoristischer Zwangsarbeiter im Dienste der Wiener Presse, von mei-

ner satirischen Kraft verleitet, auf dem Briefpapier einige Bocksprünge der Unabhängigkeit riskiert und sich dabei den Kopf verstaucht, dann tritt der, vorher für unmöglich gehaltene Fall ein, daß man die zwölf engbeschriebene Seiten lange Weltanschauung eines sozialistischen Verlegers, die man ebensogut von vorn nach hinten, wie von hinten nach vorn lesen kann, als eine wahre Wohltat empfindet, daß man die immer wiederkehrenden Lebensäußerungen des kategorischen Bimpferativs der Mittelmäßigkeit, der das Niederreißen verpönt, dagegen das Aufbauen empfiehlt, zu seiner eigenen Verwunderung ohne Gehirnlähmung übersteht und das Dröhnen des eisigen Schweigens derer, die im Begriffe sind, das zu tun, was ich in der ersten Nummer prophezeit habe, nämlich, dem Nebelhorn gegenüber durchzufallen, als Sphärenmusik begrüßt. — Weit weniger lebhaft als auf dieser, im Jargon der Herausgeber als „ideell" bezeichneten Seite des Erfolges, geht es auf der materiellen zu. Drängen sich dort die Schreiber, so drücken sich hier die Zahler, daß es nur so eine Art hat, und die Sanierung macht sich an allen Ecken und Enden des Postsparkassenkontos fühlbar. Ist es oft erschütternd zu sehen, wie Menschen mit geistigen Bedürfnissen, durch die staatliche Banknotenfälschung um das Wenige, das sie besaßen, betrogen, den einen Schilling im Monat nicht entbehren können, so scheint andererseits bei denen, die zahlen könnten, durch die in der dritten Nummer erfolgte Veröffentlichung einer behördlichen Belästigung, in der ich mit meinen zehn Joch Ackerland als „Gutsbesitzer" tituliert werde, der Glauben entstanden zu sein, mir gehe es so gut wie dem Stifte Admont, und die Beilage der Erlagscheine sei lediglich eine Marotte, die man nicht weiter ernst zu nehmen brauche. Da sich der Drucker aber standhaft weigert, Anerkennungsschreiben an Zahlungsstatt anzunehmen und sich in letzter Zeit die dreihundert Bezieher in Deutschland ,die allein den Fortbestand des Nebelhorns gewährleisten könnten, insoferne an Oesterreich angeschlossen haben, als auch sie nichts zahlen, so beginnt sich das Unternehmen geradezu übertrieben lukrativ zu gestalten. Wohl denke ich noch nicht daran, die Feder hinzulegen und einer Welt Ade zu sagen, die den Gefallen, den ich ihr mit meinem Schweigen er-

wiese, ja doch nur dahin umdeuten würde, daß ich Gefallen an ihr gefunden habe. Denn ich gehöre zu jenen Naturen, die, einmal im Besitze der Flinte, diese nicht so schnell ins Korn werfen wie andere den Revolver, da ihre körperliche Bedürfnislosigkeit sich angesichts der geistigen ihrer Mitmenschen noch wesentlich steigern läßt. Da diese Steigerung aber unbedingt mit einer Verminderung des Umfanges des Nebelhornes verbunden sein müßte und mit einer Aenderung seiner Erscheinungsweise, so wollen wir uns vorläufig noch einem durch nichts gerechtfertigten Optimismus hingeben und wollen, bevor wir zu fürchten beginnen, was andere hoffen, noch ein wenig hoffen, was andere fürchten: Daß sich als Pendant zu den dreihundert Menschen, die nach Rathenau die Geschicke der Welt lenken, doch noch andere dreihundert finden werden, die mit je einem Schilling monatlich die Druckkosten eines Organes bestreiten, das diese Geschicke kläglich findet, das seine aber nicht kläglich finden möchte.

DIE BEREITSCHAFT

Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50, für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, in Wien bei Goldschmiedt, Wollzeile 11 und in den größeren Buchhandlungen und Tabaktrafiken erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern . .	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 10 15. MAI 1927 4. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Momo der politischen Kinderstube / Vom neuen Götzen / Muttertag / Am Morgen in der Vorstadt und am Abend in der Stadt / Die wohlberatene Oekonomie / Antworten des Herausgebers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 10 15. MAI 1927 1. JAHR

DER MOMO DER POLITISCHEN KINDERSTUBE

ist der Anarchist. Wenn die politischen Kinder, welche die Erwachsenen solange bleiben werden, als sie sich inmitten des allseitigen Fortschrittsstohuwabohus zum Fortschritt über das Ideal des Bürgers einer korrupten Republik hinaus unfähig fühlen — wenn diese politischen Pamperletschen einmal keine öffentliche Ruhe geben wollen, wird von der Regierung regelmäßig die furchtbare Vorstellung berufen, die sich die Phantasiearmut des Bürgers vom Anarchisten macht. Aber während vom Wauwau des privaten Bürgerhauses die Sage geht, er fresse die Kinder, hat es dieser Momo des öffentlichen Würgerhauses ohne Zweifel auf das Fressen der Eltern abgesehen, das heißt der Regierung, die uns Untertanen Rabenvater und Stiefmutter gleichzeitig ersetzt, von ihrer eigenen Unersetzlichkeit aber durchdrungen ist. Denn jede Regierung hat einen geheimen Erbfolgevertrag in ihrem Diebsbeutel, der bestimmt, daß ihr im Falle ihres Todes durch Anarchistenhand das von ihr erzeugte Chaos und der von ihr gezeugte und auf den Namen „Ordnung" getaufte Kampf Aller gegen Alle nachzufolgen haben, wobei aber streng darauf zu sehen ist, daß diese ihre Kinder für die Kinder ihres Mörders, des Anarchisten, ausgegeben werden, damit ihre zeitlebens bewiesene Impotenz auch nach ihrem Tode keiner unsittlichen Verdächtigung ausgesetzt sei. Denn es sei

längst für alle Zukunft bewiesen, daß der Mensch eine Regierung brauche und zwar ganz einfach deshalb, weil dies seit aller Vergangenheit von den Gelehrten behauptet werde, die nicht Unrecht haben könnten, da sie ja im Genusse der sogenannten „Freiheit der Wissenschaft" stünden, deren Heiligkeit jede Regierung solange bezahlt und garantiert, als ihr von der Gegenseite die Heiligkeit der Regierung im Kompensationswege garantiert wird. Es erscheint also nur verständlich, wenn alle, die sich den Teufel darum scheren, wo wir heute samt unserer Regierung sind, bei der sanftesten Aeußerung anarchistischer Gedanken warnend den Zeigefinger erheben und mit urblödem Gesichtsausdruck fragen: „Wohin kämen wir denn ohne Regierung?!"

Um keinen jener Gedanken, die immer wieder von brennenden Herzen und erleuchteten Köpfen, die noch an eine Zukunft dieser gemarterten Menschheit glauben, wie Perlen vor die Säue geworfen werden, hat die am Schweinetrog der Zeit sich mästende Dummheit einen solchen Lügendunst erzeugt, wie um den Gedanken der Herrschaftslosigkeit. Mit dem gesunden Menschenverstand, der in der Hand des Unverständigen immer etwas Gesundes ist, mit Philosophie, mit Geld und Kerker, mit Deportation und Galgen, mit Hohn, mit Schwindel und Verleumdung verfolgt man ihn seit seiner Geburt. Und obwohl jeder Staat selbst Anarchist ist und es immer als seinen größten Ruhm betrachtet, von keinem andern beherrscht zu werden und koste es noch soviel Blut seiner Untertanen, so ächtet er doch alle jene, die ihr eigenes Blut riskieren für die endliche Befreiung ihres Lebens von dem stets drohenden Zugriff der Pratzen einer Obrigkeit, die sich die Niedrigkeit zur gesetzlichen Fundierung ihrer Räubereien installiert hat. Und so sehr wir ihn auch heute überlegen belächeln mögen: der Spruch „Ja, Bauer, das ist etwas anderes!" gilt noch ebenso wie im

Mittelalter. Was für Schindluder werden nicht schon mit dem bloßen Namen „Anarchist" getrieben! Mit diesem Namen, der als Ehrentitel jedem fühlenden Menschen gebührt, wenn er nur einmal im Leben tief und schmerzlich die Schmach empfunden hat, stündlich der Präpotenz und gesetzgeberischen Impotenz von Menschen ausgeliefert zu sein, mit denen er keine fünf Minuten sprechen könnte, ohne daß ihm übel würde. Jeder, der an der Aussichtslosigkeit seines durch Verordnungen aus der Ordnung gebrachten Lebens zum Narren wurde und gegen einen Potentaten den Revolver zieht; jeder Schwachkopf, der sich von einem Attentat auf einen Politiker den Tod der Politik erhofft; jeder Idiot, der eine Bombe gegen einen Eisenbahnzug schleudert und hinterher nicht mehr weiß, warum er es getan hat; jeder gewitzte Verbrecher, der weiß, daß der Vorwand politischer Beweggründe bei einer Flucht ins Ausland unter Umständen seine Auslieferung erschweren kann; jeder Hurentreiber, der einem Schutzmann eine lange Nase dreht und dadurch in den Verdacht kommt „Umtriebe zu machen "— alles, alles, was seelisch schlecht und geistig verworren ist, wird von einer kommandierenden Hirnrissigkeit, die sich für die Seele der Welt hält und nur ihr Wurmfortsatz ist, unter dem Namen „Anarchist" subsumiert. Und die Verwirrung der Begriffe erreicht den Höhepunkt, wenn der Anarchist, der alle Zwangsherrschaft von Menschen über Menschen verpönt, im Sprachgebrauch der Alltäglichkeit nicht nur dem Bolschewiken gleichgesetzt wird, der sich aus Lust am Beherrschtwerden jetzt statt eines Czaren deren tausend füttert, sondern auch dem Kommunisten, der den Wahnsinn des Beherrschtwerdens durch andere auf die Spitze treiben will, indem er jeden Menschen den kontrollierenden Neid- und Haßgefühlen aller andern überliefern möchte und die Diktatur einer All-Gemeinheit errichten will, die es

als notorische Analphabetin einmal mit dem Diktieren versuchen möchte.

Aber der Schwindel, der sich so schon beim Namen mit unverschämter Schüchternheit hervorwagt, treibt natürlich bei der Sache selbst noch weit tollere Blüten. Wir brauchen eine Regierung: der Satz steht fest für alle, die ohne Regierung die Welt wakkeln sehen, weil sie entweder von ihrer Herrschsucht einen Affen haben oder von ihren Minderwertigkeitsgefühlen einen Kater. Und es ist eine überaus tröstliche Vorstellung, daß der darbenden Menschheit an den Regierungen wenigstens ein Artikel, den sie braucht, in Ueberfluß zur Verfügung steht, wenn sie schon so vieles, was sie sonst noch brauchte, entbehren muß. Aber gleich neben dieser tröstlichen Vorstellung liegt die überaus peinliche Frage: Wozu brauchen wir erst recht eine Regierung, wenn trotz ihrer Unentbehrlichkeit so viele nichteinmal das Unentbehrlichste haben?

Was hat zum Beispiel der Bauer auf dem Lande als der Urtypus des naturgemäße und sinnvolle Arbeit verrichtenden Menschen (denn er allein erzeugt die Produkte, ohne die er als Mensch nicht leben könnte und ist von niemandem als von sich und vom Wetter abhängig), was also hat dieser für Wünsche an die Regierung? Die Antwort ist verblüffend, aber unbestreitbar: Gar keine. Oder, wenn man ganz genau sein will: Höstens zwei. Nämlich: von allen bisher erschienenen landwirtschaftlichen Verordnungen wieder befreit und im Uebrigen von der Regierung in Zukunft in Ruhe gelassen zu werden. Der Bauer will nichts als ackern, säen und ernten und die schwere Arbeitslast seines bißchen Lebens ab und zu durch ein derbes, aber lustiges Fest unterbrechen. Ist eine Straße oder Brücke in seiner Gemeinde schlecht, so muß er sie durch eigenen Robot wieder herstellen; benötigt er die Hilfe des Gerichtes, so muß er dafür schwer zahlen, gibt er einen Brief zur

Post, so muß er ihn frankieren, will er mit der Bahn fahren, so muß er sich eine Karte lösen und seine Schule und die Ortsarmen muß er selbst erhalten. Wird er geboren, müssen Vater und Mutter für Geburts- und Taufkosten aufkommen; stirbt er, haben seine Kinder oft nicht genug Bargeld für Begräbnis, Sarg und Glockenläuten. Die Gendarmerie ist die einzige Behörde, die gratis für ihn interveniert, aber auch dies nur scheinbar. Denn der Dieb, der dem Bauern etwas gestohlen hat, wird zwar vom Staate verfolgt, ohne daß der Bauer dafür etwas zu zahlen hätte. Aber er wird nicht des Bauern wegen verfolgt, sondern des Staates wegen, weil er dessen Gesetze verletzt hat. Der Bauer kann sich, wenn es ihm Vergnügen macht, dem Strafverfahren als „Privatbeteiligter" anschließen und wird schließlich mit seinen finanziellen Ansprüchen „auf den Zivilrechtsweg verwiesen", das heißt aufgefordert, Geld dafür zu riskieren, daß er wahrscheinlich nichts mehr erhält.

Nun erhebt sich die Preisfrage: Wofür verschleißt der Bauer eigentlich seine Stiefel und rennt in die Städte, um Steuern zu zahlen? Und mit welchem Rechte eilen, wenn er dies unterläßt, schwarzgekleidete Stadtfräcke mit fliegenden Frackschößen durch das Grün der Wiesen und Aecker und pfänden, das heißt stehlen ihm sein Eigentum? Nun weil es das Gesetz so bestimmt. Und warum hat die Regierung dieses Gesetz so gemacht? Weil es für sie vorteilhaft war und weil man bekanntlich zwar vom Ackerbauen, aber nicht vom Regieren leben kann. Warum aber hat der Bauer die gewählt, die ihrerseits wieder die Regierung wählen? Darauf gibt es nur eine Antwort: weil er ein Esel ist. Weil er die große Lehre des Krieges vergessen hat, daß der Bauer von der Stadt nichts Notwendiges, die Stadt von ihm aber alles Notwendige braucht. Aber wer erinnert sich heute noch der Zeiten, da Bankdirek-

toren stolz auf ihre Protektion bei Kleinhäuslern waren und die Herren Hofräte mit ihren Markttaschen von Bauernhof zu Bauernhof zogen und mit den geflügelten Worten: „Bitt' gar schön um ein Stück Brot!" in die Stuben traten, dieselben Hofräte, die heute den Bauern nach der Stadt zitieren und ihn für die Gemütsrohheit kujonieren, mit der er im Kriege die Hungernden schröpfte, weil vor dem Kriege die Satten ihn geschröpft hatten.

Der Bauer braucht also die Regierung nicht. Wer also braucht eigentlich die Regierung? Auf diese Frage ergibt sich eine nicht weniger verblüffende Antwort. Denn je überflüssiger ein Stand für das naturgemäße Leben des Menschen ist, je betrügerischer seine Fundamente, je schmarotzerhafter sein Dasein, desto mehr braucht er die Regierung und am notwendigsten brauchen die Regierenden selbst die Regierung. Die Börse, die Banken, die Zeitungen, die Kartelle, die Truste und vor allem der Oberräuber Staat, sie brauchen die Regierung so notwendig wie die Untertanen den Bissen Brot, den sie oft nicht haben, um Gesetze zu erwirken, die ihren Raubzügen die sogenannte legale, für die Ausgebeuteten aber häufig letale Unterlage abgeben sollen. Die Schnakkerlindustrien brauchen die Regierung, um Schutzzölle für ihre Artikel zu erwirken, damit sie den Quark, den sie erzeugen, unbehindert durch die Konkurrenz des Auslandes für das Doppelte und Dreifache seines Wertes an den Mann bringen können. Und als in der Nachkriegszeit, als die Kinder in den Schulen frieren mußten, eine Fabrik zur Erzeugung gläserner Möpse (für Damenschirmgriffe und Anhänger) zu wenig Kohlen erhielt, da jammerte sie, daß die Interessen der Industrie gefährdet seien und schrie nach der Regierung.

Mit Recht. Denn ihr Fall war typisch für alle jene Fälle, in denen die Regierung in Aktion zu treten hat: nämlich dann, wenn es nötig ist, mit der

heiligen Paragraphen- und Verordnungssalbe das Blödsinnige zu seiner Konservierung einzuschmieren, um das Nichtblödsinnige anzuschmieren.

So entpuppt sich also der Bedarf, den die Menschheit angeblich in neuen und alten Herrschaftsartmodeartikel hat, bei näherem Zusehen als rein geschäftlicher und keineswegs seelischer Natur, was ja auf einer Welt nicht weiter Wunder nimmt, die längst zum Kramladen geworden ist und zum Betätigungsfeld für die diversen Nationalvereine lebensreisender Kaufleute, die den Konkurrenzkampf mit Gas austragen. Ein weiteres Argument gegen die Absichten des Anarchismus ist die geradezu verblüffende Beobachtung, daß es immer und überall Herrschende und Regierungen gegeben habe. Selbst wenn man davon absieht, daß dieses Argument an Schlagkräftigkeit ungefähr auf gleicher Stufe mit der Behauptung steht, daß die Welt ohne Wanzen nicht existieren könne, weil es eben immer welche gegeben habe und daß das Fahrrad zu verpönen sei, weil die Menschen bisher immer zu Fuß gegangen seien, so ist auch dieses Argument ein Schwindel wie alle anderen. Regierung und Regierung sind eben zweierlei. Selbst die Lästigkeit der wahrscheinlich lästigsten Regierung des klassischen Altertums, nämlich der des römischen Reiches verhält sich zur Lästigkeit einer heutigen Regierung, die ihre Untertanen mit Telephon und Telegraph, mit Radio und Zeitung verfolgt, wie die Lästigkeit einer Mücke, die einen alle Jahre einmal sticht, zur Lästigkeit eines Elefanten, der täglich auf einem herumtrampelt. Gab es damals überhaupt eine Steuer, so gibt es heute überhaupt nur noch Steuern und bei der schäbigsten Betätigung des Stoffwechsels erscheint die Regierung in Gestalt eines Amtsdieners, wünscht gute Verrichtung und hält die Hand auf. Gab es damals alle zwanzig Jahre einmal eine lex, in Erz gehauen und bestimmt, Jahrtausende zu überdauern, so ist heute die

Zeit nicht mehr ferne, in der es täglich zwanzig neue Gesetze geben wird, auf die der Bürger nur mehr die naheliegendste Reaktion finden kann und die heißt: Leckts — — —! Wo sind die Tage Horazens, wo man procul negotiis Mensch sein konnte! Die Menschen jener Zeit, die ab und zu einmal hörten, daß es in weiter Ferne, in Rom, so etwas wie eine Regierung gebe und einen Staat und Konsuln, sie verfielen nicht auf den anarchistischen Gedanken, aber sie lebten ihn, sie hatten eine Regierung und doch keine und von dem gesetzlich geregelten Chaos, das heute bei uns herscht, war bei ihnen nichts zu spüren. Sie hatten kein Geld sich Sklaven zu kaufen, aber sie waren auch keine; Mord und Totschlag, Diebstahl und Selbstmord waren bei ihnen so selten wie bei uns ein glückliches Gesicht und während heute ein allgemeines Blutbad aller Rassen, Klassen, Nationen und Religionen die Folge wäre, wenn der Regierungsbüttel von heute auf morgen gezwungen würde, den Stecken wegzulegen, herrschte damals sonderbarer Weise Ordnung ohne Leinen- und Maulkorbzwang. Die Menschheit gleicht heute einem Pferd, das den Wagen samt den Kutscher, der es unentwegt auf das Hinterteil schlägt, mit sich zieht, um von ihm weiter geschlagen zu werden und das die Prügel so gewohnt ist, daß es scheu würde, wenn beim Fahren plötzlich der Kutschbock leer wäre. Aber alles dies sagt nichts gegen die Schönheit des Gedankens der Anarchie. Denn die Menschheit ist von Natur aus nicht unfähig in Herrschaftslosigkeit zu leben, sondern sie wird nur systematisch unfähig dazu gemacht und zwar von denen, die herrschen und einen Grund für die Behauptung haben wollen, daß es ohne sie nicht gehe. O wie gut es ginge! Von wem erwartet man denn beim Eintreten anarchischer Zustände die Einleitung des Kampfes Aller gegen Alle, das Beginnen mit Gewaltätigkeiten und Raubzügen? Doch nur von den Besitzlosen. Ja aber gäbe

es denn überhaupt Besitzlose auf dieser Welt, wenn es nie Regierungen gegeben hätte, also Apparate, die nur dazu da sind, den Irrsinn gesetzlich zu verankern und die Menschen mit Gewalt im Zaume zu halten, die die Aussichtslosigkeit ihres schon mit ihrer Geburt verpfuschten Proletendaseins zu Tigern macht? Was für Gründe hätten denn diese Menschen für Ueberfälle auf andere, wenn sie wieder ein Stück Erde besäßen und ein Heim und nur die geringste Aussicht auf die bloße Möglichkeit eines Glücks? Hätte einer, dessen ganze Arbeitskraft von dem ihm zugehörigen Stück Land in Anspruch genommen wird noch Verlangen nach mehr und fände irgend ein Kapitalist noch einen, der für ihn arbeitete, wenn jeder die Möglichkeit hätte, für sich und die Seinen zu arbeiten? Brauchte man noch Gesetze in einer Gemeinschaft in der das Gesetz herrschte, das keiner Verlautbarung bedarf, weil es eben eines von den Naturgesetzen ist, die noch nie der Verlautbarung in einem Reichsgesetzblatt bedurft haben und doch die Welt bewegen aber nicht beherrschen? Könnte nicht einmal die Ordnung statt der Ab-Geordneten herrschen? Und sind die unentwegten Autoritätsaposteln der Gewalt Idioten oder ist Lao-Tse einer, wenn er sagt:

„Je mehr Verbot, umsomehr Uebertretung.
Je mehr Vorschrift, umsomehr Nichterfüllung.
Je mehr Berechnung, umsomehr Fehlgehen.
Je mehr Handeln, umsomehr Verwirrung.

Darum sagt der Vollendete:

Ich vermeide es zu verbieten, und die Leute tun selber recht;
Ich vermeide es vorzuschreiben, und die Leute ordnen alles von selber;
Ich vermeide es zu berechnen, und die Leute finden von selber ihr Gedeihen;

Ich vermeide es zu handeln, und die Leute einen sich von selber."

Erst wenn man erschüttert vor solch heiliger Weisheit steht, ist man im Stande, klar zu erkennen, welch einen planvollen Trümmerhaufen die Herrschaft des Dreschflegels auf dieser Erde auf dem Gewissen hat. Alles Spintisieren nach verbesserten Regierungsformen erscheint dann als eitle Mühe. Weg mit allem, was sich einbildet, eine Welt, die Naturgesetzen gehorcht, mit dem Maul und mit einem Prügel dazu zwingen zu können, dauernd das Ueberflüssige für die Wenigen, statt das Notwendige für Alle zu erzeugen! Nur dann kann jener heilige Morgen dämmern, an dem die Menschheit nicht mehr in die Zeitung, sondern nach dem Himmel schaut. Nur dann wäre es Frieden.

VOM NEUEN GÖTZEN

Irgendwo gibt es noch Völker und Herden, doch nicht bei uns, meine Brüder: da gibt es Staaten.

Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker.

Staat heißt das kälteste aller Ungeheuer. Kalt lügt es auch und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: „Ich, der Staat, bin das Volk."

Lüge ist's! Schaffende waren es, die schufen die Völker und hängten einen Glauben und eine Liebe über sie hin: also dienten sie dem Leben.

Vernichter sind es, die stellen Fallen auf für viele und heißen sie Staat; sie hängen ein Schwert und hundert Begierden über sie hin.

Wo es noch Volk gibt, da versteht es den Staat nicht und haßt ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten.

Dieses Zeichen gebe ich euch: jedes Volk spricht seine Zunge des Guten und Bösen: die versteht der Nachbar nicht. Seine Sprache erfand es sich in Sitten und Rechten.

Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen: und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's.

Falsch ist alles an ihm; mit gestohlenen Zähnen beißt er, der Bissige. Falsch sind selbst seine Eingeweide.

Sprachverwirrung des Guten und Bösen: dieses Zeichen gebe ich euch als Zeichen des Staates. Wahrlich, den Willen zum Tode deutet dieses Zeichen.

Viel zu viele werden geboren: für die Ueberflüssigen ward der Staat erfunden.

Seht mir doch, wie er sie an sich lockt, die Vielzuvielen! Wie er sie schlingt und kaut und wiederkäut!

„Auf der Erde ist nichts Größeres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes" — also brüllt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie!

Ach, auch in euch, ihr großen Seelen, raunt er seine düsteren Lügen! Ach, er errät die reichen Herzen, die gerne sich verschwenden!

Helden und Ehrenhafte möchte er um sich aufstellen, der neue Götze! Gerne sonnt er sich im Sonnenschein guter Gewissen, — das kalte Untier!

Alles will er euch geben, wenn ihr ihn anbetet, der neue Götze: also kauft er sich den Glanz eurer Tugenden und den Blick eurer stolzen Augen.

Ködern will er mit euch die Vielzuvielen! Ja ein Höllenkunststück ward da erfunden, ein Pferd des Todes klirrend im Putz göttlicher Ehren!

Staat nenne ich's, wo alle Gifttrinker sind, Gute und Schlimme: Staat, wo alle sich selber verlieren, Gute und Schlimme: Staat, wo der langsame Selbstmord aller — „das Leben" heißt.

Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach!

Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Krank sind sie immer, sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung.

Seht mir doch diese Ueberflüssigen! Reichtümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld, — diese Unvermögenden!

Wahnsinnige sind sie mir alle und kletternde Affen und Ueberheiße. Uebel riecht mir ihr Götze, das kalte Untier: übel riechen sie mir alle zusammen, diese Götzendiener.

Meine Brüder, wollt ihr denn ersticken im Dunste ihrer Mäuler und Begierden? Lieber zerbrecht doch die Fenster und springt ins Freie.

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Ueberflüssigen! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer!

Frei steht großen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht.

Frei steht noch großen Seelen ein freies Leben. Wahrlich wer wenig besitzt, wird umsoweniger besessen: gelobt sei die kleine Armut!

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied des Notwendigen, die einmalige und unersetzliche Weise.

Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin meine Brüder! Seht ihr nicht den Regenbogen und die Brücken des Uebermenschen?

Friedrich Nietzsche.

MUTTERTAG

Tag der Mutter. Wie alljährlich, findet auch heuer am 8. Mai der Muttertag in Oesterreich statt. In Graz wird er vom Verein „Frohe Kindheit" durchgeführt. Am Freitag fand unter dem Vorsitze des Leiters der Amtlichen Nachrichtenstelle, Regierungsrates Pöschl eine Pressebesprechung statt. Außer den Pressevertretern hatten sich Dr. Sutter, Gremialsekretär Sueti und ein Vertreter der Blumenhändler eingefunden. Dr. Sutter erörterte den schönen Brauch des Muttertages. Dieser Tag soll im Zeichen der Ehrung jeder Mutter stehen. Die Kinder mögen ihr die Arbeit abnehmen und sie beschenken. Die Gärtner werden Blumen spenden, die durch Pfadfinder in die Armenhäuser und Spitäler getragen werden, um auch die einsamen Mütter zu erfreuen. In den Schulen werden die Lehrpersonen die Kinder auf die Bedeutung dieses Tages aufmerksam machen. Während des Muttertages ist die Stadt beflaggt und auch das Radio wird in den Dienst der Sache gestellt werden. Gremialsekretär Sueti wies auf das Interesse hin, das die Kaufmannschaft an dem Muttertag habe, da man an diesem Tage seiner Mutter auch durch praktische Geschenke Freude mache. In den Grazer Geschäften werden auch wie in Wien geschmackvolle Muttertag-Plakate ausgestellt sein. Doktor Sutter bat die Pressevertreter, den Muttertag-Gedanken in die breite Oeffentlichkeit hinauszutragen, damit der Muttertag zu einem Stück deutschen Brauchtums ausgebaut werden könne und zu einem deutschen Feste gedeihe. Während des Muttertages werden kleine Festabzeichen durch den Verein „Frohe Kindheit" verkauft.

Es war mir schon lange klar, daß die Mütter, die dieser Menschheit zum Dasein und zu sonst nichts verholfen haben, irgendwie gefeiert werden müßten. Nun ist die Frau, die den Journalisten den Bundespräsidenten geschenkt hat, damit sie auch etwas zu lieben haben, auf die Idee des „Mutter-

tages“ verfallen. Da die Veranstaltung Anklang findet, dürfte sie einem allgemeinem Bedürfnisse entsprechen und es scheint wirklich Menschen zu geben, die von der Behörde aufgefordert werden müssen, wenigstens einmal im Jahre ihrer Mutter „etwas Liebes“ zu erweisen. Es ist ja aller Anerkennung wert, daß jene, die uns mit weiser Hand der endgiltigen Sanierung entgegenführen, die ungefähr so aussehen wird wie der „Endsieg“, zu dem sie uns ja auch geführt haben, weder einen Unterschied zwischen erwünschten Kindern und solchen, die nur einem geplatzten Präservativ ihr Leben verdanken, noch einen zwischen ehelichen und unehelichen Müttern machen und es ist nur schade, daß die Kinder von Dispensehegattinnen, die die Behörde täglich, nicht nur an Muttertagen, um sie zu ehren zu Konkubinen stempelt (also zu etwas, nach ihrer Meinung, Verdächtigem), daß diese Kinder infolge der Jugend dieses Rechtsbrauches noch nicht kräftig genug sind, um den Behörden am Muttertag die Bände, die die diesbezügliche Spruchpraxis des obersten Gerichtshofes füllt, in die Amtsmienen zu schleudern, mit denen sie an den privatesten Angelegenheiten der Menschen herumschnüffeln wollen. Ich rege an, zu diesem Behufe bis zum Heranwachsen solcher Kinder alljährlich einen Vatertag zu veranstalten, an dem die Väter den Behörden auf solche Art die Liebesbeweise vergelten können, mit denen die Gerichte an den leider nicht nur einmal im Jahr stattfindenden Gerichtstagen die Mütter überschütten. Alle einsamen Mütter aber werden von mir aufgefordert, sich zu fragen, ob sie nicht am Ende deshalb einsam sind, weil dieselben Behörden, die jetzt Muttertage arrangieren, einstmals Großkampftage arrangiert haben. Sollte dies der Fall sein, so wäre es nett von ihnen, wenn sie beim Eintritt der Pfadfinder in die Zimmer, unter die Betten griffen und ihnen für die Leute, die einst ihren Söhnen Stahlhelme aufgesetzt haben, als

Gegengeschenk Porzellanhelme mitgäben. Im übrigen aber glaube ich gar nicht, daß es sich bei diesen Muttertagen um die Mütter handelt. Diese Menschheit, die das Radio einmal im Jahr in den Dienst einer Liebe stellt, die ein Geschäft ist, diese Menschheit, die Pressevertreter braucht, um deutsches Brauchtum auszubauen, sie ist nicht von Müttern geboren. Nein, sie verdankt ihr Sauleben dem Gremium der Kaufmannschaft und der Blumenhändler, das vom heiligen Zeitgeist in Gestalt eines Profitgeiers beschattet wurde und sie hat ihre Mütter nur als Reklameersatz erhalten, um den Absatz auszubauen und den Umsatz zu vertiefen.

AM MORGEN IN DER VORSTADT

Gestern früh spielte sich im Hause Waltendorfer Hauptstraße Nr. 45 ein Familiendrama ab. Dort wohnte der 73jährige Franz Kogler. Seine Wirtschafterin, die 69jährige Maria Beichler, mußte sich vor vier Jahren einen Fuß amputieren lassen; seither war sie fast ununterbrochen bettlägerig. Der Mann ist krank und gänzlich arbeitsunfähig; die beiden lebten nur von einer monatlichen Unterstützung von zusammen 10 S, wovon 5 S für die Wohnungsmiete bezahlt werden mußten. Schon vor einem

AM ABEND IN DER STADT

Abends fand im Hofsalon des Hotels Erzherzog Johann ein Festbankett statt, das den Teilnehmern des Journalistentages vom Ausschuß der Gastgewerbe-Ausstellung gegeben wurde. Außer den Gastgebern und den Journalisten mit Reichspräsidenten Zappler und Präsidenten Kult hatten sich eingefunden: Landesrat Gaß in Vertretung des Landeshauptmannes Dr. Gürtler, Bürgermeister Muchitsch, Landtagsabgeordneter Dr. Illig, Landesamtsdirektor Dr. Stepantschitz, Polizeidirektor Dr. Kunz, Hofrat Frömel vom Bundesministerium für Handel und Verkehr, Hofrat Kraus als Gewerbereferent der Landesregierung, Kammeramtsdirektor Hofrat Dr. Jentl, die Kommerzialräte Wiesler und Ortner, Genossenschaftsvorstand Kammerrat Losert, Dr. Herbert Wiesler und viele andere.

Der Vizepräsident des Landesverbandes der Gastgewerbegenossenschaften Steiermarks, Herr Karl Ludwig Geiter hob in seiner Ansprache die Beziehungen zwischen dem Wirken der Journalisten und dem Gastgewerbe mit überaus war-

halben Jahre beschlossen die beiden, gemeinsam Selbstmord durch Erhängen zu verüben. Sie kamen jedoch von der Ausführung des Planes wieder ab. Inzwischen wuchs die Not immer mehr. Gestern führten sie nun ihren Entschluß aus. Kogler schob einen Sessel zum Türstock, die Beichler legte sich eine Schlinge um den Hals, die von dem Mann an einem Haken befestigt wurde. Da die Frau nicht stehen konnte — sie hatte keine Prothese — setzte sie sich auf den Sessel, den Kogler fortzog. Die Beichler starb in wenigen Minuten. Von Grauen erfaßt, lief nun Kogler in das Nebenzimmer, um sich zu erhängen. Der Strick scheint ihm arge Schmerzen verursacht zu haben. Er zog im letzten Moment den Kopf wieder aus der Schlinge. Eine Gerichtskommis-

men Worten hervor. Zum Schluß seiner gehaltvollen Rede sagte er: „Da Sie heute von der Besichtigung der prächtigen Riegersburg heimgekehrt sind, so haben auch die grünen Lande der Steiermark gewiß Ihren Eindruck auf Ihr Empfinden mächtig ausgeübt, und wenn Sie heimkehren, dann vergessen Sie auch nicht, Ihren Freunden zu erzählen, daß der strahlende Zauber der Romantik in der Steiermark noch nicht verblaßt ist. Ein Land, das in seinen Hügeln und Bergen Dichter wie Rosegger, Kernstock, Klöpfer und wie sie alle heißen, hervorgebracht hat, die wir als Zierden ihres Berufes verehren, soll auch ein ständig Plätzchen haben in Ihrem freundlichen Gedenken. Nun will ich schließen mit dem heißen Wunsche, daß Sie sich bei uns recht wohl fühlen und daß die Grazer Tage fester denn je die Bande verknüpfen, die unser Gewerbe mit Ihrem Berufe verbindet." (Langanhaltender Beifall.)

Bürgermeister Muchitsch verwies in einer längeren Rede auf das Bemühen der Gemeinde, Wiederaufbauarbeit zu leisten. Er erwähnte u. a., daß, während in Wien kürzlich die 10.000. elektrische Lampe erstrahlte, Graz nunmehr 1000 solcher Lampen hat. Schließlich würdigte er die gemeinsame Arbeit zum Wohle von Stadt und Volk, an der auch die Journalisten Anteil haben. Die Rede des Bürgermeisters fand lebhafte

sion begab sich nach Waltendorf. Bei der Beichler konnte man nur mehr den eingetretenen Tod feststellen, bei Kogler waren die Strangulierungsspuren noch deutlich sichtbar.

Zustimmung. Präsident Zappler erwiderte in warm empfundenen Worten.

Ein auserlesenes Programm der allgemein beliebten Salonkapelle Klampfer erhöhte die Stimmung. Altmeister Hotelier Müller sorgte mit seinem bewährten Personal für die Bedienung der zahlreichen Gäste in der zufriedenstellendsten Weise.

Wahrhaftig, der strahlende Zauber der Romantik ist noch nicht verblaßt in diesem Lande. Und wie sie auch alle heißen mögen, die nichts heißen: ihre gemeinsame Arbeit zum Wohl von Stadt und Volk ist überall auf dieser Welt die gleiche. Sie fahren empfindungslos im Auto durch Proletarier-Quartiere, um prächtige Ritterburgen zu besichtigen und packen erst dort ihr Empfinden aus, um mächtige Eindrücke darauf ausüben zu lassen. Sie rühmen sich ihrer Dichter, als hätten sie Anteil an deren Geburt, gehen aber mit Stillschweigen über den Tod jener hinweg, an deren Elend sie Anteil haben, ohne Anteil daran zu nehmen. Während sich in der Vorstadt halbverhungerte Greise bemühen, einander aufzuknüpfen, tafelt in der Stadt eine Bande, um Bande fester zu knüpfen und während dort das Grauen umgeht, geht hier ein gespensterhafter Altmeister von einem Hotelier um und sorgt in zufriedenstellendster Weise für die Bedienung derer, die Hungernde mit 5 S im Monat unterstützen und sattgefressen die Unterstützung der Presse für sich verlangen, die sich ihrer tausend Lampen rühmen und es der Sonne überlassen, den Jammer jener zu bescheinen, deren Stimmung auch keine noch so allgemein beliebte Salonkapelle erhöhen könnte, sondern höchstens das unvermutete Losgehen einer der zum Dessert kredenzten Bomben aus Fruchteis auf dem Tische ihrer Unterstützer.

DIE WOHLBERATENE OEKONOMIE

Titelverleihung. Der Bundespräsident hat dem Wirtschaftsbesitzer Franz Kandler, Präsidenten der Landwirtschaftsgesellschaft für Steiermark in Graz, den Titel eines Oekonomierates verliehen.

Dieser Kandler ist ein alter Bekannter (Siehe: Nr. 3, Seite 20 und Nr. 7, Seite 23), der die Kunst versteht, sich immer wieder in Erinnerung zu bringen und es mir unmöglich macht, endlich einmal die Spottgeburt aus Gemütsdreck und Profitfeuer zu vergessen, die ich in Nr. 3 des Nebelhorns berufen habe. Aber nun wird die Reihe hoffentlich abgeschlossen sein und die arme Seelenlosigkeit ihre Ruhe haben. Kandler hat die Tat vollbracht, ich habe sie der nicht einmal sehr erstaunten Mitwelt verkündet, die Sozialdemokraten haben sie im Landtag gewürdigt und der Bundespräsident hat sie nun belohnt. Und obzwar damals im Landtage eigentlich der Landeshauptmann gefragt wurde, was er gegen diese an den Landarbeitern verübte Untat zu unternehmen gedenke, geht der Bundespräsident, den niemand gefragt hat, her und schaut, was sich für den, der sie angeregt hat, tun läßt. Hier liegt offensichtlich ein Mißverständnis vor; denn man kann doch nicht annehmen, daß der Bundespräsident selbst auf einen solchen Oekonomierat gekommen ist, weil er als Großgrundbesitzer zu Jauern den Rat Kandlers am eigenen Leibe als ökonomisch empfunden hat und nun von dem Vorrecht der Würdenträger Gebrauch macht, finanzielle Vorteile mit Titeln zu bezahlen.

Ach, zur Zeit, als Schiller „Kabale u. Liebe“ schrieb, war das Leben doch einfacher! Da ging einer her und drohte, der Residenz zu erzählen, wie man Präsident wird und der Präsident war erledigt. Heute ist so etwas unmöglich. Was nützt es, den Leuten noch einmal zu erzählen, wie man Oekonomierat wird? Sie wissen's längst und er ist's doch geworden. Selbst aber ist man erledigt und kann nur noch darüber nachdenken, ob es nicht vielleicht zu erwägen wäre, seine anarchistischen Wünsche endlich abzutun und sich mit Inbrunst dem Gefühl hinzugeben, daß es doch schön sei, von solchen Würdenträgern und Würdenverleihern beherrscht zu werden.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

Tierfreund. Zu meiner Antwort in der letzten Nummer ist nachzutragen, daß während der Drucklegung folgendes Schreiben eintraf:

Wien, 19. April 1927.

An den Verlag

„Das Nebelhorn"

Graz.

Sie hatten die Freundlichkeit, uns in der letzten Zeit einige Nummern des in Ihrem Verlage erscheinenden „Nebelhorn" zu übersenden. Da wir ein Abonnement nicht eingehen können, sind wir leider genötigt, Ihnen die Hefte wieder zurückzusenden. Wenn Sie aber damit einverstanden sind, möchten wir Ihnen vorschlagen, mit unserer Vereinszeitschrift „Der Tierfreund" einen Tausch einzugehen.

Ihrer diesbezüglichen Rückantwort entgegensehend, zeichnen wir hochachtungsvoll

Wiener Tierschutzverein

Dr. Melkus Präsident. Unterschrift unleserlich Sekretär.

Was diese neuerliche Zuschrift veranlaßt hat, weiß ich nicht.

Komiker. Man kann nie wissen, was die Menschen zum Lachen reizt. Zum Beispiel: Bei der letzten Beratung des Völkerbundes über die Abrüstungsfrage erhob sich der Vertreter Chinas und meinte, er finde es sonderbar, daß über die Abrüstung soviel geredet werde. Die Sache sei doch höchst einfach: man verlade sämtliche Waffen auf die Kriegsschiffe, soweit sie darauf Platz haben, fahre mit diesen an einem festzusetzenden Tage aufs Meer und versenke sie dort. Aus den

noch übrig gebliebenen Waffen mache man Pflüge und Werkzeuge. Der Erfolg dieses Vorschlages war ein schallendes Gelächter aller anderen Delegierten. Es ist aber auch eine Naivität zu glauben, daß es sich bei einer Abrüstungskonferenz um die Abrüstung handle. Handeln tut es sich immer nur um das Handeln und versenkt werden höchstens die Hände in den Hosentaschen und die Nasen in den Tintenfässern. Und abgerüstet kann schon deshalb nicht werden, weils dann keine Gelegenheit mehr zu Abrüstungskonferenzen gäbe.

K. D. Hamburg. Vielen Dank für Ihren Brief und die übersandten Adressen. Sie schreiben: „Bücher kauft der Deutsche überhaupt nicht mehr, nur illustrierte Blätter und Sportzeitungen. Es ist in Deutschland leichter 500 Schnäpse zu verkaufen, als ein Buch, das eine Mark kostet. Es ist spielend leicht, durch irgend einen Sportwahnsinn 30.000 Menschen anzuziehen, man braucht aber bald 30.000 Prospekte um einen Menschen für ein Buch als Käufer zu gewinnen." Das ist eine Verallgemeinerung. Es kommt auf das Buch an. Die Courths-Mahler zum Beispiel braucht nur einen Menschen um 30.000 Romane zu schreiben und scheint allein an jedem Tag 500 Schnäpse zu trinken. Aber freilich, wenn ein Buch über den Horizont geht, dann verschwinden die erschreckten Leute blitzartig unter den Horizont. Die meisten brauchen überhaupt keinen Horizont und sind auch mit Kalodont zufrieden.

Wähler. In Oesterreich geht zwar bekanntlich alle Gewalt vom Volke aus, aber wenn nach den Verfassungsgesetzen ein Volksbegehren gestellt werden soll, dann stellt sich heraus, daß dies unmöglich ist, weil noch keine Durchführungsverordnung „erlassen" worden ist. So etwas steht bei uns ganz gemütlich in der Zeitung und kein Mensch regt sich darüber auf, die Leut' laufen wie die Lamperln zu den Urnen und wählen nach einem Wahlrecht, mit dem sie nicht zufrieden sind, Vertreter, mit denen man wahrlich zufrieden sein kann, denn sie verstehen ihr Geschäft. Die ganze Gewalt, die von diesem Volke ausgeht, ist die Gewalt einer geradezu mordialischen Verblödung und die bedarf keiner besonderen Durchführungsverordnung mehr, weil sie eben durch sämtliche bisher erschie-

nenen Verordnungen längst durchgeführt ist. Die Hauptsache ist ja schließlich doch, daß der Seipel einen Cäsarenkopf hat und die „Madeln gstellt vom Kopf bis zu die Wadeln" sind.

Chemiker. Auch ich habe den Bericht über eine Rede gelesen, die Horthy anläßlich einer Fahnenweihe gehalten und in der er unter anderem gesagt hat:

Budapests Volk hat heute die Trikolore unserer Ahnen angeboten. Vergessen wir aber nicht, daß noch vor acht Jahren hier f r e m d e F e t z e n wehten und auch heute noch versucht wird, die Seele mit Stickgasen der Aufwiegelung zu vergiften. Achtung ist geboten, denn es ist leichter zu Bösem zu verleiten, als zu Gutem zu verpflichten. Die falschen Lehren hüllen sich in den b u n t e n R o c k glitzernder Ideen, aber diese Lehren führen zu dem Untergang der ungarischen Rasse.

Welche chemische Zusammensetzung aber diese Stickgase der Aufwieglung haben, kann ich Ihnen nicht sagen; keineswegs aber dürfte ihre Wirkung durch den Schwefelwasserstoff, der dem Munde eines Reichsverwesers aus dem Status der regierenden Gebirgsmarine entströmt, paralysiert werden können. Im übrigen ist Budapest die erste Stadt, die ein Volk und keine Bevölkerung hat. Dafür hat's dieses Volk aber auch nicht leicht. Die fremden Fetzen dürften die Nicht-Farbenblinden in ihm ja noch von den trikoloren eigenen Fetzen unterscheiden können. Aber bei den Lehren ist die Unterscheidung schon sehr schwierig. Die falschen hüllen sich in den bunten Rock und arbeiten mit Stickgasen und die richtigen hüllen die Untertanen in den bunten Rock und arbeiten ebenfalls mit Stickgasen. Wer soll sich da noch auskennen? Auf jeden Fall ist vor diesem penetranten akustischen Reichsverwesungsgeruch Achtung geboten. Ein Erfinder für Ohren-Gasmasken wird gesucht.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern . .	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 11 1. JUNI 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Der Mensch / Glossen / Geist-Ersatz durch Geister

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 11 1. JUNI 1927 I. JAHR

DER MENSCH

Die beiden Freunde hatten das Abendessen bei einer befreundeten Familie eingenommen und sich später als gewöhnlich verabschiedet. Sie traten auf die dunkle, nur von einigen Laternen erleuchtete Straße und machten sich auf den Heimweg. Der Lärm, der tagsüber die große Stadt durchbraust hatte, war erstorben, nur eine Droschke rumpelte noch über das Pflaster, gezogen von einem hinkenden, abgetriebenen Gaule, besetzt von einer betrunkenen Gesellschaft.

Der eine der beiden Freunde war fröhlich, der andere mißvergnügt.

„Was hast du denn?" begann nach kurzem Schweigen der Fröhliche. „Mich dünkt, du hast mit Maria gestritten, statt dich mit ihr zu verloben?"

„Ich werde dieses Haus nie wieder betreten!" brüllte der Mißvergnügte auf, daß die Straße hallte.

„Ja, was ist denn geschehen?"

„Es ist nicht auszudenken! Sie hat mir erzählt, daß sie im letzten Sommer beim Hühnerschlachten mitgeholfen hat!"

„Na und? Du zartbesaitetes Gemüt!" lachte der Fröhliche. „Was ist denn da weiter dabei? Sie ist eben eine resche Haustochter, das richtige Wiener Bürgermädel, das sich nicht scheut, auch einmal im Häuslichen mitzuhelfen!"

„Was?“ schrie der Mißvergnügte. „Einem kleinen wehrlosen Geschöpfe mit einem Messer langsam den Hals abzusäbeln, das nennst du eine häusliche Tätigkeit? Ein Weib, das einer solchen Bestialität fähig ist — — —“

„Na, na, beruhige dich nur! Das haben schon sehr viele getan und sind dabei doch sehr nette weibliche Geschöpfe geblieben! Und du hast gewiß auch noch niemals einen Hühnerbraten verschmäht. Der Mensch ist nun eben einmal eine Bestie!“

Ueber diese Worte geriet der Mißvergnügte völlig aus dem Häuschen. „Der Mensch ist eben einmal eine Bestie!“ äffte er dem Freunde nach. „Welch ein widerlicher Gemeinplatz! Himmelherrgott, was denkst du dir denn eigentlich, wenn du so daherredest?“

„Ich denke mir, daß ich aufrichtig bin!“ lachte der andere.

„Nichts, nichts denkst du dir dabei!“ schrie der Mißvergnügte, sonst könntest du es nicht heiter finden, eine Bestie zu sein! Und übrigens ists gar nicht wahr. Der Mensch ist gar keine einfache Bestie, sondern eine Oberbestie von solch grotesker Bestialität, daß sie zum reinen Himmel stinkt. Was ist ein Tiger gegen einen Europäer oder Amerikaner, der es jederzeit schwarz auf weiß lesen kann, daß er ein Ebenbild Gottes mit Seele ist!

„Ich bitte dich, rege dich nicht so auf, sonst trifft dich noch der Schlag!“ sprach der Fröhliche, ernstlich etwas besorgt. „Was Seele, was Ebenbild! Durch den Verstand unterscheidet sich der Mensch wohl nicht vom Tier, he?“

„Nein mein Lieber,“ lachte der Mißvergnügte höhnisch auf, „dazu ist der Verstand wirklich zu wenig verbreitet!“

„Na, durch was denn, deiner Meinung nach?“

„Durch nichts als durch seine Waden und seine Verlogenheit!“

„Du bist ein Original!"

„Nein, ich bin kein Original, sondern zitiere bloß Nestroy. Aber heute ist einer schnell ein Original. Da die Zeit total verlogen ist, braucht einer nur die Wahrheit zu sagen und schon, — hast es nicht g'sehn, — ist er ein großmächtiges Original! Aber du mit deiner Leidenschaft für die Jagd kannst ja gar nicht zugeben, daß ich recht habe!"

„Bitte fange nicht auch noch damit an! Davon verstehst du wirklich als Nichtjäger nichts!"

„Davon verstehe ich schon etwas, mein Guter! Ach dieses frische fröhliche Waidwerk, Halli und Hallo! Dieser Mord als Zeitvertreib und diese Hinterlist als Erholung! Ja, die alten Germanen, die mit Spießen auf Auerochsen losgingen, weil sie inmitten ihrer Urwälder auf Fleischgenuß angewiesen waren, die lasse ich mir noch gefallen. Aber heute, wo man gerade noch den Mut aufbringt, mit einem Repetiergewehr gegen einen Hasen die Offensive zu ergreifen, bei einer Wildsau aber schon defensiv auf Bäume und Hochstände klettert, in dieser Zeit, wo die Möpse Beißkörbe tragen müssen, während die Ahnen die Löwen für gelbe Hunde ansahen und mit Prügeln erschlugen, in einer solchen Zeit gehört wahrlich eine rührende Naivität dazu, sich auf die Jägerei noch etwas einzubilden! Ich will aber nicht von dir reden, denn du bist ja doch ein besserer Mensch —"

„Danke vielmals!"

„Bitte laß mich ausreden — — — aber du denkst zu wenig! Du siehst, dein Dank war voreilig. Betrachte nur einmal so einen Durchschnittsjäger! Da zieht er gut gefettete Jagdstiefel an seine durch die eigene Dummheit verkrüppelten und mit Hühneraugen bedeckten Füße, hüllt seinen von Völlerei aufgequollenen Körper, seine von Krankheiten zerfressenen Geschlechtsorgane, sein Bierherz und seine verkalkten Arterien in ein wasserdichtes Lo-

dengewand, damit nur ja nichts vom Ebenbilde Gottes naß wird und begibt sich ins Revier. Im nach Zahnfäule duftenden Mund, dem die Rülpser halbverdauter Tierleichen entsteigen, eine duftende Zigarre, ein Hütchen mit Haaren und Federn, die er ermordeten Tieren ausgerissen hat, auf seine traurige Glatze gestülpt, eine Nadel mit dem Zahn eines Hirsches im Schlips, begibt er sich in den Hinterhalt. Während er lauert, stellt er rührende Betrachtungen darüber an, wie veredelnd doch die Jagd sei, bei der man inmitten des Waldes stillsitzen müsse und so Muße habe, die Natur zu belauschen und zu bewundern. Wozu man ohne Jagd doch gewiß nicht käme, da man ohne die Anregung, die es gewährt, Kugeln in lebendes Fleisch zu klatschen, viel bequemer im Cafè sitzen und Kartenspielen könne.

Dann beginnt er zu schießen. Freie, selige Tiere mit leuchtenden Augen, unendlich feinen Sinnen, starken Muskeln und zarten Gliedern, die aus dem Walde auf die abendlichte Wiese treten, um, den unbewußten Gesetzen der Natur gehorchend, zu essen, zu trinken und sich zu paaren. Er, eine geistige und körperliche Karrikatur, erfrecht sich, unsäglich vollkommene und schöne, von den süßesten Schauern beschwerdeloser Gesundheit durchströmte Wesen zu seiner Belustigung zu ermorden!"

„Predige nicht!" unterbrach ihn der Freund. „Und wer hält die Schonzeiten, wer hegt das Wild, wer beschützt es vor Bauern und Wilderern?"

„Der Jäger! Natürlich! Damit ihm das Mordmaterial nicht ausgehe, aber aus gar keinem anderen Grunde! Diese sogenannte Waidgerechtigkeit ist ja das Bestialischeste, denn sie bringt noch Methode in die ganze Schweinerei und verleiht ihr in den Augen der kritiklosen Masse noch einen Nimbus von Edelmut. Sie setzt fest, wann die Mutter den Kindern und wann die Kinder der Mutter weg-

geschossen werden dürfen, ohne daß eine Schmälerung der Waidmanslust für die Zukunft zu befürchten sei, sie — "

„So, und wer gibt dem Wilde einen angenehmeren Tod? Der waidgerechte Jäger oder der Schinder, der es mit der Schlinge fängt?"

„Wie das klingt: „Angenehmerer Tod!" Warum muß denn überhaupt getötet werden? Das ist ja richtig: die Qual der erschossenen Kreatur ist noch nicht die ärgste, wenn der Schütze gut ist und es nicht zum Genickfang und ähnlichen Scheußlichkeiten kommt, deretwegen ich dem Staate, der doch sonst nicht um Einnahmen verlegen ist, empfehlen würde, sämtliche Jäger zuerst einmal wegen unbefugter Ausübung des Gewerbes der Fleischhauerei zu bestrafen und in Zukunft als feuergewehrbewaffnete Fleischhauer mit einem Gewerbeschein auszustatten und zu besteuern, damit sie etwas von ihrem Nimbus verlieren. Ebenso die Fischer, die so ruhevoll nach ihrer Angel sehen, als ob sie nicht bis fünf zählen könnten. Aber was soll mit denen geschehen, die den Fröschen die Hinterbeine ausreißen und den noch lebenden Rest wieder ins Wasser werfen? Was mit denen, die Fledermäuse lebendig an die Scheunentore nageln, damit die Ernte gut werde und Kröten mit der Mistgabel aufspießen und über das Dach werfen, damit das Glück im Hause seinen Einzug halte? Was mit denen, die die Pelztiere ausrotten, lebende Vögel rupfen, Singvögel blenden, damit sie das ganze Jahr, ach, so süß und poetisch singen? Was mit denen, die den lebenden Krebsen den Darm herausreißen und die Austern lebendig fressen? Nimmt Gott noch immer keine andere Gestalt an, weil es ihm vor diesen Ebenbildern graust, erwägt er nicht, ihnen statt der unsterblichen Seele etwas Mitleid mit dem Sterblichen einzuhauchen?

Und nun gar die armen Geschöpfe, die das Unglück gehabt haben, vom Menschen zu Haustieren

erkoren zu werden! O, der Genuß, ein Hausgenosse des fröhlichen Landmannes zu sein! Ei, wie werden da in munterer Abwechslung die Ohren zur Markierung eingeschnitten und mit Marken durchbohrt, Nasenringe eingezogen, glühende Stempel ins Fleisch gebrannt und schillernde Federnhälse abgesäbelt! Wie interessant ist das Kapaunisieren, wie geschickt ist der Viehkastrierer (ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft) und wie gut schmecken frische Stier- und Pferdehoden! Wie komisch quieken die zur Mast bestimmten weiblichen Schweine, wenn ihnen die Eierstöcke herausgeschnitten werden. Wie munter hopsen die Lämmer und Kälber auf den Wiesen und wie klangvoll ist das Blöcken und Muhen ihrer Mütter, wenn die Kinder der Fleischhauer holt und sie sein übermütiger Hund in die Hinterbeine beißt! Und nun gar der Höhepunkt des bäuerlichen Jahres: Das Schlachtfest! Wenn die ganze Verwandtschaft und Freundschaft zusammenkommt zur Feier der Halsabschneidung eines Schweines! Denn das ist nicht am Ende ein Brauch der Niam-Niam, sondern eine sinnige Sitte nordisch-arischer Edelrassigkeit. Wie lustig das Blut stoßweise mit den immer schwächer werdenden Herzschlägen aus der tiefen Wunde durch die Luft springt und wie ungeschickt oft die Kinder sind, die dieses Blut mit Töpfen auffangen sollen und dabei ihre sündteuren Kleider beklecksen und ruinieren! Und sind dann die Gedärme von den Exkrementen gereinigt und mit kleingehackten Leichenteilen gestopft, wie kräftig und bekömmlich munden schon zwei Stunden nach der Schlachtung diese Würste und wie unberechtigt erscheint das Vorurteil der Papuas, die so etwas nicht fressen wollen, weil ihnen davor graust!"

„Aber du darfst," fiel ihm der Freund in die Rede, „doch nicht die ungebildeten Bauern — — —"

„Glaubst du, die Gebildeten sind um ein Haar besser? Vielleicht diese Gelehrten, die Hunde und Katzen, Meerschweinchen und Kaninchen bei lebendigem Leibe und vollem Bewußtsein zerschneiden und dabei den Kindern gleichen, die eine Uhr mit einer Hacke auseinanderschlagen, um zu sehen, warum sie so genau geht. Weil die Leute zu borniert sind, den Gesetzen der Natur zu gehorchen und so immer gesund zu bleiben, werden sie zuerst aus Idiotismus krank und suchen dann im Bauche der gescheiteren Tiere mit bebrillten Augen nach der verlorenen Gesundheit. Glaubst du wirklich, auch wenn es keinen Haarmann und Denke gegeben hätte, daß wir schon den Kannibalismus überwunden haben, daß das Fressen von Tieren im Grunde etwas anderes ist als das Fressen von Menschen, wenn auch unsere famose Religion Ja und Amen dazu sagt, und daß es nicht heute eine Menge Leute gäbe, die ihre Großmutter wie ein Schwein schlachten und verschlingen würden, wenn sie dafür nicht mehr eingesperrt würden? Pfui Teufel!“

Er schwieg. Und da auch der Freund nichts sprach, gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann begann der nun nicht mehr Fröhliche:

„Und was willst du dagegen tun?“

„Von morgen ab bin ich Vegetarier und übermorgen wahrscheinlich Buddhist. Meine Hände wenigstens sollen von diesem Blute rein bleiben. Doch da bin ich daheim. Na, gute Nacht!“

Das Haustor fiel hinter ihm zu.

Nachdenklich schritt der andere weiter. Aus einem Nachtlokale strömten Seelenbesitzer auf die nächtliche Straße und gröhlten das Lied: „Gehn ma Freunderl auf a Weinderl vor die Stadt hinaus“, welches geschrieben hat der heilige Evangelist Eysler vom ersten bis zum letzten Vers. Eine

Schöne spie, sich an einer Laterne festhaltend, auf das Pflaster.

Vor dem Nachtlokale stand ein lange Reihe Mietfuhrwerke. Bei dem ersten Pferde blieb der Freund stehen. Langsam, als befürchte er den Kutscher, der quer im Wagen liegend schnarchte, zu wecken, zog er die Hand aus der Manteltasche und berührte den Hals des Tieres. Das Pferd hob den vor Müdigkeit und Schlaf hinabgesunkenen Kopf, legte die Ohren feindselig zurück und wollte nach ihm beißen. Als es aber keinen Schmerz, sondern nur die leise und zaghaft streichelnde Hand fühlte, da spitzte es die Ohren, wandte ihm den großen Kopf mit den guten schwarzen Augen zu, in denen sich die Bogenlampe über dem Eingang des Lokales spiegelte, näherte die Nüstern seinem vorne offenstehenden Mantel und schnaubte leise.

GLOSSEN

Dienstbotenwechsel

Der Sport ist als neuer Irrenhausgehilfe aufgetaucht und in den Dienst des Kaufmanns getreten:

Nach Meldungen aus Johannesburg hatten sich gestern vor den neuen Diamantenfeldern über 100.000 Menschen eingefunden, um dem letzten großen Rennen der Diamantengräber nach den neuen Diamantfeldern beizuwohnen.Das Wettrennen der Diamantengräber, eine für europäische Begriffe seltsame Form der Bewerbe um das Recht nach Diamanten graben zu dürfen, wurde festgesetzt, um die vorhandenen Plätze unter der übergroßen Zahl von Diamantengräbern aufzuteilen. Die Plätze waren als Laufziel gedacht und wer den Platz zuerst erreichte, dem sollte er als Eigentümer oder Pächter zugesprochen werden. Um 12 Uhr sollte das Rennen beginnen. Etwa 17.000 Diamantengräber und Vertreter von Unternehmungen waren zum Start bereit, als 20 Minuten vor der festgesetzten Zeit plötzlich 12.000 Menschen mit fürchterlichem Geschrei loszulaufen begann, während die übrigen 5000 einschließlich der besten Läufer zurückgelassen wurden. Berittene Polizei versuchte vergeblich, die bereits losgestürmte Menge zurückzuhalten. Die Bergwerkskommission hat die Regierung gebeten, dieses Rennen und die darnach abgesteckten Diamantgräberplätze als ungültig erklären zu lassen. Das Losstürmen sollte ein Protest der Dimantgräber gegen die reichen Syndikate sein, die sich für dieses Rennen berufsmäßige Sportleute angeworben hatten, um sich die besten Plätze zu sichern.

Dagegen ist die sogenannte Kunst, die bisher im Dienste des Kaufmannes stand, gekündigt worden und als Animiermädchen in den Dienst der Religion getreten:

Wie die „Tägliche Rundschau" aus London meldet, ist in Wolverhampton (Grafschaft Stafford) unter der Leitung

des Vorstandes der presbyterianischen Kirche in einer Kapelle ein Kabarett eröffnet worden. Am Sonntag sollen junge Leute zum Besuch des Kabaretts aufgefordert werden, um sie von zweideutigen Vergnügungen abzuhalten. Jeden Abend wird ein Programm ausgegeben, wonach Tänze vorgeführt werden. Auch wird Kaffee und Bier herumgereicht.

Stürmische Gefühle der Ehrfurcht

. . . Dann wurde der Deckel an seinen Goldgriffen gehoben und die Mumie des Königs aufgedeckt.

In solchen Augenblicken versagt die Sprache, tausend Gefühle bestürmen den ehrfürchtigen Forscher und Menschen. Der Archäolog aber hat sein Geühl zu unterdrücken und nur zu forschen. Was vor uns lag, waren die irdischen Reste eines jugendlichen Pharao, der bisher nicht mehr als ein schattenhafter Name gewesen war. Die sauber und sorgfältig gearbeitete Mumie füllte das ganze Innere des Goldsarges aus — — — — — — — — — — — — — — — die strahlende, fast pomphafte Goldmaske — — — — — — — — — — — — — — — biegsam, mit Golddurchzogenen Bändern — — in massivem Gold — — — — — — — — — — — — — — von gelbem und rotem Gold — — — — — — — — Osirisbart aus Gold — — — — — — — — — — — — — die aus schmalen, mit Einlagen geschmückten Goldblättchen — — — — — — — — — — — — — — — — — — Die Hände sind aus poliertem Gold — — — — — — — — So viel konnten wir immerhin sehen, daß die Bänder aus schwerem Golde bestanden. — — — — — — — — — — — — — — — — — Die Kostbarkeiten der Vor-, Seiten- und Grabkammer sind geradezu unschätzbar. Abgesehen von ihrem mit Geld nicht zu bezahlenden Kunstwert stellt allein schon ihr Metallwert ein riesiges Vermögen dar.

Ich träumte, nachdem ich dies gelesen hatte und dabei eingeschlafen war, von einem Archäologen, der war Hilfsarbeiter und hieß Hinterberger. Er begab sich eines Nachts auf den Matzleinsdorfer Friedhof in Wien, öffnete ein Grab und begann fieberhaft zu forschen. Er wurde dabei von Leuten, die keine Ahnung von den Methoden der Wissenschaft haben, ertappt und der Polizei überstellt. Wegen Leichenschändung zur Verantwortung gezogen, gab er an, es hätten ihn wohl tausend Gefühle der Ehrfurcht bestürmt, aber er habe einmal in der

Zeitung gelesen, daß man solche Gefühle zu unterdrücken und nur zu forschen habe. Auch sei die Leiche gar nicht sauber gearbeitet gewesen und die Ausbeute an Gold sei mit der beim Grabe Tut-ench-Amuns gemachten nicht zu vergleichen gewesen. An Inschriften habe er im Grabe außer einer unbezahlten Rechnung nichts gefunden. Im übrigen sei er bereit, die gefundenen Schmuckstücke dem Polizeimuseum zu widmen. Der Mann wurde verurteilt. In seiner Berufungsschrift gegen dieses Urteil stellte er die juristisch interessante Frage, bei welcher Metallwertgrenze eine Grabschändung aufhöre eine wissenschaftliche Tat zu sein und ein Verbrechen zu werden beginne und wieviele Jahre nach dem Tode das Recht der Toten auf Grabesruhe gesetzlich verjähre. Die Berufungsinstanz wies diese Fragen als nicht zur Sache gehörig zurück und bestätigte das erstrichterliche Urteil. Das Bild Hinterbergers kam ins Verbrecheralbum, das Bild Howard Carters in die illustrierten Blätter, die sich dadurch neuerlich als das Album der noch auf freiem Fuße befindlichen Verbrecher erwiesen. — Da erwachte ich. Es war schon später Vormittag und ich fühlte mich irrsinnig. Ich beschloß, die vor kurzem verschiedene Morgenstunde zu exhumieren und in ihrem Munde nach Gold zu suchen. Ich zertrümmerte zu diesem Zwecke meine Uhr. Ein Osirisbart aus Gold begann mir zu wachsen. Mein Zahnarzt kam und krönte mich mit einer vom Zahn der Zeit abgefallenen, alten Goldkrone zum König von Aegypten. Ich photographierte mein Spiegelbild und sandte es an die Redaktion der „Wiener Bilder". Hierauf erschoß ich mich.

Ergraute kleine Kinder

Die Wiener Börse hatte gestern ihren großen Festtag. Wie kleine Kinder drängten sich ergraute Börsianer, um ein Wort oder einen Blick des Staatsoberhauptes zu erhaschen.

Einfach süß! Sich vorzustellen: wie sie um Worte und Blicke Haschen spielen, diese Kinderln, die sonst nur immer schreien und sich unanständig benehmen; wie aus Haussierern und Baisstien Hascher werden, die nicht bis 5 Prozent zählen können — graue Haare könnte man dabei bekommen!

Im Cäsarenkopf

Seipels gehts drunter und drüber, aber immer hoch her und man weiß nie, ob die in ihm entstehenden Gedanken eine Folge der Gehirnwindungen sind oder ob diese Windungen lediglich eine Reaktion der Gehirnmasse auf die Gedanken darstellen.

Bundeskanzler Dr. Seipel empfing im Präsidialsalon des Parlamentes die Exekutive der internationalen Journalistenorganisation. Der Präsident Mr. Bourdon hielt eine Begrüßungsansprache, worauf Bundeskanzler Dr .Seipel erwiderte, er wünsche der Tagung einen vollen Erfolg, einen ebenso guten Erfolg, wie er ihn seiner Regierungsbildung wünsche. Er habe jetzt eine schwere Arbeit vor sich, die Regierungs- und Mehrheitsbildung durchzuführen, nichts hätte ihn in dieser Arbeit unterbrechen können, als eben nur der Empfang der Journalisten. Er richtete an sie den Appell, weiter für die Völkerversöhnung zu wirken. Der Kanzler betonte ferner die Bedeutung und hehre Aufgabe der Presse und meinte, daß sie zwar Kriege hervorrufen, aber auch Frieden stiften könne; er hoffe, daß es der Presse gelingen werde, den wirklichen Frieden zu schaffen, auf den die Völker noch immer warten. Schließlich bat er die Vertreter der ausländischen Presse für Oesterreich freundliche Worte zu finden.

Heute vormittag empfing Bundeskanzler Dr. Seipel eine Abordnung norwegischer Publizisten, die unter Führung des Pressechefs des norwegischen Außenamtes Legationsrates Vidnes zu kurzem Aufenthalte hier eingetroffen sind. Der Bundeskanzler versicherte den Herren, daß man hierzulande die Entwicklung Norwegens mit freundschaftlichem Interesse verfolge und bat die Herren, ihren norwegischen Lesern überall das, was sie hier zu sehen bekommen hätten, in wohlwollender Weise zu berichten.

Die Behauptung, die Journalisten hätten keine Verdienste, scheint wirklich eine bösartige Lüge zu sein, wenn man so liest, daß sie allein imstande sind, den Bundeskanzler von seiner schweren Arbeit durch Empfänge abzuhalten. Die Größe dieses Verdienstes wird aber wesentlich durch den Umstand geschmälert, daß hiebei Reden gehalten werden, durch die es klar wird, daß die Presse, deren hehre Aufgabe es unter anderem ist, Kriege hervorrufen zu können, schon lange für die

Völkerversöhnung wirkt. Als ich neulich in Wien war, freute ich mich schon, überall in den Gassen suchende Journalisten sehen zu können, die sich bemühen, freundliche Worte für Oesterreich zu finden. Aber ich wurde enttäuscht. Ich sah nur Oesterreicher, die vormittags die Entwicklung Norwegens mit freundschaftlichem Interesse fieberhaft verfolgten, nachmittags aber noch immer auf den wirklichen Frieden warten.

Feuer

Die tschechoslovakischen Bischöfe haben an sämtlichen Kirchen eine Verordnung anschlagen lassen, worin den Katholiken die Leichenverbrennung untersagt wird, da es eine heidnische Unsitte sei, den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele untergrabe und geeignet sei, den Unglauben zu verbreiten".

Die aus der Inquisitionszeit stammende christliche Sitte, Lebendige zu verbrennen, kann heute leider nicht mehr geübt werden, weil die Leute bekanntlich keinen Glauben mehr haben und sich schon auf den Wirbel beim jüngsten Gericht freuen, wenn die Auferstehung des Fleisches mangels eines solchen nicht stattfinden können und Gott lauter Kontumazurteile fällen müssen wird.

Eis

Beisetzung einer Heldenleiche. Die Leiche des stud. jur. Herrn E. H., Fähnrichs im Landesschützenregiment Nr. 1, Mitglied des Akad. Turnvereines, gefallen im 21. Lebensjahre am 2. Mai 1916 auf dem Passo Paradiso in Südtirol, Bezirk Cles, konnte erst im Oktober 1921, infolge der Lage im Gletschereis verhältnismäßig gut erhalten, geborgen werden. Sie wurde vom italienischen Oberleutnant Kaplan Agnale Ant zu Tal gebracht und im Heldenfriedhof von Cusiano beerdigt. Dieser Feldkaplan hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Kriegerleichen, die im heißen Sommer in den Gletschern zum Vorschein kamen, mit großer Sorgfalt herabzubringen und zu beerdigen. Zu diesem Zwecke wurden ihm von seiner Regierung Soldaten und Ausrüstung beigestellt.

In der Blüte der Jahre, im Wonnemonat, am Passo Para-

diso in eine Heldenleiche verwandelt; in Eis konserviert, verhältnismäßig gut erhalten, mit Sorgfalt zu Tal gebracht, in dem der Irrsinn weitertobt, als wäre nichts geschehen — wann wird das Weltraumschiff erfunden werden, mit dem man auf einen anderen Planeten übersiedeln kann?

Es kann der Beste

nicht in Frieden leben:

> Wegen des außergewöhnlich großen Erfolges bis inkl. Donnerstag prolongiert! Erstaufführung! Das gewaltigste Kapitel der Weltgeschichte verfilmt! Die Heldenfahrten der Emden. (Der fliegende Holländer des Indischen Ozeans.) Der Siegeszug des tollkühnen Kreuzers, der 90 Tage den Erdball in Atem hielt. 6 Monumentalakte. Unter persönlicher Mitwirkung des Kapitänleutnants von Mücke und der heldenhaften Mannschaft. Für die Jugend zugänglich. — — —

wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt:

> Bei der Aufführung von „Mare Nostrum" in einem Pariser Vorortkino protestierte das Publikum heftig; zahlreiche Zuschauer riefen: „Nieder mit dem Krieg!" Sogar Stinkbomben wurden geworfen, so daß der Theaterbesitzer um polizeiliche Hilfe nachsuchen mußte.

Die Engländer

stehen im Rufe, gute Geschäftsleute zu sein. Mich dünkt mit Unrecht. Denn:

> Die Regierung aus Südafrika weist amtlich aus ‚daß die staatlichen Ausgaben beim Besuch des Prinzen von Wales 25.000 Pfund betrugen; der Staatsschatz hat aber 41.000 Pfund durch die Amnestie aus Anlaß des Besuches erspart.

Wäre es nicht billiger gewesen, die Amnestie deshalb zu erlassen, weil zum Beispiel der 13. auf einen Freitag gefallen ist? Das passiert alle Jahre einmal, kostet nichts und erspart hätte damit ebenso viel werden können. Zum Reisenden in Amnestien ist der Prinz von Wales scheinbar nicht recht veranlagt. Dafür stellt er aber in der Herrenkleidebranche seinen Mann:

Nach Rückkehr des Prinzen von Wales von seiner Reise nach Südafrika und Südamerika machte ein Abgeordneter im Unterhaus die Bemerkung, der Prinz sei der leistungsfähigste Handelsreisende Englands. Der Prinz hat sich als solcher auch jetzt in Spanien wieder bewährt. Sein kurzer Aufenthalt in Gesellschaft seines Bruders in Madrid, Sevilla und Granada bei verschiedenen sportlichen Anlässen hat genügt, daß die Aufträge aus Spanien an englische Herrenkleiderfirmen bedeutend zugenommen haben.

Das wird wieder einmal ein König werden, der auf der Menschheit Höhen steht! Und da im Reiche dieses leistungsfähigsten Handlungsreisenden einmal die Sonne nicht untergehen wird, so bleibt nur eines zu hoffen: nämlich, daß wenigstens das Reich untergehe. Wann wird der Wind Hosen anziehen und den Handel mit Hosen auf den Meeren vernichten?

Der Segen des Fortschritts

An der Universität in Stambul fand ein überaus zahlreich besuchter Vortrag über die in der Türkei ausgebrochene Selbstmordepidemie statt. Die Polizeiberichte von Konstantinopel weisen aus, daß die Zahl der Selbstmorde im Jahre 1926 das sechsfache jener des Jahres 1916 betrug und — was eine Besonderheit der Türkei ist — daß die Zahl der lebensüberdrüssigen Frauen größer ist, als jene der Männer.

Auf die Behauptung, daß der Segen des Fortschritts hauptsächlich darin bestehe, daß die Leute unglücklicher werden, bekommt man immer zur Antwort, das scheine nur so, weil es heute mehr Menschen als früher gäbe. Darauf läßt sich schwer etwas sagen, obwohl es natürlich offenbar ist, daß auch die größere Menschenzahl ein Segen des Fortschritts ist. In der Türkei aber ist die Bevölkerungszahl wohl so ziemlich die gleiche geblieben seit sie nach abendländischem Muster umgekrempelt wurde. Und trotzdem! Die Männer können heute Hüte tragen und begehen doch Selbstmord und die Weiber sind vom Harem befreit und bringen sich dennoch um! Sie können ins „Erwerbsleben“ eintreten und haben dadurch die Möglichkeit zur sogenannten finanziellen Unabhängigkeit, die dem Fortschritt der Himmel auf Erden dünkt. Aber verstehe einer die Weiber! Sie pfeifen auf die finanzielle Unabhängigkeit und ha-

ben nur nach der sexuellen Abhängigkeit Verlangen. Aber mit der sieht es traurig aus, da die Männer vom Fortschritt bekanntlich immer impotenter werden. Schließlich wirds in der Türkei nur mehr Fortschrittseunuchen, das Standbild Kemal Paschas, das Parlamentsgebäude in Angora und teils tote, teils lebendige weibliche Leichen geben. Ich prophezeie es.

Satiriker, Huhn und Stachelschwein

Eine Geschichte von dem bekannten Satiriker Anton Kuh wird im neuesten „Stachelschwein" erzählt. Er sitzt mit ein paar Freunden in der Meierei in der Krieau und hält, wie so häufig, eine lange Rede. Ein Huhn, das einsam herumspaziert, nähert sich ihm und pickt ihn ins Bein. Verächtlich sagt er: „Geh weg!" und setzt eifrig seine Rede fort. Da kommt das Huhn wieder. Kuh unterbricht seinen Redefall und schreit zornig: „Geh weg, sag ich dir!" Aber das Federvieh läßt sich nicht abweisen: jetzt ist es wieder da, und er stößt mit dem Fuß nach ihm: „Geh weg — zum Teufel!" Weiter redet er und weiter. Da — auf einmal ist das Huhn wieder da, und nun reißt ihm die Geduld. Drohend stellt er sich vor das erschreckte Tier und trompetet mit erhobenem Finger: „Geh weg, du Vieh, oder ich bestell dich!"

Jetzt endlich weiß man, wie sich die Leute, die Zeitungen schreiben, einen Satiriker vorstellen: er heißt Kuh, ist ein Ochs, schreibt im „Stachelschwein", redet ununterbrochen, teilt Fußtritte aus und trompetet mit erhobenem Finger. Hoffentlich kommt bald ein Menschenfresser und bestellt sich sein Rindfleisch. Unverständlich an dem Ganzen ist mir nur die Geschmackslage des Huhnes. Aber vielleicht war es blind und suchte nach Hühneraugen, nicht wissend, daß ein Satiriker solcher Klasse die Schwielen im Kopf und nicht an den Füßen hat.

Wunder

In Neapel vollzog sich in der Basilika „Santa Chiara" das erste der beiden alljährlichen Januarius-Wunder. Es trat um 20.40 Uhr ein, nachdem die Gebete eine Stunde und 35 Minuten gewährt hatten. Die Gläubigen klatschten begeistert Beifall und einige Musikkapellen spielten den Königsmarsch.

Der Himmel hat es mit seinen Wundern heute nicht mehr leicht. Man ist ja gerne bereit, begeistert Beifall zu klatschen und nicht mehr bloß das Maul aufzureißen wie in vergangenen Zeiten, aber man hat keineswegs Zeit und Lust, sein ganzes Leben lang zu warten bis einmal ein Wunder geschieht. Ohne Organisation und Pünktlichkeit wäre ja der moderne Existenzkampf, der uns alle so beglückt, überhaupt nicht möglich. Da gibts keine Würstel. Auch für den Himmel nicht. Wenn er sich diesen Geboten des Fortschritts nicht fügt, gerät er rettungslos unter die Räder seines Mistwagens und kann sehen, wo er opferbereite Gläubige hernimmt. Denn wenn der Himmel die Sonne alle Tage pünktlich aufgehen lassen kann, so wäre es doch gelacht, wenn er bei seinen Wundern keine Pünktlichkeit zu Wege brächte. Und wie man sieht geht es auch.

„Wohin gehst Du heute abends, Benito?" fragt eine Neapolitanerin ihren Mann. — „Ich hab wollen ursprünglich in den „Orlow" gehen, aber was tut Gott, das Theater ist ausverkauft. Kleinigkeit, was er für Geschäfte macht, der neue Direktor! So geh ich jetzt halt zum Januarius-Wunder." — „Zu welchem? Zum ersten oder zweiten?" — „Zum ersten." — „Du, da mußt Du Dich aber beeilen. Es ist schon 20 Uhr!" — „Zeit genug! Um 19 Uhr 5 Minuten fangen sie zu beten an, ist in der Zeitung gestanden. Aber beim Beten muß ich ja nicht dabei sein. Ich geh erst zum Wunder." — „Wielange haben sie voriges Jahr gebetet?" — „Moment. Mir scheint zwei Stunden." — „Da wirds heuer nicht solang dauern, denn der Fortschritt muß sich doch bemerkbar machen." — „Ich schätz eindreiviertel Stunden. Aber du kannst ja telephonisch in Rom beim Vatikan anfragen. Aber beeil dich. Ich muß, bevor ich in die Basilika geh noch bei Fischl in Sorrent Matratzengradl bestellen. Er ist ausgegangen im Geschäft." — „Und was ist nachher?" — „Nachher gehn wir in die Bar. Die Kapelle, die beim Wunder spielt, kommt auch hin."

Die Frau kommt nach einer Weile vom Telephon zurück. „Niemand ist zuhaus beim Vatikan. Sie sind alle am Bahnhof." — „Am Bahnhof?" — „Hast du nicht gelesen das Abendblatt? Da schau her: da stehts. Sie erwarten die Schriftstücke."

Die im kanonischen Verfahren zur Seligsprechung des Papstes Pius X. in Treviso verfaßten Schriftstücke werden in einem von der Regierung beigestellten Eisenbahnwagen erster Klasse mit Ehrengeleite nach Rom gebracht.

„Der Schlag soll treffen die Seligsprecherei! Die Wunder sollten doch wichtiger sein, sollte man meinen! Eine Schlamperei! Wenn der Petrus das wüßt! Die Himmelsschlüssel werfet er ihnen auf die Wasserköpf!“ — „Aber, Benito, du lästerst!“ — „Was heißt lästern? Der Petrus ist so einer. Erinnere dich nur wie er dem Malchus hat abgehauen ein Ohr. Das ist ein andrer Kerl wie seine Nachfolger! Der ist sicher mit der Stoppuhr danebengestanden beim Wunder zu Kanaa und hat gestoppt wie lang's dauert, bis aus dem Wasser Wein wird!“ — „Aber damals hats ja noch gar keine Stoppuhren gegeben!“ —„Malheur! So wars halt a Sanduhr. Aber es ist Zeit. Ruf mir den Fischl auf. Bevor ich nicht weiß, ob ich den Matratzengradl krieg, geh ich nicht in die Basilika.“ — „Vielleicht is er billiger worn, weil die Lira steigt.“ — „Das wär a Wunder, das mir lieber wär, als der ganze Januarius!“ — „Hallo, Fräulein, bitt sie, geben sie mir den Fischl in Sorrent — —“

Amen.

GEIST-ERSATZ DURCH GEISTER

Immer wieder liest man in den Zeitungen Notizen von okkultistischen Geistersehern, die sich zu beweisen bemühen, daß sich der Okkultismus trotz den zahlreichen Medienentlarvungen der letzten Jahre in keiner Krise befinde, sondern pumperlgsund sei und den Verkehr mit dem Jenseits nach wie vor fahrplanmäßig aufrecht halte. Zwischen den Blättern aber, die solche Berichte zieren, sprießen fast täglich wie Blüten die neuesten Nachrichten über Rassenforschung und die neuesten Beweise für die absolute Ueberlegenheit des nordisch-arischen Edelmenschen über alle anderen Rassen, die noch nicht wie Jener das Handeln als absoluten Lebenszweck begriffen haben, sondern in ihrer Naivität mehr fürs Wandeln durchs Leben sind.

Es liegt für den Einsichtigen ein tiefer Sinn und Zusammenhang darin, daß von allen Problemen, die die Menschen heutzutage beschäftigen, gerade diese beiden immer wieder erörtert werden und die größte Popularität erlangt haben. Denn Okkultismus und Rassenschützlerei sind — so wenig Gemeinsames ihre Anhänger auch zu haben scheinen — unverkennbar die Kinder der einen materialistischen Mutter, deren Muttertag wir alle Tage feiern. Ist die Rassenschützlerei die Hygiene, so ist der Okkultismus die Religion des Materialismus. Sucht jene de Vervollkommnug der Menschheit, die nur durch die Vervollkommnung des einzelnen Individuums durch immaterielle Kräfte, Willensschulung und Religion

herbeigeführt werden kann, auf rein mechanische Weise durch Zuchtwahl zu verwirklichen, so bemüht sich dieser, das auch von allem Fortschritt nicht zum Schweigen zu bringende religiöse Bedürfnis der Menschen durch das Umherfliegenlassen von Gegenständen des täglichen Bedarfes in verdunkelten Zimmern zu befriedigen. Das Tintenfaß, das durch die Luft spaziert, die Materie in scheinbar eigener Bewegung, die teleplastische Materie, die aus dem Munde des Mediums tritt: die ist das Wunderbare, die soll zum Gotte des Materialismus gemacht werden. Und die Glaubenskämpfe um diesen Gott werden nicht wie die Glaubenskämpfe früherer Jahrhunderte auf dem Schlachtfelde mit Blut ausgefochten, sondern auf dem Papier mit Tinte. Denn so wie die Ziffern die wahren Hieroglyphen dieser Zeit sind und nur das für die Gegenwart gilt, was durch Ziffern ausgedrückt werden kann: Profit, Quantität, Rentabilität und Fortschritt, so gilt auch religiös nur das für sie, was photographiert und mit Händen gegriffen werden kann. Die Menschen aber, überdrüssig des materialistischen Evangeliums, wie es Büchner, Haeckel und andere gepredigt haben, zogen die erstbeste Torheit jener entsetzlichen Weisheit vor, die mit Berufung auf den Urschleim alles geklärt zu haben glaubt, was die Menschheit seit Jahrtausenden geheimnisvoll erschauern läßt. Und als in dieser langweiligen, in Grund und Boden durchschauten und erklärten Welt plötzlich die Lehre von unerklärlichen und überirdischen Vorgängen auftauchte, waren viele begeistert und flogen in die Netze des transcendental verkappten „Feinmateriellen".

Vor dem Kriege lebte diese „Geheimwissenschaft", sei es aus Stilgefühl für ihren Namen, sei es aus einem anderen Grunde, ziemlich im Geheimen. Aber nach dem Kriege begann sie ihre Geheimnisse, ihre telekinetischen Phänome, wie der wissenschaftliche Ausdruck für die im Zimmer umhersegelnden

Gebrauchsgegenstände lautet, vor der Oeffentlichkeit mit mehr Eifer auszukramen. Und auch mit mehr Erfolg. Ja, es ist das Tragische in der Komik dieser Angelegenheit, daß gerade jene bedauernswerten Bräute, Frauen und Mütter, die im Kriege Bräutigam, Mann und Sohn verloren haben, in Massen den Geheimwissenschaften zuströmten. Ihr Fang wurde oft in recht wenig einwandfreier Weise betrieben. Ich erinnere hier nur an den Hamburger Kaufmann Hinrich Olhaver, der, wie er selbst erzählt, eigentlich Exporteur ist, sich aber „nebenbei" mit der Lösung des Todesproblems befaßte! Die Beschäftigung mit diesem Problem führte ihn zu der verblüffenden Entdeckung: die Toten leben! Er schrieb unter diesem Titel ein Buch, das großen Absatz fand, tröstete die Leidtragenden des Krieges und versprach jedem, der ihn entlarve, eine Prämie von 100.000 Mark, ähnlich wie die Dame ohne Unterleib im Prater. Nebenbei wurde auch — vermutlich um das Auf-den-Kopf-Stellen von allem und jedem symbolisch anzudeuten — Name Olhaver in Revalo umgekehrt und unter diesem Namen ein Bund gegründet, der sich im Gegensatz zu seinem Stifter, der, wie gesagt, Exporteur ist, mit dem Import von Geistern aus dem Jenseits beschäftigte. Ich weiß von einer Sitzung dieses Bundes, in welcher der Geist Bismarcks zitiert wurde. Alles ging vorzüglich, nur war der Geist zu keiner Aeußerung zu bewegen. Erst nach langem Drängen und Beschwören der Teilnehmer entschloß er sich und gab durch Klopfen den Rat, Oesterreich möge sich an Deutschland anschließen! Ausgerechnet! Ja, wenn die Geister den Mund aufmachen, erkennt man sogleich wes Geistes Kind sie sind. Deshalb werden ja auch die Geister gescheiter Menschen so ungern zitiert. Wer soll etwas reden, das in ihren Mund paßt? Die Waschfrau, die als Medium schwitzt?

Niemand kann die Erscheinungen der Hypnose und Telepathie leugnen, die seit Jahrtausenden den

Menschen bekannt und keineswegs unerklärlicher und wunderbarer sind als das Schlagen des Herzens und das Sehen des Auges. Erst, wo die Materie und die Toten in Aktion treten, wo nebelhafte Geister Spuren auf harten Gegenständen zurücklassen und durch Klopfen ihre Weisheit zum besten geben, beginnt der Unsinn. Und man kann gegen Okkultismus, Theosophie, Anthroposophie und wie sie alle heißen, nur schwer etwas sagen, ohne die Gesetze der Galanterie zu verletzen. Denn zwei amerikanische Frauen, H. P. Blavatsky und Annie Besant sind die geistigen Nährmütter dieser Bestrebungen und zahlreiche Frauen verkünden dieses Evangelium weiter. Besonders in Amerika scheint das Philosophieren eine rein weibliche Beschäftigung geworden zu sein, denn für die Männer ist dort die Zeit nicht wie für Kant ein philosophisches Problem und „die Form des Anschauens unsrer selbst und unseres inneren Zustandes", sondern, wie bekannt, money. Aber selbst das Symbol der Pferdestärke — H.P. — vor dem Namen der Blavatsky, kann nicht ihre weibliche Schwäche verbergen, die an der männlichsten aller religiösen Lehren, dem Buddhismus, Schiffbruch leidet, wenn sie ihren okkultistischen Wortbranntwein unter der Beteuerung seiner buddhistischen Provenienz ausschenken will.

Hier muß der Widerspruch einsetzen. Man mag lachen über all diese Manifestationen des Ueberirdischen, über all diese Beteuerungen und Entlarvungen, über all diese telekinetischen Halluzinationen in der Dunkelheit und über das rätselhafte Erklingen eines Gongs in einer Entfernung vom Medium, die — wie treuherzig versichert wird — die Reichweite seiner Fußspitzen um dreiviertel Meter übersteigt, also um einen Schritt und zwar dem vom Erhabenen zum Lächerlichen. Man mag lachen über dieses krampfhafte Festhalten des Mediums an Armen und Beinen oder weinen über die Tragik, die darin liegt,

daß es dann doch noch trotz aller Kontrolle ein in einem hohlen Zahn verborgenes, überaus feines orientalisches Gewebe als teleplastische Materie aus dem Munde bläst. Man mag den Kopf schütteln über diese Exercitien des Rätselhaften und der Meinung sein, daß es noch viel größere Rätsel gibt, so zum Beispiel die Tatsache, daß ein Apfelbaum Aepfel, ein Nußbaum aber daneben aus der gleichen Erde Nüsse fabriziert. Aber wenn man immer wieder liest, daß diese „Wissenschaft", die unverkennbar auf abendländischem Miste gewachsen ist, eine „Blüte indisch-buddhistischen Denkens sein soll, dann möchte man — in Erinnerung an einen Aufschrei des Wiener Rechtslehrers Wlassak — an der Wand hinaufkriechen und oben angelangt, zerspringen.

Jeder, dem die Lehre des Buddha, diese tiefste logisch gewonnene Erkenntnis der Zwecklosigkeit aller Mühe um die Erklärung des Uebersinnlichen zum Erlebnis geworden ist, muß hier aufbegehren. Warum verbot der Buddha seinen Jüngern alle Beschäftigung mit transcendentalen Problemen und behauptete, daß dies nur in „eine Gasse, in eine Schlucht von A n s i c h t e n" führe, aus der es keinen Ausweg gebe? Weiß diese Pferdekraft von einer Blavatsky, die mit ihren Anhängern jahrelang in Indien gelebt hat, nichts davon? Fühlt sie sich nicht betroffen durch das Gleichnis von den Blindgeborenen, die ein König zum Spaß einen Elefanten betasten ließ? Der eine betastete den Rüssel, der zweite den Bauch, der dritte den Fuß, der vierte den Schwanz und jeder rief schließlich: der Elefant sieht so aus — nein, er sieht so aus!, bis sich „aus dem Kampfe der Meinungen ein Kampf der Fäuste entspann"? Ist mit diesem Gleichnis nicht die ganze heutige Zerklüftung der Menschheit in Parteien, Rassen, Klassen und Religionen mit all ihren verschiedenen, natürlich einzig und allein richtigen Standpunkten vorausgeahnt, erledigt und lächerlich gemacht? Und

ahnt sie etwas von der Tiefe der Worte Buddhas, wenn er sagt: „Alles will ich euch zeigen, ihr Mönche. Was ist Alles? Das Auge und die Gestalten, das Ohr und die Töne, die Nase und die Düfte, die Zunge und die Säfte, der Körper und die Tastobjekte, das Denken und die Vorstellungen. Das heißt man, ihr Mönche, Alles. Alles Leid aber kommt vom unklaren Denken."

Nein, sie alle, diese Geheimwissenschaften, samt ihrer Nährmutter, samt ihrem Rudolf Steiner, der mit dem Wust seiner Anthroposophie wieder einmal „den Westen mit dem Osten versöhnen" wollte, sie alle ahnen nicht einmal etwas von der Erhabenheit des „Erhabenen", der verkündet: „So auch ist das, was ich erkannt, aber euch nicht verkündet habe, da es nicht zur Aufhebung des Leidens führt, vielmehr, als das, was ich euch verkündet habe." Bei ihnen ist es umgekehrt. Das, was sie nicht erkannt, aber verkündet haben, ist viel mehr als das Wenige, was sie erkannt haben. Sie brauchen sich nicht darüber den Kopf zu zerbrechen, ob sie sich in einer Krise befinden oder nicht. Die Zeit wird sie hinwegblasen wie alle, die den Mund voll nehmen, während der Schädel leer ist.

DIE BEREITSCHAFT

Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik

Schriftleitung und Verwaltung:
Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50, für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern . .	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern . .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 12 15. JUNI 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Das Ernst-Nehmen des Todes / Gehirnerweichung und Herzensverhärtung / Meine Mängel / Der Traum vom Fliegen / Die Staatsgewalt / Ahnungsvolle Worte

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 12 15. JUNI 1927 1. JAHR

DAS ERNST-NEHMEN DES TODES

Zwei Wirkungen hat das Christentum auf die abendländische Welt ausgeübt: Die religiöse Verwirrung dieser Welt durch die ihm entsprungenen Kirchen und Sekten und ihre antireligiöse Verwirrung durch die Gegner dieser Kirchen und Sekten. Welche von diesen beiden Wirkungen die betrüblichere für die Geschicke der abendländischen Menschheit ist, ist schwer zu sagen.

Es ist begreiflicher Weise ganz unmöglich, bei dem beschränkten Raum, der hier zur Verfügung steht, eine Erörterung des religiösen Problems zu versuchen, die nur einigermaßen Anspruch darauf erheben könnte, eine gründliche zu sein. Ebenso unmöglich ist es aber auch, in dieser Zeitschrift für die Interessen vorurteilslosen Menschentums über das Problem, das die Religion für die Gegenwart darstellt, zu schweigen, da wahres Menschentum ohne Religion ebenso undenkbar ist, wie Religion ohne wahres Menschentum. Was aber ist Religion?

Seit ich in der vierten Nummer des Nebelhorns der Sozialdemokratie den Vorwurf gemacht habe, sie nehme dem Volke die Religion, ohne ihm einen die gleichen Glücksmöglichkeiten bietenden Ersatz dafür zu geben, habe ich von den in sogenannten „Freidenkerverbänden" organisierten Genossen so manchen vorwurfsvollen Brief bekommen. Ich habe

gewiß nichts gegen diese Freidenker, selbst wenn sie mir schreiben, daß ich Ahnungsloser keinen Begriff von den Zusammenhängen zwischen Kirche und Kapitalismus habe, selbst wenn sie mich infolge jener religionsfreundlichen Aeußerung wörtlich und in allem Ernste verdächtigen, ein „verkappter Agent Seipels" zu sein. Ja, ich bin ihnen für eine Verdächtigung wie diese vielmehr dankbar, denn sie beweisen durch ihre Meinung, Seipel habe etwas mit Religion zu tun, geradezu das, was ich ihnen schon lange beweisen will, nämlich: daß sie keine Ahnung davon haben, was Religion eigentlich sei. Ist neben ihrem unglückseligen Namen „Freidenker", der das bloße „Denken" zur Begleiterscheinung der Unfreiheit stempelt und die Menschheit außerhalb der Freidenkerverbände als eine Koalition von Denkern erscheinen läßt, ist neben diesem unglückseligen Namen ihr Unwissen um das Wesen der Religion auch das Einzige, was an ihnen auszusetzen ist, die sich um die geistige Wehrhaftmachung der absichtlich in geistiger Wehrlosigkeit Gehaltenen so viele und große Verdienste erworben haben, so ist ihre absolute Verkennung der Bedeutung des Religiösen in der Sache und in der Wirkung doch von so hoher prinzipieller Bedeutung, daß die Kritik dazu nicht schweigen kann.

Es ist ja begreiflich, wie sie zu diesem Unwissen gekommen sind. Sie, die den Kirchenglauben untergraben wollen, sind in einem Punkte so kirchengläubig, wie nur irgend ein armer Teufel in einem entlegenen Gebirgstal. Sie identifizieren eine Organisation von Schiebern, die in himmlischer Gnade en gros und en detail handeln und behaupten, diese Ware sei nur bei ihnen in konkurrenzloser Qualität um ein paar Peterspfennige zu haben, mit dem Unbegriff von Religion, den sie haben, und sind dadurch, daß sie den Glauben an die Offenbarungen der Bibel durch den Glauben an die nicht weniger proble-

matischen Offenbarungen der Wissenschaft ersetzen wollen, ihren lediglich mit Politik beschäftigten Genossen ähnlich, die sich bemühen, den bürgerlichen Kapitalismus durch einen sozialdemokratischen zu ersetzen.

Die christlichen Kirchen leiten ihren Namen bekanntlich von einem gewissen Jesus Christus ab und beweisen ihren Zusammenhang mit ihm immer wieder dadurch, daß sie konsequent das Gegenteil von dem tun, was er lehrte. Sie schwören und nehmen Eide ab und sollen doch „durchaus nicht schwören", sondern „ja, ja" und „nein, nein" sagen; sie machen das Beten zu einer öffentlichen Angelegenheit und nicht zu einer des Kämmerleins; sie sammeln eifrig Schätze, die nach den Worten ihres Stifters der Rost und die Motten fressen und bemühen höchstens die Industrie mit der Erfindung von Rostschutz- und Mottenvertilgungsmitteln; sie vergrößern das bekannte Nadelöhr einfach so weit, daß auch die größten Kamele unter ihren Gläubigen hindurchgehen; sie erlassen Wahlaufrufe für Parteien, obwohl Christus gesagt hat (Matthäus 12, 25): „Jedes Reich, das in Parteien sich trennt, wird verwüstet"; sie richten fleißig und hoffen, daß ausgerechnet sie nicht gerichtet werden; sie sagen ununterbrochen: „Herr, Herr" und hoffen, daß es bloß ein Druckfehler in der Bibel sei, wenn behauptet wird, daß die, welche so reden, nicht ins Himmelreich kommen; sie haspeln ellenlange Litaneien ab, obwohl geschrieben steht: „Wenn ihr betet, so macht nicht viel Geschwätz wie die Heiden, die sich einbilden, sie würden erhört, wenn sie viele Worte machen"; statt wie die Kinder zu werden, werden sie wie die Krämer und hoffen, daß der schmale Pfad und die enge Pforte, die zum Leben führen, doch irgendwie der Spurweite ihrer Automobile und Galawagen entsprechen werden, in denen sie ihre Bäuche spazieren führen. Die Art dieses Zusammenhanges durch Nichtzusammenhängen ist ge-

wiß eigenartig, erklärt sich aber zwanglos aus der Zwangslage, aus Rentabilitätsgründen die Lehre eines anarchistischen Proletariers der Leere herrschsüchtiger Unternehmer in der Seelsorger- und Leibausnützerbranche anzupassen.

Die Sache hat aber noch einen anderen Haken. Es ist klar, daß bei jedem Bekenntnis der religiöse Kult nur eine Verballhornung der religiösen Lehre darstellen kann, da er ja dazu da ist, die Lehre der Fassungskraft der Geistesschwäche anzupassen und Begriffe durch symbolische Handlungen zu ersetzen. Die Lehre aber durch den Kult gerade ins Gegenteil zu verkehren: das ist eine Spezialität des Christentums, die nirgendwo sonst auf der Welt vorkommt und der Verdacht, daß diese Möglichkeit ihre Ursache in einem Mangel der Lehre haben müsse, liegt nahe. Und scheint mir auch begründet.

Wenn man die Lehre Christi, wie sie durch die Evangelien überliefert ist, mit anderen religiösen Lehren vergleicht, so fällt vor allem ihre Dürftigkeit und der vollständige Mangel eines bis ins Detail logisch aufgebauten Weltbildes auf. Welch ein ungeheures bis ins kleinste Detail ausgebildetes Gedankengebäude ist daneben zum Beispiel die Lehre Buddhas, die dem Raume nach das ganze Weltall mit allen seinen sichtbaren und unsichtbaren Gestirnen umfaßt und der Zeit nach Ewigkeiten, die nach Billionen von Weltzeitaltern berechnet werden, wobei ein einziges Weltzeitalter jene Zahl von Jahren umfaßt, die durch eine 1 mit 120 Nullen dargestellt wird, während der Gesichtskreis Christi die Juden und die „Heiden" umfaßt und einen Zeitraum von der ca. 4—5000 Jahre vor Christus erfolgten Erschaffung der Welt bis zum sogenannten jüngsten Tage, den die ersten Christen schon wenige Jahrhunderte nach Christi Tode erwarteten und auch heute noch beim Erscheinen des erstbesten Kometen sogleich wieder erwarten würden. Erscheint die Lehre Chri-

sti so ihrem Horizonte nach geradezu armselig, so ist sie ihrem Inhalte nach auch nicht viel üppiger, denn sie besteht im Grunde bloß aus den wenigen rein ethischen und moralischen Leitsätzen, die in der Bergpredigt enthalten sind. Die Erhabenheit und ethische Größe dieser Sätze soll gewiß nicht verkleinert oder bestritten werden, was aber festgestellt werden muß, ist, daß sie kaum die Spur eines logischen Zusammenhanges, geschweige denn eines philosophischen oder religiösen Systems enthalten und nie die Grundlage für eine Weltreligion hätten abgeben können. Und wenn wir heute mit Staunen bemerken, daß die Kirche Christi das Gegenteil von dem tut, was sie als Lehre ihres Stifters überliefert und uns fragen, wieso dies möglich ist, so muß man antworten: weil eben das, was die Kirche lehrt, nur zum geringsten Teil das ist, was Christus gelehrt hat, weil das, was uns das Christentum ist, von allen möglichen anderen Menschen hinterher dazugemacht wurde, um eben die Lehre Christi nicht an ihrem großen Erfolge, den sie sogleich nach ihrem Bekanntwerden errang, zu Grunde gehen zu lassen und dem geänderten Wirkungskreis anzupassen, den sie erhielt, als sie unter dem Kaiser Constantin Staatsreligion wurde.

Um den ersten großen Erfolg der Lehre Christi zu verstehen, ist es notwendig, die Zeit zu betrachten, aus der sie stammte. Der nur zum Feststellen kausaler Zusammenhänge geeignete menschliche Verstand und das Wohl verlangende und Weh verabscheuende menschliche Herz müssen, sollen sie das Naturgeschehen und das menschliche Erdenleben nicht als eine ununterbrochene Beleidigung empfinden, ein Gesetz der ausgleichenden Gerechtigkeit statuieren, das der von ihnen nach ihrer Veranlagung als unmöglich empfundenen überall sichtbaren Ungerechtigkeit wenigstens den bitteren Stachel nehmen soll, wenn sie es schon nicht ausmerzen kann. Diese Ungerechtigkeit wurde bei den Kulturvölkern des

Altertums zuerst wenig empfunden, so lange die primitiven und rauhen Verhältnisse ihrer Frühzeit für alle Menschen beinahe die gleichen waren, Standes- und Vermögensunterschiede kaum existierten und wenn sie existierten, in der sichtbaren körperlichen und kriegerischen Ueberlegenheit der Führer eine für Alle verständliche Begründung hatten, solange Zeus der Donnerer und Apollo der Sonnengott war, die auf alle Menschen den Regen fallen und das Licht scheinen ließen. Als sich aber in der späteren Zeit und im Laufe der Entwicklung diese primitive aber als gerecht empfundene Ordnung immer mehr verschob, als die Zahl der Sklaven immer mehr wuchs, bis sie die Zahl der Freien um ein Vielfaches übertraf, als diese Freien auf Kosten der Mühe und Plage der Sklaven und vor deren Augen ein immer luxuriöseres Leben zu führen begannen, zusehends degenerierten und durch keine körperliche Ueberlegenheit mehr imponierten, als diese Sklaven immer gebildeter wurden, zum Unterricht der Kinder der Freien herangezogen wurden und dabei trotzdem, wenn es dem Herrn beliebte, den Muränen in den Fischteichen als Fraß vorgeworfen werden konnten, als sich ein immer größerer Unterschied zwischen dem in ungeheurem Reichtum schwelgenden Adel und dem zum Pöbel gewordenen Volke entwickelte, dem schon längst auch das als Sicherheitsventil so erprobte Recht des Verbannens und Hinrichtens durch das Scherbengericht genommen war und als schließlich dieser Pöbel aus den Kreisen der verbitterten Sklaven durch Freigelassene immer neuen Zuwachs an unzufriedenen Elementen erhielt, da stieg die Spannung ins Unerträgliche für die, die von einem Gesetze der ausgleichenden Gerechtigkeit noch nichts wußten. Die Stoiker waren damals die Einzigen, die dieses Gesetz durchschauten und sie erfreuten sich auch eines ungeheuren Zulaufes. Aber für das arme und ungebildete Volk kamen sie nicht

in Betracht, da ihr Unterricht nicht kostenlos war und ihre Methode ein mehr als mittelmäßiges Maß an Energie erforderte. Und in diese seelisch völlig aus den Fugen gegangene Zeit platzten die Worte Christi hinein: „Selig sind . . . . denn ihrer ist das Himmelreich!“

Man muß sich Mühe geben, um sich überhaupt vorstellen zu können, welch ungeheuren Sturm diese Worte bei allen Unterdrückten und Beladenen erwecken mußten. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe ein Reicher in den Himmel kommt, der zur Gänze den Armen reserviert bleibt! Die ausgleichende Gerechtigkeit war da! Das Leben schien wieder erträglich und je unerträglicher das äußere Dasein war, desto süßer winkte die Hoffnung auf den Himmel! In die Welt war plötzlich wieder ein Sinn gekommen und diese ganze Veränderung kostete keine Willensanstrengung, kein Philosophenhonorar, sondern nur das bißchen Glauben an den Himmel, an den zu glauben ja damals leicht, angenehm und befreiend war.

Christus hat sich über das, was er unter „Himmelreich“ verstand, wie über so vieles andere nicht ganz klar ausgedrückt und der Grund dieser Unklarheit ist der innere Zwiespalt, in dem er sich während der kurzen Zeit seiner Lehrtätigkeit fast stets befand und der durch verschiedene überlieferte Episoden drastisch illustriert wird. Er war oft gezwungen, sich durch geistreiche Spitzfindigkeiten aus den unangenehmen Lagen, in die ihn die keineswegs auf den Kopf gefallenen Schriftgelehrten und Pharisäer brachten, zu befreien ud mußte, um nur zwei Beispiele zu erwähnen, im Falle des Zinsgroschens (Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist) ein Kompromiß zwischen seiner oft betonten anarchistischen Gesinnung und dem Staatsgedanken des Judentums schließen und im Falle der Ehebrecherin (Wer unter euch ohne Sünde ist, der

werfe den ersten Stein auf sie) seine menschliche Einstellung zum Sexuellen (Samariterin! Magdalena!) irgendwie mit der sittlichen Borniertheit des Hebräertums verquicken. Und Christus litt bestimmt unter diesem inneren Zwiespalt. Er konnte sich wohl denken, daß seine Lehre vom Himmelreich aus den erörterten Gründen in den Ländern heidnischer Kultur mit Jubel aufgenommen werden würde, aber diese Voraussicht war wohl nicht stark genug, ihm die Kraft zu geben, mit dem Judentum zu brechen, auf das diese Lehre vom Himmelreich gar keinen Eindruck machte, da es eine streng hieratisch-orthodoxe Gemeinschaft fast ohne Sklaven und fast ohne große soziale Unterschiede war. Er wollte auch bei den Juden Eindruck machen und um diesen Eindruck machen zu können, mußte er den Anschein erwekken, als sei er der von den Propheten des alten Testamentes prophezeite Messias. Er tat dies, indem er seine Worte und sein Handeln diesen Prophezeiungen möglichst anzupassen suchte, und indem er immer wieder dem Glauben der Juden entgegentrat, die diesen Messias als weltlichen König und Befreier erwarteten. Und er erreichte damit nur doppeltes Unheil. Erstens seine Hinrichtung als falscher Messias und zweitens die unselige Verbindung des alten Testamentes, das zum größten Teile ein jüdisches Geschichtenbuch übelster Sorte ist und mit Religion nicht das Geringste zu tun hat, mit seiner reinen Lehre, eine Verbindung, die im weiteren Verlaufe der Geschichte mit der Entlarvung des ihn nach seinen eigenen Worten voraussagenden alten Testamentes als einer verlogenen Compilation der Leviten aus nachbabylonischer Zeit auch zur völligen Erschütterung des Glaubens an die Wahrheit seiner Lehre führte.

Das größte Unheil aber richteten die Widersprüche an, in die sich Christus bei seiner Lehre vom Himmelreich verwickelte, einer Lehre, die wie

gezeigt, seinerzeit den ersten Erfolg des Christentums ermöglichte, heute aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, seinen definitiven Untergang herbeiführt. Ursprünglich meinte Christus wohl das, was in den Worten: „denn seht das Himmelreich ist inwendig in euch!“ seinen Ausdruck fand. Als er aber sah, daß diese, das Himmelreich ins Geistige verweisenden Worte bei der damaligen materiell verwirrten Welt kein Verständnis fanden, vielmehr alle das Himmelreich für eine Gegend im Raume irgendwo über den Wolken hielten, wo sie für ihre Leiden auf Erden Entschädigung finden sollten, so ließ er schließlich die Leute bei diesem sie seligmachenden Glauben und sprach endlich selbst von den „vielen Wohnungen im Hause seines Vaters“, die für seine Anhänger bereitet seien und zum Schächer am Kreuze sagte er: „heute noch wirst Du bei mir im Paradiese sein“, womit das Himmelreich zweifellos als ein Aufenthaltsort nach dem Tode bezeichnet wird, da es unmöglich inwendig in einem Toten sein kann. Daß Christus dieser Verzerrung des Begriffes vom Himmelreich nachgegeben hat, ist seine ungeheure Schuld, die den Entwicklungsgang der ganzen abendländischen Kultur in ungünstigster Weise beeinflußt hat. Vermittelt der Buddhismus seinen Anhängern die Erkenntnis, daß das irdische Leid — soweit dies überhaupt entschieden werden könne — wahrscheinlich nur eine Auswirkung der üblen Taten in früheren Existenzen sei und daß die ganze sichtbare und leidvolle Welt nur ein buntes Spiel sei, das uns unsere Sechssinnenmaschine vorspiele, daß man lernen könne, diese Sechssinnenmaschine durch Kontemplation und Versenkung beliebig ein- und auszuschalten und daß man sich also vom Leide befreien und das Himmelreich inwendig in sich errichten könne, so deckt sich das alles, nur in bewußterer Weise ausgesprochen, fast völlig mit Christi ersten ahnungsvollen Worten. Niemals hätte Christus von

dieser geistigen Auffassung des Himmelreiches abweichen dürfen und er hätte die üblen Folgen einer Verlegung des Himmelreiches ins Räumliche wenigstens teilweise vorausahnen müssen. Diese üblen Folgen sind, wie wir heute wissen, dreifacher Art. Erstens wurde durch die Annahme eines für die, die auf Erden kein Geld haben, reservierten Himmelreiches und durch den Ausschluß der Reichen aus diesem Reiche den finanziellen Unterschieden zwischen den Menschen auf Erden eine viel zu große Bedeutung beigelegt und der auch heute noch allgemein verbreitete Glauben erweckt, das Glück wachse ständig proportional der Höhe des Einkommens. Zweitens wurde der Glaube der Armen an das Himmelreich zu ihrer fast widerstandslosen Ausbeutung im Diesseits benützt und außerdem Christi Lehre durch ihre Anpassung an die ziemlich weitherzigen Gewissen der von ihr entzückten irdischen Ausbeuter verschweint. Und drittens wurde mit der Erschütterung des auf gänzlich veralteten „Offenbarungen" beruhenden Glaubens durch die Wissenschaft auch der Glaube an das Himmelreich erschüttert, der Ausgleich der Unterschiede zwischen den Menschen wurde wieder auf der Erde gesucht, die Welt wurde wieder zum Kampfplatz aller gegen alle um materielle Güter und die Welt ist heute wieder so sinnlos und durch den täglichen Anblick himmelschreiender, das heißt nach einem neuen Himmelreich schreiender Ungerechtigkeit unerträglich geworden und wir sind glücklich wieder dort angelangt, wo die Menschheit beim Erscheinen Christi war.

Wir befinden uns in derselben Lage, aber wir verfügen heute bei weitem nicht über die gleichen Fähigkeiten, wie die Menschen der damaligen Zeit. Durch den Schiffbruch, den jahrhundertealter Glauben vor unseren Augen erlitten hat, durch die Lüge, von der wir uns täglich umgeben sehen, haben

wir alle Naivität verloren. Und wenn heute auf Grund der Erfahrungen, die die abendländische Menschheit mit den christlichen Kirchen gemacht hat, im Organ der Freidenker die Religion kurzweg als eine seelische Trägheitserscheinung bezeichnet wird, so entspricht dies gewiß der Ueberzeugung von Millionen heute lebender Menschen, obwohl dem, der zu sein scheint. Denn wer den ewigen Funken in sich nicht spürt, wer sich bloß aus seinem Körper bestanden wähnt, wer sich in seelischer Genügsamkeit damit bescheidet, wenn aus dem Verwesungsdreck seines Leibes einmal ein Baum sprießen wird und wer diese Umwandlung von Materie in Materie für ein Fortleben seiner Seele hält, wer an Zelltheorien glaubt und überhaupt an diese ganze Wissenschaft, die von den Molekülen über die Atome und Ionen zu den Elektronen vorgeschritten ist und deren hauptsächliche Tätigkeit darin besteht, für ein Wort, unter dem sich niemand etwas vorstellen kann, von Zeit zu Zeit ein neues Wort, unter dem sich wieder niemand etwas denken kann, zu setzen, wer bei der Geburt eines Kindes keine Frage nach dem Woher, beim Anblick scheinbar unverschuldeten Leides keine Frage nach dem Warum, beim Anblick des Todes keine Frage nach dem Wohin unerträglich in seiner Seele brennen fühlt, der allein ist in Wahrheit seelich träge, mag er geistig noch so regsam sein. Die Wissenschaft, die wie ein kleines Kind ihre kausalen Bausteine aufeinandertürmt, dann alles wieder einreißt und in anderer Zusammenstellung von neuem das alte Spiel beginnt, die Wissenschaft, die nicht imstande ist, das Wetter für den nächsten Tag zu prophezeien und nicht fähig ist, zu erklären, warum wir die Gegenstände aufrecht sehen, obwohl sie sich doch auf der Netzhaut verkehrt spiegeln, dieser Wissenschaft wird es nie gelingen, das moralische Gesetz in uns, das Kant mit Ehrfurcht erfüllte, in irgend einer Zellenpartie des Gehirns oder

Rückenmarks zu entdecken. Obwohl sie wenigstens seit Kant wissen sollten, daß die Welt lediglich eine Vorstellung unserer Sinne ist, wenn sie schon den Buddha, der 2300 Jahre früher dasselbe sagte, für einen ollen ostasiatischen Götzen halten, forschen und fragen sie heute noch immer: was ist die Welt? statt zu fragen: was ist das Ich, das sich diese Welt erbaut? wie es der Buddha getan hat. Und obwohl über diese Ich nichts ausgemacht werden kann, da es als das notwendige Subjekt aller Erkenntnis nie gleichzeitig zu deren Objekt werden kann, so hat er doch auf negativem Wege durch den tiefsten Gedanken, der je einem Menschenhirn entsprungen ist, den Anatta-Gedanken, logisch erwiesen, was wir heute nicht mehr glauben können. Er schloß folgendermaßen: Das Einzige, was von diesem Ich ausgesagt werden kann, ist, daß es nach Wohl verlangt und Wehe verabscheut. Was aber bereitet diesem Ich Wehe? Die Vergänglichkeit. Könnte nun diesem Ich die Vergänglichkeit Wehe bereiten, ja könnte es sie überhaupt bemerken, wenn es selbst vergänglich wäre? Nein. Es muß also unvergänglich sein. Woran ich aber ein Entstehen und Vergehen bemerke, kann dieses mein Ich sein? Nein. Woran aber bemerke ich ein Entstehen und Vergehen? An Allem. Folglich ist dieses Ich etwas außerhalb meines Sehens, Hörens, Fühlens, Riechens, Schmeckens, Denkens, das notwendig ewig sein muß und für das das Leben ein unangemessener und daher leidvoller Zustand ist. Was sind wir dagegen für Stümper mit unseren „religiösen" Offenbarungen, an die man glauben muß und mit unseren wissenschaftlichen Offenbarungen, von deren Richtigkeit man sich mit Hilfe eines Mikroskopes überzeugen kann. Wahre Religion bedarf keines Glaubens. Wahre Religion ist das, was Lao-Tse so einfach ausdrückt, wenn er sagt: den Tod ernst nehmen und danach leben. Wer nimmt heute den Tod noch ernst? Die meisten lehnen es ab, sich

über ihn Gedanken zu machen, weil sie mit dem Machen von Geld ausreichend beschäftigt sind und die anderen verlachen das Ernstnehmen des Todes als Furcht, rühmen sich ihres Mutes und halten das, was die buddhistischen Mönche in ihrem Liede:

Immer wieder schwängert man die Weiber,
Immer wieder keimt ein neues Leben,
Immer wieder wird es neu geboren,
Immer wieder wankt es hin zum Grabe,
Immer wieder trägt man weg die Leichen.

besingen, für einen äußerst sinnreichen, keiner weiteren Erklärung bedürftigen Zustand. Mut vor dem eigenen Tode hat schon mancher bewiesen. Was aber beweist er vor dem Tode eines Menschen, den er liebt?

Da büßt mit einem Male das dem Materialismus als höchste Poesie erscheinende Bewußtsein, in einem Baume über dem Grabe weiterleben zu können, seinen Sinn ein, da erscheint der Mut vor dem eigenen Tode als kläglicher Trotzversuch und nützt nichts gegen die ungeheure Sinnlosigkeit, vor der wir alle unsere Sinne vergehen fühlen.

Da hilft nur eines: den Tod für etwas Sinnvolles zu halten, also ernst zu nehmen und danach zu leben. Das Leben aber für etwas Sinnloses zu halten und danach zu sterben.

GEHIRNERWEICHUNG UND HERZENSVERHÄRTUNG

Neugierig wie ich nun einmal bin, konnte ich anläßlich eines meiner letzten Aufenthalte in der Stadt der Versuchug einfach nicht mehr widerstehen, griff tief in die Tasche, zückte eine viel zu große Zahl von Groschen und kaufte mir die Pfingstnummer der Reichspost, jenes „unabhängigen Tagblattes fürs christliche Volk", das, sicherem Vernehmen nach, dereinst, in Bänden gesammelt, als Evangelium des heiligen Funder der Bibel angegliedert werden soll. Ich hoffte, durch den Kauf gerade dieser Pfingstnummer wenigstens in den Besitz einer Schwanzfeder jenes heiligen Geistes zu kommen, den ich fürs Nebelhorn so nötig hätte und hatte die Absicht mit dieser Feder alle künftigen Nummern zu schreiben, um als Geselle des Erzbischofs Piffl am nächsten „Kolpingtage" teilnehmen zu können.

Leider erwies sich meine Hoffnung als trügerisch und statt einer weißen Taube, in deren Gestalt der heilige Geist als Pfingstvogel die Welt, in der man den Himmel langweilt, unsicher macht, fand ich bloß die Geschichte eines schwarzen Huhnes, verfaßt von einem gewissen Michaeler, der seiner kernigen Sprache wegen mit dem Erzengel Michael zwar nicht verwandt aber identisch sein dürfte. Diese zwei Spalten lange Geschichte, die den Titel: „Haltet das Huhn!" mit dem Untertitel: „Eine flüchtige Angelegenheit" führt, behandelt den Ankauf eines Huhnes durch eine Köchin, namens Kathi, beim Marktstand des Herrn Alois Zerhaut, die Flucht dieses Huhnes und sein Einfangen durch eine christ-

lich-germanische Meute bodenständiger Gottesebenbilder.

„Gengen S' auf'n Markt hinteri zua der grünen Pablatsch'n, wo auf'n Schild stehn tuat: Alois Zerhaut, Butter, Eier, G'flüg'l, sagn S', i laß eahm schö grüaß'n und i brauchet für murg'n Sunntag a Hendl. Aber a urndtlichs Hendl — ka so a G'ripp, was d' Auszehrung hat! Mir ham Gäst' — dö woll'n a guat's Papperl! Hab'n S' mi verstand'n, Kathi?"

so hatte der Auftrag der unverkennbar katholischen Dienstgeberin gelautet und Kathi ging, um in landesüblicher Weise den Tag des Herrn durch die Ermordung eines Tieres zum Fest für den Magen zu gestalten. Sie kam zu Zerhaut und erstand nach mehreren mit epischer Breitmäuligkeit erzählten Zwischenfällen ein schwarzes Huhn. Zerhaut

fing mit schnellem Griff das begehrte schwarze heraus, worauf er mit der Linken nach dem Messer tastete, das ihm auf romantische Art von einem Lendengurt herniederhing. „Net!" schrie Kathel hastig, „net a'stech'n! I stich ma dös Hendl scho selber a! Geb'n S' ma's wia's is — i trag's alser lebendiger ham!"

Alois wunderte sich. „Alser lebendiger woll'n S'is hamzarr'n? Ja, warum net alser toter? Warum soll i denn . . ."

Kathi unterbrach ihn: „Weil a großer Unterschied is, wia'r a Hendl a'gstoch'n is wur'n! Woll„ woll! A so a Hendl muaß auf a g'wisse Art a'g'stoch'n wer'n! Ob S'is glaub'n oder net: wenn's net richti a'g'stoch'n wur'n is, hat's an ganz andern G'schmack'n! Woll!"

„Na — wia S' woll'n!" erwiderte Zerhaut achselzuckend. „Von mir aus kennen S' dös Hendl aufhängen oder darschiaß'n oder auf an elektrisch'n Stuhl setz'n — dös geht mi nix an! Alstern pass'n S' auf — i gib Ihner dös Hendl ins Körbl eini! Halt'n S'is urndli, damit's Ihner net am End' auskummt!"

Man kann nur mit Mühe ein Lächeln unterdrükken über diese urkomische Geschichte zur Unterhaltung und Belehrung gläubiger Christen, die sich einbilden, sie hätten vom heiligen Geiste mehr empfangen, als bloß den Dreck, den er beim Taubenflug über sie hin ihnen auf und in die Schädel fallen ge-

lassen hat. Vom romantischen Messer am Lendengurt des Herrn Zerhaut bis zu der christlichen Offenbarung, daß ein Huhn „auf a gwisse Art agstochen werden muaß", damit es „an andern Gschmackn hat" ist alles von der Poesie jenes Dickdarms erfüllt, der durch seine Windungen das Vorhandensein eines Gehirnes vortäuschen möchte und von jener Biederkeit, der der Magen an die Stelle des goldenen Katholikenherzens gerutscht ist, das Gott liebt aus ganzem Gemüte und den Nächsten wie sich selbst. Damit aber auch der Himmel nicht fehle, prangt gleich in der Spalte nebenan ein Inserat, das zur Erzielung genußreicher Pfingstfeiertage durch den Besuch der Ausstellung „Wien und die Wiener" auffordert und als besondere Attraktion ausgerechnet den „Himmel über Wien" im Zeißplanetarium anpreist.

Doch die prophetischen Worte des Herrn Zerhaut wurden zur Wahrheit. Das Huhn entfloh. Mitten in die Schar der Weiber, die den Marktstand umlagerten und sogleich „von tumultuösem Gewoge" ergriffen wurden, eine Vorstellung, bei der man sich die Nase zuhalten möchte. Das Huhn wurde ergriffen, da aber ein Junge den Seufzer ausstieß: „Schad', daß s' is scho hab'n! Wia fein war dös, wenns eahna wieder auskummet!" hatte der katholische Gott Erbarmen mit seinem Volke und ließ es wieder auskommen, worauf die Jagd von neuem begann und der Junge eine

> Menge Finger in den Mund steckte und auf geradezu revolutionäre Art pfiff, was seinerseits wieder einen Haufen ebensolcher Jungen wie er war, herbeirief. „Treibt's dös Hendl durt umi!" wies er die Genossen an, durt'n san a Massa Obststanderln... durt kriag'n s' is net so leicht! Dös gibt a Murds Gaudi!"

während Kathi, die nach den Worten des Evangeliums zu ihrem Bruder bekanntlich unter keinen Umständen „Raka" sagen darf, da sie sonst des hölli-

schen Feuers schuldig wäre, zur Unterhaltung des christlichen Seipelvolkes in die Worte ausbricht:

„Wart', du ölendiger, schwarzer Teufel! Wann i di darwisch, nachher wirst d'mi kenna lerna, woll, woll! Hätt' i di nur glei a'stech'n lass'n — jetzt rennest d' scho lang net mehr! Aber i kriag di! I muaß di kriag'n... und wann i bis auf d' Nacht hinter deiner her renner muaß, du kohlschwarz's Rab'nvieh, du kraupert's, zausig's, schäbig's, ölendig's mistig's, a'g'famt's, boshaft's, hamtückisch's, du!"

Man begreift ihre Wut. Denn ein Huhn, das so wenig auf einen guten Gschmack'n hält, daß es sich nicht auf eine gwisse Art astechen lassen will, verdient keine anderen Namen. Und ihre Wut scheint schließlich auch den Himmel über Wien im Zeißplanetarium gerührt zu haben, denn das Huhn wurde endgültig gefangen.

„Da is 's!" brüllte sie, „da is dös Mistviech!" Dann hielt sie das Tier nahe vor ihr Antlitz, betrachtete es mit funkelndem Blick und sprach: „Ja, mei Liaba, schau mi nur an! Schau mi nur recht guat an! I bin d' Kathi.... wann'st d' es wiss'n wüllst! I hab' di halt do derglengt, woll, woll! Mi halt'st d' net lang für an Narr'n, mei Liaba, mi net, woll! Mei g'hörst d'!" Und dumpf rollend die schreckliche Botschaft: „So — und jetzt'n geh'n ma ham — und dann stich i di a! Waßt, d', i hab' scho vüll Hendl'n a'g'stoch'n... aber kan's hab' i so gern a'g'stoch'n, als i di a'stech'n wir! Jetzt waßt d' as!!" Womit sie das Huhn in den Einkaufskorb stopfte und abmarschierte.

Die Jungen blickten ihr wehmütig nach. „Schad' daß 's scho aus is!" sagte einer, „jetzt san ma scho schen in Schwung g'west... Aber so a Hendl is ja blöd — wann 's g'scheiter g'west war, hätt's dö blade Köchin no a Wal für an Narr'n halt'n könner...."

Zwei Seiten später aber steht in diesem Saublatt, das selbst der dreckigste Teufel nur mit Zögern als Klosettpapier verwenden würde:

Rettet die Kinder!

Zehntausende von Kindern fallen alljährlich dem Unglauben, dem Indifferentismus und den Umsturzideen zum Opfer. Der Antichrist, der Logenmarxismus und das von ihm verführte und mißbrauchte Proletariat haben sich in

den „Kinderfreunden", Roten Falken", der Sozialdemokratischen Jugendorganisation, den Schülerräten an Gewerbeschulen, der „Freidenkerjugend" und der „Gottlosen Jugend" Sturmtruppen der Zukunft geschaffen.

Auch die Früchte der Erziehung zeigen vielfach, daß die Familie in breiten Volksschichten in Auflösung begriffen ist. Die Schule selbst, durch sozialdemokratische Wühlarbeiten in Stadt-, Bezirks- und Ortsschulräten, freidenkerische Inspektoren und Schulleiter vielfach in den Händen von Ungläubigen, ist gegenwärtig mit ihren zwei Religionsstunden bei der vielfach fehlenden sonstigen christlichen Geistes- und Herzensbildung ohne Darstellung eines katholischen Weltbildes und ohne Schaffung einer katholischen Weltauffassung außerstande, der Verwilderung über die Schulzeit hinaus Einhalt zu tun.

Deshalb drängen sich gewissenhafte Eltern in die katholischen Privatschulen, die überall zu wenig werden. Ihre Vermehrung verlangt den organisatorischen Zusammenschluß der katholischen Eltern. Priester und Lehrer in der Erziehungs- und Schulorganisation der Katholiken Oesterreichs und ausgiebige Geldhilfe. Der Bestand aller katholischen Werke hängt daran.

Sie sollen sie nicht haben, die Seele von unserem Kind!

Und ich sah eine in einem Schlachthaus untergebrachte katholische Privatschule, vor der sich die Eltern drängten, das Trutzlied singend „Sie sollen sie nicht haben, die Seele von unserem Kind!", während aus dem Innern der Choral der Kinder tönte, die gerade von einem Stellvertreter Gottes mit einem Backhendelfriedhof in die Finessen des Hühnerschlachtens eingeführt wurden und zwecks Schaffung eines katholischen Weltbildes dazu das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" singen mußten. Und ich ging hin, stellte eine Erklärung aus und sandte sie rekommandiert an die politische Behörde I. Instanz.

MEINE MÄNGEL

In Nr. 759—765 der Fackel vom Juni 1927 erschien folgende sprachkritische Glosse:

Zwei, deren Ansichten auseinandergehen

Ein menschlich gesinnter Schriftsteller gibt eine Zeitschrift heraus, was einen gleichnamigen, deutsch gesinnten Schriftsteller zu der Erklärung bestimmt, daß er mit jenem nicht zu verwechseln sei, auch gehe seine „Ansicht über die nationale Frage",

trotz mancher Uebereinstimmung in anderen Dingen, von der seinen weit auseinander.

Daß also der deutsch gesinnte Schriftsteller, wie es sich gehört, nicht deutsch kann, ist nicht zu bezweifeln. Was nun den menschlich gesinnten Namensbruder anlangt, so sucht er es ihm auf eine Art zu beweisen, die, gleich allem was er schreibt, die redlichste Absicht dartut, aber auch, wie recht er hat, seinen Widersachern, die ihm Nachahmung der Fackel vorwerfen, zu antworten, daß diese unnachahmlich sei. Vorerst verwahrt er sich dagegen, daß er „Ansichten zu einer Frage habe", denn es gebe nur „Antworten auf eine Frage". Aber der andere hat von einer „Ansicht über die nationale Frage" gesprochen, die man wohl haben kann, da diese Frage nicht zu solchen Fragen gehört, die beantwortet werden, sondern etwas Fragliches, eine Streitfrage, ein Problem bedeutet, das hoffentlich einmal gelöst werden wird und zu dem man sogar sich mit der Ansicht stellen könnte, daß es endlich einmal an der Zeit wäre, die Menschheit davon zu erlösen. Mit diesem Versuch, die deutschnationale Gesinnung sprachkritisch zu entwerten, ist's also nichts. Dagegen kompromittiert sie sich durch die Erklärung, daß ihre Ansicht über die nationale Frage „von" der des Namens-

bruders „weit auseinandergeht". Das empfindet auch dieser, hat aber leider den folgenden Plan, die Sache in Ordnung zu bringen:

Und außerdem kann man nur mit jemandem auseinandergehen. Wer von etwas auseinandergeht, der explodiert. Es ist eben eine alte Erfahrung: Deutsch denken und Deutsch können ist zweierlei.

Ganz richtig, diese beiden Fähigkeiten gehen auseinander. Dagegen geht auch der, der explodiert, nicht von etwas auseinander, und außerdem kann man nicht mit jemandem auseinandergehen. Dem deutsch gesinnten Schriftsteller wäre wohl nichts übrig geblieben als zu erklären, daß seine Ansicht über die nationale Frage und die seines menschlich gesinnten Namensbruders weit auseinandergehen. Was diesen betrifft, so hat er recht, sich solche Trennung gefallen zu lassen, und wenngleich er es bescheiden ablehnt, der Nachahmer eines „Dornes in den Augen der Menschheit" zu sein, so leistet er doch genug, wenn er, obschon in grauem Umschlag, als das rote Tuch für die steirische wirkt.

Ich halte es für ein Gebot der Ehrlichkeit, das Inkognito, unter dem ich da in der Fackel abgestiegen bin, zu lüften und mich zu dem zu bekennen, was mangelhaft an mir ist. Und der Entschluß dazu wird mir wahrlich durch das, was mir hier an Anerkennung gespendet wird, schwerer gemacht als durch das, was an mir ausgesetzt wird. Denn menschliche Gesinnung und redlichste Absicht behalten auch dann ihren Wert, wenn sie zwar nicht mit dem Streben, die Fackel nachzuahmen gepaart sind, so doch nach dem Schema: Gut aber dumm die Verquickung ihrer Anerkennung mit dem satirischen Hinweis auf ihre Unfähigkeit zu einer Nachahmung, die sie sich gar nicht angemaßt haben, hinnehmen müssen.

Zur Sache selbst möchte ich vor allem bemerken, daß ich froh bin, Zeitgenosse eines Sprachkriti-

kers, wie es Karl Kraus ist, zu sein. Das Problematische und Vorwitzige meines Unterfangens, eine Zeitschrift herausgeben zu wollen, die mehr als Eintagswert hat, kommt mir bei jeder Nummer neu zum Bewußtsein und der Zwang, alle vierzehn Tage unter etwas noch gar nicht Vollendet-sein-könnendes meinen Namen setzen zu müssen, wird umso unerträglicher, je mehr mit dem Wachsen meiner Kräfte und meiner Einsicht meine Keckheit der Sprache gegenüber schwindet, je mehr ich mich in ihrem Labyrinth verirre und je aussichtsloser der immer wiederholte Versuch erscheint, bei einem der größten deutschen Antiquare einen Sanders oder Grimm zur Ergänzung der vorhandenen und noch aus der Schulzeit stammenden „Regeln für die deutsche Rechtschreibug nebst Wörterverzeichnis" aufzutreiben. Der Widerwille, eine Nummer des Nebelhorns nach ihrem Erscheinen noch einmal zu lesen, ist die Folge davon, eine Folge, welche die nur flüchtige Richtigstellung von Druckfehlern zur weiteren Folge hat.

Ergreife ich so, durch die Fackel dankenswerter Weise dazu veranlaßt, mit Mißvergnügen die schon lange gesuchte Gelegenheit, mich zu meinen, von mir selbst sicher am lebhaftesten empfundenen Mängeln zu bekennen, so glaube ich es doch gerade in den beiden von Karl Kraus sprachlich glossierten Fällen nicht bei einem bloßen „Pater peccavi" bewenden lassen zu können, obwohl ich das, was ich in der dritten Nummer geschrieben habe, in der zwölften wahrscheinlich nicht mehr schreiben würde, falls das Nebelhorn den einzigen Vorteil, den es für mich persönlich hat, erfüllt, nämlich: mir die Gelegenheit zu geben, Deutsch zu lernen und mich zu entfalten.

Es ist natürlich auch mir klar — sehe ich es doch leider täglich, — daß es für andere Menschen möglich ist, Ansichten über die nationale Frage oder

zu ihr zu haben und daß die nationale Frage nicht zu jenen Fragen gehört, die beantwortet werden, ja daß sie gar nicht beantwortet werden kann, da sie meines Wissens noch nie in Worte oder Sätze mit einem Fragezeichen dahinter gefaßt worden ist. Was ich lediglich im Hinblick auf meine in Nummer 1 erschienene Glosse, welche die Beantwortung der nationalen Frage durch einen Straßburger Droschkenkutscher behandelte, an der von Kraus zitierten Stelle sagen wollte und auch gesagt habe (wenn auch vielleicht nicht ganz präzise) ist das: „I c h muß mich dagegen verwahren, daß i c h Ansichten zu einer Frage habe, wenn sie auch anders sind, denn es gibt nur Antworten auf eine Frage", wobei eine sinngemäße Einschaltung der beiden Worte „für mich" hinter dem Worte „gibt" das von mir Gemeinte gewiß deutlicher gemacht hätte, aber leider unterblieben ist. Jedenfalls war es mir nur darum zu tun, zwischen mir und meinen Bemühungen, allem künstlich Komplizierten auf den gewöhnlich ziemlich seichten Grund zu gehen und dem Herumgerede, dem Ansichten-Haben und dem Verwirren einfacher Sachlagen durch Andere einen Trennungsstrich zu setzen.

Was Kraus zur Anwendung des Verbums „auseinandergehen" sagt, ist natürlich richtig. Man kann — wenn man so sagt — nur sagen: „Seine Ansicht und die meine gehen auseinander". Dies stimmt aber, meinem Gefühl nach — und ich bin wie gesagt, immer nur auf dieses angewiesen, ohne entscheiden zu können, ob es nicht schon durch die papierene Schande, unter der wir alle leiden, teilweise verdorben ist — nur dann, wenn „auseinandergehen" als Verbum bei einem Subjekt steht, das ein Begriff ist, wie zum Beispiel „Ansichten" oder wenn die Tätigkeit des Auseinandergehens von einem Menschen in Bezug auf zwei andere ausgesagt werden soll, zum Beispiel: X und Y gehen auseinander. Sa-

ge ich jedoch selbst etwas über mein Auseinandergehen m i t einem anderen aus, so könnte ich, falls ich nicht ein anderes Wort (ich trenne mich etc.) gebrauchen will, nur sagen: Ich gehe mit X auseinander. Wäre dies nicht möglich und müßte ich mich, wollte ich über mein und Xens Auseinandergehen (wie klingt das?) etwas aussagen, zwar umständlich aber richtig so ausdrücken: Ich und X gehen auseinander, so wäre das Wort „auseinandergehen" ein Unikum, da es außer bei Subjekten, die schon im Singular einen versteckten Plural enthalten, nur im Plural gebraucht werden könnte und einen Singular nicht nötig hätte. Ich habe dieser Frage einen Vormittag auf der Universitätsbibliothek in Graz gewidmet, aber weder im Sanders'schen noch im Grimmschen Wörterbuch eine Aufklärung finden können. Sicher ist das, was ich in Nummer 3 g e m e i n t habe, nämlich: daß Ansichten nur m i t Ansichten auseinandergehen können, falsch; ob aber das, was ich g e s a g t habe, falsch ist, nämlich: daß m a n (also ein Ich, das über seine Beziehung zu einem anderen Ich aussagt) nur m i t jemandem auseinandergehen kann, kann ich nicht entscheiden, bin aber für jede diesbezügliche Aufklärung dankbar. Meinem Witze über das Explodieren endlich, lag natürlich jenes ganz andere „Auseinandergehen" zum Grunde, das die Wienerinnen als Wirkung des Weißgebäckes fürchten.

DER TRAUM VOM FLIEGEN.

den die Menschheit jahrhundertelang geträumt hatte, hat sich in einen Albdruck verwandelt. Ein klägliches Erwachen folgte und die Menschen, die sich auf dem besten Wege zu den Gestirnen dünkten, finden sich, seit in Berlin Flieger mit Rauchpatronen das Wort „Persil" an den Himmel schreiben, auf den fliegenden Hund gekommen. Nun sind zwei von den Flugzeugen, die schon oft fünftausend Kilometer in zusammenhängendem Fluge über Land zurückgelegt haben, diese Strecke einmal über das Wasser geflogen und dieses, durch das günstige Wetter allein ermöglichte, verblüffende Ereignis hat die Gehirne verwirrt. Die Weltpresse kreißte und ein ridiculus Schmus wurde geboren. Aber der in den letzten Wochen zweimal „besiegte" Ozean hat sich wieder als ein Mordskerl erwiesen. Seit Jahrhunderten besiegt er die Menschen und bringt sie zum Speien und wenn einmal er besiegt wird, zwingt er seine Bezwinger in die Fliegerhosen zu machen und als weinende Armitschkerln mit der Frage nach dem nächsten W.C. dem Flugzeug zu entsteigen, während die tobenden Zuseher, die auch noch ideale Bedürfnisse haben, das Flugzeug demolieren, um ein sichtbares Andenken an jene heilige Stunde in die Hände zu bekommen, die eine Verbrüderung der Menschen durch eine Vergrößerung des Aktionsradius für Bombenflugzeuge bewirkt hat. Lindberg, der 33 Stunden im Zeichen des Fortschrittes gesessen ist, erklärte, nachdem er gelabt worden war, er habe sich bei seiner Heldentat entsetzlich gelangweilt, wir aber werden von den Nachrichtern des Geistes mit Nach-

richten über dieses langweilige Erlebnis unterhalten. Chamberlin, nach dem schönsten Erlebnis seiner ganzen Reise befragt, gab nicht dem Dichter recht durch Zitierung der Worte: Den Himmel über mir und unter mir die Wellen, sondern antwortete: Das deutsche Bier!, was eine diplomatisch ganz unzulässige Reklame für das deutsche Alkoholkapital darstellt,der auch sofort internationale Verwicklungen auf dem Fuße des Fortschrittes folgten. Denn der tschechische Gesandte in Berlin wurde durch diese Worte derart in nationale Wallung versetzt, daß er Chamberlin sogleich 50 Flaschen echten Pilsnerbieres als Geschenk des tschechischen Staates überreichen ließ und damit einen schönen Sieg des kleinen tschechischen Staates über das mächtige Amerika errang, da Chamberlin sofort beschloß, der Besiegung des Ozeans eine Luftbierreise nach Prag und Pilsen folgen zu lassen. Levine aber, der den Typus des fliegenden Juden in die Weltgeschichte eingeführt hat, brüllte den Bürgermeister von Kottbus in begreiflicher Erregung mit dem Worte „Hunger!" an, als dieser ihn, der in einem deutschen S u m p f e steckengeblieben war, mit ausgebreiteten Armen auf deutscher E r d e begrüßte. Und solche Brüder, die aus der Luft wie Ziegelsteine auf die Ideale der Menschen fallen und sie zertrümmern, werden statt mit Prügeln mit Ovationen empfangen, mit Ovationen, die in ihrer Verschiedenheit die Verschiedenheit der Völker ins klarste Licht rücken. Die Amerikaner bieten Lindberg Millionen von Dollars und wollen seine Mutter „als typische amerikanische Mutter" im Kino vorführen; die Franzosen kommen mit dem Orden der Ehrenlegion gesprungen und zeigen sich als Meister der großen Geste durch den Antrag eines Pariser Schneiders, der Lindberg lebenslang gratis bekleiden will und durch den Antrag eines Restaurants, das Lindberg bis zu seinem Tode verköstigen will, während die Mitteilung, daß sich auch

ein Pariser Vergolder gefunden habe, der Lindberg ohne Entgelt jeden zweiten Tag das Popotscherl vergolden will, aus Schicklichkeitsgründen vermutlich im Uebersatz stehen geblieben ist; die Deutschen nahen Chamberlin und Levine ehrfurchtsvoll mit dem „goldenen Buch" und der Ehrenbürgerurkunde von Kottbus, beschmutzen in Berlin weißgekleidete Mädchen mit der Aufgabe, vor die schwankenden Füße dieser antialkoholischen Bierapostel aus dem „trockengelegten" Westen Rosen zu streuen und bemühen den bekannten Feuergeist ihres Reichskanzlers mit dem Ausdruck-Geben der Hoffnung, daß die „überragende Leistung der Flieger eine neue Brücke zwischen Amerika und dem deutschen Volke sein möge, wobei man sich verwundert fragt, warum die Beiden, wenn schon alte Brücken bestehen, nicht lieber mit dem Auto über diese nach Deutschland gefahren sind. Die Oesterreicher aber entdecken als Fachleute im Wurzen sogleich die beispiellose Eignung der beiden Flieger zur Hebung des Fremdenverkehres, laden sie zum Besuche Wiens ein, betören die Unkultur durch das Versprechen einer Festvorstellung in der Staatsoper, die wo bekanntlich ein Kulturgut ersten Ranges ist, werden ihnen durch den Bundespräsidenten mitteilen lassen, daß die Wiener Landschaft geradezu Musik atmet und jubeln in den Zeitungen, daß „die Wiener Hotels bereits zahlreiche telegraphische Zimmerbestellungen von Amerikanern" erhalten hätten und daß der Besiegung des Wassers, wie vorauszusehen, eine Blüte des ganz darniederliegenden Alkoholgewerbes in Wien folgen müsse.

So ist der Kreis geschlossen. Der Hebung des Menschen in die Luft folgt mit Notwendigkeit die Hebung des Fremdenverkehres in der Tiefe und die Nachwelt wird dereinst staunen über die tollkühne Unternehmung eines waghalsigen Biertrinkers der, in steter Gefahr hineinzufallen, über das große, ihm

entsetzliche Wasser geflogen ist, um seinen sehnlichsten Wunsch, „in Europa gutes Bier zu trinken" gleichzeitig mit der Sehnsucht eines Ikarus zu befriedigen. Zu hoffen bleibt nur, daß wenigstens die fliegenden Fische in den Wassern aus Reinlichkeitsgefühl und um nicht verwechselt zu werden, in Hinkunft das Fliegen über dem Wasser einstellen werden.

DIE STAATSGEWALT

ist ein Unding, dessen Notwendigkeit ich nicht begreifen kann, das aber mit Notwendigkeit mich begreifen muß, um zu konstatieren, ob ich beim Passieren seiner Grenzen nichts Zollpflichtiges im Westentaschel verborgen habe, um es dem „Zugriff" der Behörde zu entziehen. Ein Unding aber ist ein Begriff und da sich die Menschen normaler Weise mangels des dazugehörigen Begriffsvermögens nicht gerne mit Begriffen abgeben, streben sie danach, sich diese Begriffe zu versinnbildlichen. Dies geschieht gewöhnlich durch Bilder und Statuen halbnackter Weiber, ein Usus, der außer seinem Alter wenig für sich hat, dem aber doch gerade im Falle der Staatsgewalt eine gewisse Sinnigkeit nicht abzusprechen ist, da das Nackte zwischen der ganz nackten Ausbeutung und dem halbnackten Weibe immerhin als tertium comparationis gelten kann. Nun haben aber die halbnackten Weiber als Ornamente der Kunst wesentlich an Wert verloren, seit es keine Kunst mehr ist, sie als Ornamente des täglichen Lebens allenthalben zu erblicken und die Kunst, die seither

auch in den Dienst des Kaufmannes getreten ist, löst heute die Aufgabe der Versinnbildlichung der Staatsgewalt nicht mehr durch die Darstellung einer dürftig bekleideten Brunhildengestalt mit einem Schwerte, sondern so:

Ich verfolg sie — — !

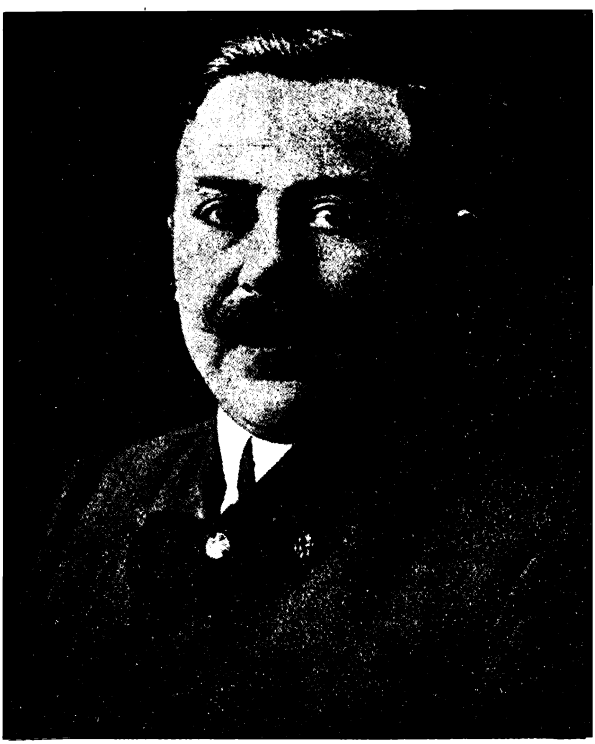


schon lange diese Gerstlkleidung und ihre billigen Preise

Der Sieg einer realeren Lebensauffassung ist unverkennbar und die Aehnlichkeit ist verblüffend. So sieht sie aus die Staatsgewalt, die uns regiert und täglich in unser Leben treten kann, um uns zu verfolgen. Aus einer im Drange des Schwitzens beim Regieren vorne aufgeknöpften Uniformbluse, aus einem mit dem Totem der Rangsklassenwürde verzierten Kragen steigt ein dünner an Wendefähigkeit unübertroffener Hals und wiegt einen Kopf, der die typischen Züge der österreichischen Staatsautorität trägt, dessen ausgedehntes Riechorgan zum Wittern von Gesetzesübertretungen geschaffen scheint, dessen Blick Schlafzimmerwände durchbohrt, dessen rotz-, suppen- und nikotinverkleisterter Schnauzbart das Anschnauzen erst zu ermög-

lichen scheint und dessen zahnlosem Munde gerade die Worte „Frauensperson“ oder „Schandgewerbe“ entfliehen dürften, während unter der Amtskappe die „Verurdnungen“ wohlgeordnet ruhen und ihrer Anwendung durch die drohend erhobene Pranke harren, die Amtshandlungen vorzunehmen gewöhnt ist und nur einen einzigen Finger mehr auszustrecken braucht, um durch Ablegung eines Diensteides die Worte des wahrheitsliebendsten Bürgers in lauter Irreführungen der Behörde zu verwandeln. Und wenn auch mit den verschiedenen Rangsklassen die äußerliche Gepflegtheit dieser Gestalt wechselt und ihre Raubtierkrallen bald mehr eingezogen, bald mehr vorgestreckt getragen werden, alles Wesentliche ist unverkennbar der Unnatur abgelauscht. So sieht sie aus die Staatsgewalt, ob sie nun in Vorzimmern umherlungert, ununterbrochen gabelfrühstückt und Auskunftheischenden knurrende Antworten gibt, ob sie hinter Glas und Rahmen an Schaltern sitzt und Schillinge aus dem Jahre 1924 zurückweist, ob sie nun Rucksäcke abfülzt, in Koffern wühlt und „Boletten“ ausgibt, oder ob sie ihr Autoritätsgewerbe im Umherziehen ausübt. Darbende delogiert, Verzweifelte pfändet, Razzien in Hotelzimmern veranstaltet, Liebespaare von dunklen Bänken aufstöbert und — selbst ein Musterbeispiel sittlicher Norm — sexuelle Normwidrigkeiten verfolgt. Freilich sind dies alles nur Tätigkeiten „untergeordneter Organe“. Aber so untergeordnet kann gar kein Organ sein, daß es nicht uns allen, die wir keine Aemter bekleiden und von keinen Aemtern mit Uniformen bekleidet werden, noch übergeordnet wäre. Und so süß der Trost auch sein mag, daß wir Jene wählen dürfen, die diese auf dem Amtsschimmel reitenden Wasenmeister mit den Gesetzesschlingen täglich auf uns hetzen, so ist er doch nur schwach, so lange durch solche Wahlen, welche die Milliarden kosten, durch die Arbeitslosigkeit, Invaliden- und

Kleinrentnerelend und Kinderverwahrlosung bekämpft werden könnten, alles beim Alten bleibt und nur ein neuer Mann in die Regierung gekommen ist, um uns mit weiser, aber strenger Hand durch das Gewirre der Weltpolitik zu steuern. Nur ein Gefühlloser kann bei seinem Anblick noch daran zweifeln, daß sich nun alles, alles wenden müssen wird — natürlich mit Ausnahme des Magens — denn er sieht so aus:



Der neue österreichische Vizekanzler Karl Hartleb

AHNUNGSVOLLE WORTE*)

Nicht du bist, der da lebt, denn das Geschöpf ist Tod,
Das Leben, das in dir dich leben macht, ist Gott.

Gott hat sich nie bemüht, auch nie geruht, das merk:
Sein Wirken ist sein Ruhn und seine Ruh sein Werk.

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit.
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die Sinnen;
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir!
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

Ich weiß nicht was ich bin, ich bin nit was ich weiß:
Ein Ding und nicht ein Ding: ein Tüpfchen und ein Kreis.

So du das ewge Wort in dir willst hören sprechen,
So mußt du dich zuvor von Unruh ganz entbrechen.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

*) Es ist verblüffend, zu sehen wie hier ein unendlicher Geist in seiner — freidenkerisch ausgedrückt — seelischen Trägheit und allenthalben durch den Zwang christkatholischer Nomenklatur gefesselt buddhistische Weisheit zum Besten gibt und, ohne eine Ahnung von der Lehre vom Ich zu haben, bald mit dem Worte „Gott", bald mit „Wesen", bald mit „Einheit", bald mit „zarte Gottheit" das bezeichnet, was der Buddha mit dem Worte „Atta" (Ich) meinte.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

Mensch werde wesentlich: denn wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Mensch, wo du noch was bist, was weißt, was liebst und haßt,
So bist du, glaube mir, nicht ledig deiner Last.

Der Mensch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Ich sag, es stirbet nichts: nur daß ein ander Leben
Auch selbst das peinliche, wird durch den Tod gegeben.

Ruh ist das höchste Gut: und wäre Gott nicht Ruh,
Ich schlösse für ihm selbst mein Augen beede zu.

Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Uebernichts:
Wer nichts in allem sicht, Mensch, glaube, dieser sichts.

Geh hin, wo du nicht kannst: sieh, wo du siehest nicht:
Hör, wo nichts schallt und klingt, so bist du, wo Gott spricht.

Die Ewigkeit ist uns so innig und gemein:
Wir wolln gleich oder nicht, wir m ü s s e n ewig sein.

Angelius Silesius

DAS

NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 13/14 15. JULI 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Rechtsbrechung durch Rechtsprechung / Aus der Praxis des Richtens / Bischof Myriel / Zu teuer Aus der Praxis des Nachrichtens / Meine überraschend erfolgte Ernennung zum Executionsorgan honoris causa

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 13/14 15. JULI 1927 I. JAHR

RECHTSBRECHUNG DURCH RECHTSPRECHUNG

Der Brauch, die zusammenhängende Nebelnacht, in der wir zu leben verdammt sind, durch Veranstaltung von sogenannten „Tagen" belebend abzuteilen, daß sie sich bajazzrhythmisch regt, bürgert respective bourgoisiert sich immer mehr ein. Jede Corporation von Gemischtwarenhändlern hat heute schon ganz im Geheimen ihren Greißlertag, von dem kein Lied, kein Heldenbuch berichtet. Zu den Tagen aber, von denen der in die Finger der Journaille geratene Griffel der Klio immer wieder berichtet, zu diesen Spartagen zur Kaperung von Opfern der nächsten Inflation und eines noch in Abrahams Wurstkessel ruhenden künftigen Schumpeter, zu diesen Fremdenverkehrstagen zur Wahrung der Interessen der Wurzerei, zu diesen Muttertagen zur Unterstützung der Blumenhändler, die schwer unter dem Schwinden der Ideale zu leiden haben, zu diesen Gastwirtetagen zur Stärkung des Alkoholkapitals, zu diesen Beethoventagen zur lügenhaften Ausschrotung des Genies für die Nachkommen jener Quadratschädel, die ihm das Leben zur Hölle gemacht haben, zu diesen Rattengroßkampftagen zum Beweis der intellektuellen Ueberlegenheit des Nagetieres über den Menschen, zu diesen Journalistentagen zur Beratung der Modalitäten einer noch gründlicheren Verblödung der Menschheit — zu allen diesen Tagen ist in der letzten Zeit ein neuer

Tag hinzugekommen, dessen Morgenrot wir schon lange erwartet haben: der Richtertag.

Ein juristischer Laie, der die Ergebnisse der Gerichtstage, der einzigen, die leider täglich und nicht nur einmal im Jahre veranstaltet werden, in den Gerichtssaalrubriken der Zeitungen zu verfolgen gewöhnt ist, mußte mit übertriebener Hoffnung den Berichten über einen Richtertag entgegensehen und von ihm die Lösung so manchen Rätsels erwarten. Denn das Gerechtigkeitsgefühl, mit dem jeder Mensch von Natur aus für den Hausgebrauch ausgestattet ist, hat sich schon längst als unzureichend erwiesen zum Verständnis des Gerechtigkeitsbetriebes der Unnatur für den Staatsgebrauch, eines Betriebes, dem es dankenswerter Weise in jahrelanger schwerer Arbeit gelungen ist, endlich einmal sogar das Vertrauen der Dummheit in die „Rechtspflege" zu erschüttern. Und wer nur die unvergeßlichen Heldentaten unserer Judikatur seit Kriegsbeginn Revue passieren ließ: die Verurteilung von Schleichhändlern durch Richter, die ihre körperliche Kraft zu solchen Urteilen lediglich dem Schleichhandel verdankten, während heute noch niemand sagen kann, woher sie die seelische Kraft zu solchen Urteilen genommen haben; das krampfhafte Wegschauen der Staatsanwälte vom Tun der Aerzte, die schwerkranke Leute für felddiensttauglich erklärten; die eingerückten Zivilrichtern von obenher anbefohlenen Urteile der Feldgerichte, bei denen es, dem Nahrungsmangel der Zeit entsprechend, keine Würstel gab; die richterliche Ahnungslosigkeit gegenüber dem staatlich sanktionierten Mädchenhandel mit „weiblichen Hilfskräften"; die überirdischen Gerechtigkeitsphänomene nach dem Umsturz, als heute Leute wegen des Singens der Volkshymne eingesperrt wurden, deren Zellengenossen gestern noch wegen Nichtaufstehens beim Singen der Volkshymne eingesperrt worden waren; das nun folgende Ver-

urteilen von Mördern, die das Morden in Sturmtruppkursen unter der Anleitung von Höheren und Vorgesetzten gelernt hatten; den gelungenen Prozeß von Wöllersdorf, der in dem Augenblick, als er denen, die die Richter gegen uns besolden, unangenehm zu werden drohte, von den natürlich unabhängigen Richtern abgebrochen wurde, wahrend am nächsten Tage eine bis heute unwidersprochen gebliebene Zeitungsnachricht die amtliche Zustellung unverlangter Pässe zur Ermöglichung der Flucht ins Ausland an die Hauptschuldigen meldete; das Interesse der Gerichte für bettelnde Invaliden neben ihrer Interesselosigkeit für die Möglichkeit, daß Invalide überhaupt betteln müssen; die Pudikatur in den Fällen verletzter Sittlichkeit und die Schamlosigkeit des Eh-scho-nix-wissens im Falle Ahrer; die täglichen Urteilsschweinereien in Ehesachen, in Angelegenheit des Abtreibungsparagraphen und bei Tierquälereidelikten und schließlich den Fall Rothstock, dieses Musterbeispiel eines Betruges durch jene Behörden, die sich noch immer erfrechen über ehrliche Betrüger zu Gericht zu sitzen — wer alle diese Geh- und Drehversuche einer auf staatlichen Stelzen einherstolzierenden Justitia Revue passieren ließ, die sich aus dem fundamentum regnorum zum excrementum der Regierenden entwickelt, die Binde von den Augen und den Verstand aus dem Kopfe verloren hat, der mußte vom Richtertag Großes, ja Unerhörtes erwarten: das Harakiri der hervorragendsten Richter, die feierliche Bankrotterklärung der sogenannten irdischen Gerechtigkeit, die Proklamierung eines Richterstreiks bis zur Vernunftannahme des Nationalrates, also eines ewigen Streiks, die solenne Einbringung der alten Gesetzbücher in die Museen und ihre Deponierung neben den Folterwerkzeugen der mittelalterlichen Justiz, die öffentliche Verbrennung aller neueren Gesetze und Verordnungen und die Begießung der Flammen mit dem

Gehirnschmalz der Gesetzgeber so lange der Vorrat reicht, die Einsegnung eines Dispensehepaares im Justizpalast durch den Erzbischof von Wien und schließlich die allgemein zugängliche Abtreibung des Kindes eines Alkoholikers, eigenhändig vorgenommen von Hofrat Ramsauer in der Volkshalle des Rathauses zur Entlastung künftiger Gerichte von einem Mordprozeß.

Aber nichts von alledem geschah. Obwohl es sicher genug menschliche Richter gibt, die bereit wären bei den heutigen Zuständen das Barett hinzuhauen, sich einen aus einem Bundesgeschwätzblatt verfertigten Papiertschako aufzusetzen und einem Handwerk Ade zu sagen, das längst zum Mundwerk mit einem total verlogenen Boden geworden ist, schlug doch keiner auf den grünen Tisch, daß die Kruzifixe wackelten. Nur ein paar schüchterne Reden drohten mit neckisch erhobenem Zeigefinger den Gesetzgebern: aber, aber, sie Schlimmer, wäre es denn nicht angezeigt unter Umständen vielleicht die Gesetze in einigen wenigen Punkten ein bisserl zu verbessern, vor allem das Mieterschutzgesetz, damit sich die Hausherren nicht gar so viel ärgern müssen!? Der größere Teil der Reden aber dröhnte wohl von einem Schrei, aber nicht von dem der Empörung über die Zumutung des berufsmäßigen Unrechtsprechens, sondern von dem nach mehr Gehalt. Denn es ist ja wirklich unglaublich, von einem Richter mit nicht voll valorisiertem Gehalt Lust und Liebe zur Verurteilung anderer nach der Schumpeterischen Verordnung, daß Krone gleich Krone sei, zu verlangen.

Das war der Richtertag. Sang- und klanglos ging er zu Ende, nicht einmal begleitet von einem unisono gebrüllten, kräftigen „Pfui Teufel!“ der zum Verurteilen bestimmten Herde. Und diese sonderbaren Hüter einer christlichen Rechtsordnung, die mit Gerechtigkeit nicht mehr zu tun hat als eine

straßenpolizeiliche Rechtsfahrordnung, zogen sich wieder, um zu richten und Eide abzunehmen, hinter das Bild des Gekreuzigten zurück, der das Richten und Schwören verboten hat. Zweihänder, die aus Gründen der Versorgung die blödsinnige Anwendung blödsinniger Gesetze zu einem Berufe erwählt haben, dessen Vertracktheit sie ohneweiters zugeben, Paragraphenfüßler, die eine bessere Bezahlung dafür verlangen, daß sie bewußt Unrecht tun, Existenzen vernichten, Tränenströme erzeugen, Rache- und Haßgedanken erwecken, Selbstmorde verschulden, Besserungsfähige in Unverbesserliche verwandeln und die Saat zu künftigen Verbrechen in jeder Minute ausstreuen — sie finden kein Wort der Wut über das Unwürdige dieses Zustandes, weigern sich nicht, auch nur eine Sekunde länger diesen Affentanz einer Gerechtigkeit, vor der es die Sau des Teufels graust, mitzutanzen, sondern stazen weiter als sittliche Größen in Talar und Barett durch die Gerichtssäle, strafen unverlogene Gesetzesübertreter, denen sie die Schuhriemen aufzulösen nicht würdig sind und verurteilen eine unbescholtene Frau, die — wie es unlängst in Graz passiert ist — angesichts solchen Treibens mit dem Ruf „Das soll eine Gerechtigkeit sein!“ ohnmächtig zusammenbricht, wegen „Beleidigung eines Richters“ zu 48 Stunden Arrests. Ihre Rechtsprechung ist die Rechtsbrechung. Wissen sie aber überhaupt noch aus der Zeit, da sie noch nicht Juristen waren, was Gerechtigkeit ist, dann sind sie dreimal schlecht, denn sie könnten sie anwenden, wenn sie seelisch nur halb soviel Rückgrat hätten als sie geistig Unrat produzieren; aber sie tun es nicht, um nicht in den Ruf eines „guten Richters“, der für ihre Karriere absolut tötlich wäre, zu kommen. Um oben nicht anzustoßen, teilen sie nach unten Fußtritte aus. Sie strafen, aber wenn man sie fragt, wozu sie eigentlich strafen, dann entquillt ihrem Munde ein der-

artiger Unsinn, daß einem übel wird. Die einen behaupten, die Strafe bezwecke die Besserung des Täters, obwohl sie natürlich genau wissen, daß noch niemals und nirgends auch nur ein Uebeltäter durch die Strafe, sondern höchstens trotz der Strafe gebessert worden ist, und obwohl sie wissen, daß im Gegenteil jeder erst in ihren Gefängnissen bei den schon mehrfach Vorbestraften, also schon mehrfach Gebesserten, die hohe Schule des Verbrechens durchmacht. Die anderen aber behaupten, die Strafe habe den Zweck der Abschreckung der noch nicht Bestraften und niemand schlägt ihnen ins Gesicht für diese Frechheit, die sich nicht entblödet, allen, die nicht stehlen, die Angst vor dem Eingesperrtwerden als Motiv der Redlichkeit unterzuschieben.

Das ist ja das infernalische und hinterlistige Blödsinnsstigma dieser sogenannten irdischen Gerechtigkeit: sie macht die Menschen zuerst schuldig, um sie hinterher verurteilen zu können. So wie sie die Menschen zuerst zum Schwören zwingt, um dann hinterher eine Tätigkeit von ihnen zu verlangen, die man sonst nie von ihnen verlangen könnte, so wie sie den in seiner Ungerechtigkeit himmelschreienden Satz vertritt, daß Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schütze, obwohl diese Unkenntnis gerechter Weise das Einzige sein müßte, was vor Strafe unbedingt schützen sollte: ebenso stützt und verteidigt diese patente irdische Gerechtigkeit die Gesellschaftsordnung, von der sie bezahlt wird, eine Gesellschaftsordnung, die ihrer als ethischen Anstrichs für die Möglichkeit der Ausbeutung der Vielen durch die Wenigen bedarf und die dann mit Berufung auf die Verletzung dieser ganz einseitig erlassenen Gesetze, die nur dem eigenen Vorteil dienen, über die „Unmoral" jener zetert, die sich selber zu helfen versuchen, da ihnen niemand anderer hilft und die das „geltende Recht" nach einem zwar nicht geltenden, aber deshalb noch lange nicht

weniger existenzberechtigten Recht verletzen, unbewußt fühlend, daß es zwischen Menschen nur freiwillige Vereinbarungen als Ergänzung des natürlichen Rechtsempfindens zu geben habe und nicht einseitige Vorschriften zur Verhöhnung dieses Empfindens. Es ist vielleicht die unverschämteste Zumutung, die je gestellt wurde, wenn man es wagt, von einem schon durch seine niedere Geburt benachteiligten Menschen zu verlangen, daß er dem Darben der Seinen und dem Rachitischwerden seiner Kinder zusehe, ohne sich an dem Eigentum derer zu vergreifen, die mit dicken Bäuchen untätig seinem Elend zusehen und dazu das Lied „Ueb immer Treu und Redlichkeit!" plärren. Warum gibt und gab es denn Staaten, wie zum Beispiel das noch nicht europäisierte Japan, in denen Eigentumsdelikte etwas völlig Unbekanntes sind und waren? Sollte das nicht seinen Grund darin haben, daß dort das Eigentumsrecht, besonders das an Grund und Boden, nicht so wie bei uns ein einziges ungeheures Eigentumsdelikt ist? Warum gibt es nirgends in ganz Amerika so viele Mörder wie in Chicago, wo sogar Millionärssöhne zum Spaß ihre Freunde schlachten? Sollte das nicht seinen Grund darin haben, daß dort das Blut der Millionen in den Schlachthäusern ermordeten Tiere über die Menschen kommt und ihnen jedes Verständnis dafür, daß Blut ein ganz besonderer Saft sei, raubt? Wer aber kann sich einbilden, einen solchen Zustand durch Hinrichtungen bessern oder ändern zu können?

Die Todesstrafe ist das letzte Auskunftsmittel der, an der Wirksamkeit des Einsperrens selber verzweifelnden, irdischen Gerechtigkeit. Bringt man den Kerl gleich um, kann wenigstens kein Mensch mehr beweisen, er sei nun nicht gebessert. Von dieser Erwägung ausgehend, hat sich bekanntlich auch in Oesterreich vor nicht allzu langer Zeit eine Bewegung für die Wiedereinführung der Todesstrafe ge-

bildet. Und zwar begann diese Bewegung nicht, wie man annehmen sollte, innerhalb der Fleischhauergenossenschaft, sondern innerhalb der christlichsozialen Partei. Die Christlichsozialen, die den nackten Hals bei turnenden Mädchen aus Gründen der Moral verpönen, nehmen an den entblößten Hälsen von Delinquenten, die aufgehängt werden sollen, keinen Anstoß und man begreift das auch, wenn man bedenkt, daß der nackte Mädchenhals die eine Grundlage des Staates, nämlich die Sittlichkeit, erschüttert, der nackte Delinquentenhals aber die andere Grundlage des Staates, nämlich die Autorität, stärkt. Die armseligste hinterwäldlerische Vorstellung von Gerechtigkeit, die Ueberzeugung, daß Gleiches mit Gleichem zu vergelten sei, kommt bei der Todesstrafe zur Anwendung. Und selbst diese Vorstellung ist eine Lüge. Denn bei der Todesstrafe wird nicht Gleiches mit Gleichem vergolten. Wer einen anderen Menschen umbringt, ist entweder unbeherrscht oder irrsinnig oder dumm. Böse ist er nur in den seltensten Fällen. Böse in jedem Falle aber ist eine Justiz, die einen Menschen unter einem genau festgesetzten Zeremoniell des Ungeheuerlichen, das jedem Fühlenden die Haare zu Berge treiben muß, vom Leben zum Tode befördert und dabei noch — Gipfel der Heuchelei und Schamlosigkeit! — durch einen Geistlichen für seine Seele sorgen läßt, um sich einen überirdischen Kren zu geben. Kennt, wie Richard III. sagt, das wildeste Tier noch des Mitleids Regung, so kennt es umso eher noch der wildeste Mensch. Kein Mitleid, ja überhaupt kein Gefühl kennt die Strafmaschinerie der Justiz. Sie ist unmenschlich und gehört deshalb aus dem Bezirk des Menschlichen ausgemerzt.

Es existiert leider keine Statistik darüber, wieviele Verbrecher nur deshalb existieren, weil der § 144 existiert, der die offizielle Abtreibung von Kindern, die schon vor ihrer Geburt Opfer künftiger

Verwahrlosung und erblicher Belastung sind, verbietet und dadurch die heimliche Abtreibung für den Proleten finanziell unmöglich macht. Und so bleibt nichts übrig, als zu hoffen: daß dieses Monopol, das sich der Staat hier für die Menschenfabrikation anmaßt, dereinst falle und mit ihm das Monopol der Wenigen auf die Güter der Nahrung spendenden Erde und die Sicherung des Lebens. Der Tag, an dem dies geschieht, wird auch der Tag sein, an dem sich die irdische Justiz auf das Gebiet fachlicher Schiedgserichte zurückziehen müssen wird und auf das Gebiet einer polizeilichen Kontrolle, ob Ordnung auf der Straße und bei der Versorgung Unmündiger herrscht und ob die Kaffeesieder ihre Heferln gut auswaschen. Das Strafrecht aber und alles, was damit zusammenhängt, wird man in den Bibliotheken neben den Hexenhammer stellen und mit demselben Staunen und Schauder, mit dem wir heute der mittelalterlichen Zeiten gedenken, in denen Wahnsinnige als vom Teufel Besessene hingerichtet wurden, werden wir uns unserer „Strafrechtspflege“ erinnern. Die volkreiche Gilde der Verbrecher wird auf ein paar Geisteskranke zusammengeschmolzen sein. Die sogenannten „Feinde der Gesellschaft“ aber, die heute die Gefängnisse bewohnen, wirds nicht mehr geben, weil die Gesellschaft selbst niemanden mehr als Feind behandeln wird. Und selbst dem dümmsten Kerl wird es klar werden: Die Guten, die die Gesetze gemacht und durch Richten und Strafen die Ordnung gehütet haben, waren schlecht; die Schlechten aber, die sie übertreten haben, wurden gut.

AUS DER PRAXIS DES RICHTENS.

Die Lebensversicherung — vier Semmeln.

Herr Thomas Lebeda hat im Jahre 1903 bei einer Versicherungsgesellschaft ein Kapital von 3000 K versichert, das am 1. September 1923 an seinen Sohn Thomas Lebeda auszubezahlen war. Während dieser 20 Jahre, insbesondere vom Jahre 1908 bis Ende 1918, hat Thomas Lebeda d. Ae. die Prämien pünktlich bezahlt. Am 14. Juli 1920 ist Herr Thomas Lebeda d. Ae. gestorben, so daß der Versicherungsbetrag von 3000 K am 1. September 1923 fällig war. Da die Versicherungsgesellschaft 3000 Papierkronen anbot, klagte sie Thomas Lebeda d. J. auf Zahlung von 45 Millionen Kronen. Das Handelsgericht Wien (Vorsitzender Hofrat Dr. Felix) hat die beklagte Versicherungsgesellschaft verurteilt, Thomas Lebeda einen Betrag von drei Groschen samt zehnprozentigen Zinsen vom Klagetage an, zu bezahlen, und verurteilte den Kläger zur Zahlung von 350 S an Prozeßkosten an die Versicherungsgesellschaft. In der Begründung führt das Gericht folgendes aus: . . . Derartige Ansprüche sind unbegründet. . . . Eine derartige Aufwertung würde der Schumpeterverordnung widersprechen. Es wurde dem Klagebegehren daher nur rücksichtlich des Betrages von 3000 K, ist gleich drei Groschen, Folge gegeben, das Mehrbegehren aber abgewiesen. — Dabei hat das Gericht die Umwertung von der Kronen- in die Schilingwährung falsch vorgenommen, weil 3000 K doch 30 Groschen ausmachen.

Felix, zu Deutsch: der Glückliche, heißt dieser juristische Adam Riese. Und mit Recht. Denn so sind sie alle, die Glücklichen. Sie finden alles in Verordnungen und daher in Ordnung, und statt zu ordnen verordnen sie. Sie können 3000 nicht durch 100 dividieren, aber ihren Schumpeter haben sie intus. So geben diese Hofräte drei Groschen statt dreißig und verlangen 350 Schillinge. Sie zeigen, daß sie durch die Republik nicht nur hoflos, sondern auch ratlos geworden sind. Aber gute Versicherungsma-

thematiker sind sie. Und gute Christen. Denn sie geben dem, der ohnehin schon das Kapital hat und nehmen dem, der nichts hat, auch noch das wenige, das er hat. Ihnen selbst kann ja nix gschehn, denn ihre Bezüge sind längst valorisiert. Sie studieren fünf Jahre das Recht; nun aber tun sie es auch und scheuen Niemand.

Sind sie aber bei den Semmeln streng und halten vier Stück für einen genügend großen Gegenwert einer Lebensversicherung, so sind sie beim Brote desto milder. Steht ja doch in der Bibel, daß der Mensch nicht nur vom Brote allein lebe, woraus klar hervorgeht, daß das Brot kein lebenswichtiges Nahrungsmittel ist, weshalb man bei Preistreiberei mit Brot auch ohne Bedenken eine gewisse Milde walten lassen kann, wie folgender Bericht zeigt:

Fried ist am 2. Mai 1925, also vor zwei Jahren, wegen Verbrechens der Preistreiberei zu acht Monaten Kerker und zu 100 Milliarden Kronen Geldstrafe verurteilt worden. Der Oberste Gerichtshof hat der Berufung des Verurteilten teilweise Folge gegeben und die Strafe auf drei Monate Arrest und 24 Milliarden Kronen Geldstrafe herabgesetzt. Damit ist jedes Rechtsmittel erschöpft gewesen und Fried hätte nun nach Recht und Gesetz, die ja für alle Staatsbürger gleich sein sollen, sofort seine Arreststrafe antreten und die Geldstrafe zahlen müssen. Aber Recht und Gesetz sind in unserem korrupten Staate, an dessen Spitze der Großgrundbesitzer Hainisch und der Professor für Moraltheologie und Seelensanierer Seipel stehen, nicht für alle gleich.

Monate sind vergangen — Gerichtsvollzieher und Gerichtssoldaten haben ihre Hände nicht nach Fried ausgestreckt. Die Jungfrau Justitia in Wien hat ruhig zugesehen, wie der verurteite Fried Foxtrott und Shimmy getanzt, mit seinem Kraftwagen spazieren gefahren und seine Börsengeschäfte besorgt hat. Dazwischen sind ab und zu Gerüchte aufgetaucht, daß Fried begnadigt werden solle. Als Nationalrat Hampel vor einigen Monaten deswegen in einer öffentlichen Versammlung in Graz zur Rede gestellt worden ist, hat er unzweideutig angedeutet, daß das Begnadigungsgesuch Frieds vom großdeutschen Vizekanzler Dr. Dinghofer abschlägig beschieden worden sei.

Und nun kommt vor einigen Tagen plötzlich die Nachricht, daß der Bundespräsident Fried im Gnadenwege die Arreststrafe ganz geschenkt und die Gelstrafe von 24 auf 10 Milliarden Kronen herabgesetzt hat. Da der Bundespräsident eine Begnadigung nur aussprechen kann, wenn ihm vom Justizminister ein darauf bezüglicher Antrag zugeht, so kann die Begnadigung nur mit Zustimmung des großdeutschen Justizministers und Vizekanzlers Dinghofer geschehen sein. Daß Bundespräsident Hainisch dem Antrage des Antisemiten Dinghofer nicht ungern Folge gegeben hat, kann man sich denken, wenn man erfährt, daß diesen österreichischen Bundespräsidenten mit dem verurteilten Fried — durch seine Frau — verwandschaftliche Bande verknüpfen.

Während der Bundespräsident hier mit Hilfe der Regierung von seinem Begnadigungsrecht schon vor Antritt der Strafe durch den Verurteilten Gebrauch macht, hat die Polizei infolge solcher Gnadenbeweise die größten Scherereien und muß zur List greifen, um die Uebeltäter, die im Hinblick auf den Fall Fried „Das gibts net!“ schreien, in ihre Gewalt zu bekommen.

Der frühere Hauptmannrechnungsführer Karl du Rieux wurde im Gebäude des Kriegsministeriums verhaftet und muß nun seine im Dezember v. J. über ihn verhängte einmonatige Arreststrafe absitzen. Hauptmann du Rieux hatte eine Anzahl hoher Beamter des Heeresministeriums beleidigt und war zu einem Monat Arrest verurteilt worden. Zum Strafantritt aufgefordert, hat er an das Landesgericht ein Schreiben gerichtet, in dem er erklärt, er werde so lange nicht in den Arrest wandern, als ein seit Jahr und Tag wegen Verbrechens der Preistreiberei Verurteilter (Generaldirektor Fried) frei herumgehe. Er wurde nun unter einem Vorwand ins Heeresministerium beschieden und dort von der Polizei festgenommen.

Da aber die Beleidigung hoher Beamter ein weitaus schwereres Delikt ist, als der mit ihrer Hilfe straflos bleibende Brotwucher, wird nicht viel Federlesen gemacht. Man wird „beschieden“ und festgenommen und es bleibt dem Bundespräsidenten überlassen, wieviel Zeit er sich in diesem Falle zum Begnadigen lassen will. Denn er hats nicht immer

so eilig wie in dem Falle, wo er seinen Fried haben wollte.

Erschütternde Szenen spielten sich ab, wenn Gefangenen nach langer Strafzeit durch einen Gnadenakt des Bundespräsidenten die Freiheit wiedergegeben wird. Unvergeßlich blieb der Abschied eines Greises, der sieben Jahre wegen Mordes saß und dann begnadigt wurde. Als man ihm von dem Gnadenakt Mitteilung machte, rannen Tränen über seine bleichen Wangen, er vermochte zuerst nicht zu sprechen und stammelte nur „Dank, heißen Dank". Er wankte langsam zum Tore hinaus und als er sich unbeobachtet glaubte, sank er in die Knie und küßte schluchzend die Erde.

Was der Fried gemacht hat, als er sich, von seiner Begnadigung verständigt, zum erstenmal unbeobachtet glaubte, werden wir leider nie erfahren. Es genügt ja schließlich auch, daß wir jetzt wissen, daß Mörder unter Umständen doch bessere Menschen sein können. Und es ist nur noch notwendig, den Bundespräsidenten vor dem Verdacht zu schützen, daß er bloß Privilegien verleihe. Dem ist nicht so. Er hebt auch Privilegien auf. Das altbekannte Privilegium des Wieners, daß er nämlich nicht untergehen könne, besteht nicht mehr. Durch einen Gnadenquatsch des Bundespräsidenten bei der Eröffnung der Seilbahn auf das Höllengebirge wurde dieses Privilegium im Hinblick auf dieses Werk auf ganz Oesterreich ausgedehnt.

„Oesterreich kann nicht untergehen!"
Dr. Hainisch bei der Eröffnung der Seilbahn auf das Höllengebirge.

Damit ist vieles wieder gut gemacht. Glaubte man nach einem Satz im Bericht des Neuen Wiener Tagblattes über den Prozeß Grosavescu

Das Publikum des Saales ist jedenfalls auf seine Kosten gekommen; nachmittags rückten sogar die Damen Chamberlin und Levine in die Schar ein: es war fast Derbystimmung.

schon an den Untergang Osterreichs, so beginnt

man jetzt, im Vertrauen auf die Weisheit des Bundespräsidenten, doch wieder leise zu hoffen, umso mehr, als das Tagblatt erklärt (von der „Arbeiterzeitung" wegen dieser überheblichen Behauptung zur Rede gestellt, die der Justiz geradezu die Fähigkeiten eines Rosses, nämlich Derbystimmung zu erzeugen, andichtet), dieser Satz sei nicht ernsthaft, sondern satirisch gemeint gewesen, während der fünf Zeilen vorher stehende Satz

> Nelly Grosavescu spart nicht mit den verunglimpfenden Schollen, die sie dem Toten ins Grab nachwirft:

der Erklärung, daß er nicht satirisch, sondern ernst gemeint gewesen sei, bis heute entbehren muß.

Aber Derbystimmung hin, verunglimpfende Schollen her, es gibt für die Zeitungen weit Wichtigeres aus dem Gerichtssaal zu berichten:

> **Ist eine Wallfahrtskirche ein Kultusbedürfnis?** Die Bezirkshauptmannschaft Korneuburg hatte entschieden, daß die dringend notwendigen Ausbesserungen an der Wallfahrtskirche in Kornabrunn mit dem Kostenbetrage von 3493 S von dem Kirchenpatron Friedrich Trinkaus zu bestreiten sind, weil das Kirchenvermögen zur Tragung der Kosten nicht imstande sei. Diese Entscheidung wurde sowohl von der niederösterreichischen Landesregierung als auch vom Bundesministerium für Unterricht (Kultusamt) bestätigt, weshalb Friedrich Trinkaus die Beschwerde an den Verwaltungsgerichtshof einbrachte. Die Beschwerde stützte sich darauf, daß die römisch-katholische Pfarrkirche Kornabrunn eine Wallfahrtskirche sei und für das Kultusbedürfnis nicht in Betracht komme. Für das Kultusbedürfnis sei durch die Schloßkapelle gesorgt. Auch aus dem Stiftsbriefe vom Jahre 1668 lasse sich eine solche Verpflichtung des Patrons nicht ableiten. Der Verwaltungsgerichtshof (Vorsitzender Präsident Dr. Schuster) hat die Beschwerde des Patrons als unbegründet abgewiesen. In der Begründung wird hervorgehoben, es sei unerheblich, ob die Wallfahrtskirche in Kornabrunn für das Kultusbedürfnis ihres Sprengels entbehrlich sei. Wenn die Kirche die Pfarrkirche sei, wäre sie zu erhalten, auch wenn für das Kultusbedürfnis der Bevölkerung noch andere Kirchen zur Verfügung stünden. Auch daß die Kir-

che Wallfahrtskirche sei, beseitige nicht die Baulast des Patrons, wofern die Kirche nicht aufhört, Pfarrkirche zu sein und wofern nicht das Kultusbedürfnis der Wallfahrer eine über das bisherige Kultusbedürfnis der Pfarre hinausgehende Vergrößerung der Patronlast nach sich ziehe. Das sei aber nicht behauptet worden.

Nun ist alles klar und der streng juridischen Fassung des Begriffes einer Kultusbedürfnisanstalt mit Weihwasserspülung für Wallfahrer steht nach dieser Entscheidung nichts mehr im Wege. Wenigstens in Oesterreich. Denn in anderen Ländern sind die Kultusbedürfnisse wieder ganz andere.

Die Strafkammer des Bromberger Bezirksgerichtes hat in einem Prozeß einen Geistlichen zu zwei Monaten und 20 Tagen Gefängnis, bezw. 1200 Zloty Geldstrafe verurteilt. In der Urteilsbegründung wird angeführt: „Er leugnete die Existenz des Satans." Dazu bemerkt ein polnisches Blatt: „Das ist allerdings ein strafwürdiges Vergehen. Die Verteidiger des Teufels werden sich freuen. Mehr dürfen wir aber nicht sagen, denn Gerichtsurteile dürfen in Polen nicht kommentiert werden."

Die Frage, ob Gerichtsurteile in Oesterreich kommentiert werden dürfen, wurde neulich in Graz entschieden:

Beleidigung eines Richters. Am 4. Oktober fand vor dem Bezirksrichter LGR. Dr. Toplak eine Verhandlung gegen einen Mann wegen leichter Körperverletzung statt. Als Privatbeteiligte nahm an dem Prozeß die Beamtensgattin Theresia W. teil. Im Verlauf der Verhandlung fühlte sich die Privatbeteiligte benachteiligt, weil sie meinte, der Richter vernehme nur für den Angeklagten entlastende Zeugen, während er die von ihr vorgeschlagenen ablehnte. Als der Richter schließlich mit einem Freispruch vorging, sprang die Privatbeteiligte auf und schrie: „Das soll eine Gerechtigkeit sein?" Dann brach sie bewußtlos zusammen; sie mußte von der Rettungsabteilung in ihre Wohnung gebracht werden. Heute hatte sie sich wegen Beleidigung des Richters vor dem Bezirksrichter LGR. Dr. Presinger zu verantworten. Sie war geständig. Sie habe sich während der Verhandlung derart aufgeregt, daß sie bewußtlos wurde. LGR. Dr. Toplak und der Saaldiener wurden als Zeugen einvernommen; sie bestätigten den Wortlaut der Anklage. Der Richter verurteilte schließlich Frau W. zu 48 Stunden strengen Arrestes.

Man könnte dagegen mit Recht einwenden, daß der Aufschrei der Frau W. den Rahmen der dem Staatsbürger zustehenden Kommentierung eines Urteiles weit überschreite, da er ja geradezu Zweifel in die notorische Tatsache ausdrücke, daß der Ausspruch eines Bezirksgerichtes mit der Gerechtigkeit identisch sei. Es sei daher das gute Recht des Richters gewesen, beleidigt zu sein und zwar umso mehr, als die Richter doch unentwegt versichern, von früh bis spät in einem erhabenen Berufe tätig zu sein. Und warum sollte schließlich ausgerechnet der Richter nicht beleidigt sein dürfen, wenn dieses Recht jedem gewöhnlichen Gendarmen zusteht?

Beleidigung eines Gendarmen. Am 27. März mußte der Gendarmerie-Rayonsinspektor M. Haim des Postens Waltendorf gegen einige Burschen einschreiten, die in ein Gasthaus in Waltendorf einzudringen versuchten. Da die Burschen gegen den Gendarmeriebeamten tätlich vorgingen, mußte er von der Waffe Gebrauch machen. Der Hilfsarbeiter Franz Puck erhielt dabei einen Bajonettstich in den Bauch, der seinen Tod herbeiführte. Am 31. März fand auf dem St. Peter-Friedhofe die Beerdigung des Puck statt; nach der Leichenfeier versammelten sich etwa 200 Personen vor dem Gendarmerieposten-Gebäude, um zu demonstrieren. Neben dem Gebäude war auf einer Säule die Parte des Puck angeschlagen. Auf diese Parte schrieb nun der 19jährige Hilfsarbeiter Max Rudler mit einer Füllfeder die Worte: „Gestorben durch Mörderhand". Rudler wurde bei dieser Tätigkeit von dem Gendarmerierevierinspektor Luckner beobachtet und von diesem festgenommen. Heute hatte sich Rudler vor dem Bezirksrichter LGR. Dr. Kürzl wegen Ehrenbeleidigung eines öffentlichen Beamten zu verantworten. Er erkärte, daß er nicht wisse, wieso er dazu komme, vom Rayonsinspektor Haim geklagt zu werden. Er habe nicht geschrieben, daß Haim der Mörder sei. Und wenn sich Haim als Mörder fühle, so sei die Schrift doch nur eine berechtigte Kritik. Er gestand unumwunden ein, die Worte auf die Parte geschrieben zu haben. Nachdem er nochmals wiederholte, daß er Puck für einen durch Mord ums Leben gekommenen Menschen halte, verurteilte ihn der Richter zu einem Monat strengen Arrestes.

Ob ein Säbelhieb über die Hand oder ein Schuß

in den Fuß nicht auch den Zweck erfüllt hätte, dem Gendarmen die Angreifer vom Leibe zu halten, war nicht zu untersuchen, da es von keiner Seite behauptet worden war. Behauptet war lediglich worden, daß einer durch Mörderhand gestorben war. Da der, der ihn nicht ermordet hatte, sich durch diese Behauptung in seiner Ehre verletzt fühlte und außerdem der § 134 des Strafgesetzes folgendermaßen lautet: „Wer gegen einen Menschen, in der Absicht ihn zu töten, auf eine solche Art handelt, daß daraus dessen oder eines anderen Menschen Tod erfolgte, macht sich des Verbrechens des Mordes schuldig", einem, der einen anderen mit dem Bajonett in den Bauch sticht, aber keineswegs die Absicht, ihn zu töten, angedichtet werden kann, war mit einer Verurteilung dessen, der sich da unberechtigterweise eine berechtigte Kritik angemaßt hatte, vorzugehen. Ueberhaupt wird erwogen, den Waffengebrauch in Zukunft nicht nur bei Wirtshauskrawallen, sondern auch bei den immer mehr überhandnehmenden Krawallen bei Dispenseheverhandlungen freizugeben, damit sich Vorfälle, wie dieser, nicht mehr wiederholen können.

Krawalle bei einer Dispenseheverhandlung. Eine Dispenseheverhandlung, die nur unter Assistenz eines herbeigeholten Sicherheitswachmannes zu Ende geführt werden konnte, beschäftigte heute das Oberlandesgericht als Berufungsinstanz. Der Wiener Bundesbeamte Viktor Schrottmüller hatte seine derzeitige Gattin Dominiquette, eine Französin, in Paris kennen gelernt und dort geheiratet. Der erste Gatte der Französin, der Bäcker Johann Gruber, gleichfalls ein Wiener, ging in Wien eine Dispensehe ein. Nach Wien zurückgekehrt, paßte Herrn Schrottmüller die Ehe mit der Französin nicht mehr und er brachte beim Wiener Zivillandesgericht den Antrag auf Ungültigkeitserklärung seiner Ehe ein, weil der erste Gatte seiner Frau noch am Leben sei. Das Zivillandesgericht erklärte auch diese Ehe ungültig und die erste Ehe der Französin mit Johann Gruber für gültig. Dieser war darüber, daß er seiner ersten Gattin, die ihn nichts mehr angehe, Alimente bezahlen solle, sehr erbost und machte seinem Unmute bei

der Berufungsverhandlung vor dem Oberlandesgerichte in stürmischer Weise Luft. Er schrie, noch vor Eröffnung der Verhandlung, er müsse hier sein **Recht finden, und die** Aufforderung des Vorsitzenden Hofrates Dr. Alic, sich aus dem Saale zu entfernen, beantwortete er damit, daß er zum Gerichtstisch stürmte, dort eine drohende Haltung annahm und schreiend erklärte, er sei gekommen, zu sprechen. Da er fortwährend Beschimpfungen ausstieß, stürzte sich seine Dispensgattin auf ihn und wollte ihm den Mund zuhalten. Der Berufungssenat gab der Berufung keine Folge und bestätigte die Ungültigkeitserklärung der Dispensehe. Seine erste Gattin, die Französin, fand diese Szene so komisch, daß sie in helles Lachen ausbrach.

Und da sie einmal etwas von den Kultusbedürfnissen der hiesigen Bewohner gelesen hatte, die sie, der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, für Kulturbedürfnisse gehalten haben dürfte, klagte sie, in der Meinung, Oesterreich sei ein Kulturstaat, der die Leute, die er durch Erlaubnis auf der einen und Verbot auf der anderen Seite zum Narren halte, wenigstens für den finanziellen Schaden entschädige:

Schadenersatzklage wegen einer bewilligten Dispensehe.

Frau Dominiquette G. war auf Grund eines von der Magistratsabteilung 50 erteilten Dispens vom Hindernis des bestehenden Ehebandes am 29. August 1924 vor dem Magistrat Wien mit Viktor Sch. eine Zivilehe eingegangen, die vom Landesgericht Wien auf Grund der bekannten Judikatur für ungültig erklärt wurde. Frau G. mußte 680 S 90 g Prozeßkosten zahlen und klagte nun beim Verfassungsgerichtshof auf Schadenersatz den Bundesschatz und die Wiener Landesregierung.

Aber siehe da, wozu hätten wir denn einen Nationalrat, wenn wir schon Richter haben, die sich durch den Ausruf: „Das soll eine Gerechtigkeit sein!“ beleidigt fühlen:

Abweisung der Schadenersatzklage.

Heute hat der Verfassungsgerichtshof die Beschwerde der Frau G. abgewiesen mit der Begründung, daß Schadenersatzansprüche gegen Bund und Land wegen Verschuldens eines ihrer Organe derzeit nicht geltend gemacht werden können, weil das Durchführungsgesetz zum § 23 des Bundesgesetzes, der die Haftung normiert, noch nicht erlassen ist.

Was derzeit von einer Französin in Oesterreich allein geltend gemacht werden kann, ist lediglich das Verlangen nach Erteilung eines Visums zur Ausreise, um ja nicht am Ende mit den Einwohnern dieses Staates nicht untergehen können zu müssen. Denn auch das von mir schon lange projektierte und durch die Verfassungsgestze gewährleistete kategorische Volksbegehren nach einem definitiven und sofortigen Untergang, hat derzeit keine Aussicht auf Erfolg, da auch dazu die Durchführungsverordnung vom Nationalrat, der zum Leben und Lebenlassen da ist, noch nicht erlassen wurde. Untergehen läßt man nur die, die man einstmals mit siebzehn Jahren in den Rock des Kaisers steckte, um durch sie vor dem Untergang bewahrt zu werden:

Als die Siebzehnjährigen an die Front geschickt wurden. Der Verwaltungsgerichtshof hatte sich mit einem merkwürdigen Nachspiel zu den Kriegsereignissen zu befassen. Zu den Jugendlichen, die im 18. Lebensjahre von der Schulbank weg nach kurzer militärischer Ausbildung an die Front geschickt wurden, befand sich auch der jetzt an jugendlichem Irrsinn leidende Franz Hypacher. Seine Kuratorin, Marie Krautwaschl in Bruck a. d. M. suchte bei der zuständigen Invalidenentschädigungskommission in Graz um Zuerkennung der Kosten der Heilbehandlung für ihren Schützling an. Beide ärztliche Sachverständige stimmten wohl darüber ein, daß jugendlicher Irrsinn vorliege, während jedoch der eine die Geisteskrankheit als Folge einer Veranlagung oder Vererbung bezeichnete, schloß der andere die Möglichkeit nicht aus, daß die Kriegsereignisse einen gewissen Einfluß auf die Krankheitserscheinungen hatten, weil der Kranke schon im 18. Lebensjahre einrückte und Jugendliche nur eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen Kriegsstrapazen und, was hier gleichfalls in Frage kommt, gegen Granateinschläge entgegensetzen können wie ältere Kriegsteilnehmer. So soll auch Franz Hypacher im dritten Kriegsjahre durch einen Granateinschlag in den Unterstand in furchtbare Aufregung versetzt worden sein. Auf Grund dieses Gutachtens sprach die Schiedskommission der Kuratorin die Kosten der Heilbehandlung für Franz Hypacher zu. Auf Antrag des Bundesministeriums für soziale Verwaltung hat der Verwaltungsgerichtshof (Vorsitzender Präsident Dr. Schuster) diese Entscheidung als rechtswidrig aufgehoben, weil

die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Geisteskrankheit mit den Kriegsereignissen zur Zuerkennung der Heilbehandlung nicht genüge, ein solcher Zusammenhang müßte vielmehr nachgewiesen, d. h. so wahrscheinlich gemacht werden, daß kein Grund daran zu zweifeln übrig bleibt. Da dies hier nicht der Fall ist, entbehre die Entscheidung eines fachlichen Gutachtens.

Auf dem Gebiete des Irrsinns haben wir überhaupt ganz hervorragend klare Vorstellungen. So sicher wir wissen, daß dieser Franz Hypacher seit jeher wahnsinnig war, so gewiß ist es, daß unser Otto Rothstock nur zur Zeit der Ermordung Bettauers infolge eines Anfalles von Sittlichkeit irrsinnig war.

Die endgültige Entlassung Rothstocks.

Wie bereits in den „Wiener Stimmen" kurz mitgeteilt, wurde Otto Rothstock am 30. Mai endgültig in Freiheit gesetzt, nachdem der Oberste Gerichtshof auf Grund des Sachverständigengutachtens zur Ansicht gelangte, daß bei Rothstock der im § 2 b) des Strafgesetzes vorgesehene Strafausshließungsgrund: abwechselnde Sinnesausschaltung gegeben sei. Nach der Tat war sie an dem Beschuldigten gar nicht oder nur wenig zu erkennen. Da für die Psychiater kein Anlaß vorlag, Rothstock weiter in Haft zu behalten, wurde dieser Montag vormittags dem Sicherheitsbureau auf der Roßauerlände überstellt, wo ihn nachmittags seine Schwester abholte. Rothstock will sich sofort um einen Posten, er ist Zahntechniker, bewerben. Bereits während seines Prozesses erklärte eine große Anzahl Zahnärzte Oesterreichs und Deutschlands seinem Anwalte Dr. Walter Riehl ihre Bereitwilligkeit, Rothstock nach seiner Entlassung als Techniker zu beschäftigen.

Rothstock soll bereits einen von ihm erfundenen automatischen Ausschalter der Sinne bei Abdrängung unsittlicher Mitmenschen in eine sittlichere Welt zum Patent angemeldet haben. Ich aber warte, seit ich von seiner endgültigen Freilassung erfuhr, täglich auf eine Gerichtssaalnotiz folgenden Inhaltes:

Otto Rothstock hat den Herausgeber von Bettauers Wochenschrift, den Schriftsteller Hellmut Bettauer wegen Ehrenbeleidigung geklagt, da ihn dieser den Mörder Hugo

Bettauers nannte. Es gehe nicht an, einen unbescholtenen Mitbürger, der einen Schädling der sittlichen Weltordnung aus rein idealen Beweggründen im Zeichen des Hakenkreuzes in eine bessere Welt (soferne es eine solche überhaupt geben kann), abgedrängt hat, einen Mörder zu nennen. Der Richter schloß sich den lichtvollen Ausführungen des klägerischen Anwaltes Dr. Riehl an und verurteilte Bettauer zu drei Jahren schweren Kerkers und Veröffentlichung des Urteiles in der Reichspost, verschärft durch Abschreiben des Fakultätsgutachtens über Rothstocks Geisteszustand und durch die Verpflichtung, sich an jedem Jahrestage des Ehrenbeleidigungsverbrechens vom Kläger einen Zahn ziehen lassen zu müssen.

Auch diese Notiz wird kommen. Glaubet mir!

DER BISCHOF MYRIEL

Im Jahre 1815 war der hochwürdige Charles-Francois-Bienvenu-Myriel Bischof zu D.

Eimal klopfte jemand an der Tür des bischöflichen Hauses.

„Herein!“ rief der Bischof.

Die Tür öffnete sich plötzlich angelweit, als hätte sie jemand von draußen her mit voller Kraft aufgestoßen.

Ein Mann trat herein, machte einen Schritt nach vorne und blieb stehen, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Auf der Schulter trug er einen Ranzen, in der Hand hielt er einen Stock. Sein Gesicht war kühn, zornig, ermüdet und grob. Das Kaminfeuer beleuchtete ihn.

Der Bischof schaute gelassen auf den Ankömmling. Soeben hatte er den Mund geöffnet, um zu fragen, was er wünsche, als der Ankömmling, mit beiden Händen auf den Stock gestützt und den Greis mit seinen Augen musternd, zu sprechen begann:

„Also. Mein Name ist Jean Valjean. Ich bin ein Sträfling. Neunzehn Jahre habe ich auf den Galeeren zugebracht. Vier Tage sind es her, daß sie mich freigelassen haben und ich gehe nun nach Montolier, dahin haben sie mich kommandiert. Vier Tage lang marschiere ich aus Toulon. Heute habe ich sechs Meilen zurückgelegt. Aus dem Wirtshaus haben sie mich wegen meines gelben Passes verjagt. Darauf ging ich in ein anderes Wirtshaus, auch dort wollten sie mich nicht aufnehmen. „Packe dich!“ hieß es.

Ich ging ins Gefängnis, — der Wärter wollte mich nicht einlassen. In eine Hundehütte war ich gegangen, — der Hund hat mich gebissen und fortgejagt, gleichsam als wäre auch er ein Mensch, gleichsam als wüßte auch er, wer ich bin. Im Felde wollte ich übernachten, — es ist jedoch dunkel, ich dachte, es könnte Regenwetter kommen, und so kehrte ich in die Stadt zurück, um mich irgendwo vor einem Tor niederzukauern. Ich war schon daran, mich auf eine Steinbank zu legen, als mich irgend eine Alte auf eure Tür wies und sagte: „Da klopf an!" So tat ich auch. Was habt ihr da? Ein Gasthaus? Geld habe ich, hundertundneun Franken, die ich mir im Zuchthaus verdient habe. Ich kann bezahlen. Geld habe ich. Müde bin ich, bin doch sechs Meilen gegangen, auch hungrig bin ich. Darf ich bleiben?"

„Madame Magloire", sprach der Bischof zu seiner Dienerin, „legen Sie noch ein Besteck auf den Tisch."

Der Wandersmann machte noch drei Schritte vorwärts und näherte sich der Lampe, die auf dem Tisch stand."

„Hören Sie", sagte er, als ob er das Geheiß nicht recht verstanden hätte. „Haben Sie gehört, daß ich ein Sträfling bin? Direkt aus dem Zuchthaus komme ich", und er holte aus der Tasche den gelben Paß und legte ihn auseinander. „Hier ist mein Paß. Ist gelb — wie Sie sehen. Wegen dem werde ich überall verjagt. Wollen Sie ihn lesen? Ich kann auch lesen, im Zuchthause habe ich es gelernt. Dort gibt es eine Schule für die, die lernen wollen. Schauen Sie, was da geschrieben steht: „Jean Valjean, aus dem Zuchthaus entlassen, geboren..." das ist Ihnen ganz gleich. „Hat neunzehn Jahre im Zuchthaus zugebracht. Fünf Jahre für Einbruch und Diebstahl; vierzehn Jahre für vier Fluchtversuche. Ein sehr gefährlicher..." Nun jagen mich alle hinaus; und Sie

wollen mich einlassen? Aber vielleicht haben Sie einen Pferdestall?"

„Madame Magloire, betten Sie reines Bettzeug auf das Bett im Alkoven."

Madame Magloire ging den Befehl zu erfüllen.

Der Bischof wandte sich zum Gast.

„Setzen Sie sich und wärmen Sie sich, mein Herr. Wir werden sofort nachtmahlen, während dessen wird man Ihnen das Bett herrichten."

Der Wanderer hatte sichtlich begriffen. Sein bis dahin mürrischer und erbitterter Gesichtsausdruck wandelte sich in einen verwunderten, mißtrauischen und freudigen, und er begann zu murmeln, wie einer der nicht weiß, was er sich denken soll.

„So? Sieh mal, sieh! Also bleiben soll ich? Sie jagen mich nicht fort! Den Sträfling! Sagen mir: „mein Herr!" Sagen mir Sie, und nicht Du! Sagen nicht: „pack dich hinaus, du Hund", wie mir alle sagen. Ich habe gewartet, daß Sie mich hinausdrängen. Darum habe ich es ihnen auf einmal gesagt, wer ich bin. Sie aber laden mich zum Essen ein und geben mir ein Bett, wie es alle haben! Neunzehn Jahre lang habe ich in keinem Bett geschlafen! Ihr seid doch gute Menschen! Verzeihen Sie, Herr Wirt, wie heißen Sie? Ich will zahlen, alles eins, was Sie verlangen. Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie sind doch ein Gastwirt, nicht wahr?'

„Ich bin ein Priester", antwortete der Bischof.

„Ein Priester!" entgegnete der Sträfling. „Sie sind Priester dieser großen Kirche da? Wirklich wahr, ich bin ja ganz von Sinnen, daß ich Sie nach Ihrem Käppchen nicht erkannt habe."

Nachdem er dies gesagt hatte, legte er seinen Ranzen und Stock in den Winkel, steckte den Paß in die Tasche und setzte sich.

Unterdessen war der Bischof aufgestanden und verschloß die Tür, die offen geblieben war.

Madame Magloire war zurückgekommen. Sie brachte noch ein Besteck und legte es auf den Tisch.

„Madame Magloire," sagte der Bischof, „schieben Sie das Besteck näher zum Feuer," und fügte bei, zum Gast sich wendend: „Der Nachtwind ist kalt in den Alpen. Nicht wahr, Sie sind durchgefroren, mein Herr?"

Alle Male, als er das Wort: „Mein Herr" mit seiner ernsten und sanften Stimme aussprach, leuchtete das Gesicht des Sträflings.

Einem Sträfling „mein Herr" sagen, ist dasselbe, wie einem Durstenden ein Glas Wasser reichen. Der Erniedrigte dürstet nach Achtung.

„Wie trüb doch diese Lampe brennt!" bemerkte der Bischof.

Madame Magloire hatte ihn verstanden und ging in das Schlafzimmer des Bischofs, die silbernen Leuchter zu holen, die sie mit brennenden Kerzen hereinbrachte und auf den Tisch stellte. Sie wußte, daß der Bischof es gerne sah, daß sie angezündet wurden, wenn Gäste bei ihm waren.

„Sie sind gut." — sagte der Sträfling, — „Sie verachten mich nicht. Sie haben mich aufgenommen, obzwar ich es vor Ihnen nicht verbarg, woher ich komme und wer ich wäre."

Der Bischof nahm den Sträfling freundlich bei der Hand: „Sie brauchen es mir nicht zu sagen, wer Sie sind. Dieses Haus ist nicht mein, sondern Gottes. Diese Tür fragt nicht den Eintretenden, ob er einen Namen habe, sondern ob ihn Kummer drücke. Sie leiden, sind von Hunger und Durst geplagt, seien Sie willkommen, treten Sie ein. Ich empfange Sie nicht in meinem Hause, hier ist derjenige Herr, der ein Obdach bedarf. Alles, was da ist, — gehört Ihnen. Wozu brauche ich Ihren Namen zu kennen? Früher noch, als Sie sich genannt haben, wußte ich schon, wie Sie heißen."

Der Gast sah ihn verwundert an.

„Ist das wahr? Sie wußten, wie ich heiße?

„Jawohl," — erwiderte der Bischof, — „ich wußte, daß Sie mein Bruder heißen."

„Ja, ich war hungrig, als ich hierher kam," sagte der Gast, — „Sie haben mich aber so in Staunen versetzt, daß mir auch der Hunger vergangen ist!"

Der Bischof blickte ihn an und frug:

„Haben Sie viel gelitten?"

„O, die rote Jacke, die Kanonenkugel an den Füßen, statt eines Bettes ein Brett, Kälte, Hitze, Arbeiten, Stockprügel, doppelte Fußschellen wegen jeder Kleinigkeit, für jedes Wort, das man erwidert — Karzerstrafe und Ketten sogar bei Nacht, sogar im Lazarett. Die Hunde, ja die Hunde, auch die sind glücklicher! Und neunzehn Jahre lang so! Jetzt habe ich sechsundvierzig. Packe dich und lebe wie du kannst mit dem gelben Passe!"

„Ja," — sagte der Bischof, „Sie sind aus dem Ort des Jammers gekommen. Aber hören Sie mich: im Himmel wird es ob des verweinten Gesichtes eines reuigen Sünders mehr Freude geben, als ob des unbefleckten Gewandes von hundert Gerechten. Haben Sie aus diesem Hause des Leidens Zorn und Haß gegen die Menschen mitgebracht, so sind Sie zu bemitleiden; haben Sie aber das Gefühl der Sanftmut, Friedlichkeit und Nachsicht gebracht, so sind Sie besser als wir alle."

Unterdessen brachte Madame Magloire das Abendessen.

Das Gesicht des Bischofs nahm plötzlich den fröhlichen Ausdruck eines gastfreundlichen Hausherrn an.

„Bitte zu Tische," sagte er belebt, wie er gewöhnlich die Gäste zum Tisch einlud.

Der Bischof sagte ein Gebet her, dann teilte er die Suppe aus. Der Gast begann gierig zu essen.

„Ich glaube, es fehlt etwas am Tische," sagte plötzlich der Bischof.

In der Tat hatte Madame Magloire nur drei Bestecke, die unbedingt notwendig waren, serviert. Indeß war es zur Gewohnheit geworden, alle sechs silbernen Bestecke auf den Tisch zu stellen, wenn irgend ein Fremder im Hause speiste.

Madame Magloire hatte die Anspielung verstanden, ging schweigend hinaus und nach einer Weile glitzerten bereits auf dem Tische die Bestecke, die der Bischof verlangt hatte, symmetrisch vor einem jeden, der beim Tische saß.

Nach dem Nachtessen nahm der Bischof vom Tisch einen der silbernen Leuchter, reichte den anderen seinem Gast hin und sagte:

„Ich will Sie auf Ihr Zimmer begleiten."

Der Sträfling folgte ihm. In demselben Augenblick, als sie durch das Schlafzimmer gingen, verbarg Madame Magloire das Silberzeug in einen Wandschrank, der sich über dem Kopfende des Bischofs befand. Sie tat das jeden Abend vor dem Schlafengehen.

Der Bischof begleitete seinen Gast bis zum Alkoven, wo ein sauberes Bett bereitet war, stellte den Leuchter auf das Tischchen und nachdem er ihm gute Nacht gewünscht hatte, entfernte er sich.

Als es auf dem Domturm zwei Uhr schlug, war Jean Valjean erwacht. Das Bett war zu weich, das hatte ihn geweckt. Zwanzig Jahre hatte er nicht mehr in einem guten Bett geschlafen, und obzwar er sich niedergelegt hatte, ohne sich zu entkleiden, hinderte ihn die gar zu ungewohnte Empfindung fest einzuschlafen. Viele und verschiedene Gedanken kamen ihm in den Sinn, einer aber kehrte beständig wieder und verdrängte alle übrigen: er hatte sich die sechs Silberbestecke und den großen Schöpflöffel, die Madame Magloire auf den Tisch hingestellt

hatte, gemerkt. Diese Bestecke gaben ihm keine Ruhe. Er lag hier, einige Schritte davon entfernt. Als sie durch das Schlafzimmer gingen, sah er, wie sie die alte Dienerin in dem Schrank über dem Kopfende des Bettes verwahrt hatte. Er hatte sich den Wandschrank gut gemerkt. Dieser befand sich zur Rechten beim Ausgang aus dem Speisezimmer. Die Bestecke waren massiv, aus altem Silber; beim Verkauf könnte er doppelt so viel dafür einlösen, als er im Laufe seines neunzehnjährigen Aufenthaltes im Zuchthaus verdient hatte.

Eine ganze Stunde brachte er in Schwanken und Kampf zu.

Es schlug drei Uhr. Er öffnete die Augen, erhob sich im Bett, streckte die Arme aus und tastete nach dem Ranzen, den er in den Alkovenwinkel geworfen hatte, dann ließ er die Beine vom Bette herab und setzte sich.

Einige Minuten lang verharrte er in Nachdenken in dieser Stellung, dann stellt er sich auf die Füße, stand noch einige Minuten unentschlossen da und horchte: im Hause war alles still. Er steckte die Schuhe in die Tasche, schnürte den Ranzen mit dem Riemen zu und nahm ihn auf den Rücken. Den Atem zurückhaltend und aufmerksam vorwärtsschreitend, ging er auf das Nachbarzimmer zu, das dem Bischof als Schlafzimmer diente. Die Tür war offen: der Bischof hatte sie nicht einmal nach sich zugemacht. Jean Valjean drückte sich die Mütze ins Gesicht und ging rasch, ohne auf den Bischof zu schauen, gerade auf den Wandschrank zu. Der Schlüssel steckte im Türchen, er öffnete es; der erste Gegenstand, der ihm auffiel, war der Korb mit dem Silbereßzeug; er nahm ihn, ging raschen Schrittes durch das Zimmer, ohne jedwede Vorsichtsmaßregeln und ohne auf das Geräusch, das er verursachte, zu achten, erreichte das Fenster, und schritt, seinen Stock ergreifend, über das Fensterbrett, steckte das Silber in den

Ranzen und rasch quer über den Garten laufend, kletterte er über die Gartenmauer und verschwand.

Am folgenden Tag, bei Sonnenaufgang, spazierte der Bischof in seinem Garten. Madame Magloire kam ganz aufgeregt zu ihm gelaufen.

„Hochwürden! Fort ist er und hat unser Silber mitgenommen. Schauen Sie, hier hat er die Mauer erklettert!"

Der Bischof stand einen Augenblick schweigend, dann erhob er seinen nachdenklichen Blick und sagte sanft:

„Vor allem muß man sich noch fragen, ob das Silber uns gehörte? Ich habe es schon längst ungerechterweise bei mir gehalten; es gehört den Armen. Dieser Mann aber ist ein Armer!"

Nach einer kleinen Weile setzte sich der Bischof an demselben Tisch frühstücken, an welchem am Vorabend Jean Valjean gesessen hatte.

Soeben wollte er vom Tisch aufstehen, als an der Tür ein Klopfen ertönte.

„Herein!" — erwiderte der Bischof.

Die Tür wurde geöffnet. Drei Mann hielten beim Kragen einen Vierten. Die drei waren Gendarmen, der vierte war Jean Valjean.

Der Bischof näherte sich ihnen mit aller Lebhaftigkeit, die sein vorgerücktes Alter nur zuließ.

„Ah, das sind Sie!" — sprach er, indem er auf Jean Valjan schaute. „Es freut mich, sie zu sehen. Aber hören Sie, ich habe Ihnen doch auch die silbernen Leuchter wie alles übrige geschenkt. Warum haben Sie diese nicht zugleich mit dem Besteck mitgenommen?"

Jean Valjean erhob seine Augen und blickte den Bischof mit einem Gesichtsausdruck an, den keine menschliche Zunge schildern kann.

„Dieser Mann hat also die Wahrheit gesprochen, Hochwürden?" — fragte einer der Gendarmen.

„Als wir ihm begegneten, sah er aus wie einer, der auf der Flucht ist. Haben ihn festgehalten, durchsucht und bei ihm das Silber gefunden . . .

„Und er hat Ihnen gesagt," sagte lächelnd der Bischof, — „es habe ihm diese Sachen ein alter Priester, der ihm das Nachtlager gab, geschenkt? Und Sie haben ihn hierhergeführt? Das ist ein Mißverständnis."

„Also, wir können ihn freilassen?"

„Ohne Zweifel," erwiderte der Bischof.

Die Gendarmen ließen Jean Valjean los, der zurückwich.

„Ist es wahr, daß man mich freiläßt?" — sagte er mit klangloser Stimme, wie die Menschen im Schlaf zu reden pflegen.

„Ja, du wirst freigelassen, hast es denn nicht gehört?" — sagte einer der Gendarmen.

„Mein Freund," wandte sich zu ihm der Bischof, „bevor Sie gehen, nehmen Sie erst Ihre Leuchter mit. Hier sind sie."

Er trat zum Kamin, nahm die Silberleuchter und reichte sie Jean Valjean hin.

Jean Valjean bebte am ganzen Körper. Er nahm mechanisch die Leuchter und blickte sie verworren an.

„Ziehen Sie in Frieden!" sagte ihm der Bischof. — „Ja, richtig, mein Freund, wenn Sie noch einmal kommen, so brauchen Sie nicht durch den Garten zu gehen. Sie können immer durch die Gassentür kommen und gehen. Sie wird bei Tag und Nacht nur eingeklinkt."

Dann wandte er sich an die Gendarmen.

„Meine Herren, Sie können gehen."

Die Gendarmen entfernten sich. Jean Valjean fühlte sich der Ohnmacht nahe.

Der Bischof trat zu ihm heran und sagte im Flüstertone:

„Vergessen Sie nicht, vergessen Sie niemals Ihr Versprechen; Sie haben mir Ihr Wort gegeben, die Sachen dazu zu verwenden, um ein ehrlicher Mensch zu werden."

Jean Valjean, der sich keines Versprechens entsann, blieb betroffen stehen. Der Bischof hatte diese Worte mit besonderer Betonung ausgesprochen. Dann setzte er feierlich fort:

„Jean Valjean, mein Bruder, von nun an hören Sie auf dem Bösen anzugehören und treten unter die Macht des Guten. Ich habe Ihre Seele gekauft. Ich vertreibe aus ihr den Geist der Finsternis und übergebe sie Gott."

Viktor Hugo.

ZU TEUER

Zwischen Frankreich und Italien, an den Ufern des mittelländischen Meeres, gibt es ein kleines, kleinwinziges Fürstentum. Dieses Fürstentum heißt Monaco. Es hat weniger Einwohner als ein großes Dorf, im ganzen — siebentausend, und so wenig Land, daß kein Hektar für jede Seele reicht. Aber der Monarch des Fürstentums ist ein echter Monarch. Er hat seinen Palast, hat seine Hofleute, Minister, Bischöfe, Generäle und eine Armee.

Zwar ist diese Armee nicht groß, im ganzen sechzig Mann, aber immerhin eine Armee. Die Einkünfte des Monarchen sind gering. Es gibt zwar Steuern, wie überall, sowohl Tabak- wie Wein- und Schnaps- und Kopfsteuern und obzwar geraucht und getrunken wird, so ist doch die Einwohnerzahl so gering, daß der Monarch seine Hofleute und Beamten, ja auch sie selbst, nicht erhalten könnte, wenn er kein Extraeinkommen hätte. Dieses Extraeinkommen gibt ihm eine Spielbank im Fürstentume — die Roulette. Es kommen Leute hin und spielen, verlieren, gewinnen, je nachdem, der Inhaber aber hat immer seinen Vorteil. Und von diesem Einkommen entrichtet der Inhaber dem Fürsten große Summen. Große Summen aber zahlt er ihm deshalb, weil nur noch eine solche Spielbank in ganz Europa existiert. Früher gab es ähnliche Spielanstalten auch bei den deutschen kleinen Fürsten, sie wurden aber vor einigen Jahren verboten. Und zwar wurden sie deshalb verboten, weil diese Spielanstalten viel Un-

heil stifteten. Es kommt jemand hin, fängt zu spielen an, hat Pech, verliert alles, was er hat, verliert auch fremdes Geld noch dazu, und ertränkt oder erschießt sich dann aus Verzweiflung. Die Deutschen haben es ihren Fürsten verboten, niemand ist aber da, der es dem Fürsten von Monaco verbieten würde, und so hat nur noch er allein eine solche Spielbank.

So gehen denn seitdem alle Spieler zu ihm, bei ihm verlieren sie ihr Geld, er aber hat seinen Gewinn dabei. Von ehrlicher Arbeit werden keine Paläste erbaut. Auch der Fürst von Monaco weiß es, daß dies ein häßliches Geschäft ist, was soll er aber tun? Leben muß er doch. Auch ist es nicht besser, von Branntwein- und Tabakeinkommen zu leben. Und so lebt denn dieses Fürstlein, regiert über seine Untertanen, schaufelt sein Geld ein und hat an seinem Hofe alles so eingeführt, wie es die wirklichen mächtigen Herrscher haben.

Er läßt sich ebenso wie diese krönen, macht Ausgänge, teilt Belohnungen aus, straft und begnadigt, hält Paraden und Ratsversammlungen, hat Gesetze, Gerichte, alles wie bei wirklichen Herrschern. Nur in einem unterscheidet es sich von ihnen, daß alles im Kleinen geschieht.

Nun, es geschah einmal, — es war vor fünf Jahren, — da hat sich im Fürstentum ein Mord ereignet. Die Bewohner des Fürstentums sind ein friedfertiges Volk, zuvor war niemals so etwas geschehen. Die Richter kamen zusammen, alles ganz regelrecht, und hielten Gericht, alles wie sich's gebührt: mit Richtern, Staatsanwälten, Geschworenen, Advokaten. Lang saßen sie zu Gericht, und haben dem Gesetze gemäß den Verbrecher zur Enthauptung verurteilt. Gut denn. Das Urteil wurde dem Fürsten vorgelegt. Er las das Urteil und bestätigte es. Wenn köpfen, so köpfen. Es war nur ein Uebelstand dabei, — daß es im Fürstentume weder eine Guillotine, noch einen Henker gab. Da berieten sich die Minister und be-

schlossen, sich an die französische Regierung mit der Anfrage zu wenden, ob die Franzosen ihnen nicht für gewisse Zeit eine Maschine und einen Henker schicken wollten, um einen Verbrecher zu enthaupten, und sie, wenn möglich, im Vorhinein zu benachrichtigen, mit welchen Kosten die Sache verbunden sei. Das Ersuchsschreiben ward abgeschickt. Nach einer Woche kam die Antwort: Maschine und Henker könnten geschickt werden, die Kosten würden im ganzen sechzehntausend Franken ausmachen! Dem Fürstlein wurde Bericht erstattet. Er sann und sann, — sechzehntausend Franken, ist doch zu viel! Der Schlingel ist die Summe nicht wert. Könnte man die Sache nicht billiger machen? Denn sechzehntausend Franken: das bedeutet doch die Steuern um mehr als zwei Franken für jeden Bewohner erhöhen. Das wird ihnen hart erscheinen. Das könnte sogar zu einem Aufstand führen. Es wurde beschlossen, die nämliche Anfrage beim italienischen König zu stellen. Die französische Regierung ist eine Republik, respektiert die Fürsten wenig, aber der italienische König ist immerhin ein Kollege, vielleicht tut er es billiger. Man schrieb hin; bald war eine Antwort da.

Die italienische Regierung teilte mit, sie wollte Maschine und Henker mit Vergnügen schicken, und alles zusammen samt Reisespesen würde zwölftausend Lire kosten. Das ist zwar billiger, aber immer noch teuer. Auch dieses Geld ist der Schurke nicht wert. Wiederum müßten beinah zwei Franken Steuern pro Kopf mehr ausgeschrieben werden. Es wurde wiederum Rat gehalten. Man überlegte hin und her, wie man es möglichst billig machen könnte. Vielleicht, daß sich einer unter den Soldaten findet, der ihm nach lokaler Sitte den Kopf abschlägt.Ein General wurde herbeigerufen. Was, — frägt man ihn, — fände sich keiner unter den Soldaten, um ihm den Kopf abzuhauen? Im Krieg müssen sie doch ohnehin töten. Soldaten werden ja dazu abgerichtet. Der Ge-

neral fragte die Soldaten — ob nicht einer das Geschäft übernehmen wolle. Aber die Soldaten übernahmen es nicht. Nein, — sagten sie — wir verstehen das nicht, auch haben wir es nicht gelernt.

Was tun? Wiederum wurde hin- und herstudiert, ein Komitee wurde berufen, ein Ausschuß, ein Vizeausschuß ernannt. Sie besannen sich auf etwas anderes. Man muß, — meinten sie, — das Todesurteil in lebenslängliche Kerkerhaft umändern. So wird der Fürst eine Gnade erweisen und auch die Spesen werden geringer sein. Das Fürstlein gab seine Zustimmung und so wurde die Sache beschlossen. Nur war dabei wieder der Uebelstand, daß man keinen entsprechenden Kerker hatte, um jemand für immer einzuschließen. Sie machten aber doch endlich ein Lokal ausfindig. Dort wurde der Kerl eingesteckt und ein Wächter für ihn aufgestellt.

Der Wächter mußte Wache halten und zugleich das Essen aus der fürstlichen Küche für den Verbrecher holen. So saß nun der Mensch sechs Monate lang, saß ein ganzes Jahr. Als das Fürstlein am Ende des Jahres sein Budget untersuchte, sah er, daß der Unterhalt des Verbrechers eine neue Ausgabe ausmachte, und zwar keine geringe. Ein besonderer Wächter, samt Beköstigung. Sechshundert Franken machte es im Jahre aus. Der Kerl ist aber jung und gesund, kann noch seine fünfzig Jahre leben. Man berechne nur, wie viel das ausmacht. Die Ausgabe ist groß. Das kann nicht so bleiben. Das Fürstlein berief die Minister: „Erfindet etwas," sagt er, „wie wir mit dem Schuft billiger fertig werden könnten? Sonst kommt er uns teuer zu stehen." Es versammelten sich die Minister und sannen lange nach. Da sagte einer: „Hören Sie, meine Herren, meiner Meinung nach sollte man den Wärter abschaffen." Darauf erwiderte ein anderer: „Dann wird er aber davonlaufen." „Nun, wenn er davonläuft, hol ihn der Kukuk." Dem Fürstlein wurde Bericht erstattet. Auch

er willigte ein. Sie schaffen den Wächter ab. Dann paßten sie auf — was daraus würde. Was geschah aber? Als die Mittagszeit kam, trat der Verbrecher aus seinem Gefängnis heraus, suchte den Wächter, fand keinen und so ging er selbst in die fürstliche Küche, um sein Essen. Nahm, was man ihm gab, ging zurück in sein Gefängnis, schloß die Tür hinter sich zu und saß weiter. Am nächsten Tage dasselbe. Täglich holte er sein Essen, aber wegzugehen — fällt ihm gar nicht ein! Was tun? Sie dachten nach. Man muß ihm, meinten sie, direkt sagen, daß wir ihn nicht brauchen. Er möge gehen. Schon recht. Der Justizminister läßt ihn zu sich rufen und sagt zu ihm: „Warum gehen Sie nicht? Es ist doch kein Wächter bei Ihnen. Sie können ganz frei gehen, auch wird der Fürst es Ihnen nicht übelnehmen." „Gut, daß mir's der Fürst nicht übelnimmt, ich habe aber nicht wohin zu gehen. Wohin soll ich gehen? Ihr habt mir mit dem Urteil eine Schmach angetan, jetzt nimmt mich keiner an, auch habe ich alles arbeiten verlernt. Ihr habt unrecht mit mir gehandelt. Es geziemt sich nicht, so zu handeln. Ihr habt mich zu Tode verurteilt, nun gut. Ihr hättet mich hinrichten sollen — habt es aber nicht getan. Das ist Nummer eins. Ich stritt nicht mit Euch. Danach habt Ihr mich zu ewiger Kerkerstrafe verdammt, auch einen Wächter habt Ihr mir beigegeben, damit er mir das Essen hole, dann habt Ihr mir den Wächter genommen. Das ist Nummer zwei. Wiederum stritt ich nicht mit Euch. Selbst holte ich mir das Essen. Jetzt sagt Ihr zu mir: Geh weg. Nein, tut mit mir, was Ihr wollt, aber ich gehe nirgends hin."

Was tun? Wiederum wurde ein Rat berufen. Was sollte man tun? Er will nicht gehen. Sie erwogen die Sache. Man muß ihm eine Pension geben. Sonst werden wir ihn nicht los. Sie meldeten es dem Fürstlein. Was kann man sonst tun, sagte er, wenigstens bekommen wir ihn einmal vom Halse weg.

Sechshundert Franken wurden für ihn festgesetzt. Man gab es ihm zu wissen.

„Nun meinetwegen," sagte er —„wenn Ihr sie pünktlich zahlt, so will ich gehen."

So wurde es auch beschlossen. Er bekam ein Drittel im vorhinein, nahm von allen Abschied und verließ das Besitztum des Fürstleins. Er brauchte nur eine Viertelstunde per Bahn zu fahren. Er fuhr fort, siedelte sich in der Nähe an, kaufte sich ein Stück Land, pflanzte sich einen Garten an und lebt ganz wohlgemut. Zur bestimmten Frist kommt er seine Pension holen. Wenn er sie empfangen, geht er in den Speisesaal, setzt seine zwei, drei Franken, gewinnt oder verliert, je nach dem, und fährt wieder nach Hause. Er lebt friedsam und gut.

Ein Glück, daß ihm das Malheur nicht dort zugestoßen ist, wo man keine Ausgaben scheut, weder, um einem Menschen den Kopf abzuhacken, noch, um ihn lebenslänglich im Kerker zu behalten.

Maupassant.

AUS DER PRAXIS DES NACHRICHTENS.

Um 11 Uhr sagte der Direktor mit leiser Stimme: „Sie werden hiermit eingeladen, als gesetzliche Zeugen der Hinrichtung von John Rys und John Emiletta beizuwohnen. Die Wärter werden Sie zum Totenhaus begleiten."

In der Mitte des Raumes stand ein Stuhl mit Drähten, die vom Boden unter einen Teppich führten, und mit vielen, vielen Riemen. Das war der elektrische Stuhl, der Gebetsstuhl, am Boden befestigt mit stählernen Zähnen und Klauen.

Fünf oder sechs Wärter, gewaltige, kräftige Kerle, kamen und stellten sich um den Stuhl auf. Sie standen starr wie Marmorbilder, die Augen halb geschlossen, als ob sie hindern wollten, daß Mitleid sie befalle. Sie standen mit verschränkten Armen da wie Metzger, die auf ihr Opfer warten. Da kamen drei Aerzte und der Exekutionsbeamte, ein Mann, der überarbeitet und nervös erschien; er fühlte und fingerte an dem elektrischen Schalter herum.

Meine Augen waren auf die Tür geheftet, durch die einer der jungen Menschen jetzt eintreten mußte. Jeder einzelne in diesem Menschenschlachthaus blickte unverwandt auf diese Tür, besonders die Wärter, die auf ihr Opfer lauerten. Und dann erschien plötzlich einer der Pilger zu diesem Stuhl in der Tür, John Emiletta, ein langer, hagerer, geistesschwach aussehender Mensch von zwanzig und einigen Jahren.

Er zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, dann führte ihn ein Wärter, der ihn am rechten Arm

gepackt hielt, zum Stuhl hin. Des Jungen Körper erbebte, als er sich langsam niedersetzte. Er sah aus, als wäre er hundsmüde, ganz erschöpft, und benahm sich, als ob er nicht wüßte, was er tue, und ich behaupte: er wußte auch nicht, was er tat.

Die Wärter fingen an, ihn festzuschnallen. Da sah ich ihm ins Gesicht. O Gott! Niemals werde ich diesen Augenblick vergessen und wenn ich Jahrmillionen lebte. Ich saß gerade vor ihm, nicht weiter als vier Meter entfernt, so daß ich jede Bewegung beobachten konnte, die sich in seinen Zügen malte. Es war das Gesicht eines menschlichen Wesens, das stumm wurde vor Entsetzen, gelähmt im Gedanken an das grausige Gespenst des Todes.

Ein Priester stand links von ihm und sprach ein Kapitel aus irgendeinem Evangelium. Hier stand die Religion Christi im Dienst der bürgerlichen Phrase. Hier standen Menschen als Vollzugsorgane der Gesellschaft und bereiteten den Mord eines Menschen vor, weil dieser getötet hatte. Ich dachte unwillkürlich an das fünfte Gebot. Indessen schnürten die Wärter den jungen Menschen an den Stuhl. Die Elektroden wurden an seiner bleichen, weißen Haut befestigt; auf dem Boden, direkt neben dem Stuhl, lag ein elektrisches Kabel; dieses wurde verbunden mit dem Schaltbrett links vom Stuhl. Der Wärter langte nach dem andern Ende und steckte es an die Kappe, die auf das Haupt des Opfers gezogen wurde. Dann setzte man ihm eine schwarze Maske auf das Gesicht, so daß gerade noch die Lippen zu sehen waren, Lippen, die hinter der schwarzen Maske gespensterhaft grinsten. Ueber das Zimmer des Todes fiel ein angstvolles Schweigen; Sekunden dehnten sich zu Stunden, Minuten wurden zu Ewigkeiten, bis der beamtete Mörder die Haube mit dem tropfenden Schwamm auf dem Haupt des Verurteilten anbrachte. Der Schwamm, wohlverstanden, befindet sich auf der Innenseite der Haube, und er dient einem guten

Zweck. Er hilft dazu, daß das Opfer durch den Strom lebend gekocht wird!

Emilettas Glieder bebten. Seine Hände, die widerstandslos über die Stuhllehnen hingen, flogen auf und nieder, wie die Hände eines von Sinnen Gekommenen, eines von Gift Berauschten. Der Priester fuhr fort, sein letztes Gebet zu sprechen . . .

Der Doktor in der Ecke fingerte an einer Stoppuhr, deren Ticken wie Hammerschläge hörbar war. Tick, tick, tick — und das geisterhafte Grinsen hinter der Totenmaske. Sobald Emiletta fertig angebunden war, gab der andere Doktor, der vor dem Stuhl stand, dem Mann vom Schaltbrett ein Zeichen: der legale Mörder schaltete den Strom ein.

Im selben Augenblick schlugen die losen Finger krampfartig ineinander. Die Adern begannen langsam zu schwellen, bis zu einer enormen Ausdehnung, daß ich dachte, sie würden bersten. Das Grinsen verschwand. Der Körper reckte sich gerade in dem Stuhl empor, der Schweiß strömte buchstäblich heraus aus den Poren der Haut. Der Strom brachte das ganze Innere dieses verdammten Menschen zum Kochen und das Geräusch des Stromes erinnerte mich an das Braten eines Beefsteaks in einem heißen Ofen.

Es zischte und knisterte, heulte und summte von 2000 Volt und 8 Ampere, die durch den ganzen Körper hindurchrasten; sie lähmten das Herz und das ganze Nervensystem, sie bewirkten das, was die Medizin Hämolyse nennt, die völlige Zerstörung der Blutkörperchen.

Als ich hinschaute und auf das zischende Geräusch hörte, durchfuhr mich eine Welle der Empörung und ich wollte schreien: Halt! In Gottes Namen haltet ein, ihr kocht ja diesen Menschen bei lebendigem Leib!

Ein Fieber des Abscheues durchschütterte mich vom Kopf bis zum Fuß. Etwa zwanzig Sekunden

floß der Strom durch den Körper, und als er abgestellt wurde, entrang sich mir ein Seufzer der Erleichterung — ein Zeuge neben mir hauchte: „Jesus, das ist entsetzlich!“ Ein anderer, gerade hinter meinem Rücken, fiel in Ohnmacht, ein weiterer begann zu erbrechen . . .

Zwei Wärter gingen auf den Stuhl zu, lösten die Riemen.Einer von ihnen nahm ein Handtuch auf und wischte die Ströme von Schweiß von seiner Brust und den Speichel, der aus seinem Munde herausfloß. Der Doktor befühlte seine Kehle, setzte dann das Stethoskop an die Brust und horchte. Das Herz schlug noch immer, zumindest muß ich es voraussetzen, denn sie schnallten ihn erneut an, traten zurück und gaben das Zeichen, den Strom erneut einzuschalten.

Wieder drehte der Mörder den Strom an, und im gleichen Augenblick zuckte Emilettas Körper empor, als ob er mit übermenschlicher Kraft versuchen wollte, aus dem Stuhl herauszukommen. Stärker als beim erstenmal wurde sein Körper geschüttelt; bei der ersten Ladung war er noch straff, voll von Lebens- und Willenskraft. Er war dem Tode so nahe, als die zweite Ladung krachend durch seinen Körper fuhr, daß er sich nicht mehr widersetzen konnte; und so wurde der halbtote Körper fast aus dem Stuhle geworfen, als sie ihm zum zweitenmal den Saft eingaben. Die Gurten ächzten und kreischten, der Stuhl zitterte unter dem sich werfenden Körper! Nie hat mich solches Entsetzen gepackt, als beim Anblick dieses halbtoten Menschen, der versuchte, sich von dem Stuhle freizumachen.

Dampf stieg auf von seinem Kopf und den entblößten Knien, die sich blau und schwarz färbten. Die Lippen, die im Augenblick zuvor so gräßlich grinsten, wurden schwarz, und schwerer Schaum kam zwischen ihnen hervor, floß über die schwarze Maske; ein Anblick von schauerlichem Kontrast.

Der Strom heulte und summte noch einmal zwanzig Sekunden oder länger, bis der Doktor ein Zeichen zum Abstellen gab. Wieder wurden die Riemen gelöst, wieder horchte der Doktor am Stethoskop. Nach einer Minute drehte er sich um, und mit dem Gesicht zu den Zeugen gewendet, sagte er mit vollkommen gleichgültiger und nüchterner Miene: „Ich erkläre diesen Mann für tot!"

Die Gesellen lösten darauf auch die übrigen Gurte und die Elektroden. Der amtliche Mörder trat vom Schaltbrett zurück, zog den Draht heraus und hing ihn mitsamt der Kappe über dem Haupte des Opfers auf. Als er die Haube vom Gesichte gezogen hatte... mein Gott, was für ein Antlitz mußte ich sehen!

Wenn ich ein Meister der Sprache wäre, ich könnte nicht beginnen, mit Worten ein Bild zu geben — ein Bild, das jemanden instand setzte, sich das Furchtbare zu vergegenwärtigen. Nur etwas kann ich hervorheben, und muß das übrige der Einbildungskraft des Lesers überlassen.

Ueber alles fielen mir ins Auge die Spuren des Todeskampfes; es war der bei weitem martervollste Ausdruck im Gesicht eines menschlichen Wesens, den ich je gesehen. Die Halsadern waren verdoppelt und in Knoten zusammengedreht, ebenso die Muskeln und Sehnen. Der Nacken war hoch aufgeschwollen — in geradezu menschenunähnlicher Weise — und beide Seiten des Halses zeigten Brandstellen.

Der Kopf fiel schlaff auf die rechte Schulter herab, die Zunge hing aus einem Mundwinkel heraus, an ihr herunter rann ein kleiner Blutbach. Wahrscheinlich hatte er sie entzwei gebissen, als der Strom das erstemal durch seinen Körper fuhr. Die Temperatur seines Körpers betrug 137 Fahrenheit (58.3 Celsius).

Nach ihm kam John Rys daran, ein Junge von neunzehn Jahren. Voran ging der Priester mit

schwankenden Schritten: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", murmelte der Priester, doch mit gebrochener Stimme. Ihm folgte der Junge, er sah die Zeugen mit festem Blick an, in der Hand hielt er ein hölzernes Kruzifix, ein armselig Ding, das hastig von einem anderen Gefangenen gemacht worden war. Er nahm dieses Symbol der Liebe und Vergebung mit, die er in jener Welt zu finden hoffte, da er sie in dieser nicht gefunden hatte.

Die Wärter führten ihn an den Stuhl und er setzte sich auch willig hinein wie einer, der ausgekämpft hat und krank geworden ist im Kampfe mit dem Leben.

Dann aber wurde der Junge von Angst gepackt. Langsam begannen sich seine Augen mit Tränen zu füllen, die die Kappe herunter über das Gesicht liefen, seine Lippen zitterten, wahrscheinlich betete er. Des Doktors Uhr tickte mit Hammerschlägen. Er gab das Zeichen, und noch einmal fuhr der Strom mit Zischen in eines Menschen Körper ein. Der Körper reckte sich, und auf einmal hörte man die Stimme des Priesters, die das Heulen des Stromes überschrie: „Mutter Gottes, bitte für ihn... Mutter Gottes, bitte für ihn..." Zwanzig Sekunden lang kroch ein Wölkchen von Rauch heraus aus der Haube, der „Saft" verzehrte das Haupt seines Opfers. Es roch nach verbranntem Fleische im Raume, mir wurde übel, ich schloß die Augen....

„Ich erkläre diesen Mann für tot!" riß mich die kalte, harte, gleichgültige Doktorstimme aus meiner Betäubung.

John W. Gray
in „New York Evening Graphic".

Der Farmer aus Kentucky Conley Dabney, der im Vorjahre wegen Ermordung der 16 Jahre alten Tochter seines Nachbars zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war, mußte plötzlich freigelassen werden, weil sich sein vermeintliches Opfer frisch und gesund wieder im Elternhaus einfand.

Meine ganz überraschend erfolgte Ernennung zum definitiven Executionsorgan honoris causa.

An den Herrn Vorsteher des
Bezirksgerichtes
in Frohnleiten.

Sehr geehrter Herr Hofrat!

Von dem Ihnen unterstellten Bezirksgerichte erhielt ich am 20. VI. das folgende Schriftstück zugestellt:

Geschäftszahl E 1063/27/1.

Exekutionsbewilligung.

Auf Grund des hg. Beschlusses vom 21. Juni 1926, Nr. 520/26 wird der betreibenden Partei mj. Herbert Schmölzer d. d. Mutter Antonia Schmölzer wider die verpflichtete Partei Johann Schmölzer.

I. Zur Hereinbringung der vollstreckbaren Unterhaltsforderung von 120 S. d. i. Rückstand vom 1. 3. bis 30. 6. a 30 S.

II. Zur Sicherstellung des Anspruches auf Leistung der in der Zeit vom 1. 7. 1927 bis 30. 6. 1928 am ersten eines jeden Monates fälligen Unterhaltsbeiträge von je 30 S, zusammen 360 S.

Zu I. und II. die Exekution durch Pfändung der der verpflichteten Partei als Arbeiter bei dem Arbeitgeber Herrn Dr. Müller-Guttenbrunn angeblich zustehenden Bezüge aus dem Arbeitsverhältnisse.

III. Ueberweisung der gepfändeten Bezüge zur Einziehung bis zur Höhe der vollstreckbaren Forderung unbeschadet etwa früher erworbener Rechte dritter Personen und zwar in folgendem Ausmaße bewilligt:

Von der Gesamtsumme dieser Bezüge müssen der verpflichteten Partei für das Jahr bei Bezügen bis 1200 S

der Betrag von 600 S, bei Bezügen über 1200 S bis einschließlich 2400 S vom Ueberschuß überdies ein Drittel, und bei Bezügen über 2400 S bis einschließlich 4800 S vom weiteren Ueberschuß überdies ein Viertel freibleiben. Der Ueberschuß über 4800 S sowie die allenfalls für die betreibende Partei gebührende Familienzulage unterliegt der Exekution ohne Beschränkung.

Sind Naturalbezüge in Anschlag zu bringen, so müssen der verpflichteten Partei an Geldbezügen für das Jahr nur mindestens 125 S freibleiben.

Der der verpflichteten Partei exekutionsfrei verbleibende Teil der Gesamtbezüge ist bei jeder Fälligkeit auf das nächst höhere durch zehn teilbare Kronenvielfache aufzurunden.

Dem Arbeitgeber als Drittschuldner wird verboten, die gepfändeten Bezüge an die verpflichtete Partei auszuzahlen. Letzterer wird jede Verfügung über die gepfändeten Bezüge und insbesondere deren gänzliche oder teilweise Einziehung untersagt. Mit Zustellung dieses Verbotes an den Drittschuldner ist die bewilligte Pfändung als bewirkt anzusehen und zu Gunsten der vollstreckbaren Forderung der betreibenden Partei ein Pfandrecht erworben. Die Ueberweisung wird bezüglich der noch nicht fälligen Unterhaltsbeiträge erst mit deren Fälligkeit wirksam.

Als Exekutionsgericht hat das Bezirksgericht Frohnleiten einzuschreiten. Der betreffenden Partei wird das Armenrecht erteilt.

Bezirksgericht Frohnleiten, Abt. II., am 11. VI. 1927.

Unterschrift unleserlich.

Selbst wenn dieses Elaborat weniger mystisch wäre — es berichtet, am 11. VI. ausgestellt, von einem am 21. VI. gefaßten Beschlusse, dessen Kenntnis mir wiederum schon am 20. VI., also am Tage vorher, durch Zustellung vermittelt wurde — so muß ich, wenn ich den 11. VI. als vermutlich richtiges Datum gelten lasse, gerade für diesen Tag die mir verliehene Würde eines Drittschuldners ablehnen, da dieser Tag ein Samstag war, an dem ich durch Auszahlung des Lohnes aller Schulden ledig war. Ich könnte nun den Versuch machen, mich für alle Zukunft, rechtlich unanfechtbar, wie mir scheint, um die Würde eines Drittschuldners zu drücken und

zwar dadurch, daß ich, trotz dem geltenden Brauche der Lohnauszahlung im Nachhinein, den Wochenlohn freiwillig immer im Vorhinein bezahle, so daß ich nie zum Schuldner werden könnte, sondern ewiger Gläubiger bleiben müßte. Ich bin aber überzeugt, daß auch in diesem Falle die Behörde schließlich Recht behalten würde und zwar aus dem Grunde, aus dem sie es in den meisten Fällen behält, nämlich deshalb, weil sie die Gewalt und daher auch dann das Recht hat, wenn sie es nicht hat. Diese Aussichtslosigkeit aber wieder veranlaßt mich, Ihnen, sehr geehrter Herr Hofrat, zu schreiben und Sie als den menschlich gesinnten Richter, als den ich Sie kennen gelernt habe, zu bitten, mir aus dieser durch die Exekutionsbewilligung geschaffenen Lage einen für beide Teile gangbaren Ausweg zu zeigen.

Ich protestiere gegen diese Executionsbewilligung nicht deshalb, weil ich meine, dem Manne geschehe durch sie Unrecht. Er hat drei Monate die Alimente für sein Kind nicht gezahlt und wenn auch der Grund dieser Unterlassung ein sehr triftiger war (langwierige Erkrankung seiner bei mir nicht angestellten derzeitigen Lebensgefährtin, zu deren Heilungskosten ich übrigens freiwillig die Hälfte beigetragen habe), so bleibt natürlich dennoch der Anspruch des Kindes auf Alimentation bestehen. Was mir aber nicht in der Ordnung zu sein scheint, ist die Höhe des freibleibenden Existenzminimums und die Designierung meiner Person zum Vollzugsorgan dieser dummen Verordnung.

Dumm ist diese Verordnung schon deshalb, weil sie Abstufungen im Existenzminimum festsetzt. Ein Existenzminimum ist — man sollte es wenigstens annehmen — der geringste Betrag, von dem eine Person im Jahre noch leben können soll. Es ist nun absolut unerfindlich, weshalb dieser Betrag in einer Republik, in der angeblich Gleichberechtigung aller

Bürger herrscht, gestaffelt sein muß und warum es denen, denen es bisher besser gegangen ist, nach dem Kontrahieren von Schulden auch noch weiterhin besser gehen soll. Die Frage kann doch nur die sein: Kann man von dem Existenzminimum leben oder nicht? Nun im Falle meines in Rede stehenden Arbeiters kann man es nicht. Obwohl der Mann auf meiner kleinen Wirtschaft einen höheren Lohn bezieht, als er hier selbst bei den größten Gütern üblich ist und nicht in die unterste Klasse fällt, bliebe ihm bei Anwendung des Existenzminimums wöchentlich doch nur ein Betrag von ca. 14—15 S frei. Daß er damit nicht leben kann, wissen Sie so gut als ich.

Ist es schon empörend zu sehen, wie dicke Gesetzgeber und wohlgenährte Verordnungserlasser, einen Betrag, mit dem sie selbst kaum vierzehn Tage auskämen, für genügend hoch erklären, einem anderen ein Jahr lang das Leben zu ermöglichen, so ist es geradezu aufreizend, wenn man dazu gezwungen werden soll, bei der Schröpfung eines Mitmenschen, die man als ungerecht empfindet, mitzuwirken. Der Beruf eines Executionsbeamten ist mir immer als die Transponierung des Fleischhauergewerbes ins Seelische erschienen. Ich muß mich gegen den Versuch, mich plötzlich mit seinen Agenden zu beglücken, verwahren. Ich habe diesen Beruf nicht gewählt, ich habe keinen Amtseid geschworen und ich lehne es ab, im Unsinne einer Verordnung, die ich als ungerecht empfinde, das Darben eines braven Menschen, der für mich arbeitet, mithelfend zu ermöglichen. Ich bin bereit, einen Betrag, den ich als gerecht empfinde, zum Beispiel monatlich vierzig Schilling bis zur Bezahlung des Rückstandes an das Gericht zu überweisen und ich hoffe, daß dies mit Ihrer Hilfe, sehr geehrter Herr Hofrat, auch möglich sein wird. Sollte es aber nicht möglich sein, dann bitte ich die Behörde, schon heute davon überzeugt zu sein, daß bei mir jedes Verbot einer

Tätigkeit, die mir als ethische Pflicht erscheint, zwecklos ist. Es wird ihr dann nichts übrig bleiben, als sich auch mir gegenüber auf das ihr besser anstehende Geschäft des Pfändens und Einsperrens zu beschränken.

Mit den ergebensten Empfehlungen

Ihr Sie hochschätzender

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.



DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Nr. 12 soll es heißen: S. 7, Z. 7 v. u. „und" statt „ud"; S. 26, Z. 15 v. o. gehört nach dem Wort „möge" ein Anführungszeichen; S. 32, Z. 1 v. u. soll es heißen: „Angelus" statt „Angelius". Auf S. 11 ist nach Zeile 7 v. o. eine ganze Zeile: „weiß, was Religion ist, das gerade Gegenteil richtig" ausgeblieben.

DIE BEREITSCHAFT

Zeitschrift für Menschenökonomie, Wohlfahrtspflege u. soziale Technik

Schriftleitung und Verwaltung:

Wien, I., Annagasse 18

Die Bezugsgebühr beträgt: Für das Halbjahr S 1.50, für ein Jahr S 3.—. Probenummern kostenlos.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern .	6.50 „
6 Nummern . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern . .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

NR. 15 1. AUGUST 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Dreizehn Jahre / Das Gefecht bei Kotowice / Erde / Nachtwache / Die leere Hülse / Die leeren Hülsen / Urlaubergedanken / Wozu?

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

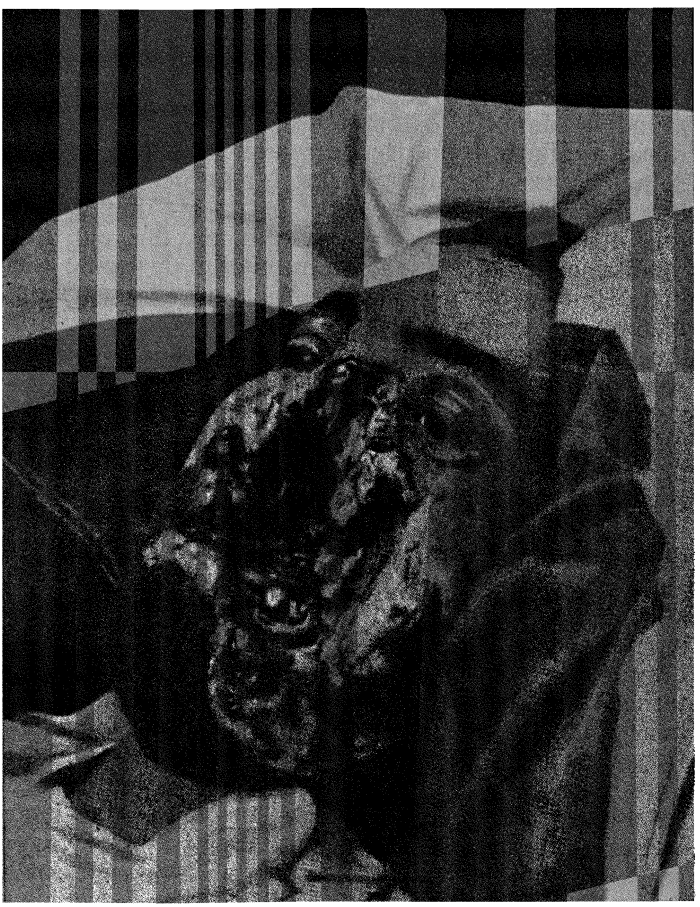
NR. 15 1. AUGUST 1927 I. JAHR

DREIZEHN JAHRE

sind es in diesen Tagen, seit die große Zeit über uns hereingebrochen ist, der wir das meiste von dem, was wir heute sind und nicht haben, verdanken, so daß es nur ein Akt der Dankbarkeit ist, wenn ich dieses Heft der Erinnerung an sie weihe. Der ungeheuren Vielseitigkeit ihrer Erscheinungsformen konnte ich allerdings auf dem beschränkten Raume, der mir hier zur Verfügung steht, nicht gerecht werden. Ich mußte mich auf den Versuch beschränken, jene wenigen Züge ins Gedächtnis zu rufen, die heute schon wieder schüchtern als Lockmittel und zur Präparierung der Menschheit für eine neue, noch viel größere Zeit verwendet zu werden beginnen: Die Mär, daß, bedroht von der Aussicht im Weigerungsfalle aufgehangen zu werden, Mannesmut und Heldentum dazu gehöre, hinter Leithammeln ins Feuer zu rennen und Glück und Leben für den strategischen Gehirnfurz eines gerade heldenhaft gelaunten Generalshosenträgers hinzugeben; die Sage, daß es süß sei fürs Vaterland zu sterben,

was bekanntlich alle, die es getan, nach ihrem Tode ausdrücklich bestätigt haben. Die zahllosen anderen Reize jener Zeit aber, in der es keine Parteien, sondern nur noch Deutsche gab, konnten hier einer Zeit, in der es nur noch Parteien und keine Deutschen mehr gibt, nicht zur Betrachtung vorgeführt werden. Wer jedoch nicht vergessen will und wen nicht schon die Stelzfüße der auf das Pflaster gesetzten und daher logischerweise auf dem Pflaster sitzenden und bettelnden Invaliden an das erinnern, was einst versprochen wurde und heute gehalten wird, dem seien zwei Bücher empfohlen, in denen in Wort und Bild der Krieg so wie er war, beschlossen liegt. Es sind dies „Die letzten Tage der Menschheit" von Karl Kraus und das Bilderbuch des Berliner Anarchisten Ernst Friedrich „Krieg dem Kriege" (Verlag „Freie Jugend", Berlin C 2, Parochialstrasse 29, in Oesterreich zu beziehen durch die Buchhandlung J. Cerny, Wien, XVI., Liebhardtgasse Nr. 46), das neben Augenblicksaufnahmen des Stahlbadebetriebes von allen Seiten auch Bilder jener Opfer bringt, die, oft schon kurz nach Kriegsausbruch verwundet, heute noch in großer Zahl in abgelegenen Spitälern von der 49. der 50. Operation entgegensiechen und vor den Blicken kampfesfreudiger Patrioten, die nach Revanche schreien und keineswegs für den Frieden um jeden Preis sind, streng verbor-

gen gehalten werden. So zum Beispiel dieses Konterfei eines am 20. Mai 1915 durch einen Granatsplitter verwundeten und noch heute in Behandlung befindlichen deutschen Unteroffiziers:



DAS GEFECHT BEI KOTOWICE

Nachdem die Schlacht bei Lemberg hauptsächlich deshalb verloren worden war, weil der Kommandant der III. österreichischen Armee, General der Kavallerie von Brudermann, den Meldungen seiner Reiter über die Stärke der anrückenden Russen mehr Glauben geschenkt hatte, als den Berichten der Flieger, deren Apparate er für ein neumodisches Teufelsgspül hielt, gegen das eine ehrliche Reiterseele nur tiefstes Mißtrauen hegen konnte, floh die ganze österreichische Streitmacht durch das von den herbstlichen Regengüssen grundlos gewordene galizische Ackerland bis in die Gegend zwischen Tarnow und Krakau und verlor dabei einen großen Teil ihres Bestandes. Da sich aber seit der mit tausenden von Menschenopfern versuchten Forcierung der Eroberung Belgrads zur Kaisergeburtstagsfeier am 18. August 1914 bei den Führern der Brauch herausgebildet hatte, die Armee ohne Rücksicht auf Stärke und taktische Lage als ein Instrument zu betrachten, mit dem man dem Kaiser zu seinen Familienfesten freudige Ueberraschungen bereiten konnte, — natürlich in der Hoffnung, hinterher auch welche in Gestalt von Orden zu erleben — wurde der neuerliche Vormarsch gegen die Russen, die man in der Eile des Fliehens von den Fersen verloren hatte, für den 4. Oktober festgesetzt. Der 4. Oktober aber war der Namenstag jenes Kaisers, der bekanntlich alles bedacht und erwogen hatte, und jetzt „draußen im Schönbrunnerpark" als „alter Herr, sorgenschwer" saß und sich von einem

Operettenliede auffordern lassen mußte, „sich a bisserl Zeit zum Ruh'n'" zu lassen. Dieser Vormarsch, den ich als „Kadettaspirant" und Kommandant einer Munitionskolonne bei der hauptsächlich aus Wien rekrutierten 25. Division mitmachte, endete bereits einige Tage später am San und ging in einen Stellungskrieg über. Die Truppen gruben sich ein und wurden nur ab und zu zu sinnlosen „Sonderaktionen" verwendet, die den einzigen Zweck hatten, die Kommandos vor dem Vorwurf der Untätigkeit zu schützen. Bei den Kommandos selbst aber wurde es sehr gemütlich und da ich vom Kommandanten unseres Munitionsparkes oft abends um die sogenannte Abfertigung zum Kommando der 25. Division nach Giedlarowa am San geschickt wurde und dort häufig nach dem gemeinsamen Abendessen noch bis 2 Uhr nachts auf die Befehlsausgabe für den nächsten Tag warten mußte, hatte ich Gelegenheit, diese Gemütlichkeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ich war Zeuge, wie im Hinblick auf den unfähigen Stabsarzt der Division die Worte „Ave, Stabsarzt, morituri te salutant" vom Generalstabschef Oberstleutnant Heller unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden mit der Meldung „Herr Stabsarzt, die Marodenvisite ist gestellt!" übersetzt wurden und ich hörte mit eigenen Ohren, wie der Kommandant der Division, Erzherzog Peter Ferdinand mit dem ihm zugeteilten Bruder der späteren Kaiserin Zita, dem Prinzen Elias von Parma, wettete, ob bei einem vierzehnjährigen ruthenischen Knaben, der am nächsten Tage wegen Spionage gehenkt werden sollte, trotz seiner sexuellen Unreife bei der Hinrichtung schon eine „ejaculatio seminis", wie man sich gelehrt ausdrückte, eintreten werde oder nicht. Die Herrlichkeit dieses von so lockeren Scherzen erfüllten Lebens dauerte aber nicht lange. Am 1. November 1914 abends erhielt der Munitionspark den Befehl zum sofortigen Abmarsch, ich aber

wurde gleichzeitig zur Batterie 1 des Feldkanonenregimentes 6 versetzt. Und während die Munitionskolonnen im Dunkel der Nacht eiligst nach rückwärts verschwanden, ritt ich feindwärts nach Trynzca am San, wo sich die Batterie, der ich zugeteilt worden war, in Stellung befand.

Mein Empfang bei der Batterie war sehr kühl, da ich eine unvorschriftsmäßige Kappe und einen während des Rückzuges von Lemberg gekauften „Zivilistenpelz" trug, was dem auf Eleganz im Kriege erpichten Batteriekommandanten nicht paßte. Und man kümmerte sich umsoweniger um mich, als schon am nächsten Tage, während die hinteren Formationen alle zurückgingen, vom Kommandanten der Nachbardivision, der es auf den Maria Theresienorden abgesehen hatte, — ich glaube, es war Feldmarschalleutnant Kritek — eine Ueberschreitung des Sanflusses befohlen wurde, bei dem auch meine Batterie flankierend mitzuwirken berufen war. Der Versuch des Divisionärs, durch Opferung von „Mann und Material" den höchsten Orden zu verdienen, mißlang und hatte den Tod vieler hundert Soldaten durch Ertrinken und Erschießen zur Folge, während zwischen den hin- und herschießenden Batterien wie zur Illustrierung des Irrsinns ruthenische Weiber und Kinder, unbekümmert um den Lärm, auf ihren Feldern nach den letzten Kartoffeln gruben, so daß man, durch das Fernrohr sehend, oft nicht wußte, ob das Aufblitzen, das man erblickte, von den Schüssen einer russischen Batterie herrührte oder von den hochgeschwungenen Kartoffelhauen, die in der milden Novembersonne blinkten.

Am 4. November endlich, genau einen Monat nach dem Namenstag des guten alten Herrn im Schönbrunnerpark, erhielten auch die Fronttruppen den Befehl zum Rückzug. Nach einem Marsch von vier Tagen und fünf schlaflosen Nächten trafen wir mit der Batterie in Tarnow ein, wo wir sofort in die

Viehwagen der Eisenbahn verladen wurden, die im Kriege zum Transport von Helden dienten. Ohne zu wissen, wohin es gehe, fuhren, standen und froren wir endlos fürs Vaterland und wurden schließlich in Strzemieszyce in Russich-Polen ausgeladen. Wir standen nun mit unserer Division anschließend an den südlichen Flügel der deutschen Armee, die sich von Warschau bis an die schlesische Grenze zurückgezogen und alle Fühlung mit den verfolgenden Russen verloren hatte. Man wartete einige Tage auf die Russen; da sie aber durchaus nicht kommen wollten, beschloß man, ihnen entgegenzumarschieren, um den uns durch unser Ultimatum an Serbien frevelhaft aufgezwungenen Verteidigungskrieg nicht ganz einschlafen zu lassen. Wir marschierten in der bekannten Schulter-an-Schulterstellung mit den Deutschen mit. Nach ungefähr viertägigem langsamem Marsche waren wir in Mrzyglod an der Bahnlinie Krakau—Czenstochau, aber von den Russen war noch immer nichts zu sehen. Da wir scheinbar gerade auf einer strategisch günstigen Linie standen, wurde beschlossen, hier den Feind zu erwarten. Wir überschritten die Bahnlinie und besetzten die Höhen ca. 5 km nordöstlich der Ortschaft. Die Infanterie grub am feindwärtigen Hange des kahlen Rückens Schützengräben und unsere Batterie bezog knapp hinter dem Kamm eine verdeckte Stellung bei Kote 399. Vor diesen freiwillig gewählten Stellungen floß im Tale unten ein kleiner versumpfter Bach. Hinter ihm, auf der halben Höhe der nächsten Bodenwelle, ungefähr 3—4 km von uns entfernt, lag das Dorf Kotowice. Wir hätten natürlich, da ein Gegner nicht vorhanden war, unsere Linie auch hinter dieses Dorf auf die nächste Höhe verlegen können, aber wir taten es nicht. In Kotowice befand sich lediglich ein vorgeschobener deutscher Posten, der den Auftrag hatte, das Nahen der Russen zu melden und sich dann unter freiwilliger

Preisgabe der Ortschaft auf die befestigte Hauptlinie zurückzuziehen. So warteten wir zwei Tage, unsere Stellung immer mehr ausbauend, auf den Feind. Wir gingen bei Tag vor unserer künftigen Front spazieren, besuchten den deutschen Posten in Kotowice oder wir ließen uns in Gora Wlodowska, einer kleinen Ortschaft, die zwischen unserer Stellung und Kotowice im Tale unten lag, bei einem Polen, der diese Kunst verstand, die Haare schneiden. Abends aber verließ die Batterie ihre Stellung und marschierte in die 4 km südöstlich von uns gelegene Ortschaft Wlodowice, da man die Pferde über Nacht nicht unnötig im Freien stehen lassen wollte. Als wir aber am Morgen des dritten Tages wieder in unsere Stellung kamen, waren die Russen da. Kotowice, das befehlsgemäß in der Nacht vom deutschen Hauptposten geräumt worden war, wimmelte von ihnen. Ein wütendes Feuer aller unserer Batterien begann. Die Russen flüchteten in die Kartoffelkeller der Häuser und Kotowice begann zu brennen. Aber obwohl es fast den ganzen Tag über brannte, wurde weder von unserer noch von der deutschen Infanterie links von uns etwas unternommen.

Am nächsten Morgen waren die Russen am vorderen Ortsrande bereits bis über die Ohren eingegraben und hatten ihre Artillerie hinter der Höhe von Kotowice in Stellung gebracht. Der Tag verging mit zwecklosem Umherschießen. Die Infanterie rührte sich nicht. Tagsdarauf aber hatten die Russen schon dreifache Drahtverhaue vor ihren nun vollkommen befestigten Stellungen. Wir richteten uns angesichts dieses Umstandes in der Erdhöhle, in der wir hausten, schon für einen längeren Stellungskrieg ein, als mittags — es war ein trüber Novembertag und es begann eben leise zu schneien — der Befehl kam: Sturm auf Kotowice!

Wir waren fassungslos. Vor drei Tagen noch hätten wir unbehindert die Ortschaft besetzen können, vorgestern noch wäre es ein leichtes gewesen, in die brennende Ortschaft einzudringen, heute aber war es, wenn überhaupt, offenbar nur mit den schwersten Verlusten möglich. Und vor allem sinnlos, sinnlos und zwecklos. Aber wir hatten keine Zeit zu Erörterungen, denn der Generalstabschef der 25. I.T.D., Oberstleutnant Heller erschien wenige Augenblicke später auf unserem Beobachtungsstand, um das Gefecht, hinter einer dicken Steinmauer hockend, persönlich zu leiten.

Der Befehl zum Sturm war, wie man hinterher erzählte, den strategischen Querköpfen beim Korpskommando entsprungen und an die Division weitergegeben worden. Als hier bereits widerspruchslos alles zur Durchführung des Blödsinnigen veranlaßt worden und Oberstleutnant Heller ins Feuerbereich entsendet worden war, langte aus einem unbekannten Grunde bei der Division der Widerruf des Sturmbefehles ein. Da noch keine telephonische Verbindung mit den Truppen bestand, wurde ein Ordonnanzoffizier der Division, Oberleutnant Redlich im Galopp auf unseren Beobachtungsstand zu Oberstleutnant Heller entsendet mit dem Befehl, diesen von dem Widerruf in Kenntnis zu setzen und sofort zur Division zurückzukehren und zu melden, was Oberstleutnant Heller auf Grund der geänderten Lage zu machen gedenke.

Ich stand auf dem Beobachtungsstand neben Heller, als Redlich mit dem Befehle eintraf. Oberstleutnant Heller war wütend und fluchte. „Ich kann den Sturm jetzt nicht mehr absagen und es fällt mir auch gar nicht ein!“ schrie er. „Auf meine Verantwortung wird gestürmt und Sie, Herr Oberleutnant, bleiben auf meinen Befehl hier und reiten, wenn Kotowice in unserem Besitze ist, mit mir zur Division

zurück!" Dann ergriff er das Telephon und befahl den Kommandanten der beiden Infanteriebrigaden, aus denen damals die Division bestand, dem General Bolberitz und dem Obersten Severus, sofort mit dem Sturm beginnen zu lassen, obwohl er ihnen natürlich ebensoleicht den gegenteiligen Befehl hätte erteilen können.

Ein mörderisches Vorbereitungsfeuer unserer Batterien auf die russischen Stellungen begann, das aber, da wir nur über leichte Geschütze verfügten, ziemlich erfolglos bleiben mußte. Bald merkten wir an dem Schnellfeuer der russischen Batterien auf den Hang vor uns, daß unsere Infanterie die Gräben verlassen und die Tragödie ihren Anfang genommen hatte. Rechts von uns aber, wo der Blick ins Tal frei war, sahen wir auch schon die dunklen Schwarmlinien, die sich vom Schnee sehr gut abhoben, vorgehen, sahen die Schrapnelle über ihnen platzen und sahen wie schwarze Punkte im Schnee die Toten und Verwundeten hinter den vorgehenden Linien liegen bleiben. Kaum hatten die Truppen die Talsohle erreicht, begann ein rasendes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer aus den russischen Gräben, die scheinbar weitaus stärker besetzt waren als man vermutet hatte, denn wir sahen die Russen in ihnen Kopf an Kopf stehen und feuern, während unsere Infanterie sich immer wieder niederwerfend und vorstürmend langsam an Boden gewann und die Schneefläche hinter ihr mit Toten und Verwundeten besät war. Oberstleutnant Heller wurde nervös. Plötzlich trat er von dem Fernrohr, durch das er immer nach seinem Siege Ausschau hielt, zurück. Er war leichenblaß. „Schau einmal durch", sagte er zu mir," da links hinter den Zehnerjägern (er meinte unser 10. Jägerbataillon) sind Russen!" Ich blickte durch das Glas und sah deutsche Infanterie, die, um besser sehen zu können, aus ihren Gräben herausgestiegen waren. Und ich, der Kadettaspirant,

klärte den Generalstabschef über die Stellung der deutschen Truppen auf.

Als der Angriff begonnen hatte, war es zirka 2 Uhr nachmittags gewesen. Jetzt war es 4 Uhr und es wurde dunkel. Ausserdem begann es immer dichter zu schneien, so daß man überhaupt nichts mehr sehen konnte. Aus den lautlos sinkenden Flocken hörte man nur mehr fernes Geschrei und wüstes Infanteriefeuer. Oberstleutnant Heller ließ daraufhin an die beiden Brigaden telephonieren, daß der Angriff für heute wegen Dunkelheit und schlechter Witterung abgebrochen werde. Die Infanterie habe die erreichten Stellungen zu halten und morgen den Angriff fortzusetzen. Dann bestieg er sein Pferd und ritt mit Oberleutnant Redlich zum Abendessen zum Divisionskommando nach Mrzyglod, während draussen im Schnee die Toten, die Verwundeten und die Ueberlebenden lagen.

Gewehrfeuer brodelte, bald stärker, bald schwächer, die ganze Nacht durch den Schnee, der unaufhörlich fiel. Oberstleutnant Heller aber kam nie wieder. Morgens, als es licht wurde hörte es zu schneien auf und die Truppen, die sich in der Nacht leicht und nur mit geringen Verlusten hätten zurückziehen können, erhielten jetzt den Befehl, in die Ausgangsstellung zurückzukehren. Ein wildes Schnellfeuer der Russen, die jetzt natürlich alles genau sehen konnten, folgte ihnen und streckte noch hunderte von ihnen nieder, den die Vordersten waren bis auf 40 Schritte an die russischen Schützengräben herangekommen.

Vom Jägerbataillon 10, das die Gräben vor unserer Batterie inne hatte, kehrten von 1000 Mann 250 wieder. Die Verluste bei den anderen Bataillonen waren ähnlich. Oberstleutnant Ecckher, der Kommandant dieses Bataillons, ein grauhaariger Offizier, weinte vor uns allen, als er seine Mannschaft wieder sah, stürzte in den Unterstand des

Brigadiers General Bolberitz und nannte ihn vor seinem Adjutanten einen Trottel. Oberstleutnant Heller wurde strafweise als österreichischer Militärattache nach Teheran versetzt. Die Verwundeten aber, die so nahe vor den russischen Linien lagen, daß sie nicht mehr geborgen werden konnten, bewegten sich, wie man durch das Fernrohr deutlich sehen konnte, noch einige Tage. Sobald sie erfroren und verdurstet waren, zogen ihnen die Russen bei Nacht die Uniformen aus und ließen sie in Hemd und Unterhose vor den Stellungen liegen. Der Schnee taute weg, dann fror es wieder. Und bis zu unserem Vormarsch an die Nida, der einen Monat später erfolgte, blieb das dunkle Vorfeld von Kotowice mit weißgekleideten Leichen gesprenkelt.

Als ich aber ein Jahr später auf Urlaub nach Wien kam, sah ich im Künstlerhaus ein Kolossalgemälde von Ludwig Koch: Das Siegen und Sterben der Zehnerjäger bei Kotowice. Das Publikum drängte sich vor dem Bilde und die Siebzehnjährigen, die bald zur Musterung kommen sollten, sagten „Ah!“ und schöpften aus dem patriotischen Gekleckse neue Begeisterung zum Tod fürs Vaterland, den verbrecherische Idioten mit Knopflochschmerzen zwischen Mittag- und Abendessen arrangieren.

ERDE.

Von der Erde redet Keiner.

Von tausend Schützengräben zerrissen,
Von Millionen Granaten getroffen,
Verwüstet, entheiligt, geschändet
Von den Kindern, denen sie Leben gespendet,
Steht in unerschütterlicher Liebe und Treue
Ihr Schutz doch immer wieder aufs neue
Allen, Freunden und Feinden, offen.

Brudermördrisch vergossenes Blut muß sie trinken
Und doch läßt sie im tiefsten Schmerz den Mut nicht sinken:
Immer aufs neue vergibt sie uns unsere Schuld,
Immer aufs neue zeigt sie uns Ihre Geduld;
Statt, verzweifelnd daran, uns je zur Einsicht zu bringen,
Sich zu öffnen und Alle mit Haut und Haar zu verschlingen.

Mit ihrem Leibe deckt sie uns vor dem Tode.
Aus ihrer Tiefe quellen für Alle die Brote.
Schmerzen leidet sie für uns und duldet Wunden.
Tausende haben in ihr Wärme und Wohnung gefunden.
Und wenn einem dennoch das Sterben beschieden,
Schenkt sie ihm Frieden . . .

Ohne sie lebte von uns, die wir kämpfen müssen, nicht Einer.
Aber von ihr redet Keiner.

(1914)

NACHTWACHE.

Wie still ists heut' Nacht an der Front!
Am Himmel schwimmt der halbe Mond.
Hell glänzen neben ihm zwei Stern;
Mein Mädel hatte die so gern,
Mein Mädel . . .
„Du" flüstert' sie und küßte mich,
„Die hab'n sich lieb wie Du und ich!"
's war Frieden. Ach, Frieden . . .

Ich geh im Graben ab und zu.
Die Kameraden sind zur Ruh.
Im lehmgegrabnen Höhlenschacht
Genießen sie das Glück der Nacht
Und wissen nichts von Wirklichkeit.
Nur die Gewehre stehn bereit.
Wie Spielzeug stehn sie an der Wand
Aus fernem, sel'gem Kinderland
Und schweigen. Ach, schweigen . . .

Im Mondlicht glänzt und gluckst der Fluß
Und drüben liegt der „Feind", der Russ'.
Auch dort stehn Wälder, schwarz und still,
Auch dort zirpt aus dem Feld die Grill',
Sie zirpt wie die bei uns im Feld
Und doch aus einer andern Welt.

Schon säumt die Wolken lichter Schein.
Der Wind weht kühl bis ins Gebein.
Pack— Pum! — Der erste Flintenschuß!
Zsss! pfeift vorbei der Morgengruß
Ins Leere.
Ein Kuckuck ruft. Der Lerchen Chor
Steigt aus dem Feld zum Licht empor
Mit Singen. Ach, Singen . . .

(1915)

DIE LEERE HÜLSE.

Bei unserm Landsturm im Schützengraben,
Wo die Leute schon grauliche Bärte haben,
Steht oben auf einem Gewehrgestell
Eine leere Hülse von einem Schrapnell.
So wie sie vom Feind kam herübergflogen
Mit Heulen und Zischen und fuhr in den Boden
(Ein wenig Erde klebt jetzt ihr noch an)
So steht sie und sieht mich ganz sonderbar an:
Denn aus ihrem Munde da quillt hervor
Statt Tod und Verderben von Blumen ein Chor:
Steinnelken, Bocksbart und Löwenzahn,
Hahnenfuß, Wicken und Baldrian,
Margueriten und Wiesensalbei,
Ja, eine Distel steckt auch dabei.

Ich kann die Hülse so gut verstehn,
Wenn sie dreinsieht, als wüßt' sie nicht, wie ihr geschehn:
Da hat man sie irgendwo im russischen Land
Aus Stahl gedreht und mit kupfernem Band
Umgeben, gefüllt sie mit Pulver und Blei,
Auch einen Züder gab man ihr bei,
Und jeder Kniff, den sie an sich getragen,
Hatte einzig den Zweck, recht viel zu erschlagen.
Doch als sie nun endlich ihr Ziel fast erreicht
Und heulend kam durch die Lüfte gekeucht,
Sprang der, dem es galt, in den Graben hinweg
Und wütend zersprang sie und fiel in den Dreck,
Ganz heiß noch von Haß und ohnmächtiger Wut.

Da nahten zwei Hände und die waren gut,
Hände, schwielig von Arbeit und Regen,
Händ', die in Vaterliebe gelegen
Auf Kinderscheiteln, hold und licht,
Die gestreichelt manch blasses Kindergesicht
Am Tage des Abschieds. Die putzten sie blank,
Befühlten von allen Seiten sie lang,
Trugen sie weiter als einen Schatz,
Stellten im Graben sie an ihren Platz
Und schoben voll kindlicher Lust einen Strauß
Im Kriege gepflückt, wie einst sonntags zuhaus
Ihr in den staunend offenen Mund.

Da geschah ein Wunder zur selben Stund:
Denn die Hülse, bestimmt zum Vergießen von Blut,
Fühlte auf einmal wie Liebe tut.

(1916)

DIE LEEREN HÜLSEN.

Die Meldung kam: Nachtangriff steht bevor;
Die Russen beten drüben schon im Chor . . .

Da begann ein Hasten und Laufen im Graben.
Die meisten Patronen will jeder haben
Und stapelt in Häufchen sie neben sich auf.
Handgranaten verteilt man zu Hauf.
Das Maschinengewehr wird geschmiert und geprüft
Und von den Fingern der Männer trieft
Das schwarze Oel im Laternenschein.
Ein Artillerist flucht ins Telephon hinein.
Die Scheinwerfer beginnen mit Zischen zu brennen,
Doch sie blenden noch ab und sind nicht zu erkennen.

Dann wird es still. Von Läufen starrt
Der Graben. Alles horcht nur und harrt
Auf die, die mit fernem, dumpfsummendem Chor
Bereiten sich auf das Sterben vor.
Auf einmal ist alles Beten verstummt
Und von Mund gehts zu Mund: „Paßt's obacht — er kummt!"
Da öffnet der Scheinwerfer die Blenden mit Sausen;
Die Wolken erblitzen, die Lüfte erbrausen;
In bleichem, immerwährendem Reigen
Fallen die Leuchtraketen und steigen;
Miauend und heulend wie wütende Katzen
Pfeifen Schrapnelle und platzen und platzen;
Vom Widerhall dröhnen die fernsten Auen;
Wie Sonnenschein liegts in den Drahtverhauen;
Von Menschen wimmelt vor ihnen das Feld;
Eine kleine Kanone bellt und bellt;
Gewehrfeuer brodelt wie Wasser beim Kochen;
Dort stürzt einer nieder, dort kommt wer gekrochen;
„Hurra" und „Vorwärts" brüllen die einen.
Die anderen heulen, Verwundete weinen;
Und meckernd wie höllisches Hohngelächter
Rattern und rasen die Menschenschlächter
Ins Volle hinein: die Maschinengewehre . . .

Der Morgen dämmert. Stille und Leere.
Mit müden Schritten entsteigen dem Graben
Sanitätspatrouillen mit blutigen Tragen.
Sie suchen nach Leben und finden kaum Einen —
Viel' Augen im russischen Reich werden weinen . .

Und durch den Graben ziehn ebenfalls
Drei Männer mit Brotsäcken um den Hals.
Das Messing ist kostbar — sie reden kein Wort
Und bücken sich, sammelnd, immerfort
Nach Patronenhülsen, die leer geworden
Zu neuer Füllung für neues Morden. (1917)

URLAUBERGEDANKEN.

In der Heimat seh ich den Frühling blühen,
Seh in des Dorfes verschwiegenen Gassen
Zerrinnen den letzten Schnee, den nassen,
Und höre hoch in den Wipfeln der Fichten
Die Amsel ihr erstes Lenzlied dichten,
Seh unsäglich ergrünen den Heckenzaun
Des Gärtleins und unseren Pfirsichbaum
Erglühen von Blüten im wärmenden Licht . . .

Wo bin ich, wenn man die Früchte bricht?

Noch immer ists Krieg. Und wieder hinaus
In den längst schon zum Ekel gewordenen Graus!
Und wieder das Harren Tag für Tag
Ob nicht ein Wunder geschehen mag!
Und der ewigen Frage brennende Not:
Kommt eher der Frieden? Kommt eher der Tod?

Auch ich bin ein Baum noch in Blüten und Licht:
Erleb ich die Früchte? Erleb ich sie nicht?

(1918)

WOZU?

(Aus einer im Sommer 1918 entstandenen Novelle.)

Die große Halle des Südbahnhofes summte und brodelte von einer sich drängenden und stoßenden, durcheinander redenden und rufenden Menge. Lange Reihen geduldig wartender Menschen hatten sich vor den Kassen angestellt, Offiziere mit ihren, ihnen noch das Geleite gebenden Frauen, Müttern, Bräuten und Freundinnen, vom Urlaub zurückkehrende Soldaten mit Rucksäcken, die von der für die Reise mitgenommenen reichlichen Wegzehrung dick angeschwollen waren, Schwestern des Roten Kreuzes, weibliche Hilfskräfte für die Armee im Felde und wenige Zivilisten, alle bildeten einen sich bewegenden, dunklen, undurchdringlichen Menschenknäuel aus dem nur die blanken Bajonettspitzen der zur Aufrechterhaltung der Ordnung berufenen Posten hervorragten.

Mit Mühe hatte sich Richter einen Platz im Offizierswagen des nach Conegliano fahrenden Urlauberschnellzuges erobert und mit einem Rucksack, den ihm sein Diener rasch beim Fenster hereingereicht hatte, belegt.

Nun waren noch zehn Minuten bis zum Abgang des Zuges und er ging mit seiner Frau, die ihn begleitet hatte, vor den Wagen auf und ab.

Es war nicht eigentlich Schmerz, was er empfand. Eine dumpfe Gefühllosigkeit, die sein Inneres lähmte, hinderte ihn, all das Weh, das der Abschied

für ihn bedeutete, klar zu erfassen. Er wußte, daß das alles erst später, wenn er allein sein würde, mit Gewalt über sein im Grunde verwöhntes und liebebedürftiges Herz kommen werde. Er wußte, daß er dann mit unendlicher Sehnsucht diese letzten Minuten, die ihm noch in der Nähe seines Weibes vergönnt waren, herbeiwünschen werde, diese Minuten, mit denen er jetzt nichts anzufangen wußte. Er wollte ihr das alles sagen und erklären, aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er drückte nur schweigend ihren Arm, der in warmer, zärtlicher Traurigkeit in dem seinen lag, an sich, sah ihr in die geliebten braunen Augen und ins Gesicht, das ein schmerzliches und starres Lächeln verzog und warf ab und zu einen scheuen Blick nach der großen Bahnhofsuhr, deren Zeiger ungerührt von Minute zu Minute dem Abschiedspunkte um ein Stück näher sprang. Dann betrachtete er wieder beinahe gedankenlos die anderen Pärchen, die auch noch vor dem Zuge auf- und abwanderten und starrte die Gepäckträger an, in in weiß-blau gestreiften Kitteln, breiter Ledergurte unter den dicken Bäuchen, mit roten Gesichtern an ihm vorüberhasteten. Und er dachte im Augenblicke darüber nach, was diese Gurten wohl für einen Zweck haben könnten.

Ein heiserer Pfiff schrillte und eine allgemeine Bewegung entstand.

Er umfaßte seine Frau, er sah eine dicke Träne aus ihrem Auge treten. Er fühlte, wie sie ihn auf den Mund und beide Augen küßte, er wollte aufschreien, sich noch einmal gegen diese Gewalt, die ihn von ihr trennen wollte, empören, er wollte allen anderen Mitreisenden zurufen, daß sie nicht für Vaterland und Freiheit, sondern für einen lächerlichen Popanz hinauszögen, der sie alle in Knechtschaft halte, er wollte alles von sich werfen, sein Gepäck liegen lassen, seine Frau auf die Arme nehmen und mit ihr davoneilen. Aber nichts geschah. Ein Schaffner trat

an die Türe, schrie: „Bitte einsteigen!", mechanisch taumelte er die Stufen zum Waggon empor und mit einem Knall flog die Türe hinter ihm zu. Und dann, er wußte selbst nicht wie, stand er am Wagenfenster und seine Frau sah zu ihm empor.

Eine Trompete blöckte stumpfsinnig. Langsam, langsam, er fühlte es kaum und doch so deutlich, begann der Waggon zu gleiten und sich in Bewegung zu setzen. Seine Frau reichte ihm nochmals die Hand, hielt sie fest und ging zuerst langsam und dann immer schneller neben dem Waggon einher. Und durch die Erschütterung des Gehens lösten sich die Tränen von ihren Wangen und tropften auf ihre hellbraune Jacke, wo sie große, dunkle Flecken hinterließen. Noch einmal umfaßte er, als wollte er sich alles genau einprägen, mit den Blicken grenzenloser Liebe ihre Gestalt, ihr Gesicht, ihre Schuhe, ihr Kleid und ihren Hut. O ihren Hut! Er erinnerte sich daran, daß sie sich diesen Hut nur deshalb gekauft hatte, weil sie wußte, daß er solche Hüte liebe und weil sie ihm gefallen wollte. Wozu hat sie jetzt diesen Hut, wenn ich fort bin? Wozu? fragte er sich. Und dieser törichte Gedanke rührte ihn so, daß ihm das Wasser in die Augen stieg.

Allmählich wurde die Fahrt schneller. Sie konnte nicht mehr mitkommen, mußte seine Hand loslassen und blieb stehen. Das Band, das ihre Herzen verknüpfte, dehnte sich mit der wachsenden Entfernung immer mehr und ebenso dehnten sich auch die Bänder, die die Herzen aller Abreisenden mit denen ihrer zurückbleibenden Frauen verbanden. Und endlich rissen alle diese Bänder und Tüchlein flatterten wie ihre plötzlich sichtbar gewordenen abgerissenen beiden Enden in den Händen der nun völlig Getrennten, in jenen Händen, die einander eben noch gestreichelt und gedrückt hatten.

Der Wagen rollte ins Freie. Licht blendete und Richter sah die Gestalt seiner Frau mit dem Dunkel

im Bauche der Bahnhofshalle verschwimmen und verschwinden. Aber ihr Tüchlein behielt er fest im Auge, um es nicht zu verlieren. Er sah es noch eine Zeit lang, wie es wehte, flatterte und auf und niederhüpfte wie im Schmerz.

Eine rußige Waggonreihe verschlang alles.

* * *

Immer rascher wurde die Fahrt. Rasselnd und knatternd durchsauste der Zug die kleinen, südlich von Wien gelegenen Stationen Meidling, Hetzendorf und Liesing.

Richter hatte seinen Rucksack vom Sitze in das Gepäcksnetz emporgehoben und Platz genommen. Um sich ein wenig zu zerstreuen, sah er nach seinen fünf Reisegefährten, mit denen er nun 18 Stunden im selben Kupee zubringen sollte. Sie saßen alle hinter den Abendblättern vergraben, lasen die blödsinnigen Siegesnachrichten und von ihren Gesichtern war nicht viel zu sehen. Nur ein Militärbeamter, dick wie ein schlachtreifes Schwein, schien kein Interesse an den erhabenen Weltvorgängen zu nehmen. Er hatte aus einem fettigen Papier Wurst und Brot ausgepackt und begann die Reise mit Essen.

Richter wandte den Kopf und blickte zum Fenster hinaus. Baumreihen, Weingärten und Felder drehten sich vorüber, ratternd flog ein Haus vorbei und dann wieder Baumreihen, Felder und Weingärten, im immer gleichen drehenden Tanze. „Wo wird sie nun sein?" dachte er. „Hat sie auf der überfüllten Straßenbahn einen Sitzplatz bekommen? Was wird sie fühlen, wenn sie die leere Wohnung betritt? Sie hat doch wenigstens den Buben, aber ich?" Er betrachtete melancholisch das zweite Bahngeleise, das für die Züge, die nach Wien fuhren, bestimmt war. Wann würde er über dieses Geleise wieder zurückfahren? Wer konnte das sagen! Es begann zu dämmern, der Schaffner kontrollierte die Karten und entzündete die Deckenlampe.

Im Abteil hatte sich ein Gespräch erhoben.

„Wie lange waren Herr Hauptmann auf Urlaub?“ tönte die piepsende Stimme eines Oberleutnants.

„Drei volle Monate!“ antwortete der Baß des Hauptmanns.

„Da muß es wohl sehr schwer sein, wieder hinaus zu gehen?“

„Sehr schwer“, seufzte der Hauptmann, „und obendrein ganz zwecklos. Jetzt haben sie drei Monate ohne mich Krieg geführt und es ist gegangen! Warum soll es nicht auch noch länger gehen?“

„Ja wenn das jeder sagen würde“, piepste es kichernd zurück, „dann wäre ja der ganze Krieg unmöglich!“

„Das wäre aber ein Malheur!“ knurrte der Hauptmann und begann umständlich sein Essen auszupacken.

Und angesteckt durch sein Beispiel nachtmahlten alle. Durch den Geruch des Essens wurde die Luft im Kupee noch fader, süßlicher und dicker, während draußen hinter dem Schneeberg in klarer, reiner, kühler Luft ein Abendrot verglomm.

* * *

Es war Nacht. Keuchend hatte der Zug die Semmeringhöhe erklommen, rauschend Tunnel um Tunnel durchfahren. Nun sauste er bergab nach Steiermark, gegen Bruck an der Mur.

Alle im Kupee schliefen. Die einen mit weit offenem Munde, die anderen den Kopf hinter dem Mantel versteckt. Das Licht war abgeblendet.

Richter fand keinen Schlaf. Er lehnte mit verkrümmten Beinen in der Fensterecke und dachte, eine Zigarette an der anderen ansteckend, über vieles nach.

Die ironischen Worte des Hauptmanns: „Das wäre aber ein Malheur!“ kamen ihm wieder zu

Sinn. Also auch andere dachten so wie er! Warum dachten nicht alle so? Man könnte dann den Zugsführer zwingen, stehen zu bleiben und wieder zurückzufahren! Um drei Uhr wäre man wieder in Wien und um vier Uhr wäre er daheim. Der Krieg wäre aus! Seine Frau würde Augen machen!

„Blöde Ideen!" sagte er zu sich selbst, schloß die Augen und horchte auf das Wanderlied des Zuges. „Immer weiter, immer weiter, immer weiter", sangen die Räder. „Rrrasch, rrrasch, rrrasch!", riefen sie und hopsten über die Weichen.

Und er dämmerte ein.

Als er erwachte, schlug sein Herz rasend gegen die Rippen. Was hatte er nur Furchtbares geträumt? Verwirrt fuhr er sich mit der Hand durch die Haare, die voll Schmutz und kleiner Kohlenstückchen waren. Wo war er? Der Zug stand. Das gedämpfte Licht brannte trübe, alle schliefen und der fette Militärbeamte schnarchte unerträglich in der dicken Luft, die das Kupee erfüllte.

„St. Veit an der Glan!" rief draußen der Schaffner.

Richter öffnete das Fenster und blickte hinaus. Die Gebirgsluft war herrlich und kühl, die Sterne standen schön und gleichmütig wie immer am nächtlichen Himmel und die stehende Maschine vorne zischte leise unter Dampf.

Ein Pfiff ertönte, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. „rrrasch, rrrasch, rrrasch rrrasch!", brausten die Räder schon wieder über die außerhalb des Bahnhofes befindlichen Weichen und „Immer weiter immer weiter, immer weiter, immer weiter!" sang der Zug eintönig sein Lied, dem Süden, dem Unbekannten entgegen . . . .

Richter mußte eine Station vor Conegliano aussteigen, da der Bahnhof von Conegliano seit einigen Tagen unter dem andauernden Feuer schwerer italienischer Geschütze stand. Auch hier zu dem klei-

nen verbrannten Bahnhof, bei dem er den Waggon verließ, war schon ab und zu einmal ein Schuß gegangen, wie an zwei großen Trichtern in der Erde neben der verrußten Mauer des Stationsgebäudes zu erkennen war. Er befand sich also schon innerhalb des Ertrages der feindlichen Artillerie. Was wollte er hier? Ein unangenehmes Gefühl der Scheu vor der Luft über seinem Kopfe, aus der jeden Augenblick ein Geschoß herabsausen konnte, bemächtigte sich seiner, ein Gefühl, das er früher nie gekannt hatte.

Von der Batterie wartete schon ein Wagen auf ihn. Ein ungefedertes Bauerngefährte aus hartem Holze, mit zwei infolge der üppigen ärarischen Futterration halb verhungerten Pferden bespannt. Das Gepäck wurde verstaut. Richter und sein Diener saßen auf, der ruthenische Kutscher, der schon lange bei der Batterie war, und nur grinste, als Richter ein paar Worte der Begrüßung an ihn richtete, ergriff Zügel und Peitsche und fort gings im Trab, rasselnd und polternd über die steinige italienische Reichsstraße.

Richter blickte um sich. So war er denn wieder an der Front. Altbekannte typische Bilder erweckten in ihm die Erinnerung an frühere Kriegszeiten. An jedem Hause der schmutzigen Ortschaft, durch die sie eben fuhren, hing eine Tafel. „Telegraphen-Kompagnie", „Kompagnie-Kommando", „Proviantur des xten Regimentes", „Stations-Kommando". „Einquartieren und requirieren verboten!" stand am Ortseingang zu lesen. Soldaten, weiß wie die Müllersknechte, wateten in der brennenden Nachmittagssonne durch den Staub der Dorfstraßen. Vor einem Hause stand eine Fahrküche, bei der eine lange Reihe von Leuten angestellt war, die mit stumpfen Gesichtern auf den Kaffee warteten.

Wenn Richters Wagen einen Augenblick stehen bleiben mußte, weil eine Kolonne von staubbedeck-

ten Trainfuhrwerken die Bahn versperrte, dann hörte er in der Ferne dumpf und grollend den Donner der Front. Dann zogen die Pferde wieder an und das gräßliche Rasseln des Wagens verschlang alles andere, selbst das Motorgeräusch der Flieger, die mit schwarzen Kreuzen auf den Tragflächen wie Giftgefäße aus einer Apotheke ihre Kreise durch die Luft zu ziehen schienen.

Italienische Eingeborene kamen, ihre Werkzeuge über die Schulter tragend, von Feldarbeit und Straßenbau heimkehrend, dem Wagen entgegen. Die Männer mit Vollbärten und Schlapphüten, dem bekannten Bild Giuseppe Verdis ähnlich, sahen zur Seite oder zu Boden, ohne daß ihre von Bärten umrahmten Gesichter irgend eine Gemütsbewegung erkennen ließen; die Frauen, groß, mit stolzen, schönen Zügen und römischen Profilen sahen Richter herausfordernd in die Augen.

Kriegsgefangene, in zerlumpten, schmutzigen Uniformen mit gequälten hungrigen Gesichtern klopften Steine und arbeiteten an der Straße. Infanterie zog müden Schrittes mit mürrischen Zügen ohne Lied zur Front, um andere Truppen abzulösen. Alle gingen gebeugt und schwer, als hätten sie außer ihren Rucksäcken noch eine zentnerschwere, unsichtbare Last zu tragen.

Richter kannte diese Last: es war der Krieg, der Krieg, der sie alle beugte und zu Boden drückte. Kein frohes Gesicht war zu sehen, kein Licht der Freude und Lebenslust brannte in diesen trüben und wie erloschenen Augen, von den Pferden angefangen, die mit jedem Schritte wohl ihrem jeweiligen Ziele, aber auch dem Tode durch Hunger und Auszehrung näher kamen, bis zu den Menschen, die stumpfsinnig und schicksalsergeben ihre Tage mehr überstanden als verlebten, ächzte alles unter dieser furtbaren unabwälzbaren Last, mit der sie in schlaf-

losen Nächten haderten, die sie in der Tiefe ihres Herzens verfluchten.

Und über alledem lachte der reinste italienische Himmel, glänzte die heitere, Lebensfreude und Kraft spendende Sonne Homers. Buntbemalte Villen mit schönen, das Herz leichter schlagen machenden Verzierungen und freien südländischen Balkonen, auf denen in jeder Mondnacht eine Julia ihren Romeo hätte erwarten können, glänzten durch das Grün der Parklandschaft, schmale liebliche Pfade verloren sich zwischen den Spalieren der Weinstöcke, den Maulbeerbäumen und Maisanpflanzungen, als führten sie in die holden Heimlichkeiten eines Liebesgartens. Hohe, ernste, dunkle Cypressen, denen selbst diese Sonne kein Lächeln abgewinnen konnte, standen zu beiden Seiten eines schönen, alten Friedhoftores, das Herz besänftigend und mehr einladend zu milder Ruhe und schweigendem Frieden, als warnend und mahnend an die Schrekken des Todes. An die gräßlichen Schrecken des Todes, die wohl eben jetzt dort herrschten, wo tausend Schritte seitwärts der Straße eine schwere Granate einschlug, schwarze Erde, Qualm und Rauch emporwerfend. Richter ekelte es maßlos bei diesem Anblicke und er wandte den Kopf zur Seite. Er atmete tief auf und sog die köstliche, mit dem Duft der Oleanderblüten gesättigte Luft ein, um das Gefühl des nahenden Erbrechens zu überwinden.

„Achtung!“ schrie eine Tafel am Wege, „Beginn der Gasgefahr-Zone! Gasmasken bereit halten!“

Zu Tode gerädert, mit stechenden Kopfschmerzen traf er nach zweistündiger Fahrt bei der Batterie ein.

* * *

Das altbekannte Leben an der Front begann wieder für Richter. Dieses Leben, das eigentlich aus

nichts anderem bestand als aus dem Warten auf Post, dem täglichen Hoffen, daß gerade einem selbst nichts geschehen werde und dem Zählen der Tage bis zum nächsten Urlaub.

Und doch war alles so anders, als ehemals an der russischen Front. Damals voll Ruhe und Gelassenheit den Zwischenfällen und Gefahren des Krieges gegenüber, war er jetzt nur mehr voll Nervosität und Unruhe. Fühlte er an Tagen der Stille, an Regentagen, die jede Gefechtstätigkeit behinderten, ein dreifaches Leben in sich, wenn er an sein geliebtes Weib und sein Kind dachte, so empfand er im Augenblicke, wo er Gefahr witterte, auch die Schrecken eines dreifachen Todes. Und er vermutete überall Gefahr. Seine überreizte Phantasie verwandelte ihm die größten Unwahrscheinlichkeiten in die möglichsten Ereignisse und es gab Tage, an denen er sich keinen Rat mehr wußte, weil er sämtliche italienischen Geschütze mit ihren schwarzen Schlünden auf sich gerichtet fühlte. Mit Entsetzen, Zorn und Scham bemerkte er diese Veränderung, die in ihm vorgegangen. Aber er wollte nicht mehr tapfer sein, er wußte nicht, wofür er kämpfen solle, er fühlte nur mehr eines: er wollte nur leben, nichts weiter wie leben und mit Weib und Kind glücklich sein! Was Tapferkeit, was Feigheit! War das Tapferkeit, diese herdenmäßige Feigheit, die sich gegen den allgemeinen Irsinn nicht zu empören wagte? Dieses Morden für die Freiheit des Handels, dieses gegenseitige Abschlachten in einer wüsten Rauferei um industrielle „Absatzgebiete"?

Wie herrlich war das Leben und Atmen, wie wundervoll die Landschaft, wie unsäglich die Bläue des Himmels, das glänzende Grün und der berauschende Duft des Südens und die fernen schneeglitzernden Nadeln der Dolomiten! War ein unverbildetes Hirn überhaupt imstande, in dieser Umgebung den Gedanken des Todes zu denken? Wie lächer-

lich und armselig waren alle diese Maschinen, die die Menschen nur zu dem Zwecke erfunden hatten, zu morden und in dieses Sonnenland die dreckigen Rauchfahnen ihrer Granaten zu pflanzen!

Richter haßte schließlich alles, was mit Krieg und Vernichtung zusammenhing, aus tiefster Seele, ihn ekelte beim Anblick seiner eigenen Geschütze, er stellte überhaupt jedes Schießen bei seiner Batterie ein und war fest entschlossen, wenn man ihn fragte, rückhaltlos zu sagen, was er denke. Aufschäumen konnte er vor Zorn, wenn er hinter sich ein Maschinengewehr nach einer Scheibe schießen oder auf dem Uebungsplatze Handgranaten explodieren hörte.

Am widerlichsten aber war ihm die benachbarte schwere Batterie, die fünfhundert Schritte rechts von seiner Batterie stand. Sie schoß den ganzen Tag. Sie störte als erste den Frieden eines noch durch Schießen ungeschändeten, von zarten Schleiern erfüllten Morgens, sie pulverte als letzte im wehmütigen Scheine des verglimmenden Abends. Ihre Kanonade erschütterte das Haus. Und obwohl ihre Stellung den Italienern bekannt war und Geschoß auf Geschoß von drüben zwischen ihre Geschütze fiel, knallte sie doch, verhüllt durch Ekrasitdampf, Dreck und Qualm, immer weiter, heldenhaft, wie ein böses altes Weib, das durch nichts zum Schweigen und zur Einsicht zu bringen ist.

Eine maßlose Erbitterung gegen sie erfüllte Richters Herz.

Nur mittags, wenn alles beim Essen war, herrschte bei ihr Ruhe. Und Richter benützte diese Ruhestunde. Dann saß er mit ruhig gewordenem Herzen im Freien im kühlen Schatten eines Maulbeerbaumes und schrieb nach Hause. Er schrieb nichts von der Gegenwart. Er träumte von Frieden und Zukunft und sein Gesicht verklärte ein Lächeln.

* * *

Dieselbe Sonne, die hinter den österreichischen Linien schien, schien auch hinter den italienischen in der Stellung der fünften Batterie des zweiten sizilianischen, schweren Artillerie-Regimentes aus Girgenti. Die gleichen Gräser wie drüben sproßten auch hier kümmerlich aus dem zertretenen Boden rund um die Geschütze, die gleichen Bäume, die Maulbeeren und Feigen trugen, bewegten auch hier im selben Windchen, das auch drüben wehte, ihre Blätter und rauschten leise im Mittagsschlafe das gleiche Rauschen.

Und die gleichen Menschen saßen, nur in anderen Uniformen steckend, vor einer Baracke um den Tisch und spielten schreiend Mora.

Arnoldo und Antonio, zwei kleine schwarze Soldaten aus Sizilien, waren in Streit geraten.

„Verfluchter Hund!" schrie Arnoldo, „du spielst falsch! Jetzt habe ichs gesehen!"

„Wer ist ein Hund? Wer spielt falsch? Du Schwein der Madonna!" brüllte Antonio.

„Zahl gutwillig drei Lire, du Kerl!" schrie Arnoldo und trat drohend auf ihn zu.

„Drei Lire!" brüllte Antonio und die Stimme schnappte ihm über. Sein Gesicht war wutverzerrt und er griff nach dem Messer!

Ein Unteroffizier stürzte aus dem Telephonunterstand.

„Ruhe!" rief er. „Zu den Geschützen! Es wird geschossen!"

Alles eilte an seine Plätze.

Kommandos wurden gerufen.

Der Kommandant der sizilianischen Batterie, Capitano Luchesi, saß vorne hinter dem Schützengraben auf einem Baum und sah durch sein Fernrohr. Dieser widerlichen, immerfort schießenden österreichischen Batterie, die heute sogar während der Mittagspause keine Ruhe gab, wollte er einheizen.

Er wartete ungeduldig. „Maledetto Dio!“ schrie er ins Telephon hinein. „Was ist mit dem Schuß?“

Arnoldo und Antonio waren beide beim ersten Geschütz eingeteilt. Arnoldo hatte das Rohr zu richten, Antonio stand hinter ihm und hatte zu laden.

Das Geschütz war geladen und feuerbereit. Der Mann, der abzuziehen hatte, sah, die Hand am Abzughebel, nach der Telephonzelle und wartete auf den Schußbefehl. Arnoldo, die Hände an beiden Richtmaschinen, sah durchs Fernrohr und überprüfte noch einmal die Richtung. Dabei sagte er zu dem hinter ihm stehenden Antonio: „Und du wirst doch zahlen! Drei Lire schenk ich dir nicht!“

Kaum hörte das Antonio, so schlug er dem vor ihm Sitzenden wütend von rückwärts mit der Faust zwischen die Rippen. Fluchend drehte sich Arnoldo um, riß dabei an der Seitenrichtmaschine und das ganze Rohr wich nach rechts aus seiner Richtung. Er merkte es sofort mit Schrecken, vergaß seinen Zorn und wollte die alte Richtung wieder herstellen aber es war zu spät. Vom Telephon rief jemand: „Schuß!“ Der Schuß krachte und unaufhaltsam, gurgelnd, heulend und rauschend stieg das Geschoß in die Luft empor.

„Du Schwein, du Schwein, nun gehts daneben!“ schrie Arnoldo außer sich vor Wut. „Aber ich werde es dem Capitano melden!“ Und die beiden begannen sich zu prügeln.

Inzwischen stieg das Geschoß singend immer höher. Tief unter ihm lag die weiße Torrente des Piave und das grüne von Kanälen und Straßen durchschnittene Land. Langsam senkte sich seine Bahn, immer rascher, immer heulender wurde sein Flug. Aber die schwere Batterie, für die es bestimmt war, blieb links liegen. Unter ihm stand eine andere Batterie und hinter dieser an einem Tisch saß ein Mensch in Hemdärmeln und schrieb einen Brief . . .

Richter hörte das Geschoß schon hoch in den Lüften singen. Aber, da er dachte, es gelte wieder einmal rechts der schweren Batterie, die heute unleidlicher als je war, achtete er nicht weiter darauf. Dann hob er aber doch das Gesicht und horchte. Immer heulender, immer brüllender, stürzte es herunter und er empfand mit einem Male: das ging auf ihn zu! Er sprang auf, duckte sich, zog den Kopf zwischen die Schultern, schielte aufwärts und sein Gesicht verzerrte Todesangst. Und nun war es auch schon da und mit Donnerkrachen schlug es neben ihm ein. Aber er hörte nichts mehr davon und sah nichts. Eine Finsternis umgab ihn und in dieser sah er nur noch ein weißes Tüchlen wehen, flattern und auf und niederhüpfen. Eine ungeheure, unaufhaltsame fürchterliche Gewalt wirbelte ihn zu Boden, er fühlte etwas reißen, sich lösen, hinströmen und dann war alles dunkel und nichts mehr . . . . .

* * *

Der schwarze Rauch der Granate verzog sich und verwehte zwischen den tiefgrünen Gebüschen. Erde und Steine, die emporgeschleudert worden waren, kamen wieder herab und fielen raschelnd und plumpsend ins Gras. Zuletzt flatterte nur mehr ein Fetzen des Briefes hoch oben unter dem blaugoldenen, italienischen Sommerhimmel. Er fiel nach rechts, hielt inne, als ob er sich besinnen müsse, fiel nach links, hielt wieder inne und torkelte endlich, als sei ihm plötzlich alles klar geworden, wie trunken von Schmerz, haltlos, schwankend und eilig an die Brust der alliebenden Mutter Erde . . .

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich,	24 Nummern . . .	12 Schilling
	12 Nummern	6.50 „
	6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland,	24 Nummern . . .	9 Mark
	12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:		
	24 Nummern	14 Schw. Fr.
	12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 16 15. AUGUST 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Otto Roßmann / Am 15. Juli / Ernst E. Stein: Jeremiade / Ein Briefwechsel / Die Willkür an der Tür des Richterzimmers

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 16 15. AUGUST 1927 I. JAHR

OTTO ROSSMANN,

ein Mensch, ein Durchschauer des Schwindels, ein Anwalt der Hilflosen, ein Schätzer alles gering Geachteten und der erste Freund und Wegbereiter des Nebelhorns, ist am 8. August abends im 37. Lebensjahre in Turnau bei Aflenz verschieden. Er war ein verspätetes Opfer des Krieges und des Stümperns der Militärärzte am „Menschenmaterial". Er hat jahrelang unsäglich gelitten und starb als Tabak-Trafikant, also im Vollbesitz jener Würde, die der Staat nur den Protektionskindern unter seinen Invaliden als Gegengabe für die Opferung von Gut und Blut verleiht, indem er sinngemäß dem Kämpfen der Helden mit Zündwaren den Handel der Helden mit Rauchwaren folgen läßt. Er besaß nur wenig, aber das Wenige hat er mir immer wieder fürs Nebelhorn angeboten. Er glaubte an mich schon zu einer Zeit, in der ich noch nicht einmal selber an mich glaubte. Die Zukunft mag ihn deshalb loben oder verlachen. Mir bleibt sein Andenken gesegnet für Lebenszeit.

AM FÜNFZEHNTEN JULI

zwischen 11 und 12 Uhr vormittags, also an dem Tage und in der Stunde, als in Graz jene Nummer des Nebelhorns erschien und versendet wurde, die von der „Rechtspflege" im allgemeinen und von der dieses Staates im besonderen handelte, haben ein paar hundert Wiener das Wigwam ihrer obersten Gerichtsbehörden, den Justizpalast angezündet und damit symbolisch zum Ausdruck gebracht, was man schon lange munkelte, daß nämlich sozusagen das „Vertrauen des Volkes zur Rechtspflege erschüttert" sei. Wenn Menschen eines Schlages, der auf der ganzen Welt wegen seiner Gutmütigkeit in Verruf ist, sich zu einer solchen Tat hinreissen lassen, so muß das wohl ganz besondere Gründe gehabt haben. Bei anderen Völkern, die nicht so wie der Oesterreicher geneigt sind, das Treiben ihrer Bonzen als gottgewollten Pallawatsch mit Geduld und Humor zu ertragen, hätte wohl die Tatsache, daß die Leute, die die Invaliden als Bettler verkommen lassen und durch Verordnung und Judikatur das Kleinrentnerelend auf dem Gewissen haben, noch immer in Palästen amtieren, allein zum Ausbruch des Zornes genügt. Von den Wienern aber, die den Justizpalast angezündet haben, wußten nach dem Berichte von Augen- und Ohrenzeugen die meisten überhaupt nicht, was sie für ein Gebäude vor sich hatten und, zu einer friedlichen Demonstration ausgezogen, handelten sie, erst von einem Reiterangriff der Polizei bis aufs Blut gereizt, gleichsam visionär.

Man mag über diese Reaktion des Volkes auf einen Gerechtigkeitsbetrieb, der seine Pranken mit allen Salben geschmiert, aber noch niemals in Unschuld gewaschen hat, denken wie man will, Sinn hatte sie, wie alle Gewalttaten, keinen. Es sei denn, man sähe ihn darin, daß durch sie die obersten Gerichtshöfe jetzt gezwungen sind, im Gebäude der

ehemaligen österreichisch-ungarischen Bank zu amtieren und so zu jenem Institut heimgefunden haben, dessen verbrecherische Banknotenfälschungen sie durch ihre Justiz zu schützen berufen sind. Wenn man aber alles bedenkt, was dieses hinten und vorn betrogene Volk ertragen mußte, bis ihm die Galle überging, dann kann man seine Gewalttat wenigstens verstehen, wenn man sie auch nicht billigen kann und bedrückt ist von dem Anblick, wie durch sie das Volk geradewegs auf das Niveau seiner Regierung sinkt, die, von einem päpstlichen Hausprälaten kommandiert, unentwegt Gewalt sät und sich dann in groteskem Erstaunen darüber wundert, daß sie Gewalt erntet, statt Steuern, Pfründen und Diäten. Und man schämt sich, zu sehen, wie sich die sogenannten „niederen" Instinkte des Volkes mit den höheren Instinkten seiner Ausbeuter gemein machen. Die Reaktion der Regierung aber auf diesen Wutausbruch des Volkes, dieses Säen neuer Gewalt, deren Ernte nicht lange auf sich warten lassen wird und die Melodie, mit der die bürgerliche Presse, die ihre Freiheit doch auch nur einer Revolution im Jahre 1848 verdankt, bei der es übrigens noch weitaus ärger zuging, die aber natürlich großartig war, weil dabei die Bürgerlichen revoltierten — die Melodie also, mit der die Presse diese Orgien einer an Auszehrung leidenden Autorität begleitet, die nicht nur lügt wie gedruckt, sondern auch druckt wie sie lügt: dazu muß doch etwas gesagt werden, wenn es auch selbst heute noch schwer ist, Sprachlosigkeit, Entsetzen und Wut zu überwinden und Worte zu finden, wo sie einem versagen.

Die Feuertaufe des Volkes durch den obersten Herrn der Polizei, den Vizekanzler Hartleb, hat das gehalten, was sein Bild in Nr. 12 des Nebelhorns versprochen hat: daß er doch irgendwie mit dem Gewerbe der Fleischhauerei verwandt oder verschwägert sei. Diese Erkenntnis dürfte aber so

ziemlich die einzige Wahrheit in der ganzen Angelegenheit darstellen. Denn nie noch ist ein solches Füllhorn von Lügen über uns ausgeschüttet worden wie in diesen Tagen und man kann unbedenklich sagen, daß alles, was da „amtlich verlautbart" und inoffiziell gequatscht wurde, auch für den, der nicht dabei war, unverkennbar den Stempel der Lüge trägt.

Lüge ist die Behauptung, daß die Revolte geplant war, denn die Leute waren unbewaffnet.

Lüge ist die Behauptung, daß der Angriff der berittenen Polizei auf die Demonstranten aus einem anderen Grunde befohlen wurde, als aus dem der hysterischen Angst der im Parlament versammelten „Volksvertreter" vor dem Volke.

Lüge ist die Behauptung, daß nicht die Polizei, sondern die Demonstranten mit Dum-Dum-Patronen geschossen hätten und man kann es nur Idioten zumuten, zu glauben, die paar Patronen für Elefantenjagden, die sich eine kleine geplünderte Wiener Waffenhandlung auf Lager hält, hätten in die Schrot- und Flobertgewehre, die die Demonstranten erbeuteten, gepaßt.

Lüge ist die Behauptung, daß ausgerechnet die Polizei schwer gelitten habe, denn vier toten Wachleuten lagen 97 tote Männer, Weiber und Kinder gegenüber und während man uns immer wieder mit der Zahl der verwundeten Wachleute behelligte, krähte kein bürgerlicher Hahn nach der Zahl der verwundeten Demonstranten und stellte niemand fest, wieviele Wachleute durch das blödsinnige Schießen der Wache gegen das Straßenpflaster und durch die dadurch verursachten Geller verwundet wurden.

Lüge ist die Behauptung, daß die Demonstranten, die, wenn sie schon zum „Mob" wurden, nur durch die behördlichen Maßnahmen zu ihm wurden, grausam gewesen seien, denn sie zwangen die Rich-

ter, die aus dem brennenden Justizpalast flohen, bloß dazu, um Gnade zu bitten und ließen sie dann laufen, während es noch keinem Richter eingefallen ist, einen, der um Gnade bat, freizulassen, da das Mitleid ja bekanntlich das Rechtsgefühl untergräbt.

Lüge ist die Behauptung der Regierung, sie könne sich nicht terrorisieren lassen — und zwar vom republikanischen Schutzbund — während sie sich von den Heimwehren folgendes telegraphieren läßt und es auch noch in die Presse lanciert:

> Die Bundesleitung der Heimatwehren in Innsbruck hat an den Bundeskanzler folgendes Telegramm gerichtet: Im Namen sämtlicher alpenländischer Heimatwehren ersuche ich, allen etwaigen Versuchen, die an dem Ereignisse vom 15. Juli
>
> **Schuldigen in die Regierung zu nehmen,**
>
> unbeugsamen Widerstand entgegenzusetzen. Die Heimatwehren müßten sofort Maßnahmen schwerster Art ergreifen. Gezeichnet: Steidle.

Und Lüge ist schließlich die Behauptung, die Polizei hätte schießen müssen, um der Feuerwehr den Weg zum brennenden Justizpalast, in dem sich kein Mensch mehr befand, zu bahnen, denn es existieren Photographien, die zeigen, daß die Feuerwehr schon löschte, während der Platz noch nicht mit Pulver und Blei „geräumt" war.

Diese Lüge aber, die den Tod der meisten der Opfer zur Folge hatte ist der eigentliche Kernpunkt der Angelegenheit. Während vom Bürgermeister Seitz das schöne Wort berichtet wird „es möge lieber ein Gebäude niederbrennen, als daß ein Mensch getötet werde", hat der Vizekanzler Hartleb folgende Erklärung abgegeben:

> Vizekanzler Hartleb erklärte mit Bezug auf das Gerücht, daß der Befehl zum Scharfschießen von ihm ausgegangen sei: „Das ist in dieser Form nicht richtig, wenn ich auch nicht verhehlen kann, daß meiner Ansicht nach die Lage bald zu ernst geworden war, um den Gebrauch der Waffe vermeiden zu können. Von einem durch mich erteilten Befehl zum Schießen kann aber keine Rede sein.

Richtig ist vielmehr, daß die mir unterstellte Polizeidirektion an mich die Anfrage richtete, ob ich mit einer Bewaffnung der Polizeimannschaften mit Karabinern einverstanden sei. Das war zu der Zeit, als der Justizpalast bereits in Flammen stand und die Feuerwehr um jeden Preis an den Brandplatz herangebracht werden mußte. Unter diesen Umständen erachtete ich es als meine Pflicht, meine Zustimmung zu der schärferen Bewaffnung der Polizisten zu erteilen."

„Und die Feuerwehr um jeden Preis an den Brandplatz herangebracht werden mußte", das sind die entscheidenden Worte, da liegen alle die wie Hunde Niedergeschossenen begraben. Abgesehen davon, daß nicht einmal der Kaiser von China, viel weniger also der Vizekanzler von Klösterreich, besonders, wenn er so aussieht, das Recht hat, zur Rettung eines Gebäudes Menschen niederknallen zu lassen, waren die Todesopfer auch vollkommen zwecklos. Denn was durch sie verhindert werden sollte, nämlich das Niederbrennen des Palastes, ist doch erfolgt. Ja um in einer dem bürgerlichen Geldbeutel verständlicheren Sprache zu sprechen: die Kosten des Wiederaufbaues wären durch Nichtschießen sogar wesentlich verringert worden. Denn hätte man den Platz bloß — meinetwegen mit Kanonen (aber ohne Munition) — zerniert, weiteren Zuzug ferngehalten, die auf ihm Versammelten aber, die Hunger und Langweile bald nach Hause getrieben hätten, gegen Ablieferung der Waffen — wenn sie überhaupt welche bei sich hatten — abziehen lassen, so hätte die Feuerwehr vielleicht nicht so unbehindert löschen können, der Justizpalast wäre wahrscheinlich eingestürzt,, man hätte ohne den Verlust eines Menschenlebens, die Kosten der Abtragung des morschen Mauerwerkes, die den Wiederaufbau jetzt nur verteuert, erspart und dem Staat wären aus dem Umbringen seiner Bürger nicht noch völlig unnötige Kosten erwachsen. So wurde aber aus einem bedauerlichen Mangel finanzieller Vor-

aussicht geschossen und es wurden natürlich — wie immer bei solchen Anlässen — nur Unschuldige erlegt, die sich im Gefühle ihrer Schuldlosigkeit nicht rechtzeitig gedeckt und geflüchtet hatten. Und nur ein Bundeskanzler von Oesterreich, der im Nebenberuf Stellvertreter Gottes ist, kann glauben und behaupten, daß die Gefallenen die Schuldigen gewesen seien, ohne zu bedenken, daß sich seine Polizei ja erst jetzt hinterher, nachdem die Unschuldigen gefallen sind, bemüht, die Schuldigen zu verhaften. Nur christkatholische Milde kann kein Wort des Mitleids für die nichtuniformierten Erschossenen, wohl aber Worte der höchsten Anerkennung für die uniformierten Mörder finden.

Es müssen zwei seltsame Leichenzüge gewesen sein, die nach der Reinigung des Pflasters vom Blute durch die Straßen gewandert sind. Einer mit den vier Särgen der Opfer einer Volkswut, an der nicht sie, sondern jene schuldig sind, denen sie in Ahnungslosigkeit die Treue geschworen hatten, begleitet von viel kalter Würde und teilnahmsloser Autorität; einer mit den vielen Särgen der Opfer eines Wahns, der sich einbildet, heute noch mit Schießen die Qual der Ausgebeuteten im Zaume halten zu können, begleitet von dem Schmerze Zehntausender. Aber nicht einmal den ehrlichen Schmerz gesteht diese Kanaille von einer bürgerlichen Presse jenen zu, die sonst nichts haben wie ihn, und berichtet:

Die Begräbnisfeier in Wien
Szenen der Verzweiflung
Ausbruch einer Schmerzpsychose

Bei den Gräbern kam es zu herzerschütternden Szenen. Zahlreiche Frauen fielen in Ohnmacht, viele Personen bekamen Herzkrämpfe. Die Rettungsgesellschaft, die mit dem Schutzbund zusammen fünf Ambulanzen errichtet hatte, mußte in ungefähr 200 bis 250 Fällen intervenieren. Zahlreiche Zuschauer wurden bei dem Leichenbegängnis von einer Psychose ergriffen und brachen in Wein- und Schreikrämpfe aus. Außer zwei Leidtragen-

den verfiel auch ein Mann in der Menge in einen Tobsuchtsanfall. Zehn starke Männer mußten ihn halten, damit er nicht Unheil anrichte. Ein anderer Mann, der das Messer gezückt hatte, mußte gehindert werden, es sich nicht selbst in den Leib zu rennen. Obermedizinalrat Dr. Löwenstein ordnete an, daß die Ordnerkette vorrücke, um die Neugierigen aus dem Bereich der psychischen Ansteckung zurückzudrängen.

Wie könnte auch jemand über den Tod von Menschen, die den Behörden verdächtig sind, sich gegen die Autorität aufgelehnt zu haben, ehrlichen Schmerz empfinden! Das kann nur eine Psychose sein! Die Autoritäts- und Prestigepsychose jedoch, von der andere in Wahrheit befallen sind, heißt ihnen staatsmännische Weisheit. Aber der Mann, der über eine solche Wiederherstellung der Ordnung tobsüchtig wird und sich das Messer in den Leib rennen will, sollte ihnen als Fanal an ihrem beschränkten politischen Horizonte leuchten. Die bis zum Wahnwitz gesteigerte Verzweiflung, die in diesem Unbekannten in Erscheinung trat, wird den Bereich ihrer psychischen Ansteckung dereinst über die ganze Welt ausdehnen und wird sie alle hinwegfegen: die, die in Amerika Sacco und Vanzetti elektrisch kochen wollen und die, die in Wien Leute, die solche Taten begehen:

Freitag gegen 5 Uhr nachmittags wurde nahe dem Deutschen Volkstheater durch den Schuß eines Polizisten ein etwa sechsjähriges Kind getötet. Ein Passant hatte den Wachmann, der den tödlichen Schuß abfeuerte, im Auge behalten und forderte nun vom Inspektor Nr. 872 die Nummer des Wachmannes. Der Inspektor versprach zunächst, diesem Wunsche nachzukommen, behauptete jedoch, nachdem er zu dem Wachmann hingegangen war, der betreffende Polizeibeamte habe keine Nummer bei sich, also eine offenbar sinnlose Ausrede. Auf Verlangen meldete der Inspektor diesen Vorfall dem Oberkommissär Strobl, der anscheinend die Abteilung beim Deutschen Volkstheater kommandierte. Der Beschwerdeführer, dessen Name und Adresse uns bekannt ist, ließ sich hierauf dem Oberkommissär Strobl vorführen und verlangte auch von ihm die Num-

mer des Wachmannes, der das Kind erschossen hatte. Oberkommissär Strobl fragte zunächst: „Ist der Bub tot?“ Auf die bejahende Antwort erwiderte er: „Ist auch kein Schad' um ihn!“ Sodann gab er einem Wachmann mit drei Rosetten den Befehl, den Mann gegen die Neustiftgasse fortzudirigieren. Das geschah. Unmittelbar darauf hörte der Mann im Weggehen, wie der Inspektor hinter ihm einem Beamten und sechs Wachleuten den Befehl zum Feuern gab. Er hatte, da im Augenblick weit und breit keine Demonstranten zu sehen waren, den bestimmten Eindruck, daß er, der unbequeme Zeuge eines Kindesmordes, erschossen werden sollte. Zum Glück wurde er nicht getroffen.

mit den Ausdrücken höchsten Lobes als Retter des Staates preisen und sich nebenher im bischöflichen Ornat von kleinen, noch nicht zur Herstellung der Ordnung ermordeten Mäderln mit gefalteten Händen anbeten lassen, nämlich so:



Bundeskanzler Seipel bei der Einweihung des Apothekerhauses.

JEREMIADE

Vor Kurzem erschien in einer Wiener Tageszeitung ein Roman — seinen Namen sollt Ihr nie erfahren! — und vier Wochen lang hing etwas in der Luft wie ein Gewitter, das sich entladen will. Es war aber kein Gewitter, es war Brechreiz. Menschen stürzten auf der Strasse ohne ersichtlichen Anlass zusammen, hinterher wurde festgestellt, daß sie ein Kapitel, einen Absatz oder auch nur eine einzige Zeile von jenem Roman zu sich genommen hatten; Panik brach aus, wenn irgendwo davon gesprochen wurde, und Greise starben verklärten Angesichts, selig, daß ihnen die übrigen Fortsetzungen erspart blieben.

Heute ist die Luft wieder rein, kein „Fortsetzung folgt" sucht mehr den Schlaf unserer Nächte heim, aber ohne Zweifel wird die Pest auch in Buchform erscheinen, und darum sei ein Wort über den Roman gesagt. Es ist das Nochniedagewesenste. Es ist ein Lindbergflug über den Ozean der Sprache. Es ist ein perpetum mobile der Grammatik. Es ist ein Zugszusammenstoß von falsch angeschlossenen Relativsätzen, entgleisten Gerundien und unterschlagenen Artikeln, von totgeborenen Neologismen, von Verben und Adjektiven, die als Hauptwörter dastehen oder als etwas anderes, wofür sie Gott nicht erschaffen hat. Es ist mit dem Stemmeisen geschrieben. Es ist der größte Schwindel. Es ist ein Roman von — halt, noch nicht!

Denn vorerst muß gewarnt werden, den Fall zu unterschätzen. Er ist ein Symptom, ein Meilenstein der krummen Umwege, die heutzutage zu Auflagen, Ruhm und Honoraren führen. In der guten alten Zeit, da gab es unbegabte Lyriker, langweile Romanciers, erfolglose Dramatiker, Sobs, Aestheten, Schmöcke, —

wie leichtfaßlich war damals das Leben! Aber seit die Verkleidungskünstler und die Taschenspieler in die Literatur eingebrochen sind, seit aus dem Prager Ghetto ein Klopstock nach dem andern in die Welt zog, seit vazierende Grafen Schulen der Weisheit eröffneten, in denen gegen ein kleines Douceur jedermann sein eigener Dalai Lama werden kann, seit fesche Plauderer in sich gingen und Jakob Boehme Konkurrenz machten; seit der Schund ein kompliziertes Esperanto spricht, wird es auch dem abgebrühtesten Beobachter nicht mehr so leicht, den Betrug zu durchschauen.

Mit der Sprache begann es. Gedichte wurden nach der Technik einer Eisenbahnkatastrophe gebaut, fingen mit einem Doppelpunkt an und schlossen mit einem Bindestrich, Verszeilen glichen Auktionskatalogen, Reim und Metrum waren längst hinweggefegt, — man nannte das Expressionismus. Dann kam die Geste. Es kam die pazifistische, die kriegsanklagende, die weltverbrüdernde, die mondäne, die fromme, die meditierende und die tiefe Geste, es kam die Geste der Trauer über das bankrotte Abendland, es kam die Geste, die aus den großen Geistern kleine Novellenkonserven für den Hausgebrauch zubereitete, und die Geste, die ganz Europa zu einer einzigen Nation umschlang, und sie alle waren im Grunde nur die eine Geste der Augenauswischerei.

Aber den Expressionismus trägt man heute schließlich doch nicht mehr, auch nach besinnlichen Reisetagebüchern krähen die Hähne nur noch schwach und von ermordeten Vätern in fünf Akten ist es ganz still geworden. Da kam die Gesinnung in Mode. Allerorten schossen sie aus dem Boden hervor, die Gesellschaftskritiker, die Aufrechten, die entdeckt haben daß irgendwo etwas faul ist, die unerbittlichen Bekämpfer, die nichts als ihren Wahrheitsdrang haben und höchstens noch ein paar gute Beziehungen zu Verlegern, die Bahnbrecher, die aus

dem Leeren schöpfen, um irgend etwas aufzubauen, ohne das wir nicht leben können, die neue Ehe, zum Beispiel, die neue Moral oder wenigstens eine neue Welt. Alle sind sie „fesselnde Psychologen" oder „Feldherren auf der Walstatt des Menschlichen" oder — o, wie lieb, ist das! — „das dichterische Gewissen unserer Zeit", und wenn sie nicht gerade mit abgestandenen Symbolen von anno Ibsen arbeiten, sind sie Kultursatiriker. Und nach dem Naturgesetz, daß man just das bekämpft, wozu man selber Anlage hat, karrikieren sie mit Vorliebe den Spießbürger. Eine Rotte von Simsonen ist über den Philister gekommen, aber der Stärkste unter ihnen, ein Ankläger von wahrhaft biblischen Dimensionen, ein zweiter Jeremias geradezu, ist wohl jener Mann, dessen Roman vor Kurzem in einer Wiener Tageszeitung erschien, — Sie haben seinen Namen doch längst erraten —: er heißt Kreutz.

Rudolf Jeremias Kreutz. Die zeitgenössische Literaturgeschichte, an Unverfrorenheiten wahrlich nicht arm, verzeichnet kaum etwas Aehnliches an Verleugnung der eigenen Vergangenheit — Unruh ausgenommen — und kaum einen Aufstieg von gleicher Stelle. Vor den Kriegsjahren in den untersten Regionen der Belletristik hausend, ein Tiefseefisch der Druckerschwärze, ein augenzwinkernder Witzblatthumorist, hinter dem Pseudonym eines alttestamentarischen Propheten versteckt, eine gereimte Landplage, fesch, zweideutig, so recht den Geist der Offiziersmesse verkörpernd, auch wo sein Spott sich gegen die eigene Kaste richtete; dann, als dem Militärleben vier Jahre lang nur mehr Schattenseiten abzugewinnen waren, in kühner Schwenkung zum unerbittlichen Durchschauer der großen Phrase von Gott, Kaiser und Vaterland geworden; und schließlich, als es auch da nichts mehr zu durchschauen gab und die mit Zugsverspätung eingelangten Winkelriede Anschluß an andere Branchen suchen mußten:

da wurde er einer der penetrantesten Kultursatiriker unserer Tage, ein Feldherr auf der Walstatt des Menschlichen (siehe oben), wie es heißt ins Englische, Dänische und Schwedische übersetzt, — ein neuer Beweis für die Unverwüstlichkeit der angelsächsischen Rasse, — und von Georg Brandes belobt, (dessen Blick freilich ebenso schief für Einzelerscheinungen war wie scharf für ganze Epochen).

Spätere Generationen werden es nicht mehr begreifen. Damit man aber dereinst, wenn das Abendland endgültig untergegangen sein wird, wisse, warum es unterging, seien ein paar Perlen aus dem Saustall aufbewahrt, Sprachperlen nur, denn die H a n d l u n g nachzuerzählen, zu schildern, mit welcher blendenden Fülle von Einfallslosigkeit, mit welcher „gestalterischen Anmut" und welcher „tiefinneren Fröhlichkeit" da eine Welt von Quallen zum Roman geformt ist, widerstrebt den physikalischen Gesetzen. Es handelt sich, wie denn auch anders, um das Problem der Zwiespältigkeit der weiblichen Seele, die zwischen Spiessbürgertum — hat ihn schon! — und dem Drang nach Höherem schwankt: ein sehr beliebtes Thema, weil es da allerhand fesselnde psychologische Gelegenheiten gibt, ordinäre Witze zu machen, und weil bekanntlich der Unterleib das dankbarste satirische Objekt und die Literatur der einzige Ort ist, nach dessen Verlassen man die Kleider nicht in Ordnung zu bringen braucht.

Also bitte: wie sagt ein Kultursatiriker auf expressionistisch, daß sich jemand setzt oder aufsteht? Bemühen Sie sich nicht, Sie kommen nicht darauf: „Er knittert hoch" oder „er knittert nieder". (Das müßte sich auf Englisch gut ausnehmen). Noch eine Frage: Wissen Sie, was es bedeutet, daß jemand „Ungemeinplätze schauspielert" oder „sich als hilflos Resultierende anschmiegt" oder „weich und fern schleiert"? Wünschen Sie ein Landschaftsbild nach dem jüngsten Geschmack, — hier ist es: „Helle

brach ein, breitete sich, grellte auf den Dächern". Hier ein zweites: „Himmel, Berge, Wasser, vertrautes Umbild rings schwebte. Wankte." (Das ist, wie man weiß, der neueste Schwindel, gleichartige Satzteile durch eine charmante Interpunktion auseinanderzureissen, etwa so: Da waren Männer. Und Frauen. Und Kinder. Sie kamen. Gingen. Hieher. Und dorthin. Und so weiter.) Und nun noch den allerschönsten Satz — Großmütter werden ihn dereinst den Enkelkindern auf ihrem Schoße hersagen —: „Sie zog einen unguten Mund zu ihm herüber, der ertaubt mit seinem Dämon rang."

Ach, es wäre ja so leicht, beim Anblick dieser Stilwunder in polemische Ekstasen zu geraten, und einen Autor, der ertaubt für die Sprache mit dem Dämon der Unbegabung ringt, zum Sprichwort zu machen. Aber wer vermöchte das apokalyptische Grauen darüber zu gestalten, daß dergleichen für einen Repräsentanten zeitgenössischer Romankunst ausgegeben wird, wer vermöchte sich von dem Schuldbewußtsein zu befreien. Jahr um Jahr Augenzeuge gewesen zu sein, wie diese Schmach emporwuchs, bis sie das „dichterische Gewissen unserer Zeit" genannt werden konnte! Es gab einst eine Stimme, die Worte dafür gefunden hätte, einen anderen Jeremias, — und gerade d e r ist gesteinigt worden — einen Propheten und Gesellschaftskritiker, dessen Auflageziffern bei weitem nicht an die seines Kollegen heranreichen. Er hätte vielleicht dieser Schmach ein Ende bereiten können. Vorhergesehen hat er sie, denn er war eben ein Prophet, und sein Rat klingt, als sei der Roman von „Annemariens Komplexen" zur Zeit des Nebukadnezar erschienen: „Wenn du" — so spricht der Prophet — „wenn du dieses Buch gelesen hast, dann binde einen Stein daran und wirf es in den Euphrat."

Es muß aber nicht gerade der Euphrat sein.

Ernst E. Stein.

EIN BRIEFWECHSEL

Von Carl Dallago, dem Verfasser der weitaus besten, weil aus Kongenialität und nicht aus Kenntnis chinesischer Vokabeln geborenen Wiedergabe*) des Tao-te-king, der auch sämtliche bisher im Nebelhorn erschienenen Zitate Lao-Tses entnommen sind, erhielt ich nach dem Erscheinen von Nr. 12 folgenden Brief:

22. Juni 1927.

Geehrter Herr Doktor!

Seit einiger Zeit erhalte ich Ihre Zeitschrift „Das Nebelhorn" zugesandt. Ich bestellte es nicht und bestelle es nicht. Neben Vielem, das dem Menschlichen das Wort redet, ist von Ihnen doch auch Manches vorgebracht, dem man unmöglich zustimmen kann. Das Schlimmste in dieser Hinsicht enthält Ihr Aufsatz in Nr. 12 „Das Ernstnehmen des Todes". Ein menschlich gesinnter Schriftsteller hätte ihn nicht schreiben können. Denn echte Menschlichkeit im höchsten und tiefsten Sinne enthält zweifellos, was Christus lehrte und lebte, und was Sie über ihn aussagen, ist ganz unhaltbar. Wenn Sie Buddhismus verkünden wollen, verkünden Sie ihn direkt, ohne zuerst das Christliche Christi herabzusetzen und ihm die Mängel Ihrer Einsicht anzudichten. Das wahre Christliche muß sich halten können, ohne den Buddhismus herabzusetzen, weil dieser, wie der Taoismus Wesentliches von ihm — nämlich vom wahren Gottesverhältnis des Menschen — als dem Verhältnis zum Absoluten — an sich hat, ohne freilich auch den Vergleich scheuen zu müssen. „Religion" ist ein späterer Begriff, hätten Sie beim „wahren Menschentum" eingesetzt, müßten Sie ein anderes Ergebnis haben. Ich finde Vie-

*) Diese Wiedergabe erscheint demnächt im Brenner-Verlag zu Innsbruck in neuer Auflage und sollte in keiner Bibliothek fehlen; denn sie enthält in ihren 81 Sprüchen mehr wahre Lebensweisheit als 81 Bände abendländischer Philosophasterei.

les von Ihrem Gesagten geradezu verwerflich — auch unwahr und unlogisch. Ich frage, was lehrt mehr als das Neue Testament „das Ernstnehmen des Todes"? Ich bitte Sie, zu verstehen, daß ich meiner freien Uebertragung des Taoteking wegen, der Sie Ihren zitierten Satz entnommen haben, diese Zeilen an Sie richten muß, denn ich darf nicht die Meinung aufkommen lassen, daß ich mit Ihrer Auffassung Christi auch nur das geringste gemein hätte. Bitte, bedienen Sie sich anderer Uebertragungen, den Satz „den Tod ernst nehmen und darnach zu leben" hat nur die meine, und meine Meinung und mein Glaube ist, daß eben auch der Taoteking von der Beschaffenheit des Messias die Beschaffenheit des Reinen Menschen hergeleitet hat. Auch ihr antithetischer Ausklang ist mehr spielerisch als gehaltvoll. Denn mit dem Ernstnehmen des Todes und danach zu leben, erhält auch das Leben seinen Sinn und ist nicht mehr „für etwas Sinnloses zu halten".

So grüße ich Sie in Hochachtung für Ihr anderes menschliches Streben. Carl Dallago.

28. Juni 1927.

Sehr geehrter Herr Dallago!

Ihr Brief vom 22. VI. war mir in mehr als einer Beziehung interessant. Vor allem aber war er für mich in seiner — ich spreche das Wort Ihnen gegenüber ungern aus — Verworrenheit die tiefste Enttäuschung, die ich, seitdem ich das Nebelhorn herausgebe, erlebt habe. Sie werfen mir vor, daß ich Christus die Mängel meiner Einsicht andichte und dichten mir in einem Atem die Mängel Ihrer Einsicht an. Wo habe ich in meinem Artikel, der sich gegen die Auffassung der Religion als geistiger Trägheitserscheinung wandte, behauptet, das Christentum oder die Lehre Christi nehme den Tod nicht ernst? Sie müßten mir denn doch die Stelle erst zitieren, ehe ich mich in eine Debatte einlassen kann und ebenso müßten Sie mir mitteilen, was an meinen Ausführungen „geradezu verwerflich", was an ihnen „unwahr" und „unlogisch" ist, so daß „man" ihnen unmöglich zustimmen kann, was ich übrigens nie und nirgends verlangt habe. Es bleibt Ihnen natürlich unbenommen,

davon überzeugt zu sein, echte Menschlichkeit enthalte zweifellos, was Christus lehrte und lebte, so daß es also logischer Weise vor Christus gar keine echte Menschlichkeit gegeben haben kann und es ist geradezu lehrreich — weil typisch christlich — wenn Sie behaupten, der Buddhismus, der 500 Jahre älter ist als das Christentum, habe Wesentliches von diesem an sich und der Taoteking leite die Beschaffenheit des reinen Menschen von der Beschaffenheit des Messias, also eines 500 Jahre später in Erscheinung getretenen jüdischen Idols ab. Warum dies so, und nicht, wie es der Zeitfolge nach logisch wäre, umgekehrt ist, werden Sie wohl ebensowenig aufklären wie das, was Sie sich wie so viele andere eigentlich unter dem „Christlichen Christi", dem „wahren Christlichen", dem „speziell Christlichen" vorstellen. Tolstoi, der es in dem Satze „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel" sah, hat auch nicht recht, denn in den Reden Buddhas gibt es dieselbe Lehre, wenn auch nicht gerade mit diesen Worten. Ich glaube das speziell Christliche kann nur die Lehre von den Wohnungen im Hause des göttlichen Hausherrn sein. Solch eine tiefstehende Vorstellung findet sich freilich im ganzen Buddhismus nicht. Der Nimbus der sonstigen Originalität und Einzigkeit des Christentums basiert aber hauptsächlich darauf, daß die, die sie behaupten, keinen Dunst von anderen Religionen haben.

Ich habe in dem Artikel, der Sie so empört, die Erhabenheit der moralischen Lehren Christi nirgends bestritten und ein guter Teil der bisher eschienenen Hefte des Nebelhorns ist mit Zitaten aus ihnen angefüllt. Aber ich beschränke mich nicht auf den billigen Ruhm, die blödsinnige Praxis der christlichen Kirchen zu glossieren, sondern ich wage die Vermutung auszusprechen, daß dieses einzigdastehende Mißverhältnis zwischen religiöser Lehre und religiöser Praxis, das n u r beim Christentum gefunden wird, doch irgendwie in einem Mangel der Lehre begründet sein müsse und ich unterfange mich, etwas zu tun, was sich bisher noch die wenigsten getraut haben, nämlich die Lehre und das Leben Christi selbst zu kritisieren, die bisher auch den verbissensten Gegnern der Kirche als ein noli me tangere galten. Ich mag damit Unrecht haben

und bin gerne bereit, mich zu bekehren. Was ich aber verlange, ist, daß man mir beweist, daß ich Unrecht habe und mir nicht bloß nach Pastorenart vorwirft, was ich sage, sei verwerflich, unlogisch und unwahr. Ich muß gestehen, daß ich mich mit dem verächtlichen Tone, in dem Christus immer von den „Heiden" spricht und der die ganze durch nichts gerechtfertigte Präpotenz der Weißen gegenüber den Farbigen zur Folge hatte, so lange nicht einverstanden erklären kann, als das tägliche Gebet Christi die Bitte enthält: „Erlöse uns von dem Uebel!", das tägliche Gebet der Buddhisten aber die Bitte: „Mögen alle Wesen heute schmerzfrei sein!" Ich muß gestehen, daß mir schon die Galle steigt, wenn ich nur die Worte „du sollst" in Verbindung mit dem Worte „lieben" höre — ein psychologisches Monstrum von einer Zumutung! — und wenn dieses „lieben" gar auf einen Gott bezogen wird, der angeblich allmächtig, allwissend und allgütig ist und dabei doch ununterbrochen aus dem Nichts Seelen erzeugt, die er trotz seiner Allmächtigkeit so schwach macht, daß er mit seiner Allwissenheit voraussehen muß, daß sie seinen Geboten nicht folgen können werden und der diese Seelen, die durch seine Schuld sündigen, trotz seiner Allgüte für zeitliche Vergehen ewig zu Heulen und Zähneknirschen verdammt — dann habe ich genug, so wie Schopenhauer genug gehabt hat. Haben Sie schon einmal bemerkt, daß in Christi ganzer Lehre, die angeblich für echte Menschlichkeit unentbehrlich sein soll, mit keinem Worte vom Tier die Rede ist und daß Christus also indirekt an allen in christlichen Landen verübten Untaten gegen Tiere mitschuldig ist? Was, glauben Sie, hat sich Christus gedacht, als er den Fischzug Petri segnete, was hat er im Tempel, dieser grandiosesten Großfleischhauerei des Altertums, der erst heute wieder in Chicago Ebenbürtiges erstanden ist, empfunden, wenn er Zeuge war, wie man an den blutbeschmierten Altären Jehovas Turteltauben mit Zangen die Köpfe „abkneipte" und zwar zur Feier eines Ereignisses, bei dem ein Perser, also ein Heide, zum Beispiel auf den Markt geht, zwei Tauben kauft und sie freiläßt? Was, glauben Sie, hätte Christus an Stelle jenes gewöhnlichen buddhistischen Mönches getan, der im Dschungel eine schon halb bewußt-

lose, verhungernde Tiegerin mit ihren Jungen fand, für die sie keine Milch mehr hatte, und der „von Mitleid bewogen" sich ihr zum Fraße hinwarf? Und was ist von einem Welterlöser zu halten, der vor Angst Blut schwitzt und von dem berichtet wird, daß er vor den Häschern in die Wüste floh, während der heidnische Sokrates die schon vorbereitete Flucht aus dem Gefängnis ablehnte und lächelnd den Schierlingsbecher trank? Sind diese Fragen vielleicht unlogisch, diese Tatsachen vielleicht unwahr, wenn sie auch — natürlich! — verwerflich sind?

Ich glaube es ja gerne, daß es allen christlichen Seelen peinlich ist, wenn ich den Buddhismus, wie Sie sagen, nicht „direkt" verkündige, sondern dadurch, daß ich ihn neben das Christentum stelle. Aber kann ich ihn besser verkündigen als durch diese Gegenüberstellung und setze ich dabei das Christentum herab, wie Sie behaupten oder fällt es selber von dem Piedestal der allein seligmachenden Religion herab, auf das es nie hinaufgehört hätte?

Ich bilde mir natürlich nicht im entferntesten ein, daß diese kurzen Ausführungen irgend eine Wirkung auf Sie haben könnten. Aber soviel sollten Sie Ihnen doch klar machen, daß ich sehr wohl imstande bin, das, was Sie als „unhaltbar" bezeichnen, zu halten, und daß auch die mehr „spielerische als gehaltvolle" Antithese am Schlusse meines Artikels, für den, der auch nur eine blasse Ahnung vom Buddhismus hat, gehaltvoll genug ist. Denn wenn das Leben keinen anderen Sinn hat, als den, durch sein Vorhandensein zu ermöglichen, seine Sinnlosigkeit zu durchschauen, dann ist es eben doch sinnlos.

Schließlich bleibt mir nur noch übrig, die brüske Art zu bedauern, mit der Sie eine „Bestellung" des Nebelhorns ablehnen, obwohl ich Sie nie aufgefordert habe zu bestellen, sondern Ihnen diese Zeitschrift als bescheidenes Zeichen meines Dankes für das, was Sie mir mit Ihrer Lao-Tse-Uebertragung gegeben haben, zusenden ließ. Ich hätte über diese einzigartige Wiedergabe, die mir nach Empfang Ihres Briefes noch wunderbarer als vorher erscheint, schon lange etwas geschrieben, wenn mich nicht Herr Ficker ersucht hätte, bis zur Neuausgabe zu warten. Ihr Brief gibt mir begreiflicher Weise

den Anlaß, es nun doch vorher zu tun und ich glaube Ihnen dienlich sein zu können, wenn ich bei dieser Gelegenheit in der nächsten Nummer meine Leser durch den gleichzeitigen Abdruck unseres Briefwechsels von Ihrem Standpunkte unterrichte.

Mit den ergebensten Empfehlungen

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

3. Juli 1927.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Der Inhalt Ihres Briefes, als der Antwort auf den meinen, überrascht mich nicht; aber gerade Gesinnung hätte den Brief nicht so geschrieben. Wenn Sie meiner Meinung wären, daß, was Christus gelehrt und gelebt hat, das Ernstnehmen des Todes in unüberbietbarer Weise lehrt, könnten Sie logischer Weise in einem Aufsatz, der diesen Titel trägt und in die Forderung, den Tod ernst zu nehmen und danach zu leben, ausklingt, nicht von einem „gewissen Jesus Christus" reden und an ihm Widersprüche und Mängel aufzeigen. Ich sage jetzt aufzeigen und nicht mehr andichten, aber jenes belastet den, der es glaubt getan zu haben, mehr als der Vorwurf, den ich Ihnen mit dem Worte „andichten" gemacht habe. Verwerflich finde ich, so zu sprechen von Christus, wie Sie von ihm gesprochen haben, und daß Sie glauben, ohne zu glauben das religiöse Problem erörtern zu können. Ich kann mir auch Lao-Tse nicht ohne Glauben vorstellen. Uebrigens verüble ich Ihnen nicht, daß Sie mir Verworrenheit vorwerfen, eher daß Sie vielleicht annehmen, Ihre Auffassung decke sich mit der meinen. Was ich gesagt habe, bleibt gesagt und hat seine Berechtigung und Verankerung in meinem Glauben und kommt in meinem Schrifttum besser zum Ausdruck. Als Lehrer des Christentums aufzutreten kommt mir nicht zu, aber mein Glaube an Gott und an Christus als an die Wahrheit, die nicht erst 500 Jahre nach Buddha und Lao-Tse entstanden ist (übereinstimmend mit dem Prolog des Joh. Evang.) und darum auch in Buddhismus und Taoismus umgehen konnte (wenn auch nicht in Vollendung) berechtigt und verpflichtet, vielleicht sogar gegen die Institution anzukäm-

pfen, die als Autorität für das Christliche auftritt und der das Christentum zuzuschreiben ist, das das Aufkommen des Gegensatzes von Theorie und Praxis, den das Christliche nicht kennen kann, in sich birgt. So handelt es sich auch nicht darum, die Praxis der offiziellen christlichen Kirchen zu glossieren, sondern als die einzige Autorität für das Christliche wiederum Christus und nicht eine Kirche zur Geltung zu bringen, was vorläufig jedoch nicht erreicht ist. Was Sie sich unterfangen, mag gerade der offiziellen römischen Kirche nicht sehr unangenehm sein; aber das Sich-getrauen „die Lehre und das Leben Chisti selbst zu kritisieren, was sich bisher noch die Wenigsten getraut haben", bedeutet zweifellos das Kind ausschütten und das schmutzige Badewasser für sich behalten; ihm entspricht auch die Aussage: „Was ist von einem Welterlöser zu halten, der vor Angst Blut schwitzt?" u. dgl. Es bezeugt mir, daß Sie weit über die Grenzen Ihrer Fähigkeiten hinausgegangen sind. Sie nehmen für sich Kraus' Ausspruch: „ein menschlich gesinnter Schriftsteller" in Anspruch und fühlen ihn mit Recht als Lob, umso mehr, weil ihn Kraus tat, den Sie mit Recht sehr hochschätzen. Nun, halten Sie sich doch auch an das Beispiel Kraus', der mehr als vielleicht jeder andere Schriftsteller seine Grenzen kennt und nicht über sie hinauszugehen weiß, was wesentlich auch zu seiner Größe als Schriftsteller gehört! Nie wird Kraus Ihrem Aufsatz „Das Ernstnehmen des Todes" zustimmen können, aber ich glaube, daß er mit mir darin übereinstimmen wird, daß Sie mit dieser Erörterung des religiösen Problems über die Grenzen Ihrer Fähigkeiten hinausgegangen sind. Und das ist umso schlimmer, als Sie der Herausgeber und Schriftleiter einer Zeitschrift sind.

In Hochachtung für alles andere, was Achtung erfordert, grüße ich Sie und möchte wünschen, daß Sie mit Ihren Publikationen dem Menschen zu echter Menschlichkeit verhelfen.
So empfehle mich Carl Dallago.

Auf diesen Brief erfolgte keine Antwort mehr. Er enthält keine wesentliche Widerlegung dessen, was ich gesagt hatte, und ich glaubte meine Kennt-

nis der Grenzen meiner Fähigkeiten nicht besser beweisen zu können als dadurch, daß ich dort mit dem Debattieren aufhörte, wo der Glaube anfängt. Wir wollen ihn und das Bekenntnis zu ihm bei einem Menschen von der Bedeutung Dallagos in Ehren halten und schweigen. Denn es ist natürlich richtig, daß neben dem „Ignorabimus" des Buddhismus der Glaube metaphysischen Problemen gegenüber, über die mit dem Verstande nichts ausgemacht werden kann, das einzige Rettungsmittel der dürstenden Seele ist und daß es wohl eine Kritik der Ueberlieferung vom Leben und der Lehren Christi, aber nur einen Glauben an das Metaphysische seiner Lehre geben kann. Und wir wollen uns eines tiefen Wortes — ich glaube, es ist von Gorki — erinnern, das ein Atheist einer Frau, die ihn ganz bekümmert fragt: „Also gibt es wirklich keinen Gott?" antwortete: „Wenn Du an ihn glaubst, dann gibt es einen!" Amen.

DIE WILLKÜR AN DEN TÜREN DES RICHTERZIMMERS

München, 7. Juli. Die Schwurgerichte und der Fall Grosavescu. Im bayrischen Landtag sprach Justizminister Gärtner bei Beratung des Justizetats auch über den Freispruch der Frau Grosavescu und führte dabei aus: Was die Frage betrifft, ob wir die jetzigen Schwurgerichte beibehalten oder zu den alten Schwurgerichten, bei denen die Entscheidung der Schuldfrage ausschließlich den Laien übertragen ist, zurückkehren sollen, möchte ich dringend ersuchen, diese Frage nicht als eine politische Frage zu betrachten, denn es wäre eine Ueberschätzung, zu glauben, daß Rechtsgedanken und Rechtsentwicklung etwa durch die Kanäle der Parteien geleitet werden könnte. Es kommt auch nicht darauf an, ob unter dem alten oder dem neuen Schwurgericht mehr Fehlurteile vorge-

kommen sind — was sich überhaupt nicht feststellen läßt — denn es gibt kein System, das die Möglichkeit eines Fehlurteiles überhaupt ausschließt. Aber ich möchte in diesem Zusammenhang auf das Urteil hinweisen, das vor einiger Zeit in Wien gefällt worden ist im Fall Grosavescu. In der Presse ist behauptet worden, daß einer der Geschworenen erklärt hat, nur aus Mitleid habe man die Frau, die ihren Gatten aus Eifersucht getötet hat, freigesprochen. Mag das nun richtig sein, daß diese Aeußerung gefallen ist, oder nicht, ich bin überzeugt, daß tatsächlich das Mitleid zur Freisprechung einer geständigen oder überführten Angeklagten geführt hat. Dieser Vorgang ist so ernst, daß man gar nicht eindringlich genug bitten kann, ihn ins Auge zu fassen. Das Mitleid mit dieser Frau, die im schwersten Ehekonflikt den Mann töten konnte, mag vom Standpunkte der Sittlichkeit, des Christentums, der Menschlichkeit durchaus achtenswert sein, wenn wir aber dieses Motiv überhaupt durch die Türen eines Richterzimmers eintreten lassen, dann sind wir am Ende des Rechts und am Anfang der Willkür. Denn auch das ist Willkür, wenn sich Richter von ihrer beschworenen Pflicht, nur nach dem Gesetz zu richten, durch ein menschlich noch so wertvolles Motiv abdrängen lassen. Bei den Presseerörterungen tritt immer wieder die Frage hervor, was ist zu tun, um ein derartiges, auch von der ganzen Wiener Bevölkerung als Fehlspruch empfundenes Urteil für die Zukunft unmöglich zu machen. In dieser Diskussion spielt der Gedanke eine Rolle, ob nicht durch Uebernahme des deutschen Schwurgerichtes in seiner jetzigen Gestalt eine gewisse Garantie vor der Wiederkehr eines derartigen, das Rechtsgefühl tief erschütternden Vorganges läge.

Dieser Quatsch ist so charakteristisch, daß man gar nicht eindringlich genug bitten kann, ihn ins Auge zu fassen. Man mag über den Prozess Grosavescu und seinen Ausgang denken wie man will, ein Gutes hat er unbestreitbar gezeitigt: er hat einen Justizminister zu dieser authentischen Aeußerung über die Rechtspflege verleitet und dadurch einen Gärtner als Schafbock erwiesen. Keiner hat es noch

so klar ausgesprochen, daß die Rechtsprechung ein menschlich völlig wertloses Tun ist und dass die menschlich wertvollsten Motive zu ihrem Gegenteile, nämlich zur Willkür führen müssen, die als Frauenzimmer an den Türen des Richterzimmers nichts zu suchen hat. Denn da drin gehts sittlich und nicht menschlich zu. Die Beweggründe des Christentums mögen ja durchaus achtenswert sein, an die beschworene Pflicht der Richter, nur nach dem Gesetze zu richten, reichen sie aber wohl bei weitem nicht heran. Jene Gefühle sind ja dem Menschen bloß von den Göttern in die Brust gelegt worden; die durch Majoritätsbeschlüsse zustande gekommenen Gesetze aber stammen geradewegs von der Macht, mit der die Götter selbst vergeblich kämpfen, sind also unbedingt höher zu werten. Es kommt nur darauf an, daß eine Frau in einem Anfall wahnsinniger Eifersucht auf ihren Mann geschossen und ihn zufällig umgebracht hat, nicht aber darauf, daß ein Mann aus einem menschlich weit weniger begreiflichen Grunde seiner schwangeren Frau einen Fußtritt in den Bauch verabreicht und sie dadurch zufällig nicht getötet hat. Eine solche Vorstellung könnte zum Mitleid führen und dadurch das offizielle Rechtsgefühl gröblich verletzen, das nur dem Namen nach ein Gefühl, in Wirklichkeit aber die sitzfleischgewordene Gefühllosigkeit der Richter ist.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Nr. 15 soll es heißen: Auf S. 22, Z. 10 von unten: statt: „auf" „in"; S. 22, Z. 4 von unten: statt „über dieses" „auf diesem".

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern .	,7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 17 1. SEPTEMBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Was ein nackter Mord ist / Mein Protokoll über die Protokolle der Weisen von Zion / Die Autorität / Zwei Briefe Nietzsches

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 17 1. SEPTEMBER 1927 I. JAHR

WAS EIN NACKTER MORD IST,

sozusagen ein Mord an sich oder die platonische Idee des Mordes, wurde in diesen Tagen einer schaudernden Welt von einer schauerlichen Justiz ad oculos demonstriert. Sacco und Vanzetti, sieben Jahre lang in einem Lande, wo an jeder Straßenecke ein anderer Betbruder plärrt, in steter Uebersiedlung vom Gefängnis ins Totenhaus und wieder zurück begriffen und von Hinrichtung zu Hinrichtung geschleppt, die oft nur ein paar Minuten bevor sie stattfinden sollte, wieder aufgeschoben aber nicht aufgehoben wurde; Sacco und Vanzetti, für die die Frau des angeblich durch sie Ermordeten um Gnade gebeten hatte, weil sie unschuldig seien, während die Zeugen, die im Prozeß für die beiden eingetreten waren, gegen sich selbst die Anzeige wegen falscher Zeugenaussage erstattet hatten; Sacco und Vanzetti, von denen der eine halb wahnsinnig geworden war, während sich der andere vor Entkräftung durch den Hungerstreik nicht mehr auf den Beinen halten konnte, sie wurden am 23. August kurz nach Mitternacht unter dem Aufschrei von Millionen Menschen, die ein Herz, aber keine Macht haben, von den Repräsentanten der Autorität, die die Macht, aber kein Herz haben, elektrisch gekocht*). Und zwar Sacco 12 Minuten lang, Vanzetti 7 Minuten lang, kurz so lange, bis sie zur Bestattung gar waren, nicht eine Minute länger oder

*) Siehe Nr. 13/14, Seite 38 ff.

kürzer. Time is money. Was aber das Leben ist, ist bis heute auf amerikanischem Boden noch nicht bekannt, jedenfalls mangels Interesses noch in keine allgemein gebräuchliche Formel gepreßt worden.

> Ich habe nie an eine Trennung geglaubt, aber nach sieben Jahren ist der schmerzliche Augenblick gekommen. Wir haben auf unserem Kreuzweg viel gelitten, indem wir immer die Freiheit forderten. Weine nicht Dante, weil schon viele Tränen vergeblich vergossen wurden, namentlich von Deiner Mutter, sondern sei stark, um der Mutter ein Trost sein zu können. Wenn Du ihre trüben Gedanken verscheuchen willst, so führe sie ins Freie, wie sie immer es tat, um Blumen zu pflücken, im Schatten der Bäume auszuruhen und im Schoß der Natur Erholung zu suchen. Erinnere Dich, daß Du nicht allein an dein Glück denken sollst, sondern hilf den Schwachen, die Hilfe suchen und stehe den verfolgten Opfern bei. Sie sind deine besten Freunde, es sind die Genossen der Kämpfer und fallen wie Dein Vater und Bartolomeo (Vanzetti), um allen Arbeitern Freude und Freiheit zu bringen. Ich hätte Dich noch gerne gesehen, aber es freut mich, daß Du dem Todeskampf der Armen nicht beiwohnst, die der elektrische Stuhl erwartet. Andererseits wäre es gut, wenn Du der Hinrichtung beiwohnen könntest, um die schreckliche Erinnerung zu gebrauchen, um der Welt die Schande des Jahrhunderts vorzuwerfen, die diese grausame Verfolgung und dieser ungerechte Tod darstellen.

So schrieb Sacco vor seinem Tode an seinen Sohn. Und von Vanzetti wird berichtet:

> Er gab den beiden Wächtern die Hand und schritt auf den elektrischen Stuhl zu. Er beteuerte seine Unschuld und erklärte am Schluß: „Ich vergebe allen, die meine Hinrichtung herbeigeführt haben."

Und diese beiden Menschen, als Anarchisten jeder Schandtat verdächtig, wurden als Straßenräuber hingerichtet, diese Menschen nennt die deutschnationale Presse nach einem solchen Tode „anarchistische Gauner" und führt die Empörung der Welt über die Schandtat ihrer Ermordung auf eine Propaganda „Alljudas" zurück, weil angeblich einer von

den beiden ein Jude gewesen sei. „Wo bleibt das Weltgewissen“ rufen sie „bei den Hinrichtungen arischer Menschen in Rußland durch Juden?“ und man sieht sie dabei triumphierend grinsen wie einen, der eben unter dem Titel „Gut gegeben“ einen Witz für die Meggendorferblätter verfaßt hat. Ja, wo bleibt da das Weltgewissen? möchte man auch sie fragen. Warum schlagen sie denn nicht als die Berufensten dazu ebensoviel Lärm über die russischen Justizmorde? Warum bemühen sie sich nicht mit derselben Intensität, das Weltgewissen ihrer Anhänger, die ja gar nicht so gering an Zahl sind, aufzurütteln? Sollte das vielleicht daher kommen, weil es bei diesen Leuten, denen eine Autorität noch immer zu schwach ist, die entgegen dem Willen von Millionen heute noch solche Verbrechen begehen kann — weil es bei diesen Leuten mangels eines Gewissens kein solches zum Aufrütteln gibt? Sollte das vielleicht daher kommen, weil man den Mord — als Todesstrafe kostümiert — nicht auf der einen Seite bekämpfen, auf der anderen aber propagieren kann? Erblassen Sie nicht vor diesem selischen Manko gegenüber „Alljuda“?

Wir aber, die wir diese Tragödie voll Ekel, Empörung und Schmerz miterlebt haben, wollen nicht nach der jüdischen, arischen oder sonstigen Provenienz unserer Gefühle forschen und wollen hoffen, daß der Staat weiterhin so emsig wie bisher mit seiner eigenen Hinrichtung beschäftigt bleibt. Denn durch die Ermordung Saccos und Vanzettis ist er vor dem Forum der Menschheit wieder um ein gutes Stück erledigter geworden als er schon war und wenn überhaupt je eine, so muß diese schlechte Tat gute Wirkungen haben: dem Rufe „Fiat justitia, pereat mundus!“ wird eines Tages der Ruf folgen „Pereat justitia, fiat mundus!“ ein mundus, in dem der gequälte Mensch nicht hingerichtet, sondern aufgerichtet wird.

MEIN PROTOKOLL ÜBER DIE PROTOKOLLE DER WEISEN VON ZION

Ich hab's gewagt! kann ich mit Hutten sagen und frei nach Klopstock kann ich zitieren:
Ich sah — o, sagt mir, sah ich, was jetzt geschieht,
Sah ich Zukunft?
Mit der mosaischen sah ich Teutschlands Schmuse
Heiß um die lohnende Weltherrschaft quatschen...

Ich habe sie gelesen! Die Protokolle der Weisen von Zion! Das Welteroberungsprogramm der Juden! Textlich richtiggestellt von einem Kreis Wissender! Erschienen im Verlage der „Dötz", also einer Zeitung, auf deren Namen sich die Aufforderung „Götz!" nicht zu Unrecht reimt! Ach!

Seit Müller-Wahlbaums epochalem Werke „Die Welt als Schuld und Gleichnis", in dem entdeckt wird, daß die Taube das Sinnbild der Sanftmut, die Schlange herentgegen das Sinnbild der Doppelzüngigkeit und Falschheit ist und in dem die Fische bedauert werden, weil sie immer „im Kalten und Nassen" leben müssen, während der Verfasser höchstens alle Jahre einmal ein Fußbad zu nehmen braucht und das ist warm — also seit jenem Werke habe ich Aehnliches nicht wieder gefunden bis zu diesem.

Es war nicht Fürwitz, was mich trieb, von diesem süßen Gift zu naschen und mich in eine Erklärung des Weltgeschehens als Schuld der Juden zu vertiefen, nein, nur der Trieb, endlich einmal auch ein Wissender zu werden, verlockte mich. Nun bin ich ein Wissender und will kundtun, was ich weiß und will vor allem meinen Namen daruntersetzen

und nicht tun wie jener Kreis Wissender, die aus anonymem Versteck das entsetzliche Treiben der Juden, aber nur der Juden, mit gezücktem Griffel beobachten und aufzeichnen und daher weit eher auf den Titel eines Kreises Beschissener Anspruch hätten.

Man könnte diesen urblöden Schmonzes von einem Welteroberungsplan der Juden, die sich immer mehr zu den Momos in der Kinderstube eines völkischen Volkes auswachsen, das angeblich nichts auf der Welt außer Gott fürchtet, leichtlich mit der Aufforderung begegnen, lieber dem Ideal der Herrschaftslosigkeit nachzustreben, das jede Weltherrschaft, also auch die der Juden unmöglich machen würde und weit weniger utopistisch ist als der Versuch der Ausschaltung der im Materiellen findigsten Köpfe aus dem Gebiete des Materiellen. Man könnte erkenntniskritisch darauf hinweisen, daß es höchstens Einzeljuden, also menschliche Individuen geben kann, die nach der Weltherrschaft streben, daß aber „die Juden" ein Begriff ist, der lediglich einer Vereinfachung des sprachlichen Ausdruckes dienen, nie aber etwas wollen, etwas tun oder nach etwas streben kann. (Der Brauch, solche schemenhafte Begriffshülsen wie Menschen von Fleisch und Blut agieren und handeln zu lassen und aus dem, was dabei herauskommt, irgendwelche Schlüsse zu ziehen, ist der unverschämteste Unfug abendländischer Denkfaulheit, über den im Nebelhorn noch so manches zu sagen sein wird.) Und man könnte drittens darüber lachen, wenn Deutsche, die selbst nach der Weltherrschaft streben, den Juden das gleiche Streben vorwerfen und die notorische Tatsache ignorieren, daß bei der neunmal verfluchten landläufigen Vorstellung von dem überragenden Wert eines möglichst ausgedehnten Gewaltverübungsrayons, einfach jedes Volk, das nur halbwegs Aussicht auf Erfolg hat, nach der Weltherrschaft strebt.

Diese drei Einwände könnten — sollte man wenigstens meinen — genügen, dem Werke den Boden der Dummheit, auf den es gegründet ist, zu entziehen und man könnte die Akten über die Protokolle der Weisen von Zion mit einem Schlußpunkt versehen. Aber um der vielen zurechnungsfähigen und intelligenten Menschen willen, die die Technik des Schwindels, der zur Verhetzung der Menschen verwendet wird, noch nicht weghaben, die in ehrlichem Entsetzen über die heutigen Zustände auf Erden nach deren Urhebern fragen und sich in sinnloser Wut auf die, ihnen von den wahren, aber anonymen Urhebern als vermeintliche Urheber präsentierten Juden stürzen, — um dieser Menschen willen sei näher auf den Mist eingegangen. Gewiss, es ist schwer zu glauben, daß Menschen, die ihre fünf Sinne noch alle beisammen haben, ein Buch überhaupt noch länger in der Hand behalten und es nicht in die hinterste Ofenecke pfeffern, das den Satz enthält:

> Die Nichtjuden haben mehr unter den Judenverfolgungen gelitten als die Juden selbst; denn wenn die Verfolgungen vorüber waren, tappten die Nichtjuden genau so im Dunkeln wie vorher, während das Judentum seinen jahrhundertelangen Marsch auf sein Ziel wieder aufnahm.

Die armen Nichtjuden, was müssen die beim Tappen im Dunkeln gelitten haben und was sind diese gräßlichen Dunkelheitstappschmerzen gegen das bisserl Massakrieren von Juden und Schänden von Jüdinnen! Aber wir wollen bedenken, daß der Haß noch blinder ist als die Liebe und daß es scheinbar eines doch mehr als gewöhnlichen Scharfsinnes bedarf, den Schluß: „Die Juden sind die alleinigen Nutznießer des Krieges. Folglich sind sie seine Urheber", als den gleichen Mumpitz zu durchschauen

wie den Schluß: „Die Fensterglasfabrik X. ist die einzige Nutznießerin des gestrigen Hagelwetters. Folglich ist sie seine Urheberin."

Vielleicht kommen die Juden wirklich noch einmal zur Weltherrschaft, wenn auch kaum auf Grund eines nicht vorhandenen Programmes. Möglich ist alles und die in letzter Zeit allenthalben unternommenen Versuche einer lendenlahmen Autorität, der man ihre Lügen längst nicht mehr glaubt und die zu anderen mittelalterlichen Einrichtungen ins Mistkisterl gehört, das Rückgrat zu stärken, sprechen eher dafür als dagegen. Das hat aber nichts mit der Judenfrage, sondern nur mit der Frage der Herrschaftslosigkeit zu tun. Ueber die Judenfrage mag man denken wie man will, man mag Antisemit sein oder nicht, man mag erkannt haben, daß das Wort Antisemitismus etwas ganz anderes verneint (nämlich den Semitismus, d. h. nach landläufigen Begriffen einen Komplex übler, rein auf das Materielle gerichteter Eigenschaften, den aber Arier ebenso wie Juden besitzen können) als das Wort Antisemit, das zur Feindschaft gegen alle Juden auffordert, ohne sie alle zu kennen —so viel ist sicher: wenn es auf der ganzen Welt nur einen einzigen Juden gibt, der ein wertvoller Mensch ist, so sind alle Antisemiten der Welt im Unrecht; und wenn es nur einen Juden gibt, der nicht nach der Weltherrschaft strebt, so sind die Protokolle der Weisen von Zion ein Betrugsversuch. Und sie sind es:

> So bestreiten z. B. viele Nichtjuden die Einheitlichkeit der Leitung mit dem Hinweis darauf, daß sie mit Juden bekannt oder befreundet seien, von denen mit voller Sicherheit gesagt werden könne, daß sie von dem Vorhandensein einer geheimen jüdischen Oberleitung nichts wüßten. Sie setzen also voraus, daß jeder einzelne Jude die jüdische Oberleitung kennen, in ihre Absichten eingeweiht sein, kurz, Mitwisser und Mitwirker an der Verschwörung sein müßte. Das ist natürlich ganz und gar nicht richtig. Es genügt, um eine einheitliche Leitug zu ermöglichen,

daß die wichtigsten Posten des jüdischen Machtapparates (Banken, Presse, Sozialdemokratie) mit Eingeweihten besetzt sind.

Wer dies weiß und trotzdem von einem Streben „der Juden", also aller Juden nach der Weltherrschaft spricht, wer Unschuldige für das, was Schuldige tun, verantwortlich macht, wer keine Kenntnis von der Tatsache nimmt, daß gerade die wertvollsten Juden das Treiben der wertlosen am meisten verabscheuen, der ist eben nichts weiter als ein bewußter Betrüger.

Aber es gibt noch ganz andere Beweise dafür, daß dieser „Kreis Wissender" ein Kreis wissentlicher Betrüger ist. Ich will hier von den dummen Lügen, die wie Zibeben in den ungenießbaren Germteig dieses Pamphlets eingestreut sind, absehen. Man hält die Juden wahrhaftig für dümmer als sie sind, wenn man ihnen — um aus der Fülle nur ein paar wahllos herauszugreifen — Aussprüche wie diese in den Mund legt:

Wer herrschen will, muß List und Heuchelei anwenden. Die Tugenden des Volkes — Ehrenhaftigkeit und Offenheit — sind Laster in der Politik. Sie stürzen sicherer und gewisser vom Thron als der mächtigste Feind. Diese Gesinnungen sind Kennzeichen der Politik der Nichtjuden; wir dürfen uns nicht von ihnen leiten lassen.

oder:

Das Judentum hat die Völker gegeneinander gehetzt, damit sie den allen gemeinsamen Feind nicht bemerken. Es hat den Völkerhaß jahrhundertelang genährt, um gegen eine gemeinsame Erhebung der Völker gesichert zu sein.

oder:

Schon in alten Zeiten haben wir die Schlagworte „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Massen geworfen.

oder:

Dank der Presse haben wir Berge von Gold zusammengerafft, freilich unter Strömen von Blut und Tränen.

oder:

Die Nichtjuden sind durch den Alkoholgenuß verblödet; ihre Jugend ist geistig geschwächt durch übermäßiges Studium der Klassiker und durch frühe Laster, zu denen sie von unseren Agenten verleitet wird, von den Hofmeistern, Kammerdienern, Gouvernanten in den reichen Häusern, von den Kommis usw. und von unseren Weibern in den Vergnügungslokalen der Nichtjuden.

oder:

Sie werden vielleicht einwenden, daß sich ein bewaffneter Widerstand gegen uns erheben könnte, wenn unsere Pläne vorzeitig entdeckt würden. Für diesen Fall haben wir eine letzte furchtbare Waffe in der Hand, die die Tapfersten schaudern machen muß. Bald werden alle Hauptstädte der Welt von Untergrundbahnen durchzogen sein. Von diesen aus können die Städte mit allen ihren für uns gefährlichen Einrichtungen und Urkunden in die Luft gesprengt werden.

Doch genug! Wer heute noch glaubt, Ehrenhaftigkeit und Offenheit seien die Kennzeichen der Politik der Nichtjuden; wer heute noch nicht weiß, daß es den Völkerhaß erst seit dem Jahre 1848 gibt und daß das Hetzen der Völker gegeneinander erst seit der Einführung der Preßfreiheit allgemein üblich und möglich wurde und von den nichtjüdischen Zeitungen weitaus ärger betrieben wird als von den jüdischen; wer sich aus der Geschichte nicht erinnert, daß der Ruf „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", nicht aus ‚alten Zeiten", sondern aus dem Jahre 1792 stammt; wer die Unmöglichkeit nicht fühlt, daß einer, der unter Strömen von Blut und Tränen Gold zusammengerafft hat, es in dieser gespreizten Ausdrucksweise zugibt, ja, daß einem, der Gold zusammenrafft, überhaupt das Blut und die Tränen der anderen einfallen; wer aus dem Krieg in Galizien und Polen nicht weiß, daß die einzigen Weiber, die

dort unnahbar waren, Jüdinnen waren, und wer glaubt, daß die Juden mit den Großstädten den einzigen Boden, auf dem sie sich zu Weltherrschern entwickeln können, in die Luft sprengen werden, der suche sofort um seine Aufnahme in eine Irrenanstalt oder in den Kreis Wissender an. Doch das alles sind Schmonzes. Der wahre Schwindel liegt ganz wo anders.

Gleich auf dem Titelblatt beginnt er. Man ist verblüfft, hier die Worte „textlich richtiggestellt" zu lesen. Ja, fragt man sich, wie konnte denn ein Werk, das so Bedeutsames behauptet, überhaupt je einmal textlich unrichtig, also verfälscht erscheinen? Und nach welcher Vorlage wurde es in der zweiten Auflage „richtiggestellt"? (Ueber die dritte deutsche Auflage ist dieses Werk nicht hinausgekommen, obwohl in der Einleitung ganz unverschämt behauptet wird, die Juden hätten aus lauter Entsetzen die Protokolle durch Aufkauf verschwinden lassen wollen! Ein schöner Aufkauf!) In dem Vorwort des Verlages findet man die naive Antwort auf diese Frage. Dort wird die „allzugroße Bedächtigkeit und beklagenswerte Gleichgültigkeit unseres Volkes" gegen dieses außerordentliche Werk auf die „höchst unglückliche Wiedergabe des Textes" in der deutschen Ausgabe zurückgeführt. Der Text wurde daher im Jahre 1924 „auf Grund gewissenhafter Vergleichung der in verschiedenen Sprachen erschienenen Ausgaben" richtiggestellt. Woher der Richtigsteller eigentlich wußte, welcher Text der einzig wahre und richtige sei, wird nicht verraten. Und wer den ursprünglichen, höchst unglücklichen Tert auf dem Gewissen hat, ebenfalls nicht. Und was richtig gestellt wurde, schon gar nicht. Jedenfalls scheinen diese „Richtigstellungen" ziemlich ausgiebig gewesen zu sein, was aus folgender Erwägung hervorgeht: Die Protokolle stammen, wie immer wieder hervorgehoben wird, vom ersten Zionistenkongreß in Basel im Jahre 1897

und wurden spätestens im Jahre 1906 veröffentlicht. Von den Leuten nun, die auf sie schwören, wird immer wieder die wunderbare Uebereinstimmung der tatsächlichen Ereignisse mit den in den Protokollen im Jahre 1897 geäußerten Absichten der Juden hervorgehoben und diese Uebereinstimmung wird als der schlagendste Beweis für die absolute Richtigkeit der Protokolle angeführt. Nun befinden sich in der vorliegenden, im Jahre 1924 „richtiggestellten" Ausgabe unter vielen ähnlichen folgende zwei bemerkenswerte Stellen: Auf Seite 47 der Satz: „Die Aristokratie der Nichtjuden als politische Macht ist beseitigt" und auf Seite 56 der Satz: „Deshalb wurden sie (die Monarchen) schon in einigen Ländern gestürzt. Damit begann die republikanische Aera." Im Jahre 1897! Zu einer Zeit also, als die ganze Außenpolitik in den Händen der rein aristokratischen Diplomatie lag und es in Europa nur zwei, schon seit langem bestehende Republiken gab, nämlich die Schweiz und Frankreich! Da kann man nur sagen: Ausgerechnet!

Man wird durch diese beiden krassen und durch die anderen, nicht zitierten und weniger leicht zu durchschauenden nachgeborenen Sätze aus dem Jahre 1924, die sich für weitaus älter ausgeben möchten als sie sind, geradezu neugierig auf diesen Kreis Wissender, der sich das Prophezeien so einfach macht und die „Richtigstellung" seiner Betrügereien so saublöd angeht. Wer sind sie, diese Wissenden, von denen wir nichts ahnen, als daß die Juden ihre Geschäfte stören?

Nun, wer die Protokolle — man kann es nach dem Bisherigen schon mit ziemlicher Sicherheit sagen — in betrügerischer Absicht selbst verfaßt hat, das wird in dem Buche nicht verraten. Wohl aber die, die dieses Werk nach Deutschland gebracht haben. Und vielleicht sind diese beiden gar identisch! Wer kanns wissen?

Um den hier verborgenen Höhepunkt des Schwindels zu verstehen, muß man wissen, daß nach der Einleitung, die die Wissenden zu den Protokollen geschrieben haben, diese in zwei streng von einander zu trennende Teile zerfallen. In den Zerstörungsplan der nach der Weltherrschaft lüsternen Juden und in den Wiederaufbauplan nach Erreichung ihres Zieles. Der Zerstörungsplan enthält nach den Worten der Einleitung furchtbare Dinge, so zum Beispiel die schauerliche Absicht „die Macht gemeinsamer Ueberzeugungen im Volke durch eine zersetzende Kritik zu schwächen" und den Menschen dadurch „das selbstständige Denken abzugewöhnen" (Bitte, das ist kein Witz, sondern ein wörtliches Zitat!) und die überraschende, bereits oben zitierte Enthüllung, daß, wer herrschen will, List und Heuchelei anwenden muß! Kolossal! Vom Wiederaufbauplan der Protokolle aber heißt es in der Einführung:

> Es wäre in der Welt um vieles besser bestellt, wenn die nichtjüdischen Politiker aus dem Aufbauplan der Protokolle ein wenig lernen wollten. Vorläufig lassen sie sich, und zwar auch diejenigen der sogenannten Staats- und Gesellschaftsordnung erhaltenden Parteien, leider viel mehr von den Grundsätzen leiten, die im Zerstörungsplan der Protokolle entwikkelt sind.

Und hier sind wir im Kern der ganzen Angelegenheit! Denn aus dem, was hier und noch an zwei anderen Stellen dringend zur Darnachachtung empfohlen wird, muß ein sicherer Schluß auf die politische Physiognomie des Kreises Wissender, der diese Einführung und die Protokolle von sich gegeben hat, möglich sein und wenn diese Physiognomie auf die Leute, die zugegebener Maßen die Protokolle nach Deutschland gebracht haben, paßt, dann

kann man ihnen fast mit Gewißheit auf den Kopf zusagen, daß sie die Urheber des Betruges sind!

Nun höret und staunet! Die politische Physiognomie des Kreises Wissender dürfte jedem, der nicht auf den Kopf gefallen ist, aus folgenden Zitaten mit genügender Deutlichkeit entgegengrinsen:

Wir müssen uns vor Augen halten, daß die Macht der Massen blind, unvernünftig, jeder Einsicht bar ist und Einflüssen von rechts und links gleich zugänglich bleibt. Ein Blinder kann Blinde nicht führen, ohne an den Abgrund zu geraten; folglich müssen Angehörige der Masse, Emporkömmlinge aus dem Volke, selbst wenn sie hochbegabt sind, in der Politik versagen und können nicht als Führer auftreten, ohne das ganze Volk zu verderben.

Nur wer von Jugend auf zum Herrschen erzogen ist, kann die Worte verstehen, die sich aus den Buchstaben der Politik zusammensetzen.

Aber die Herrscher sind vom Volke durch die Volksvertreter getrennt, die ihre Zeit vertändeln, berauscht vom Gefühl ihrer unbeschränkten und verantwortungslosen Macht. Diese Macht verdanken sie der Angst vor der Revolution, die in den Palästen herrscht. Da die Herrscher nicht zu den Herzen ihrer Untertanen gelangen können, sind sie auch außerstande, sich mit dem Volke zu verbünden.

Auf einem selbstherrlichen Königtum beruhte das Heil der Nichtjuden.

So lange das Volk in seinem Herrscher die Inkarnation des göttlichen Willens sah, unterwarf es sich ohne Murren der Gewaltherrschaft der Monarchen; sobald wir ihm aber den Gedanken eigener persönlicher Rechte eingeflößt hatten, fing es an, die Herrscher als gewöhnliche Sterbliche zu betrachten. Die Würde des Monarchen als des Gesalbten des Herrn schwand dahin. Und als wir dem Volk den Glauben an Gott geraubt hatten, war alle Autorität in die Gosse geworfen, wo sie öffentliches Eigentum wurde, und wir bemächtigten uns ihrer.

Die Freiheit könnte auch unschädlich sein und ohne Nachteil für das Wohl des Volkes von der Regierung gewährt werden, wenn sie gegründet wäre auf den Glauben an Gott und auf die Nächstenliebe, und sich frei hielte von der Idee der Gleichheit die mit den Gesetzen der Schöpfung, welche Unterordnung verlangen, im Widerspruch steht. Von solchem Glauben erfüllt, würde sich das Volk von der Geistlichkeit leiten lassen, ihren Geboten ruhig und willig folgen und sich der von Gott gewollten Ordnung auf Erden gehorsam unterwerfen.

Diese Triebkräfte wirkten früher im Sinne einer strengen, aber gerechten Ordnung.

Der Adel, dem von Rechts wegen der Anspruch auf gewisse Arbeitsleistungen der Bevölkerung eingeräumt war, hatte ein natürliches Interesse daran, daß die Arbeiter gut genährt, gesund und kräftig seien. Wir hingegen haben das entgegengesetzte Interesse — die Degeneration der Nichtjuden.

Denn es verschaffte uns die Möglichkeit, unseren höchsten Trumpf auszuspielen: die Abschaffung aller Privilegien; oder mit anderen Worten: die Vernichtung der Grundlagen des nichtjüdischen Adels, der für die Völker und Staaten das einzige Bollwerk gegen uns bildete.

In dem Maße, als die Macht der Aristokratie zusammenschrumpfte, geriet das Volk in die Klauen gemeiner, gewissenloser Profitmacher, die die Arbeiter erbarmungslos drücken und ausbeuten.

Die Wissenden sind also Anhänger der absoluten Monarchie, des Gottesgnadentums und der Adelsherrschaft. Und wer waren die Leute, die die Protokolle nach dem Geständnis der Einführung zuerst nach Europa brachten? Auf Seite 8 ists zu lesen. Staunet und höret:

Außerhalb Rußlands wurden die Protokolle erst nach der russischen Revolution bekannt, als die russischen Monarchisten vor der bolschewistischen Schreckensherrschaft nach dem Westen flüchteten.

Na also! Das Gefasel von den Weltherrschaftsplänen der Juden schrumpft zu einer ganz gewöhnlichen Mache jener Kreuzköpfeln zusammen, die den Weltkrieg angezettelt und die Weltherrschaft verloren haben! Ein monarchistisches Machwerk ist des Judels Kern!

Ich bin zu Ende. Es bleibt mir, um anonymen Briefschreibern Zeit und Geld für schriftliche Verdächtigungen zu ersparen, nur noch übrig, zu betonen, daß weder meine Mutter noch meine Frau Jüdinnen oder jüdischer Abstammung sind. Da aber in den Protokollen folgende Behauptung steht:

„Um die öffentliche Meinung zu beherrschen, ist es vor allem nötig, sie zu verwirren. Dies erreichen wir, indem wir von verschiedenen Seiten einander widersprechende Ansichten äußern lassen."

die natürlich, wie alles in ihnen, Anspruch auf höchste Glaubwürdigkeit hat, habe ich noch zu bekennen, wer diese hier geäußerten Ansichten durch mich äußern ließ. Und da muß ich folgendes Geständnis machen: Ich habe in Linz gute Bekannte, die Zionisten sind und einen Boxerzwinger besitzen. Diese haben in der jüdischen Welteroberungsorganisation das Referat über Kynologie erhalten und sind schon seit Jahren drauf und dran, die „Deutsche Boxer" genannte Hunderasse durch hebräische Kommandos für die jüdische Weltherrschaft vorzubereiten. Diese haben mich durch Zernierung mit zwanzig blutdürstigen, auf den arischen Mann dressierten und jüdisch gewordenen Boxern gezwungen, dieses Protokoll niederzuschreiben. So, nun ists heraußen! Hier sitze ich, ich kann nicht gut anders. Ueberall sind jüdische Boxer! Jehova helfe mir!

Sallam aleikum!

DIE AUTORITÄT,

also alles, was an der Krippe sitzt, süße Diäten nascht und den Entbehrenden diätetische Vorschriften macht; alles, was teils in den Akten schmiert, teils über ihnen schläft; alles, was vom „Volkswohl" quatscht und das eigene Wohl meint; alles, was sich für berufen hält, weil es von der Dummheit auserwählt ist; alles, was durch Regieren das Negieren alles wahren Wertes geschäftsmäßig betreibt und sich daher das Zentrum der Welt dünkt, während es nur ihr Zündloch ist — mit einem Worte, die staatliche Autorität also ist seit den Ereignissen des 15. Juli durch das Auwehgeschrei, das sie durch die Posaunen aller bürgerlichen Blätter erschallen läßt, in den Mittelpunkt des algemeinen Interesses gerückt. Wer könnte den krampfhaften Versuchen dieser Auwehtorität, sich selbst wieder herzustellen, eine Träne aus zwerchfellerschüttertem Auge versagen? Sie behauptet immer fort, von „unverantwortlichen Elementen" „untergraben" und „erschüttert" zu werden und möchte durch solche Reden verbergen, daß sie das einzige wirklich unverantwortliche Element auf Erden darstellt, an dessen Fundament nichts zu untergraben und zu erschüttern ist, da es seit eh und je hohl war und ist, denn auf den Hohlkopf der Menschheit ist sie gegründet. Man braucht sich wahrhaftig nicht die Mühe zu nehmen, diese alte Verbrecherin, diese Mörderin, Erpresserin, Räuberin, Verleumderin und Banknotenfälscherin, die an allen Straßenecken und hinter allen Schalter schaltet, auf ihre Opfer lauert und einem das Geld aus der Tasche stiehlt, ohne hineinzugreifen, — man braucht sich wahrhaftig nicht die Mühe zu nehmen, dieses Wildschwein in Uniform „herabzusetzen", da es — auf den Untertanenverstand bau-

end — von früh bis spät selbst mit nichts anderem beschäftigt ist und im übrigen so tiefstehend ist, daß es gar nicht mehr tiefer herabgesetzt werden kann. Früher merkte man es nicht so sehr, aber seit der Kriegs- und Nachkriegszeit schwant es selbst dem Dümmsten, daß es im politischen Saustall nicht mit richtigen Dingen zugehen könne. Je komplizierter und verworrener die soziale Maschinerie wird, desto betrügerischer wird sie auch und desto offenbarer wird die Unfähigkeit derer, die an ihren Hebeln regierender Weise herumlangfingern und glauben, mit mittelalterlichen Methoden heute noch Staaten leiten zu können. Alten Weibern kann man ja vielleich noch mit einem „Herstellen der Ordnung" wie am 15. Juli in Wien imponieren, aber vielleicht schon die nächste oder übernächste Generation wird nur mehr mitleidig lächeln über diese letzten Ohnmachtsanwandlungen einer Staatsbestialität, die vor ihrem Hinscheiden an Altersschwäche noch einmal den starken Mann mimen möchte und sich selbst wegen ihrer Stärke täglich die Bewunderung ausdrückt, weils niemand anderer tut.

Es ist nicht zu leugnen, daß man sich in jenen Kreisen und Lagern, die ein Geldsackinteresse an dem Bestande dessen haben, was man heute so „Ordnung" nennt, alle erdenkliche Mühe gibt, die Autorität, die über ihre eigenen §-Füße stolpert, zu stützen und ihre Notwendigkeit, wenn man sie schon nicht beweisen kann, wenigstens zu behaupten, so wie man seinerzeit die Notwendigkeit der Hexenprozesse und die Notwendigkeit der Leibeigenschaft behauptet hat. Richter stellen ihr Gehirnschmalz in den Dienst der guten Sache und produzieren Folgendes:

> Der Richter verurteilte den Angeklagten zu 14 Tagen Arrest und hob in der Begründung hervor: Wir leben in einer Zeit, die sich darin gefällt, den Glauben an jegliche Autorität zu erschüttern. Wir sehen fast täglich, wie die

höchsten Beamten in Stadt und Staat in unqualifizierbarer Weise von ihren Gesinnungsgegnern angegriffen werden. Wir mußten es sogar erleben, daß Polizeibeamte, die in aufopferungsvoller Weise den Dienst versahen, wegen dieser ihrer Pflichterfüllung beschimpft und angefeindet wurden. Für uns Richter, die wir jenseits der Parteipolitik stehen, für die es ein Wort wie Klassenjustiz nicht gibt, ist es nicht bloß selbstverständlich, sondern Berufs- und Ehrenpflicht, den Leuten, die unser Hab und Gut mit Aufopferung ihres Leben schützen, die ihnen gebührende Autorität wieder herzustellen.

woraus zu entnehmen ist, daß jeder, der unser Hab und Gut schützt, wenn er auch sonst nicht bis fünf zählen kann, Anspruch auf Autorität habe. Und niemand pensioniert diesen Richter, dessen Name leider verschwiegen wird, sofort wegen Untergrabung der Autorität, zu der ja auch er gehört, durch überwältigende Dummheit.

In Deutschland wieder versucht man die Herstellung von Zucht und Ordnung auf andere Weise, indem man voll List und Schläue bei der Jugend beginnt:

In der „Frankfurter Oderzeitung" finden wir folgende Anzeige: Knabenerziehungsheim sucht älteren, starken, energischen Mann als Erzieher. Selbiger muß imstande sein, Aufsicht in straffer, energischer Manneszucht zu übernehmen. Ehemaliger Feldwebel oder Schlächter bevorzugt. Ausführliche Angebote mit Bild (Bild zurück) postlagernd Wriezen-Oder.

Diese Anzeige ist zweifellos ein Stück des deutschen Wesens, an dem dereinst die Welt genesen soll. Aber auch in Oesterreich ist man nicht von Pappe, wenigstens mit der Pappen, zeigt ehernen Sinn und verlangt folgendes:

Das Parlament wird sich gegebenenfalls auch mit der Frage der Wiedereinführung der Todesstrafe beschäftigen müssen. Die Großdeutsche Volkspartei wird nicht ruhen, bis Oesterreich seinen alten Ruf als Kulturstaat, der in den letzten Tagen eine schwere Erschütterung erlitten hat, restlos wiederhergestellt haben wird. (Stürmischer Beifall.)

Wenn man so etwas liest, kann man wohl „stürmisch“ werden Es ist ja gewiß interessant, zu erfahren, was nach der Vorstellung eines solchen großdeutschen Biergehirnes Oesterreich einzig und allein noch zum Kulturstaat fehlt: die Einführung der Todesstrafe, die ja gerade in diesen Tagen im Falle Sacco und Vanzetti Amerika als überragenden Kulturstaat erweist, über welchen Fall übrigens ein anderer großdeutscher Halawachel folgende betrachtenswerte Betrachtungen von sich gibt:

Von kriminalistischer Seite wird uns geschrieben: Die Ereignisse der letzten Tage, der allgemeine Schrei vom Justizmord, die Demonstrationen und Aufrufe auf dem Kontinent, die Streiks und Bombenwürfe in Nord- ud Südamerika, die der Befreiung der verurteilten Mörder Sacco und Vanzetti galten, erwecken den Eindruck, als sei ein Rechtsbruch, eine Gewalttat, ein Akt ruchloser Härte, Willkür und Grausamkeit geschehen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt hat. Nun handelt es sich aber in diesem Falle Sacco und Vanzetti um nichts anderes als um ein auf gewöhnlichem Wege zustande gekommenes Strafurteil einer amerikanischen Gerichtsbehörde, das nach einem langwierigen Prozeß von Richtern gefällt wurde, deren Unparteilichkeit anzuzweifeln nicht im entferntesten ein Grund vorliegt und das von allen Instanzen bestätigt wurde. Allerdings — und das bildet ja eben die Angriffspunkte für alle Demonstrationen, — sind die verurteilten Italiener ein Anarchist und ein Kommunist und handelt es sich um ein Todesurteil, das auf Grund eines Indizienbeweises erflossen ist, d. h. auf Grund von mittelbar erheblichen Tatsachen, aus deren Gegebensein eben auf die Täterschaft der Angeklagten geschlossen wurde und werden mußte. Mit dem Einwurf, es handle sich um einen Indizienbeweis, ist natürlich gar nichts gegen die Stichhältigkeit und Gerechtigkeit eines Urteiles gesagt.

Ein Indizienbeweis ist, darüber bestehen nirgends ernsthafte Zweifel, in der Strafrechtspflege unentbehrlich. Es hat ihn immer gegeben und wird ihn immer geben. Freilich muß ein Indizienbeweis lückenlos sein und es darf vernünftigerweise aus den gegebenen Tatsachen nicht auch ein Schluß auf einen anderen Sachverhalt möglich sein. Im Falle Sacco und Vanzetti bürgt für die Gründlichkeit des Indizienbeweises die Sachlichkeit und der in der Welt be-

kannte, wahrhaft demokratische Gerechtigkeitssinn der amerikanischen Richter und aller jener Juristen, die den Fall zu überprüfen hatten. Von einem Justizmord aber, d. h. von einem Fehlurteil, auf Grund dessen ein Uschuldiger schuldig gesprochen wird, kann man überhaupt nicht sprechen, man könnte es erst dann tun, wenn erwiesen ist, daß die Verurteilten unschuldig sind. Geschieht es aber dennoch, so haben diese Behauptungen den offenbaren Charakter der unsachlichen Demonstration und beabsichtigten Verwirrung einer juristisch ungeschulten Oeffentlichkeit.

Nicht um Recht und Gerechtigkeit wird gekämpft. Die zu erkennen und darum zu kämpfen, vermag nicht Masse und Masseninstinkt, das vermag nur Persönlichkeit.

Die natürlich der Verfasser dieses Tintenmysteriums ist. Ja, es ist etwas eigenes um die juristisch ungeschulte Oeffentlichkeit, die vom Indizienbeweis nichts versteht! In Oesterreich läuft sie seit Wochen händeringend mit diesem Bericht umher:

Das aus der Donau gezogene Frauenbein — ein Männerschenkel. Der Irrtum eines Professors.

Wien, 8. Juli Die Angelegenheit des am vorigen Samstag von Fischern aus der Donau gezogenen Fußstumpfes hat einen unerwarteten Abschluß gefunden. Der linke Schenkel und ein Teil des Unterschenkels waren vom Gerichtsarzt und Vorstand des gerichtlich-medizinischen Instituts Professor Haberda für ein Frauenbein erklärt worden. Darauf baute die Polizei die Möglichkeit eines an einer Frau nach der Art Wimpassinger verübten Verbrechens auf und mutmaßte die Ermordung einer Frau, die Zerstückelung der Leiche und Beseitigung derselben. Nun traf, wie gemeldet, aus Mauternbach die Meldung ein, daß aus der Donau die Leiche eines etwa 45jährigen Mannes geborgen wurde, dem das linke Bein fehlte. Die Rißstellen des Fleisches am Oberschenkel und die Bruchstellen des Knochens passen genau zu dem gefundenen Bein. Dadurch ist zweifellos festgestellt, daß das gerichtsärztliche Gutachten unrichtig war.

Diesen Versuchen der Stützung der Autorität mit unzulänglichen Mitteln stehen die mit weit tauglicheren Mitteln unternommenen Versuche der Autorität, sich selbst zu untergaben und zu erschüttern, gegenüber. Ihre Zahl ist Legion und ich behalte mir vor, trotz meinem Widerwillen gegen dicke Bücher,

noch einmal ein dickes Buch darüber zu schreiben. Hier kann heute nur noch einer Platz finden: An dem Tage, an dem der Bundeskanzler Seipel die Wehrmacht der unauslöschlichen Dankbarkeit der Autorität versicherte, fand ich in einer Zeitung dieses im Verborgenen blühende Veilchen zum Himmel stinken:

Das sogenannte Verwaltungsersparungsgesetz vom Vorjahr sah unter andern Sparmaßnahmen auch die Herabsetzung der bisnun gesetzlich gewährten „Kriegsbeschädigtenbonifikationen" — die in bescheidenen Rentenbezügen, beziehungsweise erhöht angerechneten Dienstjahren, bestanden — bei allen denjenigen vor, die in ihrer bürgerlichen Erwerbsfähigkeit um nicht mehr als 35 Prozent gemindert sind.

Zu diesem Zweck müssen sich sämtliche Kriegsbeschädigte zu einem eng gesteckten Termin anmelden. Wer diese Anmeldung versäumte, verlor die Begünstigung. Beiläufig bemerkt, spielen solche Termine bei der Invalidenentschädigungskommission eine große Rolle; wer sie aus irgendeinem zufälligen Grund verstreichen läßt, ist erledigt. Und man sollte doch glauben, daß solche Ansprüche überhaupt nicht verjährbar sind.

Die Angemeldeten wurden einer neuerlichen, angeblich endgültigen ärztlichen Ueberprüfung unterzogen, deren Ergebnis nach etwa Jahresfrist allen jenen bekanntgegeben wurde, die bei den Examina durchgefallen waren, und deren Zahl war nicht gering. Sie verloren nicht nur ihre bescheidenen Bonifikationen, sondern sie müssen, rückwirkend vom 1. Juni 1926, auch die Mehrgebühren dem Fiskus zurückerstatten. Was das im Budget so manches armen Pensionisten zu bedeuten hat, ist unschwer zu ermessen.

Aber nicht genug daran. Es hat sich noch in manchen Fällen herausgestellt, daß die ärztliche Begutachtung auf 35 bis 45 Prozent lautete und daß trotzdem die interministerielle Kommission der Bundesministerien für soziale Verwaltung und der Finanzen — unter Hintansetzung des fachlichen Bescheides — vom grünen Tisch aus anordnete, daß die bürgerliche Erwerbsfähigkeit nicht mehr als 35 vom Hundert betrage!

Allerdings steht den Benachteiligten der Beschwerdeweg an den Verwaltungsgerichtshof offen, allein wie viele werden sich dazu entschließen, die Kosten eines Prozesses auf sich zu nehmen, dessen Ausgang immerhin fraglich ist?

Denn falls die Entscheidung der interministeriellen Kommission nur aufgehoben wird, gelangt der Beschwerdeführer voraussichtlich erneuert vor eine Ueberprüfungskommission, deren Mitglieder vom Ministerium für soziale Verwaltung ernannt sind. Werden diese nackensteif genug sein, um bei ihrem ersten Urteil zu verharren?

So verlieren viele den bisher genossenen bescheidenen Ersatz für die Verwundetenzulage von ehedem 400 Goldkronen, die allerdings noch immer in den Pensionszahlungsdekreten ausdrücklich mit — 4 Groschen jährlich angeführt erscheint.

Militibus laesis patria grata! Den verwundeten Kriegern das dankbare Vaterland!

und gleich daneben fand ich ein zweites, durch das segensreiche Wirken der Autorität mit ihm verbundenes:

Trauriges Ende eines Kriegsinvaliden. Gestern nachmittag schoß sich der 43 Jahre alte Kriegsinvalide Alexander Kristan auf einer Bank am Aufgang zum Schloßberg oberhalb dem Hause Wickenburggasse 7, aus einem Revolver eine Kugel in die linke Schläfe. Man brachte ihn in die Wachstube in dieser Gasse, von wo aus er von der Rettungsabtilung nach dem Landeskrankenhaus überführt wurde. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft erlag Kristan der Verletzung. Er war Hausbesorger in der Wickenburggasse Nr. 12 und soll angeblich die Tat deshalb begangen haben, weil er seit zwei Monaten keine Invalidenrente erhielt.

Ueber allem aber thronte eine überaus interessante Nachricht von einem ehemaligen Mitglied der Autorität, das als solches heute zwar schon die Schlapfen ausgezogen hat, dem aber alle Invaliden als dem unmittelbaren Urheber ihres Wohlbefindens nicht genug dankbar sein können: von dem Verfasser unseres Ultimatums an Serbien

Graf Berchtold gebraucht die Kur in Vichy.

Also auch ein Invalide! Da kann man nur eines rufen:

„Hoch!“

ZWEI BRIEFE NIETZSCHES

an den Herausgeber des „Hammer“ den eifrigsten späteren Kolporteur der „Protokolle der Weisen von Zion“.

Nizza, den 23. März 1887.

Geehrter Herr,

Sie erweisen mir in Ihrem eben angelangten Briefe so viel Ehre,daß ich nicht umhin kann, Ihnen noch eine Stelle aus meiner Literatur zu verraten, die sich mit den Juden beschäftigt, sei es auch nur, um Ihnen ein doppeltes Recht zu geben, von meinen „schiefen Urteilen“ zu reden. Lesen Sie bitte, „Morgenröthe“, p. 194*).

Die Juden sind mir, objektiv geredet, interessanter als die Deutschen; ihre Geschichte gibt viel grundsätzlichere Probleme auf. Sympathie und Antipathie bin ich gewohnt bei so ernsten Agelegenheiten aus dem Spiel zu lassen; wie dies zur Zucht und Moralität des wissenschaftlichen Geistes und — schließlich — selbst zu seinem Geschmacke gehört.

Ich gestehe übrigens, daß ich mich dem jetzigen „deutschen Geiste“ so fremd fühle, um seinen einzelnen Idiosynkrasien ohne viel Ungeduld zusehen zu können. Zu diesen rechne ich in Sonderheit den Antisemitismus. Der auf Seite 6 Ihres geschätzten Blattes gerühmten „Klassischen Literatur“ dieser Bewegung verdanke ich sogar manche Erheiterung; oh, wenn Sie wüßten, was ich im vorigen Frühling über die Bücher jenes ebenso gespreizten als sentimentalen Querkopfes, der Paul de Lagarde heißt, gelacht habe! Es fehlt mir offenbar jener „höchste ethische Standpunkt“, von dem auf jener Seite die Rede ist.

Es bleibt nur übrig, Ihnen für die wohlwollende Voraussetzung zu danken, daß ich nicht „durch irgend eine gesell-

*) Morgenröte, Gedanken über die moralischen Vorurteile. Drittes Buch. 205. Vom Volke Israels.

schaftliche Rücksichtnahme zu meinen schiefen Urteilen verführt" bin; und vielleicht dient es zu Ihrer Beruhigung, wenn ich zuletzt noch sage, daß ich unter meinen Freunden keine Juden habe. Allerdings auch keine Antisemiten.

Giebt mein Leben irgend eine Wahrscheinlichkeit dafür ab, daß ich mir von irgend welchen Händen „die Schwingen verschneiden" lasse?

Mit diesem Fragezeichen empfehle ich mich Ihrem ferneren Wohlwollen — und Nachdenken...

Ihr ergebenster Professor Dr. F. Nietzsche.

Ein Wunsch: geben Sie doch eine Liste deutscher Gelehrter, Künstler, Dichter, Schriftsteller, Schauspieler und Virtuosen von jüdischer Herkunft heraus! Es wäre ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Cultur (— auch zu deren Kritik)!

*

Nizza (vor der Abreise), den 29. März 1887.

Sehr geehrter Herr,

Hiermit sende ich Ihnen die drei übersandten Nummern Ihres Correspondenzblattes zurück, für das Vertrauen dankend, mit dem Sie mir erlaubten, in den Prinzipien-Wirrwarr auf dem Grunde dieser wunderlichen Bewegung einen Blick zu thun. Doch btte ich darum, mich fürderhin nicht mehr mit diesen Zusendungen zu bedenken; ich fürchte zuletzt für meine Geduld. Glauben Sie mir: dieses abscheuliche Mitredenwollen naiver Dilletanten über den Werth von Menschen und Rassen, diese Unterwerfung unter „Autorität", welche von jedem besonneren Geiste mit kalter Verachtung abgelehnt werden (z. B. E. Dühring, R. Wagner, Ebrard, Wahrmund, P. de Lagarde — wer von ihnen ist in Fragen der Moral und Historie der unberechtigste, ungerechteste?), diese beständigen absurden Fälschungen und Zurechtmachungen der vagen Begriffe „germanisch", „semitisch", „arisch", „christlich", „deutsch" — das Alles könnte mich auf die Dauer ernsthaft erzürnen und aus dem ironischen Wohlwollen herausbringen, mit dem ich bisher den tugendhaften Velleitäten und Pharisäismen der jetzigen Deutschen zugesehen habe.

— Und, zuletzt, was glauben Sie, daß ich empfinde, wenn der Name Zarathustra von Antisemiten in den Mund genommen wird?...

Ihr ergebenster Dr. Fr. Nietzsche.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Gutenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 18 15. SEPTEMBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Danke vielmals! / Der Anarchist als Einnahmsquelle für den Bürger / Ungarische Nachrichten / Pst! Pst! Was ging da vor? / Uebermäßiges / Zufällige Entdeckung eines Heilmittels für den Fall Grosavescu / Kirchliche Nachrichten / Das Recht und das Richtige

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 18 15. SEPTEMBER 1927 I. JAHR

DANKE VIELMALS!

Er wollte wieder einmal Mensch sein!

Der Monteur Jakob M. war seit 1924 arbeitslos, ausgesteuert. Er hungerte und suchte Arbeit, fand aber keine. Endlich konnte er vor drei Monaten Aushelfer bei einem Marktstand werden. Die Arbeit dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, die Entlohnung bestand in einem Stück Speck mit Brot. Wenn er mehr verlangte, meinte der Dienstgeber, er möge sich um eine andere Arbeit umsehen, er bekomme Leute genug. Eines Tages wurde M. mit einem Geldbetrag von 100 S fortgeschickt und kam nicht mehr zurück. Unterstandslos wurde er aufgegriffen. Gestern stand er vor dem Landesgerichtsrat Dr. Gabriel (Bezirksgericht Döbling), um sich zu verantworten. — Richter: Was ist Ihnen eingefallen? — Angekl.: Herr Richter, wie ich das Geld in der Hand gehabt habe und damit an einem Gasthaus vorbeigekommen bin, habe ich solche Sehnsucht nach einem warmen Essen bekommen und nach einem Glas Bier. Seit Jahr und Tag habe ich mich nicht mehr ordentlich satt gegessen. Ich ging hinein und aß mich einmal gründlich satt. Den für die Zeche ausgelegten Betrag konnte ich natürlich nicht ersetzen und dann habe ich mich nicht mehr zu meinem Herrn zurückgetraut. Früher, Herr Richter, habe ich solche Sachen nicht gemacht. Auf einmal ist es über mich gekommen: Ich wollte auch wieder einmal Mensch sein! — Richter: Auf diese Weise kommen Sie nur noch tiefer hinunter. — Angekl.: Was soll ich tun, ich möchte ja gern arbeiten, aber wer gibt mir Arbeit?

Staatsanwaltschaftlicher Funktionär Dr. Höcht: Sie tun mir ja leid, aber ich muß auf Ihrer Bestrafung bestehen, um so mehr als Sie schon in einer ähnlichen Sache eine Vorstrafe haben.

Angekl.: Das war auch erst in der letzten Zeit, als ich arbeitslos war, nichts zu essen hatte und mir nicht anders helfen konnte. — Das Urteil für M. lautet auf vierzehn Tage Arrest. — Richter: Nehmen Sie die Strafe an? —

Angekl.: Aber natürlich, ich danke. Jetzt bekomme ich wenigstens zwei Wochen etwas Ordentliches zu essen. Danke vielmals, Herr Richter ...

Der Besitzer des Marktstandes aber befindet sich in Freiheit, was nicht weiter verwunderlich ist. Denn: Das Gesetz, das den Begriff der Ausbeutung nicht kennt, da es von Ausbeutern gemacht ist, bietet keine „Handhabe" gegen ihn, der ein nützliches, mit bodenständigem Wirklichkeitssinn begabtes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft ist und

In Frankreich wurden kürzlich amtliche Feststellungen darüber gemacht, wie sich ziffernmäßig die Geisteskrankheiten auf die verschiedenen Berufe aufteilten. Dabei ergab sich, daß der Stand der Richter und der Rechtsanwälte die meisten Irren liefert.

Seipel aber geht hin und klagt auf dem Katholikentag in Dortmund:

Es sind genug der Trümmer in der Welt; daher nichts mehr zusammenstürzen lassen! Die politische Ordnung, die gerade für den, dessen Patriotismus auch eine religiöse Wurzel hatte, ein Stück von einer heiligen Ordnung war, hielt nicht stand. Die soziale Ordnung ist einer breiten und tiefen gesellschaftlichen Umschichtung zum Opfer gefallen. Als standfester hat sich die wirtschaftliche Ordnung bewährt. Soll auch sie fallen? Sollen auch die Eigentumsbegriffe revidiert werden? Soll auch das Verhältnis von Kapital und Arbeit umgestürzt werden? Was bleibt dann noch?

Vielleicht das Hohngelächter der Welt über diese heilige Ordnung!

DER ANARCHIST ALS EINNAHMSQUELLE FÜR DEN BÜRGER

In der uneingestandenen Absicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und die Grazer Messe zu einer Messe des Mißvergnügens zu stempeln, wurde ihr eine „Vergnügungsmesse" gegenübergestellt, die folgendes Vergnügen verzapft:

Neu! **Zum erstenmal in Graz!** Neu!
Lebensgroß in Wachs!

Sacco und Vanzetti

Neu! Lebensgroß in Wachs! Neu!

Der achtfache Mörder **Angerstein** aus Haiger. Die beiden Massenmörder **Haarmann** aus Hannover und **Denke** aus Münsterberg bei Breslau. — Lebensgroß in Wachs! — **Albert Schlagetter.**

Schulze und Tillessen, Mörder des Finanzministers Erzberger. Des Wilderers Ende, eine wahre Begebenheit aus dem bayrischen Hochland. Gorilla, ein Farmermädchen raubend. Die Schönheit am Schandpfahl. Ueberfall deutscher Flieger durch belgische Franktireure. Der gefesselte Prometheus. Indianer-Rache. Macht geht vor Recht. Schwarz und Weiß. Heiratsantrag eines Schornsteinfegers. Rautendelein und Nickelmann. Frauenrache. Die Verlobung auf der Promenaden-Bank. Berühmte und bekannte Personen. Verbrechergalerie. Haarmann aus Hannover und Denke aus Münsterberg. Verbandslehre. Ansteckende Krankheiten. Alkoholvergiftung. Brandwunden. Kreuzotterbiß. Verletzung durch Kreissäge. Milzbrand. Biß durch rotzkrankes Pferd. Zuckerkrankheit. Verletzung durch Dum-Dum-Geschoße. Lachkabinett usw.

Für Erwachsene und Kinder interessant!

2. Abteilung: Zutritt nur für Erwachsene. Zusammengestellt vom früheren kaiserl. Hofrat Prof. Neumann, Berlin. Ausstellung zur Aufklärung jeder erwachsenen Person.

Das Elend der Großstadt und ihre Folgen des Nachtlebens in lebensgroßen, in Wachs modellierten Präparaten dargestellt, ein Fingerzeig für Ihr ganzes Leben. Eine der ärgsten Volksseuchen des Jahrhunderts! Ehrlich Hata 606! Einspritzung durch Salvarsan. Paragraph 175!

Erwachsene Personen sind verpflichtet, im eigenen Interesse die Ausstellung zu besuchen. — Um gütigen Besuch bittet der Besitzer.

MÜNCHNER UNIVERSUM

32 Meter lange Schauhalle. **Besitzer Paul Pötsch**

Lebensgroße in Wachs modellierte, mechanisch bewegliche Kunstwerke. Anatomie und Verbandslehre.

Das ist wieder einmal bodenständiger Betrieb aus dem deutschen Mutterland, an das uns anzuschließen unsere dringendste Sorge zu sein hat. Das Universum zerfällt dort in zwei Abteilungen: in eine nur für Erwachsene, die aber auch „zu gütigem Besuch" verpflichtet sind und in eine, die für Kinder und Erwachsene gleichermaßen interessant ist. In dieser erscheinen Verletzungen durch Dum-Dum-Geschosse als Einführung ins Lachkabinett, ein Ueberfall deutscher Flieger durch belgische Franctireure fungiert nebst Verbrechergalerie zur Unterhaltung und Belehrung der Kinder, und zur Grundsteinlegung für deren künftige bürgerliche Weltanschauung dient die Nebeneinander- und damit Gleichstellung dreißigfacher Mörder und Menschenfresser mit zwei Anarchisten, die hundertfachen Mördern zum Opfer gefallen sind. Eine wahre Begebenheit aus dem deutschen Geistesflachland wird hier in einer 32 Meter langen Sauhalle von einem Besitzer vorgeführt, der an den Folgen des Bisses eines rotzkranken Pferdes zu laborieren scheint und die Behörde erteilt die Bewilligung zu dieser Schaustellung der Menschheit am Schandpfahl, ordnet als Polizei verkleidet den Andrang der Kinder und bittet sie rechts zu gehen, heute und alle Tage bis ans Ende dieser Welt mit Strupfen; denn links hausen bekanntlich die Sozialisten und die Anarchisten, die den Untertanenverstand verloren haben und im geheimen jene Menschen fressen, die sich noch den Sinn bewahrt haben für den Humor der Verlobung eines Schornsteinfarmers mit einem Gorillamädchen und für die ansteckenden Krankheiten auf einer Promenadebank inmitten von mechanisch beweglichen Kunstwerken, Wachspräparaten und Fingerzeigen fürs ganze Leben oder vielmehr für das, was sich so Leben nennt.

UNGARISCHE NACHRICHTEN

„In Ungarn", so pflegte mein Vater, sooft er eine ungarische Zeitung aus der Hand legte, zu sagen, „geschehen täglich Dinge, die in keinem anderen Lande der Welt möglich sind". Und er befand sich mit diesem Ausspruch in vollkommener Uebereinstimmung mit den Ungarn selbst, die ja auch nicht müde werden, zu behaupten: „Extra Hungariam non est vita, si est vita non est ita". Um die Richtigkeit dieser Beobachtungen zu erkennen, ist es gar nicht notwendig, auf Ereignisse wie die Schweinereien eines Szamuely oder die patriotischen Francsfälschungen durch einen Prinzen, einen Polizeipräsidenten und einen Feldbischof auf staatlichen Banknotendruckmaschinen zurückzugreifen, man braucht nur in irgend einer verschwiegenen Zeitungsecke eine kuze Nachricht aus Ungarn aufzustöbern und man kann sicher sein, etwas Einzigartiges in der Hand zu haben. Diese Einzigartigkeit hängt unverkennbar mit der Eigenart jener Leute zusammen, die in Ungarn immer am Ruder waren und auch heute noch am Ruder sind. Sie sind so wie es links- und regieren so wie es rechts zu lesen ist:

Vortrag über Lequeitio. Im Geselligkeitsklub „Nationale Eintracht* hielt heute abend Reichstagsabgeordneter Baron Stefan Kray in Anwesenheit eines vornehmen Publikums, in dessen Reihen man u. a. die Grafen Aladár und Johann Zichy, Julius Andrássy und Iwan Csekonics, die Barone Eugen Pongrácz, sowie Béla und Julus Lipthay, General Rudolf Falz, FML. Georg Sypniewski, Ministerialrat Bartholomäus Barna, den Csongráder Bürgermeister Josef Tóth und noch zahlreiche Persönlichkeiten der legitimistischen Kreise bemerkte, einen fesselnden Vortrag

Aus Budapest wird telegraphiert: Gestern vormittag beanstandete eine sittenpolizeiliche Patrouille in der Auslage eines photographischen Kunstateliers in der vornehmen Waitznerstraße eine Photographie, die zwei Babys im Alter von anderthalb und zwei Jahren, im Naturzustand spielend, darstellt. Der Kinderakt wurde beschlagnahmt und gegen den Besitzer des Ateliers ein Strafverfahren wegen Verletzung

über seine Eindrücke anläßlich seines vorjährigen Besuches bei der königlichen Familie in Lequeitio. Präsident Graf Johann Zichy stellte zu Beginn des Vortragsabends unter begeistertem Beifall und einhelliger Zustimmung der Anwesenden den Antrag, der Königin Zita anläßlich ihres Geburtstagsfestes eine Huldigungsdepesche zu senden. Dann ergriff Baron Kray das Wort, der seinerzeit Sekretär der Kabinettskanzlei weiland König Karls IV. gewesen war. Einleitend führte er mehrere Beispiele für die Ungarnliebe des unglücklichen Herrschers an, der u. a. gleich nach seiner Thronbesteigung fünf hohe ungarische Würdenträger an seinen Hof ernannt, sich aber auch nach dem Zusammenbruch stets als ungarischer König gefühlt hatte. Jede andersartige Einstellung sei tendenziöse Verleumdung. Der Vortragende charakterisierte dann allgemein das mustergiltige, einfache Leben der königlichen Familie in der Verbannung und die ungarische Mentalität, die in ihrem Kreise herrsche. Hierauf schilderte er seine persönlichen Eindrücke anläßlich seines Besuches. In der Villa, die seinerzeit Königin Zita und ihren Kindern zum Geschenk gemacht worden war, gibt es mehrere Gastzimmer, denn es ist ein Prinzip der hohen Frau, ihre Gäste nicht nur zu bewirten, sondern ihnen auch Logis zu gewähren. Redner weilte drei Tage im Hause der königlichen Familie, und war Augenzeuge manch ergreifender und erhebender Szene. Bei einer Messe in der Hausder öffentlichen Sittlichkeit eingeleitet.

g. **Budapest**, 24. Juni. (Tel.-Komp.) Vor dem Budapester Strafgerichtshof hatte sich heute der Setzer Eugen Kertesz wegen Verbrechens des versuchten „gewaltsamen Umsturzes der Gesellschaftsordnung" zu verantworten. Kertesz, der im vergangenen Frühjahr mit einer sozialdemokratischen Abordnung in Wien geweilt hat, um die dortigen kommunalen Einrichtungen zu studieren, hatte in einer sozialdemokratischen Versammlung in Budapest über seine Wiener Eindrücke berichtet und bei dieser Gelegenheit die Wiener Gemeindeverwaltung als ein nachahmenswertes Beispiel für Budapest hingestellt. In diesem Vortrag erblickte die Staatsanwaltschaft einen Versuch zu einem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung. Der Gerichtshof erkannte Eugen Kertesz schuldig und verurteilte ihn zu sechs Monaten Kerker, 3 Jahren Amtsverlust und zum Verlust der bürgerlichen Rechte.

kapelle ministrierte der junge Erbkönig und sein Bruder Erzherzog Robert dem Benediktinerpater Jákó Blazsovßky. Während mehrstündiger Gespräche mit dem Erbkönig Otto hatte Redner Gelegenheit, sich von dessen umfassenden, vielseitigen Kenntnissen über Ungarn zu überzeugen. Im Garten fand einmal ein Fahrradrennen statt. Der junge Erbkönig und seine Brüder Robert, Felix und Karl Ludwig starteten. Otto errang den Sieg und als Trophäe eine breite Seidenschleife mit den ungarischen Farben, worauf er besonders stolz war. Zu einem Besuch der Wahlfahrtstätte Limpias stellte die Königin dem Gast ein Auto zur Verfügung, ebenso für seine Hin- und Rückfahrt, da die Bahnstation Deva etwa 30 Kilometer von Lequeitio entfernt ist. Königin Zita empfing Baron Kray in zwei langen Audienzen und unterhielt sich mit ihm eingehend über die ungarischen Verhältnisse. Ihre letzten Worte waren: „Auf Wiedersehen — in Ungarn!" Auf die Frage des Erbkönigs, wann die Rückkehr möglich sein werde, erwiderte Redner tiefbewegt, daß seine Getreuen mit vereinten Kräften daran arbeiten, ihm ehestens den Weg hiezu ebnen zu können. Otto fügte dann hinzu: „Wenn wir noch lange nicht kommen könnten, so besuchen Sie uns doch auch ein anderes Mal; wir freuen uns immer sehr, wenn wir ungarische Gäste bekommen!" Baron Kray hob zum Schlusse seines Vortrages hervor, daß außer den ungarischen Erziehern, den

Eine gefährliche Lektüre. Im August bemerkte ein Offizier der Nationalen Armee auf einem Wagen der Elektrischen, daß ein Passagier die Wiener Zeitung Proletár, die in Ungarn verboten war, in der Hand hatte und las. Der Offizier holte einen Wachmann, der den Fahrgast, den Tischler Johann Gubicza, stellig machte. Gubicza gab an, er habe die Zeitung von seinem Schwager Ludwig Ipi erhalten, dem sie Ignaz Onodi gegeben hatte. Onodi will die Zeitung aus tschechoslowakischem Gebiet in versiegeltem Paket zugesendet bekommen haben. Alle drei Arbeiter wurden in Haft genommen und wegen des Verbrechens der Aufreizung und des auf den Umsturz der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gerichteten Vergehens unter Anklage gestellt. Der Gerichtshof sprach die Angeklagten nur des preßpolizeilichen Vergehens schuldig, weil sie eine verbotene Zeitung hereingeschmuggelt hatten und verurteite sie zu geringen Freiheitsstrafen, die als durch die mehr als zwölfmonatige Untersu-

Grafen Albert Apponyi, Julius Andrássy, Josef Károlyi, Josef Cziráky, Johann Zichy, Ivan Csekonics, ferner den Mitgliedern des ungarischen bischöflichen Korps und andere Notabilitäten auch sehr oft einfache ungarische Pilger, die nach Lourdes oder Limpias wallfahrten, der königlichen Familie ihre huldigende Aufwartung machen. Jedermann, der Lequeitio einen Besuch abgestattet habe, müsse zum überzeugten Vorkämpfer des legitimistischen Gedankens werden, gleichgültig, welchen Standpunkt er vorher vertreten habe. Die zahlreichen Anwesenden bereiteten dem Vortragenden nach Beendigung seiner eindrucksvollen Ausführungen lebhafte Ovationen. Um halb 9 Uhr fand dann im „Hotel Carlton" für die Klubmitglieder ein geselliges Mahl statt.

chungshaft verbüßt betrachtet wurden. Heute verhandelte der Gadó-Senat der kön. Tafel die Appellation der Staatsanwaltschaft und änderte das Urteil des Gerichtshofes ab. Alle drei Angeklagten wurden des Verbrechens der Aufreizung, das durch die Verbreitung einer kommunistischen Zeitung erschöpft sei, schuldig gesprochen, Onodi zu zehn, Gubicza zu acht und Ipi zu sechs Monaten Kerker verurteilt. Da auch diese Strafen in der Untersuchungshaft reichlich enthalten sind, werden sie als verbüßt betrachtet. Dieses Urteil erwuchs in Rechtskraft.

Ungarischer Edelmann

Der Ahnen Schwert, wies üblich ist
Am Nagel wo der Rost es frißt,
Sein Glanz dahin, nur Rost daran,
Bin ungarischer Edelmann!

Nichtstun macht uns das Leben wert,
Drum tu ich nichts, wie sichs gehört;
Die Arbeit geht den Bauern an.
Nie ungarischen Edelmann!

Baut er mir nicht die Straße fein,
Sind seine Pferde auch schon mein,
Weil nie zu Fuße gehen kann
Ein ungarischer Edelmann!

Wer da gelehrtes Zeug betreibt,
Allzeit ein armer Teufel bleibt!
Drum schreibt und liest nur dann und wann
Ein ungarischer Edelmann!

Hab' meine eigne Wissenschaft:
Ich eß' und trinke fabelhaft!
Hats keiner mir noch gleichgetan,
Dem ungarischen Edelmann!

Das Volk

In der einen Hand den eisernen Pflug,
In der andern das eiserne Schwert,
So zahlt das Volks des Daseins Preis
Mit seinem Blute, mit seinem Schweiß,
So lang sein Leben währt.

Und wofür bringt an Blut und Schweiß
Das Volk solche Opfer schwer?
Was ihm zum ärmlichen Leben not?
Das bißchen Kleidung, das bißchen Brot
Das gibt ja die Erde her!

Und Steuern zahlen? Nein, nein, nein!
Ich hab ein Gut, das Gut ist klein,
Doch große Schulden hängen dran
Beim ungarischen Edelmann!

Ich scher' mich nicht ums Vaterland;
Das leidet immer, wie bekannt;
Und hilft sich immer wie es kann,
Sagt ungarischer Edelmann!

Und wenn ich Hab und Gut verbraucht
Genug gepraßt, gespielt, geschmaucht,
Dann tragen Englein himmelan
Den ungarischen Edelmann!

Petöfi.

Wofür vergießts vor dem Feind sein Blut:
Wohl gar für ein Vaterland?
Es gibt kein Vaterland ohne Recht,
Das Volk aber ist und bleibt ein Knecht, —
Ein Recht hat es nie gekannt!

Petöfi.

PST! PST! WAS GING DA VOR?

Ende Mai:

Die soeben erschienene Nummer 1 einer neuen, in Wien erscheinenden Monatsschrift „Kultur und Gesellschaft" veröffentlicht das folgende Gedicht des österreichischen Bundespräsidenten:

Lobau.

Von Bundespräsident Dr. Michael Hainisch.
(16. Januar 1927.)

Zwei Meilen von der Großstadt gegen Morgen
An uns'rem Heimatstrom, so breit und blau,
Da liegt, durch Dämme neuerlich geborgen,
Die altbekannte, herrliche Lobau.

Es ragen in den Himmel Baumesriesen,
Beschattend manchen stillen Donauarm.
Das blühende Gebüsch umsäumt die Wiesen,
Es zittert in der Luft der Mückenschwarm.

Die Reiher sind stets wieder eingezogen,
Wenn hoch im Laub die Turteltaube ruft,
Und mächtig schwebt im langgezog'nen Bogen
Der stolze Adler durch die blaue Luft.

Es röhrt der Hirsch, so wie vor tausend Jahren,
Im Dickicht steht er gern in sich'rer Hut,
Das Tier sucht seine Kälber zu bewahren,
Im Röhricht sorgt die Ente für die Brut.

Anstatt des Großstadtlärmens die Idylle!
Es fehlt der Hader, der Parteienstreit,
Und es berührt uns hier in dieser Stille
Wie in dem Dom der Hauch der Ewigkeit.

*

Anfang August:

Diese Operation war mir eine Bestätigung dafür, daß die Schimpansendrüse vom Menschenkörper weder resorbiert wird noch vergiftend auf ihn wirkt. Die einzelnen Teile der Affendrüse verwuchsen mit der menschlichen Geschlechtsdrüse zu einer vollkommenen Einheit, die in wiedergewonnener Jugendkraft funktioniert. Unter den von mir Operierten befinden sich auch mehrere Schriftsteller, die mir gesagt haben, daß durch die Operation bei ihnen nicht nur eine Verjüngung des Gesamtorganismus, sondern vor allem auch eine auffallende Belebung der dichterischen Phantasie eingetreten ist.

*

26. August:

Professor Woronow als Gast beim Bundespräsidenten.

U. **Wien.** 26. August. Bekanntlich weilt seit ungefähr zwei Wochen der bekannte Verjüngungsforscher Professor Dr. Sergius Woronow aus Paris mit einer Gesellschaft, in der sich sein Assistent und eine französische Gräfin befinden, auf dem Semmering. Vor einigen Tagen stattete der Bundespräsident Dr. Hainisch dem Professor Woronow auf dem Semmering einen Besuch ab und verblieb längere Zeit in angeregtem Gespräch mit ihm. Vorgestern erwiderte Woronow den Besuch in Jauern.

*

4. September:

Der Bundespräsident leicht erkrankt.

Bundespräsident Dr. Hainisch, der seit einigen Tagen wegen eines leichten Unwohlseins das Zimmer hüten muß und in diätetischer Behandlung steht, war durch sein Unwohlsein gehindert, in den letzten Tagen an verschiedenen feierlichen Veranstaltungen teilzunehmen.

Ich habe auf alle Fälle die Monatsschrift „Kultur und Gesellschaft" abonniert. Ich bin auf die nächsten Nummern oder, völkisch gesagt, auf die Folgen zu neugierig!

ÜBERMÄSSIGES

Der großdeutsche Minister für Handel und Verkehr, Dr. Schürff, hat meine in Nummer 3 mitge-

teilte Berufung in Sachen der Protektion der Ochsen in Österreich noch immer nicht beantwortet. Obwohl diese Berufung die Aufmerksamkeit eines großen Teiles der mitteleuropäischen Presse erregte — eine Aufmerksamkeit übrigens, die sich in falschen Nachdrucken äußerte und durch den Artikel über die magischen Vorgänge auf dem Concordiaball in Nummer 7 bedenklich abgekühlt wurde — und obwohl ich mich durch die große Verbreitung meines Hinweises auf eine Sehenswürdigkeit Oesterreichs geradezu um den Fremdenverkehr verdient gemacht habe, nimmt der Minister für Fremdenverkehr keine Notiz von mir und hat mich erst neulich wieder, als er bei der Eröffnung der Grazer Messe mit einer geistreichen Rede ministrierte, grob geschnitten, indem er mir keinen Besuch machte. Auch der Bezirksausschuß in Frohnleiten schweigt noch immer auf meine in Nummer 7 publizierte Eingabe und meine Obstbäume harren noch wie einst im Mai der Schere des Gesetzes. Die Stille, die mich Einsamen und Unbeachteten so umgab, begann bereits unerträglich deprimierend zu werden und es blieb mir, zum Aeußersten entschlossen, nichts übrig, als sie durch ein übermäßiges Geräusch zu unterbrechen, das folgendes neckische Zwiegespräch zur Folge hatte:

Polizeidirektion Graz.

Zahl: IV 6013/1. Zustellung zu eigenen Handen.

Strafverfügung.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Beschäftigung: Schriftsteller in Stübing, hat am 18. VI. 1927, 11 Uhr 15 Min. in Graz, Wickenburggasse, ein Motorrad mit Beiwagen mit übermäßigem Geräusche gelenkt und hat dadurch eine Uebertretung nach § 2 A. V. begangen.

Gemäß Art. VII. E.G.V.G. wird gegen den Genannten in Anwendung des § 47 des Verwaltungsstrafgesetzes mittels dieser Strafverfügung eine Geldstrafe von 3 S verhängt.

Im Falle der Uneinbringlichkeit der Geldstrafe tritt an deren Stelle Arrest in der Dauer von 6 Stunden.

Der Genannte kann gegen diese Strafverfügung binnen einer Woche nach deren Zustellung schriftlich oder mündlich

bei diesem Amte Einspruch erheben und zugleich die seiner Verteidigung dienlichen Beweismittel vorbringen.

Wird kein Einspruch erhoben, so hat der Genannte binnen 8 Tagen nach Ablauf der Einspruchsfrist den obbezeichneten Strafbetrag mittels des beiliegenden Erlagscheines einzusenden oder unter Vorweisung der Strafverfügung bei diesem Amt einzuzahlen, widrigenfalls die Eintreibung im Wege der Zwangsvollstreckung veranlaßt werden würde.

10 Groschen für den Erlagschein!

Unterschrift unleserlich.

An die

Polizeidirektion

in Graz.

Gegen die mir heute zugestellte „Strafverfügung", M. IV Zl. 6013/1, laut welcher ich zu drei Schilling Geldstrafe, ev. 6 Stunden Arrest verurteilt werde, weil ich angeblich vor zweieinhalb Monaten, am 18. Juni in „Graz, Wickenburggasse ein Motorrad mit Beiwagen mit übermäßigem Geräusch gelenkt" habe, erhebe innerhalb der gesetzlichen Frist von 8 Tagen Einspruch und begründe diesen wie folgt:

1. Da ein Motorrad mittels einer Lenkstange, die auf Kugellagern läuft, gelenkt wird, ist eine übermäßige Geräuschentwicklung beim Lenken ein Ding der Unmöglichkeit.

2. Sollte aber infolge der mangelhaften Fähigkeit, sich deutsch auszudrücken, eine übermäßige Geräuschentwicklung beim Fahren gemeint sein, so betone ich, daß ich bei jeder Fahrt von Stübing nach Graz beim Passieren der Maut automatisch die Auspuffklappe zu schließen pflege; denn die zehn Groschen, die mir hier für die wonnige Möglichkeit, das Grazer Pflaster befahren zu dürfen, abgenommen werden, erinnern mich ebenso automatisch an das nun beginnende Scheppern und Krachen der ganzen Maschine bei der Fahrt über dieses Pflaster und erwecken in mir — da auch ich Ohren habe — den Wunsch, diese durch die Behörde verursachte übermäßige Geräuschentwicklung nicht noch durch eine zweite zu vermehren. Wenn also in der Wickenburggasse meine Motorradfahrt von übermäßigem Lärm begleitet war, so dürfte dies auf das dort besonders gediegene Pflaster zurückzuführen sein. Niemand kann über diesen Misthaufen von mehr oder weniger tief in die Erde versunkenen Steinen, der sich Pflaster nennt, mit einem Motorrad ohne übermäßige Geräuschentwicklung fahren; aber eine Strafverfügung der Polizei an den Magistrat könnte diesem Uebelstand vielleicht abhelfen.

3. Da ich die Geräusche, die ich am 18. Juni entwickelt habe, unmöglich bis zum 2. September im Kopfe behalten kann, auch nicht aus Respekt vor einem Akte, der zirka 3 Wochen vollkommen geräuschlos bei der Bezirkshauptmannschaft geschlummert hat, so ist es mir heute leider nicht mehr mög-

lich, auf das Meritorische der Anschuldigung einzugehen. Da es aber meine Beschäftigung mit sich bringt, daß ich nach dem 1. und 15. jedes Monats mindestens eine Woche lang nicht nach Graz komme, so ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß ich mich auch nicht am 18. Juni zum Zwecke der Geräuschentwicklung dorthin begeben haben werde. Man müßte mir denn doch mitteilen, wer die Anzeige erstattet hat und die Zeugen namhaft machen, die ihre Richtigkeit bestätigen können, um mein gesunkenes und gänzlich ramponiertes Vertrauen zur österreichischen „Rechtspflege" wieder etwas zu heben. Dadurch, daß man von mir für einen Erlagschein, der unter Brüdern beim Postsparkassenamt zwei Groschen wert ist, der Einfachheit halber gleich zehn Groschen, also das Fünffache verlangt, geschieht dies gewiß nicht.

Schade, daß Erlagscheine keine Lebensmittel, sondern, insoferne sie von der Behörde kommen, nur Lebenserschwerungsmittel sind. Ich hätte sonst das Marktamt um seine Intervention in dieser Angelegenheit einer übermäßigen Preisentwicklung beim Lenken des Rades der Gerechtigkeit ersucht.

Stübing, am 2. September 1927.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

So. Nun hat die Behörde nach § 49, 3 des Verwaltungsstrafgesetzes das „ordentliche Verfahren einzuleiten"! Hoffentlich kommt was Ordentliches dabei heraus. Denn auf das Totgeschwiegenwerden durch die Behörde lasse ich mich nicht mehr ein. Lieber vorbestraft als so gestraft!

ZUFÄLLIGE ENTDECKUNG EINES HEILMITTELS FÜR DEN FALL GROSAVESCU

Zum Fall Grosavescu, in dem vor unseren Augen drei Weiber zu Hyänen werden und aus Entsetzen einen Zeitungssterz kochen, den man am besten als ein Gemisch von Fadismus und Maseltoffismus bezeichnen könnte, sendet mir ein Leser drei nebeneinander stehende Inserate, die der Zufall zusammengeweht zu haben scheint und die in folgender, von ihm empfohlener Reihenfolge veröffentlicht, vielleicht zur Beruhigung der ihre Gemütlosigkeit enthüllenden Gemüter beitragen könnten:

Die Memoiren der Frau Nelly Grosavescu nicht konfisziert. Lesen Sie morgen früh die „Wiener Sonn- und Montagszeitung".

Die Wahrheit über die Tragödie Trajan Grosavescus.
Von Olga Grosavescu.

Die Schwester des getöteten Trajan Grosavescu, Fräulein Olga Grosavescu, sieht sich durch das Verhalten Nelly Grosavescus veranlaßt, in der nächsten Nummer des „Montag mit dem Sportmontag" unter dem Titel „Die Wahrheit über die Tragödie Trajan Grosavescus" bisher unbekannt gebliebene, wichtige und hochinteressante Einzelheiten über die Mordaffäre mitzuteilen. Olga Grosavescu hat bekanntlich jahrelang in der Wohnung des getöteten Künstlers gelebt und ist über alles unterrichtet. Auch die Mutter Ernestine Grosavescu wird im „Montag mit dem Sportmontag" neues Tatsachenmaterial über die wirklichen Umstände der Bluttat veröffentlichen.

Bei Gallen- und Leberleiden, Gallensteinen und Gelbsucht regelt das natürliche „Franz Josef"-Bitterwasser die Verdauung in geradezu vollkommener Weise. Klinische Erfahrungen bestätigen, daß eine häusliche Trinkkur mit Franz-Josef-Wasser besonders wirksam ist, wenn es, mit etwas heißem Wasser gemischt, morgens auf nüchternem Magen genommen wird.

KIRCHLICHE NACHRICHTEN

Mein Freund, ein bekannter Hochtourist, den ich als Geheimagenten und Stellvertreter des Nebelhorns bei den Stellvertretern Gottes beschäftige, hat wieder einmal unter ständiger Gefahr für seine geistige Zurechnungsfähigkeit den Felsen, auf dem die Kirche Christi bekanntlich gegründet ist, erklettert und mir folgende Nachrichten aus dem Reiche Gottes auf Erden übermittelt:

Wunderbare Errettung des Papstes zum Zwecke der Automobilisierung des Vatikans.

Schon seit einiger Zeit ist Papst Pius XI. der Besitzer von zwei Kraftwagen, die ihm zum Geschenk gemacht wurden. Aber erst jetzt hat sich das Oberhaupt der römischen Kirche entschlossen, sie in Gebrauch zu nehmen. Da-

zu bedurfte es einer besonderen Ursache. Bisher benützte der Papst zu seiner gewohnten Spazierfahrt in den Vatikanischen Gärten des Nachmitags eine schwerfällige, alte Karosse, die von ebenso schwerfälligen, alten Gäulen gezogen und von einem dazupassenden Kutscher gelenkt wurde. Neulich geschah das Unbegreifliche, daß die Pferde, als die Karosse im Hof des Vatikans auf den Papst wartete, durch die plötzlich aufziehende päpstliche Garde und ihr Trommelgerassel erschreckt wurden und durchgingen. Der Kutscher verlor die Geistesgegenwart und war außerstande, die Gewalt über sie wiederzugewinnen. Hart am Rande der großen vatikanischen Treppe gelang es den hinzueilenden Gardisten, die Pferde zum Stillstand zu bringen, doch wurde dabei die Kutsche durch den Anprall gegen einen Pfeiler schwer beschädigt und ein Pferd tödlich verletzt. Den inständigen Bitten seiner Umgebung entsprechend, hat der Papst endgültig auf seine Karosse zugunsten des Kraftwagens verzichtet.

Schreckliche Dinge erlebt so ein heiliger Vater, der sich mit alten Gäulen, einem „dazupassenden" Kutscher und einer rasselnden Garde umgibt! Ein wahrer Segen, daß diese Garde von der Religion der Liebe mit Hellebarden ausgerüstet ist und so durch Tötung eines Pferdes — denn vom bloßen Aufhalten wird kein Pferd tot — das Unheil, das sie durchs Trommeln angerichtet hat, gleich wieder gut machen kann. Und welch ein Glück, daß das Automobil schon erfunden und — selbstverständlich als Geschenk — schon vorhanden ist! Es ist nicht auszudenken, was im gleichen Fall Christus gemacht hätte, wenn ihm bei seiner gewohnten Spazierfahrt mit Schusters Rappen diese durchgegangen wären, etwa weil er bei seiner prophetischen Veranlagung das Maultrommelgerassel seiner Stellvertreter vorausgeahnt und darüber scheu geworden wäre. Vielleicht aber hätte er sich dann auf die inständigen Bitten seiner Umgebung dazu veranlaßt gesehen, auf die Gründung seiner Kirche zu verzichten, so daß nicht nur dieser erlogene Unfall, der den Peterspfennigschwitzern das Automobilfahren plausibel machen möchte, verhindert, sondern den Gläubigen selbst so mancher Autodaféunfall erspart worden wäre.

Durch Juden hervorgerufene Epidemien

Der Selbstmord des Londoner Bankiers White und eines führenden italienischen Bankdirektors hat den Vatikan veranlaßt, eine Kundgebung gegen die zurzeit in den zivilisierten Ländern herrschende Selbstmordepidemie herauszugeben.

Seit Jahren bringen sich in aller Welt Proletarier zu Tausenden um, eine Erscheinung, die für die Kirche von lediglich lokaler und untergeordneter Bedeutung war, da bei solchen armen Hunden eine Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses nur mit einem geringen Ausfall an Stolgebühren verbunden war, während mit dem kostenlosen „Einscharren" geradezu ein christliches Werk vollbracht wurde, an dem Angelus Silesius seine Freude gehabt hätte, von dem die Worte stammen:

„Ists christlich Christenvolk, dem Gott den Himmel schenkt,
Daß man nicht ohn' Entgelt dich in die Erde senkt?"

Epidemisch werden die Selbstmorde für den Nachfolger Petri erst dann, wenn zwei „führende" Geldjuden zur Abwechslung einmal Hand an sich, statt an andere legen. Jetzt erst ist der Moment gekommen, wo der Pfaff ins Weihwasser springt und Kundgebungen eines Verbundenseins mit den Schätzen, die der Rost und die Motten fressen, von sich gibt, die zum mindesten überflüssig sind, da das, was durch sie kundgetan wird, längst allen Spatzen auf den vatikanischen Dächern bekannt ist, die übrigens nun durch die Abschaffung der alten Gäule ebenfalls in Nahrungssorgen gestürzt und mit Selbstmordabsichten erfüllt werden. Was wird Hitler zu dieser Epidemie sagen? „Wer ist dran schuld? Natürlich die Juden! Die Juden haben den Selbstmord erfunden!"

Der neue Grazer Bischof Pawlikowski,

der früher Feldbischof war und den Krieg nur durch Gottes Fügung überlebt haben kann, da er dem Tod seiner Schäflein fürs Vaterland immer kühn wie nur

einer in die Augen geblickt und stets in exponiertester Lage Waffen geweiht hat, sprach in seiner Antrittspredigt für das neue Amt:

> Und euch, katholische Diözesanangehörige jedweden Standes, bitte ich, daß ihr den tiefen Grundzug der steirischen Volksseele nicht unterschätzet und die seelischen Edelgüter euch nicht durch volks-, boden- und landfremde Ausbeuter abnehmen lasset. An eurem Herd, in eurem Hause, in eurer Familie, in den Fest- und Trauertagen eures Lebens, in euren Arbeiten und Leiden kehrt ja doch immer der religiöse Anklang wieder. Nur der Glaube breitet eben über das öde Gebiet der schweren Arbeit und des harten Broterwerbes und des bitteren Lebenskampfes durch seinen Segen einen Schimmer der Verklärung.

Wenn man schon begreift, daß die volks-, boden- und landfremden Ausbeuter — Genußspechte, wie sie nun einmal sind — nur auf die seelischen Edelgüter des steirischen Volkes spitzen, so sollten doch weigstens die bodenständigen Ausbeuter, die es mehr auf materielle Güter abgesehen haben, zum Beispiel der kirchliche Großgrundbesitz, endlich daran gehen, den katholischen Diözesanangehörigen auch noch das letzte abzunehmen, das ihnen geblieben ist: die schwere Arbeit, den harten Broterwerb und den bitteren Lebenskampf. Aber daran denken sie nicht. Ein Existenzminimum muß dem Menschen doch bleiben und es ihm auch noch zu nehmen, wäre unchristlich. Für ein so ödes Gebiet eignet sich viel besser ein ödes Geschwätz. Einstmals aber hat es, soviel mir bekannt ist, die katholische Kirche doch versucht, die materielle Lage ihrer Schäfchen zu verbessern und zwar noch vor 66 Jahren auf folgende Weise:

Wohlapprobiertes Gebeth

> Wie man im Traum durch eine nathürliche Erscheinung eines guten Geistes, aus denen 90 Nummern ganz gewiss und sicher ohne Betrug erfahren kann, welche gezogen werden.
>
> Herausgegeben von einem gut denkenden Priester, damit sich der nothleidende Mensch damit helfen kann.

Dieses Gebeth muß neun Tage vor der bestehenden Ziehung verrichtet werden. Den ersten Tag Beichten und Communizieren wie auch den letzten Tag. — Alsdann bethe alle Abend um 9 Uhr anfangent: Zuerst das Johannes-Evangelium, hernach 9 Vater unser, 9 Avemaria und 9 Glauben, nach diesen allzeit das nachfolgende Gebeth dazu bei einem geweichten Wachslicht.

Wann dieses alles verrichtet ist, so lege dich nieder, dann wird dir ohne geringster Furcht, oder Schrecken ein Knäblein erscheinen, und dir die 5 Nummern auf einem Zettel bringen, deßwegen soll man immer mit einer Kreide versehen sein, und die Nummern geschwind aufschreiben.

Nun folgt das Gebeth:

Ich N. N. Beschwöre dich guter Geist Emanuel, und rufe dich an durch die Gewalt und Allmacht, mit welcher der dreieinige Gott, Himmel und Erde erschaffen hat. Ich beschwöre und berufe dich guter Geist Emanuel durch die kräftigen und heiligen Worte, Intragamenton, Adoney und Agius, durch welche Gott den Menschen erschaffen hat, gestaltet und ihm den Geist eingeblasen hat. Ich beschwöre und berufe dich guter Geist Emanuel, Josefa, Sabaoth und Heloini, mit welchen er auch Geister erschaffen hat. Ich beschwöre und berufe dich guter Geist Emanuel durch die Kraft und Heiligkeit Gottes, mit dem Profeten Moyses in dem feurigen Buschen, in welchen er unversehrt geblieben, durch die allergerechteste und allmächtigste Nahmen Gottes, Adonäy, Ethäy, und Emanuel hieher zu bezwingen, daß du mir im natürlichen Traum wahrhaft und sichtbar erscheinst, das wahre Geheimnis der Nummern, die aus 90 gezogen werden, nach der Ordnung, wie sie herauskommen, zu meinem Angesicht deutlich darstellest und weitere Auskunft gebest. Ich beschwöre und berufe dich guter Geist Emanuel durch den Himmlischen Vater als den höchsten Gott, der erschienen ist den frommen Patriarchen Abraham im Traum, in Gestalt dreyer Männern, als eine Abbildung der dreyeinigen Gottheit, daß mir gehorsamst meinen Willen erfüllest nach dem Befehl Gottes.

Dieß gebiete ich dir guter Geist Emanuel! Das du kommest und im Traum jene Nummern, so diese Ziehung herauskommen sollen, mir sogleich voraus anzeigen möchtest. Ich beschwöre und berufe dich guter Geist Emanuel, durch die kräftigen Konsekrazion in dem heil. Meßopfer durch das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi, und durch die Worte und Nahmen Gottes: Sathiel, Wawriel, Ulaziel, Baraabel, und Habisiel, komm und verweile nicht zu erscheinen im Traume, damit mein Wille, so es zu meinem Seelen Heil und Nutzen ist, erfüllet werde. Diess gebiete

ich dir in der Kraft Gottes des Va+terns, des Soh+nes und des heiligen Gei+stes. Amen.

Im Jahre 1861 geschrieben.

Erst wenn man das gelesen hat, dann begreift man die Reklame, die für den Katholizismus in einem mir zu Gesicht gekommenen Pfarrblättchen gemacht wird:

Im verflossenen Jahre wurde in London eine neue katholische Kirche eingeweiht. Der Bau kostete nach unserem Gelde eineinhalb Millionen Schilling, welche Summe ein Herr allein leistete aus Dankbarkeit daß er katholisch geworden ist. Er war früher Protestant. Wie glücklich mußte diesen Mann der katholische Glaube machen, daß er dieses große Opfer brachte! — Wie dankst du, lieber Leser, dem Herrgott für dieses allergrößte Glück? Oder fühlst du das Glück am Ende nicht? — Im Jahre 1925 sind in England 12.000 Menschen zum katholischen Glauben übergetreten. Gelt, das ist viel! Es ist zu bemerken, daß diese Konvertiten meist intelligenten Kreisen angehören: Geistliche, Professoren, Offiziere usw. Und wie eifrig, wie glücklich sie nun sind! Das ist ein anderes Glück als eine vom katholischen Glauben abgefallene Frau unserer Pfarre in der Mariatrosterbahn den Mitreisenden geschildert hat: Bin so froh, daß ich evangelisch geworden bin! Der Pastor ist ein fescher starker Mann, ein Bild der Gesundheit; der imponiert mir. In der Mariatrosterkirche muß man immer die mageren Mönche anschauen.

Daß die Mönche mager sind, ist lediglich auf die bekannt schlechte Beobachtungsgabe des weiblichen Geschlechtes zurückzuführen, aber daß der ungenannte Herr, der aus Dankbarkeit dafür, daß er katholisch geworden ist, die anderthalb Millionen Schilling gespendet hat, sie dem wohlapprobierten Gebeth und dem guten Geist Emanuel verdankt, ist sicher. Weitaus weniger sicher aber ist, was die Zulukaffern zu dieser Angelegenheit sagen werden.

DAS RECHT UND DAS RICHTIGE

Der vom Staat gemachte Satz ist der Rechtssatz. Im amtlichen Zauberwelsch heißt er Paragraph. Eine Reihe von zusammenhängenden Rechtssätzen heißt Gesetz. Der einzige Zweck des Gesetzes ist die Schuldigmachung des mit dem Schwert Unterworfenen. Diese Unterwerfung ist für ihn, den bisher Freien und Unschuldigen, eine Strafe. Also erstrebt der Gesetzmacher mit dem Gesetz nichts anderes als die Begründung der Bestrafung eines Unschuldigen. Daher ist das Recht das Gegenteil des Richtigen. Die Frage des Pontius Pilatus: Was ist Wahrheit? besteht also nur zu Recht. Das Wissen um die Wahrheit würde diesen Landwürger, den der Fürstenknecht Luther bezeichnenderweise den Landpfleger nennt und der noch heute in jedem sich nur selbst pflegenden Rechtspriester steckt, vollständig überflüssig gemacht haben. Für den rechtsprechenden Staatspfaffen, den Richter, darf es daher keine Wahrheit geben.

Folglich ist das Recht die Verneinung der Wahrheit.

Das Grundgesetz des Staates lautet: Du sollst nicht töten! Dieser Satz ist falsch. Hinter allen Sätzen, die mit: Du sollst! beginnen, steht stets in Klammern: Aber ich darf es! Der Satz: Du sollst nicht töten! lautet richtig: Wir mögen nicht töten! Mit diesem Satz läßt sich allerdings nicht herrschen, denn er gibt keinerlei Strafmöglichkeit. Also ist er auch kein Gesetz. Es läßt sich damit nicht der geringste Staat machen, denn dieser Satz würde sich gegen jeden Scharfrichter richten. Das Gesetz aber darf niemals gegen den Gesetzmacher wirksam sein. Denn nur zu dem Zweck, daß es sich nicht gegen ihn, sondern nur gegen die anderen richte, hat er es angefertigt. Sonst besäße er ja auch keine Strafgewalt. Und sie allein ist der Zweck jedes Gesetzes. Jeder Rechtssatz ist die wörtliche Sicherung eines

gelungenen Raubes gegen den Widerraub der dabei gemachten Beute. Dem Ochsen, also dem unterjochten Landmann, ist niemals erlaubt, was sich der vornehme, der die fettesten Bissen vorwegnehmende Gott, also der siegreiche Hirt straflos unterstehen darf. Ja, Bauer, das ist ganz was anderes! ruft er ihm im vollen Bewußtsein zu. Rechtsgewalt ist Straigewalt, Strafgewalt ist Raubgewalt, Raubgewalt ist Staatsgewalt. Die Staatsgewalt ist daher die scheußlichste und ekelhafteste von allen Gewaltverübungsarten.

Also ist das Gesetz die nachträgliche falschwörtliche Begründung der Würgerei, die sich die Staatsmacher über ihre Untertanen angemaßt haben. Der einzige Rechtsgrund ist der Magen des Rechtssatzmachers. Die Wissenschaft vom Recht ist nichts anderes als die mehr oder minder genaue Kenntnis von den Folgen des siegreichen Schwerthiebes. Das Recht kann, wenn es der Unterjochte anwendet, wohl zum Links, aber niemals zum Geradeaus, zum Richtigen werden.

Folglich ist der Rechtssatz ein Falschsatz.

Der das Gesetz zur Strafanwendung bringende Rechtspfaffe, der Richter, fällt in Uebereinstimmung mit dem Gesetz das Urteil. Das Urteil ist also der vom Richter verfaßte Rechtssatz.

Folglich können nur die Urteile richtig sein, die dem Gesetz widersprechen.

Das sind die freisprechenden Urteile. Ein Recht kann nur entstehen, wenn einem andern Unrecht gegeben wird. Unrecht geben heißt Unrecht tun. Beim freisprechenden Urteil bekommt der Staat Unrecht, das heißt, der Rechtspfaffe schlägt sich selbst aufs Maul.

Folglich ist jeder Richter ein Uebeltäter.

Da der Staat die Wurzel alles Uebels ist, müßte jede gerichtliche Verhandlung mit seiner Verurteilung schließen. Um das zu verhindern, ist der Rich-

ter an die staatliche Futterkrippe angeschlossen und durch die Schranke vom Volk getrennt. Deshalb kann das Volk niemals die Quelle des Rechts sein. Die bretterne Schranke, die jederRichter vor seiner Stirn hat, ist die durch den Gerichtssaal gezogene Fortsetzung der Feldergrenze.

Folglich ist jeder Richter ein beschränkter Kerl.

Nach dem Rechtsbrauch aller Staaten schützt Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe. Dieser Satz enthält zwei Verneinungen. Solche Sätze geben Zeugnis von der bodenlosen Dummheit ihrer Anfertiger.

Folglich muß die vollkommene Kenntnis des Gesetzes gegen jede Strafe schützen.

Die vollkommene Kenntnis des Gesetzes besteht darin, daß jedes Gesetz ein Wörterdreck, eine Falschsatzanhäufung ist. Vor dem Auge des ewigen Vaters ist zwischen drei bandenraubenden Buschkleppern, die einen Krämer ausplündern, und drei pensionsberechtigten Beamten, die sechshundert Bücher ohne Bezahlung fortschleppen, nicht der geringste Unterschied, auch wenn sie diese ihre Fingerfertigkeit „beschlagnahmen" nennen. Auch der Dieb beschlagnahmt die fremde Ware, nach der er greift, aber er ist doch wenigstens nicht so erbärmlich und feige, diese Untat unter dem Schutze eines Gesetzes zu begehen. Wie jeder Zöllner nur ein gesetzlich geschützter Wegelagerer, so ist jeder Rechtsbeflissene vom Justizminister bis zum jüngsten Rechtslehrling, ein gesetzlich geschütztes Schweinehundel. Allein er ist es in den meisten Fällen nur deshalb, weil er noch nicht erkannt hat, daß er eines ist. Erst diese Selbsteinsicht kann ihm zur vollkommenen Kenntnis des Gesetzes verhelfen, und er wird fortan nicht mehr recht, sodern richtig, nicht mehr falsch, sondern wahr sprechen. Dann aber wird er kein Richter und Hinrichter, sondern ein Aufrichter und Allerschlichter, nämlich der allmächtige und allwissende Wahrheitssprecher sein. Und er wird alles daranset-

zen, den bereits erschütterten und verrückten Grenzstein, diese einzige Ursache alles Streites, möglichst rasch aus der Welt zu schaffen. Denn auf ihm beruht nicht nur die strafende, sondern auch die bürgerliche Rechtssetzung. Nur zwischen Falschdenkern sind Verträge denkbar. Die Richtigdenker vertragen sich ohne Verträge, weil sie ganz und gar nicht gegeneinander denken mögen. Dem Menschen nämlich können nur seine eigenen falschen Gedanken widerfahren, die richtigen Gedanken fahren mit ihm und tragen ihn in die Ewigkeit.

Folglich ist das zu Recht Bestehende stets das Vergängliche, das Falsche, und kann niemals das Richtige, das Ewige sein.

Daran wird auch die Wissenschaft nichts ändern, die heute schon aus ihrem letzten Falschdenkloch pfeift und die als Wortzauberei, als Wortglauberei und als Wortklauberei, als Theologie, Philosophie und Jurisprudenz, wie sie sich in ihrer höchstbarbarischen Schwatzweise nennt, heute nur noch die Aufgabe hat, den nach allen Seiten hin wankenden und auseinanderbrechenden Staatsgedanken mit immer neuen Falschwortsparren zu stützen. Die freie Forschung hat diese Geheimratsspeiseanstalten, Fachmännerställe und Rätseldrechseleien bereits verlassen und sich den Warenherstellern angeschlossen. Es ist kein Zufall, wie es denn vor dem Antlitz des allgegenwärtigen, ewigen Vaters überhaupt keine Zufälle gibt, daß die Unterjochung der freien städtischen Hochschulen durch die Staatsgewalten, zum Zwecke der Beamtenherstellung im Großen, mit der Erfindung des Schießpulvers zusammenfällt.

Solange die deutschen Hochschullehrer bei der Pflege der ihnen vorgeschriebenen Falschdenkerei bleiben, jeden Richtigdenker fortbeißen und die deutsche Sprache weiterhin so zerschwafeln und verwelschen wie bisher, dann müssen sie sich nicht wundern, wenn ihnen das deutsche Volk immer entschiedener den Rücken kehrt und die mit ihrem

Gefasel beschmutzten Papiere nicht einmal im allergeheimsten Kämmerlein zur Hand nehmen mag. Denn das deutsche Volk ist die deutsche Sprache, und die richtige Gerechtigkeit ist das richtige Rechnen und Sprechen. Ein Hochschullehrer, der die Wahrheit erkannt hat, darf sie nicht aussprechen. Denn er ist letzten Endes immer ein Beamtenhersteller. Und wenn er die Wörter Staat und Herrschaft verwirft, so klammert er sich umso fester an die Wörter Verwaltung und Führerschaft. Hier liegt auch der Grund für den unaufhaltsamen Abstieg der sogenannten geistigen Arbeiter. Wem das Wörterfügen Anstrengung kostet und Mühe macht, der gehört ganz bestimmt zu den Falschdenkern und ist ein Verbreiter der Widerwahrheit. Das deutsche Volk aber will heute nichts anderes mehr als die ganz nackte Wahrheit hören. Denn nur durch sie führt der Weg in die Ewigkeit. Und die nackte Wahrheit besteht aus nackten, einfachen Sätzen. Was man nicht in einem solchen Satz sagen kann, ist unter allen Umständen grundfalsch. Je erhabener die rechtssatzverübende Stelle, umso abschreckender sind die dort verfertigten Wortreihen.

Folglich bilden die Reichsgerichtsentscheidungen den Höhepunkt der falschen Gerechtigkeit und damit den Gipfelpunkt der wissenschaftlichen Sprachsudelei. Ewald Gerhard Seeliger.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG.

In Nr. 16 soll es heißen: S. 10, letzte Zeile: statt „Sobs" „Snobs"; S. 12, sechste Zeile von oben: statt „lieb ist" — „lieb ich"; S. 12, Zeile 15 von unten: statt „Stelle" — „Steile".

In Nr. 17 soll es heißen: S. 3, Zeile 17 von unten: statt „selischen" — „seelischen"; S. 23, Zeile 17 von unten: statt „Agelegenheiten" — „Angelegenheiten"; S. 24, Zeile 20 von unten: statt „btte" — „bitte".

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern .	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Gutenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 19 1. OKTOBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Die Bekenntnisschule / Die Schützer der Ordnung, der Lebensreformer und der größenwahnsinnige Professor Nietzsche / Glossen / Mein ethischer Gesinnungs- und mein unethischer Geschäftsbetrieb / Vor 165 Jahren

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 19 1. OKTOBER 1927 I. JAHR

DIE BEKENNTNISSCHULE

Der deutsche Reichskanzler Marx, der nicht nur — wie der Wiener sagt — „wie zu Fleiß" aussieht, sondern auch wie zu Fleiß als Stütze des Zentrums Marx heißt, hat die Zeit seit seiner Begrüßungsrede an Chamberlin und Levine nicht müßig verbracht. Ueberraschte er uns damals wie in Nr. 12 berichtet wurde, mit der Entdeckung, daß der Flug der beiden Bierapostel aus dem fernen Westen eine „neue Brücke zwischen Europa und Amerika bilde", so verblüffte er uns erst neulich wieder durch das auf dem Dortmunder „Katholikentag" gemachte Geständnis, daß er „auf dem Boden der Bekenntnisschule stehe". Und da auch unser Ignaz, — der nur loyale Staatsbürger und gegen nichtloyale keine Würstel kennt, weshalb ich vorschlage, ihn Ignatius von Loyala zu nennen, — immerzu gegen die Irrlehre wettert, daß Religion Privatangelegenheit sei, so ist das Schicksal der Deutschen auf Jahre hinaus gesichert und wir haben das beruhigende Bewußtsein, das Schema zu kennen, nach dem auch die kommende Generation verblödet werden soll.

So hat denn vor einigen Tagen ein neues Bekenntnisschuljahr begonnen. Es geht zwar die Sage, daß die Schule eigentlich die Aufgabe habe, Kenntnisse und nicht die, Bekenntnisse zu vermitteln, aber

das ist nur ein Märchen, das zum Unterschied von anderen Märchen statt mit „Es war einmal" mit „Es wird einmal" beginnt. Wann es zur Wirklichkeit werden wird, wissen die Götter, die wir neben Jehova nicht haben sollen. Heute bestraft ja der Staat bloß die Vergewaltigung einer im Zustande körperlicher Wehrlosigkeit befindlichen Frau, die Vergewaltigung der im Zustande geistiger Wehrlosigkeit befindlichen Kinder aber macht er zum Gegenstand des Parteienschachers, regelt sie durch Gesetze, die genau bestimmen, wann und wie vergewaltigt werden darf und lenkt sie so in die bekannten „geordneten Bahnen", die die Polizei mit Platzpatronen schützt. Wie könnte eine „Religion" auch je zur Privatangelegenheit degradiert werden, die der Staat wie einen Bissen Brot zur Heranblödung seiner Bürger braucht! Wie könnte man heute noch einem weismachen, daß die Autorität von Gott eingesetzt sei, wenns ihm nicht schon auf der Schulbank, als er sie noch gar nicht kannte, eingetrichtert worden wäre? Wie könnte die Welt heute voll mit Heuchlern und feigen Lügnern sein, wenn man diese nicht schon in der Schule gezwungen hätte, etwas zu bekennen, was sie gar nicht kennen, und sie statt des Nasenputzens das Geheimnis der Transsubstantiation gelehrt hätte? Und wie könnte sich der Staat undankbar gegen eine Kirche erweisen, die durch ihr Gleichnis vom Zinsgroschen das Steuerzahlen in eine religiöse Handlung ummodelt! Ja, eine religiöse Handlung und Fabrik ist diese „Bekenntnisschule", die sich müht, aus dem Rohprodukt lebensfroher Rotznasen eine staatsbürgerliche Fertigware von ernsten Menschen zu erzeugen, die mit jedem selbständigen Denken fertig sind und auf dem Boden der bestehenden Ordnung stehen, bevor sie ihn noch unter den Füßen brennen gefühlt haben. Mir kanns recht sein. Und ich begrüße es immer

wieder, wenn die Autorität keine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich in der schimmernden Wehr ihrer Dummheit dem unvoreingenommenen Blick zu präsentieren, einer Dummheit, die auf der einen Seite die Bekenntnisschulkinder lehrt, daß $1 + 2 = 3$, auf der anderen aber, daß $1 = 3$ sei und daß dieses eben das unerforschliche Geheimnis der heiligen Trinität sei; einer Dummheit, die ein Bekenntnis, das immer nur eine Sache freier Entschließung und freien Bekennens sein kann, Kindern einbläuen will, die noch gar nicht so weit sind, sich zu etwas anderem als zum Bekenntnisschulstürzen entschließen zu können, ebenso wie sie sich bei ihrer „Rechtsprechung" einbildet, die Taten anderer „sühnen" zu können, während es zum Wesen der Sühne gehört, daß sie nur freiwillig und von jedem nur für seine eigenen Taten erfolgen kann.

Katecheten und Pastoren sind nach wie vor am Werke, Kindern von wütenden Antisemiten beizubringen, daß der alte Zuhälter seiner eigenen Frau, Abraham, ein Patriarch und der Mörder Moses ein Prophet gewesen sei, na, und daß überhaupt die Juden das auserwählte Volk Gottes seien. Wunderbar ist nur, daß gegen diese Unverschämtheit noch nie ein deutscher Mann, sondern nur die von ihm als „Judenknechte" gebrandmarkten Sozialdemokraten aufbegehrt haben. Wenn man aber bedenkt, daß die Kirche bei ihrer Vielseitigkeit nicht nur imstande ist, Verbrecher in bedeutende Menschen, sondern auch bedeutende Menschen, insoferne sie mit der geltenden „Ordnung" nicht einverstanden sind, in Verbrecher zu wandeln, erscheint dies nicht mehr wunderbar. Denn der geordnete Betrieb der Ausbeutung, den die Kirche unter ihre Fittige genommen hat, erscheint diesen Brüdern weit wichtiger als die geistige Zurechnungsfähigkeit ihrer Kinder, die, ins Leben der heutigen Ordnung getreten, mit dieser Zurechnungsfähigkeit ja doch nichts weiter anfangen

könnten als sich ihrer zu entäußern, um zum Rechnen fähig zu bleiben. Eine kleine Notiz, die ich gefunden habe, scheint aber auch hier schon de Morgenröte einer besseren Zukunft anzudeuten:

> Germanische Glaubensgemeinde Graz. Am 2. Juli fand in der Wohnung des Amtmannes Richard Felser die Schlußprüfung für die in der germanischen Glaubenslehre vom Weihwart unterrichteten schulpflichtigen Kinder statt. Hiezu hatten sich die Eltern, einige Gäste und Lehrpersonen eingefunden. Der Leifaden des Unterrichtes, vom Weihwart gemeinverständlich zusammengestellt, wird in nächster Zeit in einer reichsdeutschen Verlagsbuchhandlung erscheinen. In diesem Monat findet in Graz das Hauptthing des österreichischen Gaues statt. Glaubensgenossen aller Bundesländer haben ihr Erscheinen zugesagt.

Wirds dem Weihwart gelingen, Jehova vom Throne zu stürzen? Hoffen wir es. Wotan mit ihm!

DIE SCHÜTZER DER ORDNUNG, DER LEBENSREFORMER UND DER GRÖSSENWAHNSINNIGE PROFESSOR NIETZSCHE.

Seit dem 15. Juli, also seit der zweiten Rettung Oesterreichs durch den Bundeskanzler Seipel, von dessen „Cäsarenkopf" die Blätter so lange gequasselt haben, bis er sich die zu diesem Kopf passenden cäsarischen Manieren anschaffte, sind beinahe zweieinhalb Monate vergangen. Die erschossenen Unschuldigen verwesen draußen auf dem Zentralfriedhofe und die am Leben gebliebenen Schuldigen, die durch Pfuirufe Amtshandlungen „erschwert" und der polizeilichen Aufforderung „sich zu zerstreuen" nicht Folge geleistet haben, werden täglich von Richtern, die noch keine französische Statistik als Irrsinnige erfaßt hat, „abgeurteilt". Der Bundespräsident hat die Aufforderung zur Einleitung einer Spendensammlung für die Hinterbliebenen der Opfer mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß er Orden zu verleihen habe und so durch große Spenden förmlich gezwungen werden könne, das Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Oesterreich auch Menschen zu verleihen, die sich tatsächlich solche erworben haben und nicht bloß Gestalten wie Chamberlin und Levine, die es, wie ich munkle, dafür bekommen haben, daß sie sich auf dem Fluge von München nach Wien durch höchsteigenen Düngerabwurf über österreichischem Boden um unsere Landwirtschaft unvergängliche Verdienste erworben haben. Der Bundeskanzler und

der Vizekanzler haben die Lobeshymne auf die Polizei, als Duett in Dur instrumentiert, im Nationalrat zum Vortrag gebracht und der Polizeipräsident Schober hat seine Karabinerschützen für tapferes Verhalten vor fliehenden Männern, Weibern und Kindern dekoriert und ist in einer Zuschrift an die „verehrliche" Redaktion des Neuen Wiener Journals energisch den lügenhaften Behauptungen der Arbeiterzeitung, die Polizei habe mit Einschußmunition, also mit Dum-Dum-Geschoßen gearbeitet, entgegengetreten. Die fürchterlichen Verletzungen der Demonstranten seien lediglich darauf zurückzuführen, daß die Demonstranten mit den in einer Waffenhandlung erbeuteten Flobertgewehren Elefantenmunition gegen die Wache verfeuert hätten. Und der dumme Kerl von Wien hat zu allen diesen Nachrichten mit dem Kopfe genickt, hat mit Gruseln gelesen, daß ein Drittel aller Polizisten beim Schützen der Ordnung schwer verwundet worden sei, hat mit Freuden vernommen, daß trotz dem Tode von beinahe hundert Wienern kein Fremder abgereist sei und ist mit seinem Freunderl auf ein Weinderl vor die Stadt hinausgegangen, um auch dem Humor in dieser schweren Zeit zu seinem Rechte zu verhelfen.

Zweieinhalb Monate sind eine kurze Zeit; kürzer als diese Zeit waren die Beine der Lügen, die uns im Zusammenhang mit den Ereignissen des 15. Juli aufgetischt worden waren; am kürzesten jedoch scheint der Verstand der Leser der bürgerlichen Blätter zu sein. Man glaubt seinen Augen nicht trauen zu dürfen, wenn man in diesen Spalten, die noch vor kurzem von dem Zetergeschrei über die sozialdemokratischen Lügen widerhallten, dieselben Lügen als wahrheitsgetreue bürgerliche Berichte über Tagesereignisse wiedererstehen sieht! Schüchtern zwar und mit der gebotenen vorsichtigen Aufmachung von Verborgenheit — aber doch! Ein bürgerliches Mausi kreißt und ein Berg schon vergessen

gewähnter Schande und Schmach wird wiedergeboren. Hat nun die Polizei blödsinnig auf Unschuldige geschossen oder nicht:

> Am Abend des 15. Juli geriet der 32 Jahre alte Juwelier Artur Kreisky, der auf einem Geschäftsgang begriffen war, nächst dem Getreidemarkt in eine wildflüchtende Menge. Herbeieilende Polizisten schossen in die Menge und Kreisky wurde von zwei Geschoßen getroffen und getötet. Die Mutter des Kreisky hat nun durch ihren Rechtsfreund bei der Staatsanwaltschaft die Strafanzeige wegen Verdachtes des Mordes oder der Gefährdung der körperlichen Sicherheit gegen unbekannte Täter eingebracht; sie behauptet, daß sich zu dem kritischen Zeitpunkt auf der Unglücksstätte Demonstranten überhaupt nicht befunden hätten, sondern in die flüchtende Menge ohne Anlaß hineingeschossen worden sei.

hat nun der Polizeipräsident, der es noch immer ist, gelogen oder hat er nicht gelogen, wenn solche Nachrichten aus der Polizeidirektion in die Oeffentlichkeit dringen:

> Die Vorstandsmitglieder der Freien Organisation der Sicherheitswache, Vater, Deunninger und Ecker, wurden zur Polizeidirektion vorgeladen. Dort wurde ihnen mitgeteilt, daß gegen sie eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet wurde. Außerdem werden sie in gerichtliche Strafuntersuchung gezogen werden. Die drei Sicherheitswachbeamten werden beschuldigt, über die Verwendung von Einschußmunition bei der Niederkämpfung der Wiener Unruhen Privatpersonen Mitteilungen gemacht zu haben. Dadurch haben sie sich gegen die Pflicht der Amtsverschwiegenheit vergangen. Da die Freie Organisation jetzt befürchtet, infolge des Wechsels in den Anschauungen der Wiener Wache in eine unpolitische Gewerkschaft umgewandelt zu werden, hat sie zahlreiche Wachleute, deren sie nicht mehr sicher zu sein glaubt, aus ihren Listen gestrichen.

und sind dies die Verwundungen, die mit Elefantenmunition erzeugt werden:

Die Bundespolizei hat bekanntlich ein eigenes Fachblatt, die „Oeffentliche Sicherheit". In der Nummer 7 dieses Blattes erscheint nun die Verlustliste über jene Polizisten, die bei den Unruhen vom Juli verletzt wurden.

Polizisten sind auch Menschen, die den Schmerz genau so fühlen, wie jeder andere Mensch. Wir bemitleiden deshalb die armen Verwundeten und würden gern die ganze Verlustliste abdrucken, doch aus Platzmangel ist uns das leider nicht möglich, denn diese Liste umfaßt mehrere Seiten und enthält etwa 400 Namen. Ja, so viele Polizisten wurden tatsächlich verletzt. Man sollte es nicht für möglich halten. Da es aber doch interessant ist, festzustellen, worin die Verletzungen dieser 400 Mann bestehen, wollen wir die Verlustliste wenigstens teilweise nachdrucken und greifen zu diesem Zweck wahllos einige Namen heraus:

Wachmann Hrusovar Wilhelm, geb. 1904, ledig, Verletzung unbekannt.

Oberwachmann Mörth Franz, geb. 1904, verh., Fußschmerzen.

Revierinspektor Schneider V. Franz, geb. 1889, Verletzung der Oberlippe.

Bezirksinspektor Nitsche II. Franz, geb. 1877, verh., Rötung des Rückens durch Steinwurf.

Revierinspektor Macek Johann, geb. 1897, verh., leichte Verletzung.

Rayonsinspektor Pönner Wenzel, geb. 1883, verh., Herzschwäche.

Revierinspektor Olbrich Ferdinand, geb., 1890, verh., Hautabschürfungen am Rücken, rechtes Schienbein.

Revierinspektor Tacha Franz, geb. 1885, verh., Quetschung der rechten Mittelzehe, Blutunterlaufungen.

Oberwachmann Swoboda V. Franz, geb. 1893, ledig, Erschöpfung.

Wachmann Staringer Johann, geb. 1900, ledig, Hautabschürfungen am rechten Schienbein und rechten Daumen.

Oberwachmann Knapp Leopold, geb. 1900, verh., Rükkenschmerzen durch Steinwurf.

Oberwachmann Spona Eduard, geb. 1896, verh., Hautabschürfungen an der rechten Wange.

Oberwachmann Hackl II. Josef, geb. 1899, verh., Verletzung am linken Handrücken durch Steinwurf.

Oberwachmann Berndorfer Josef, geb. 1894, verh., Verletzung durch Steinwurf am linken Arm.

Rayonsinspktor Niederle Alois, geb. 1874 (!), verh., Aufregungszustände und Ermattung.

Prov. Wachmann Wirth III. Josef, geb. 1902, ledig, blauer Fleck am Schienbein durch Steinwurf, Verletzungsgrad unbestimmt (!).

So geht diese Verlustliste weiter. Es ist schrecklich! Was sind dagegen die hundert Toten, denen kein blauer Fleck und keine Hautabschürfung mehr Schmerz bereitet.*)

?? Wie komme ich dazu, frage ich, daß mein Vertrauen auf die Wahrheitsliebe der Behörden so schmählich getäuscht wird? Wie komme ich dazu, daß ich deshalb, weil ich das, was heute offenbar ist, schon vor anderthalb Monaten geoffenbart habe, gerade meine geistreichsten bürgerlichen Leser für ewig verloren habe? Wie komme ich dazu, mir sagen lassen zu müssen, daß mein „Vater doch ein so solider Mann" gewesen sei, während ich ein „Bolschewik" sei und zwar nur deshalb, weil ich Nachrichten des Neuen Wiener Journals schon anderthalb Monate vor ihrem Erscheinen abgeschrieben habe? Und wie komme ich dazu, daß ich mir sogar aus dem deutschen Reiche und aus Lebensreformerkreisen, die doch gewiß radikal sind, wenn auch meistens nur in Stoffwechselangelegenheiten, eine Postkarte mit folgenden Vorwürfen schreiben lassen muß:

Mit der vegetarischen Richtung des Blattes sind wir einverstanden und erkennen auch gern an, daß Sie mit Mut und selbstlos gegen Mißstände auftreten!

Wenn Sie aber für die Brandstiftungen des Wiener Pöbels Worte der Entschuldigung, ja der verständnisvollen Anteilnahme finden (so müssen wir Ihre Darlegungen auffassen), wenn Sie die Schützer der Ordnung herabwürdigen und endlich einen Menschen, wie den bedauernswerten größenwahnsinnigen Professor Nietzsche umständlich zitieren, so müssen wir ferner davon Abstand nehmen, Ihre Zeitschrift auszulegen. Wir wollten Ihnen das längst schon

*) Dieser Ausschnitt stammt natürlich aus keiner bürgerlichen Zeitung, sondern aus „Bettauers Wochenschrift".

schreiben, wurden aber durch Arbeitsüberlastung gehindert.
Hochachtungsvoll Vegetarische Presse
Georg Förster

Weh über meine, mit immer neuer, durch nichts gerechtfertigter Hoffnungsfreudigkeit unternommenen hoffnungslosen Versuche unter den Larven von Leuten, die ihr Auftreten gegen den Tiermord durch ihr Eintreten für den Menschenmord wieder gutmachen wollen, eine fühlende Brust fürs Nebelhorn zu entdecken! Einem Kolumbus gleiche ich, der über das Meer der Darmausscheidungen und Nußpasten schifft, das Land des Pythagoras mit der Seele suchend. Lebensreformer nennen sie sich, aber sie kümmern sich nur um das eigene Leben und das Leben der anderen liegt ihnen stagelgrün auf. Vor dem Nebelhorn schaudern sie zurück, aber geblendet vom Alkohol- und Tabakfimmel drucken sie plötzlich Ankündigungen wie diese:

Jungstahlhelm. Aus dem „Merkbuch für Stahlhelmkameraden". Ausgabe Bezirksgruppe Dresden. Herausgeber: Der „Stahlhelm", B. d. F., Gau Ostsachsen, Dresden.

Er umfaßt die Jugend von 17 bis zu 21 Jahren. Ziel des „Jungstahlhelms" ist die körperliche und geistige Wehrhaftmachung der Jugend, ihre Durchdringung mit dem Frontgeist des alten siegreichen Heeres von 1914.

Der Erreichung des Zieles dient: 1. Die turnerische und sportliche Ausbildung. 2. Das Fernhalten aller Rauschgifte, besonders Alkohol und Nikotin, die dem jugendlichen, noch in der Entwicklung begriffenen Körper nur zerrütten und darum die körperlichen Höchstleistungen herabmindern.

O heiliger Alkohol, o seliges Nikotin, daß ihr doch im Stande wäret, den Frontgeist von 1914 so herabzumindern, als ihr ihn gestärkt, ja oft geradezu hervorgerufen habt! Die Welt würde schöner mit jedem Tag. Ich könnte das Nebelhorn eingehen lassen und brauchte nicht mehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu ärgern, die nichts weiter wollen, als sich ungestört vom Pöbel der Ent-

giftung ihres Darmes widmen können. Ich brauchte nicht mehr den größenwahnsinnigen „Professor“ Nietzsche zu zitieren und könnte mich voll und ganz der genußreichen Lektüre von Zitaten aus der „Vegetarischen Presse“ hingeben, die so lauten:

Die Erlösungstat!

Gewaltige Liebe tut sich auf. Reinigt Eure Seelen, Ihr findet sie! Ich bin ein Meister, Euch zu versöhnen! Am Stamme des Kreuzes opfert Euch! In Demut, Geduld und Sanftmut laßt Eure Herzen erglühen im Werk der wahrhaftigen Nächstenliebe.

Neugierige wollen sich zurückhalten! Nur ernst Denkende sind willkommen in der

Christlichen Naturgemeinschaft

Berthold Hunkel, Berlin N. 65, Utrechterstraße 6.

Schwestern-Seelen-Heil!

Sucht Euch den rechten Mann!

In einem treuen Ehebund zu Gott in der Bruderliebe findet, o, Ihr Schwestern, das Glück Eurer Seele durch Erlösung!

Liebe Brüder erwarten Euch als gedrängte Seelen!

Den rechten Mann findet Ihr, auf ewig Dein in der Entwicklung zum neuen Leben!

Neugierige wollen sich zurückhalten! Nur ernst Denkende sind willkommen in der

Christlichen Naturgemeinschaft

Berthold Hunkel, Berlin N. 65, Utrechterstraße 6.

und von einem keineswegs größenwahnsinnigen Heiratsvermittler stammen, der so aussieht:



Berthold Kunkel, Seelenlehrer.

Ach, daß er meine Seele lehrte!

GLOSSEN.

Der Krieg

wäre vermieden worden, wenn der amerikanische Boxerimpresario Rickard schon im Jahre 1914 so gute Ideen gehabt hätte wie heute:

> In dem Streite des früheren österreichischen Erzherzogs Leopold mit dem ungarischen Gesandten in Washington, Grafen Szechenyi, in dessen Verlauf Leopold Habsburg den Grafen zum Zweikampf herausforderte, stellte der Boxerimpresario Rickard dem früheren Erzherzog telegraphisch den Antrag, die Angelegenheit durch einen Boxkampf mit dem Grafen Szechenyi im Yankes-Stadion in Newyork auszutragen. Rickard bietet Leopold Habsburg 5000 Dollar und 20 Prozent der Einnahmen.

Vielleicht wäre es ihm möglich gewesen, den Kaiser Franz Josef unter Hinweis auf die bekannte Tatsache, daß ihm doch nichts erspart bleibe, für einen Boxkampf mit dem König Peter von Serbien auf dem Fußballplatz auf der hohen Warte in Wien zu gewinnen. Die Einnahmen wären gewiß fabelhaft gewesen, der Welt wären 12 Millionen Tote erspart geblieben und der Kaiserin Zita der Aufenthalt in Lequeito. Aber auch seinem Vaterland hätte Rickard insoferne einen Dienst erwiesen, als er ihm die Druckkosten des im letzten Jahr erschienenen und sofort in 300.000 Exemplaren verkauften „Handbuches für militärische Ausbildung" erspart hätte, in dem die schönen Sätze stehen, die beweisen, wie recht das „Grazer Tagblatt" seinerzeit mit seiner Empörung über den Satz „Soldat sein, heißt Mörder sein" hatte:

„Verwundbare Körperteile. Die Bajonettspitze soll besonders im Nahkampf gegen die Kehle des Feindes gerichtet sein, so daß die Spitze leicht eindringen kann und schon bei einigen Zoll tief eine tödliche Wunde verursacht. Andere empfindliche und häufig exponierte Körperteile sind Gesicht, Brust, Unterleib, Schenkel und — bei gewandtem Rücken — die Nieren. Die Armhöhle, in die man einen Stoß führen sollte, wenn die Kehle geschützt ist, ist ebenfalls sehr empfindlich, weil sie große Blutgefäße und ein Nervenzentrum beherbergt....

Für die Grundsätze des Sports und der Feindesachtung gibt es keine praktische Anwendung in diesen Regeln. Wenn Offiziere oder Leute, die zu den kämpfenden Truppenteilen gehören, ihren Platz verlassen, um Verwundete zurückzutragen oder für diese zu sorgen, drücken sie sich und müssen sehr hart bestraft werden. Um einen Gegner, der noch versucht, weiter zu kämpfen oder dich zu Boden zu zerren, zu erledigen, versuche immer, Fuß oder Knie in sein Schienbein zu stoßen und seine Augen mit dem Daumen einzudrücken..."

Und Europa wäre der Anblick einer Zeitungsnotiz erspart worden, die folgendes berichtet:

Ein englischer Offizier, der bald nach Friedensschluß den Hügel 60 bei Ypern kaufte und Teile des Geländes bereits an englische Regimenter zur Errichtung von Kriegerdenkmälern verkauft hat, bietet jetzt den eigentlichen Hügel in einem Zeitungsinserat „einschließlich Maschinengewehrverschanzungen und Unterständen" zum Kauf an. Der Häusermakler, der den Verkauf des Hügels übernehmen soll, schätzt seinen „Souvenirwert" auf 3000 bis 5000 Pfund, die der englische Offizier zu erlösen hofft. Wieviel der englische Offizier seinerzeit den notleidenden belgischen Eigentümern des Geländes gegeben hat, konnte bis heute noch nicht ermittelt werden.

Also Ersparnisse auf allen Linien. Was aber haben wir schon durch den Krieg erworben? Die Erkenntnis, daß der Heldentod ein Mittel zur Erzeugung von Souvenirwerten ist. Wer gründet mit mir einen Verein, dessen Mitglieder die einzige Verpflichtung haben sollen, jedem Lakel, der heute noch kriegerische Reden hält, eine Souvenirtetschen zu geben?

Der Papst

hielt eine Ansprache an die Versammelten, in der er die katholische Kirche als seinen Augapfel bezeichnete. Er empfahl die geistige und moralische Vorbereitung der Jugend und erklärte, 44 katholische Vereine seien ein schöne Anzahl, die man doch vergrößern möchte, da

noch immer zu wenig Idioten die Welt bevölkern.

Weininger,

der Entdecker von „M" und „W", hätte seine Freude gehabt, wenn er noch erlebt hätte, wie er zum Mitarbeiter des „Interessanten Blattes" wird:

Aktphotos

Pikante Privataufnahmen, auch Gruppenbilder von M. und W. Musterserie zu S 5.— und S 10.— nur gegen Voreinsendung. Postversand, Wien, Postamt 50, Postfach 102/c.

Ein Wunder

ist geschehen:

Thüringen ohne Regierung

K.-B., Weimar, 9 April. Der Landtag von Thüringen lehnte heute sowohl die sozialdemokratische Ministerliste, als auch die Liste mit Ministerialdirektor Thoelle an der Spitze ab. Die kommunistische Fraktion stellte den Antrag, der Landtag solle sich auflösen.

Das war am 9. April, bitte, und Thüringen besteht heute noch! Und ich habe die ganze Zeit über meinen Koffer gepackt gehalten, um bei der ersten Nachricht sogleich nach Thüringen zu fahren und das „Chaos" zu besichtigen, das bekanntlich sofort folgen würde, „wenn wir keine Regierung nicht hätten". Ich bin enttäuscht.

Schutz vor Segen

Wie schütze ich mich von Kindersegen? Preis S 2.—. Zu beziehen durch die Buchhandlung „Arbeiterwille" in Graz, Mariengasse 16.

Glück im Unglück

Im Juli sind in Budapest 53 Selbstmordversuche geglückt.

Bange Frage

Bekommt Prag eine Untergrundbahn?

Aha! Die Weisen von Zion wollen Prag, das eine bekannte arische Hochburg ist, in die Luft sprengen!

Was die Vögel verscheucht

In Süddeutschland haben verschiedene Obstzüchter in ihrem Obstgarten einen Radiolautsprecher aufgestellt, der das ganze Tages-Rundfunkprogramm überträgt, mit dem Erfolg, daß die Vögel den Garten meiden und die Bäume nicht mehr heimsuchen.

Was auf Indianer Eindruck macht

Der einzige Indianerstamm, von dem die Regierung der Vereinigten Staaten bisher noch nicht anerkannt worden ist, hat sich nunmehr entschlossen, die Friedenspfeife mit Präsident Coolidge zu rauchen. Vom Häuptling dieses Stammes der Deminole-Indianer, der in Florida lebt, ging kürzlich eine Petition in Washington ein, ihn und die Seinen als Bürger in den Verband der Staaten aufzunehmen. Es heißt, daß die Hilfe, die das Rote Kreuz dem Stamm nach der letzten Sturmkatastrophe gebracht hat, viel dazu beigetragen habe, die Feindschaft der Roten gegen den weißen Mann zu wandeln.

Was einem Kineser unverständlich ist

In Schanghai wurde vor kurzem eine chinesische Bearbeitung der „Carmen" aufgeführt. Da das spanische Stierkämpfermilieu den Chinesen unverständlich bleiben mußte, waren Aenderungen vorgenommen worden. Carmen wurde zu einem Wäschermädchen, Don Jose zu einem Straßenhändler. Für den Stierkämpfer Escamillo hatt man einen Schwertschlucker gesetzt, der zum Schluß seinen Rivalen tötet und dann am Verschlucken seiner eigenen Schwerter stirbt.

Was die Farbigen mit Verachtung erfüllt

Die weiße Bevölkerung Indiens verlangt von der britischen Regierung eine scharfe Zensur aller amerikanischen Filme, deren Inhalt geeignet ist, das Ansehen der Weißen in den Augen der Farbigen herabzusetzen. Die Zollzensur in den Einfuhrhäfen hat sich bisher nicht als hinlänglich erwiesen.

Was in Deutschland die Kassen füllt

Des außergewöhnlichen Zuspruches halber auf einige Tage verlängert! Heute zum 25. Male. Der Großfilm der Nationalen Film-Schauspiel-Gesellschaft (Lampadius u. Co.) Spiel mit Menschen, ein gewaltiges Schauspiel in 6 Zeitabschnitten aus dem Höhen und Tiefen einiger Menschen. Verfaßt und inszeniert von Hans Lampadius. Die Hauptdarsteller sind durchweg bekannte und beliebte Leipziger Schauspieler. Hierauf: Der Versailler Vertrag in seiner ganzen Entsetzlichkeit und Tragik für das deutsche Volk. Und dann: Je oller — je toller, ein blendendes Lustspiel in 2 Akten. Kassen-Eröffnung: Wochentags 4 Uhr. Beginn halb 5 Uhr. Das letzte Programm beginn um halb 9 Uhr. Infolge großen Andranges Karten-Vorverkauf für den Versailler Friedens-Vertrag ab heute Dienstag und täglich von 11—12 Uhr vorm.

Was in Berlin abgelehnt wird

Die große Strafkammer des Landesgerichtes I die die Berufungsverhandlung in dem Betrugsprozesse gegen den Kaufmann Heinrich Sklarz führt, hat den Haftentlassungs-Antrag des Angeklagten wegen Fluchtgefahr abgelehnt.

Was in Wien eingestellt wird

Als im Februar dieses Jahres der Abschluß des Vergleiches in der Wöllersdorfer Affäre bekannt wurde, wodurch die Differenzen zwischen dem Bund und der Metallum A.-G. bereinigt wurden, da wußte man bereits, daß auch das Strafverfahren gegen Sklarz in kurzem eingestellt werden würde. Allerdings enthielt der Vergleich keine Bestimmung über die damals noch schwebende Strafaffäre, dennoch aber schien der Inhalt der zivilrechtlichen Vereinbarungen auch dem Strafverfahren den Boden zu entziehen. Tatsächlich hat nun die Ratskammer des Wiener Landesgerichtes beschlos-

sen, das Strafverfahren gegen Leon Sklarz in seiner Gänze, das gegen Siegfried Neuhöfer zum Großteil einzustellen.

„Man wußte bereits..." Ehschowissen! Mir wern kan Richter net brauchen! Zivilrechtliche Vereinbarungen entziehen dem Strafverfahren den Boden! O inniger Zusammenhang zwischen Zivil- und Strafrecht! Zahlen, Kellner — nein, Richter! „Bitte sehr, bitte gleich! Bin schon da! Oh, der Herr von Sklarz! Bisserl kitzlige Geschichte das gewesen, mit der Metallum A.G., nicht? Wären bald ins Loch der irdischen Gerechtigkeit marschiert! Hahaha! Na, nix für ungut. Wie bitte? Einstelln? Natürlich einstelln! Dem Strafverfahren is ja der Boden entzogen. Is eh net viel wert der Boden. Wer Justizminister gwesen is zur Zeit der Einstellung? Der Seipel. Ja, ja, natürlich, der mitn Cäsarenkopf. Freilich, freilich! Bitte beehren uns bald wieder, wanns in Berlin ihre ungerechte Straf abgsessen habn! Ja die Saupreißn! Rechtsfrage? Ah wos! Rechtsfragen entwickeln sich aus ganz was anderem:

In der Grafschaft Monaghan in Irland fielen auf einer Fläche von fünf Quadratmeilen Getreidegarben vom Himmel; ein Wirbelwind hatte sie von einem eben gemähten Kornfeld in die Höhe getrieben und vertragen; Daraus hat sich die Rechtsfrage entwickelt, wem die Garben nun gehören.

Reformen

Die oft erörterten Reformen bei der Wiener Polizei sind nun, wie die „Neue Freie Presse" meldet in ein entscheidendes Stadium getreten. Es handelt sich in erster Linie um eine zeitgemäße Bewaffnung. Die Wachleute werden fortan mit einem Gummiknüttel, statt des Schleppsäbels mit einem Stecksäbel und mit einer Steyr-Pistole bewaffnet werden. An Munition werden sie mehrere Reserve-Magazine erhalten, so daß sie im Fall der Bedrängnis bis zu 25 Schüsse werden abgeben können; außerdem sollen zwei Panzerautomobile angeschafft werden. Diese sollen zwei bis vier Maschi-

nengewehre und 10 bis 20 mit Gewehren bewaffnete Polizisten in ihrem Innern bergen. Ein solches Automobil kostet über 200.000 Schilling.

Der Reformator

Polizeipräsident Schober nahm heute vormittag die Ueberreichung der Auszeichnungen von und hielt hiebei eine Ansprache, in der er unter Bezugnahme auf die Ereignisse vom 15. und 16. Juli auf die Pflichterfüllung der Polizeibeamten hinwies und mit den Worten schloß: „Wir können nichts anderes, als dem Staate zu dienen und der Bevölkerung ohne Ansehen des Standes; wir sind nicht Feinde des Volkes, sondern Volksfreunde im edelsten Sinne des Wortes."

Die Wirkung der Volksfreundlichkeit im edelsten Sinne

Wie hier in politisch gut informierten Kreisen verlautet, haben auf dem Dortmunder Katholkentag zwischen dem Reichskanzler Dr. Marx und dem Bundeskanzler Dr. Seipel Unterredungen stattgefunden, in denen auch das Problem des Anschlusses erörtert worden ist. Die beiden Staatsmänner sind sich darüber einig geworden, daß die Erörterung des Anschlußproblems zurzeit nicht opportun sei. Sowohl Deutschland als auch Oesterreich hätten gegenwärtig dringendere Sorgen. Vor allem sei die neue Völkerbundanleihe, um die sich Oesterreich bemühe und die ermöglichen soll, die Arbeitslosigkeit auf Jahre hinaus zu bannen wichtiger als die Frage des Anschlusses. Betont wurde, daß in Völkerbundkreisen die Stimmung für Oesterreich nicht ungünstig sei, ganz besonders dadurch, daß die besonnene Abwehr der roten Julirevolte Oesterreich zu besonderer Achtung und Anerkennung verholfen habe.

Die Wirkung der Volksfreundlichkeit im einzig möglichen Sinne

Gestern mittags wurden auf den Plakatwänden Wiens vielbeachtete Plakate folgenden Inhaltes angebracht:

An den Polizeipräsidenten von Wien, Johann Schober!

Ich fordere Sie auf, abzutreten.

Karl Kraus,
Herausgeber der „Fackel".

MEIN ETHISCHER GESINNUNGS- UND UNETHISCHER GESCHÄFTSBETRIEB

Vor einigen Wochen wurde vom Verwalter, dessen unausgesetzten Bemühungen um die finanzielle Selbständigmachung des Nebelhorns ich es danke, daß ich nicht schon längst abgewirtschaftet habe, an mehrere Bezieher in Deutschland, die auf Empfehlung die Zeitschrift längere Zeit zur Probe erhalten, sich aber nicht gerührt hatten, zur Klärung der Sachlage eine Zuschrift folgenden Inhaltes versendet:

> Wir senden Ihnen seit ..... unsere Zeitschrift probeweise und nehmen an, nachdem Sie bis dato Bezieher sind, daß Sie dieselbe abonnieren wollen.
>
> Wir ersuchen Sie daher höflichst, sich ein Abonnement zu sichern und die Bezugskosten, welche pro Vierteljahr S 3.50 betragen, mittels beiliegenden Erlagschein an uns einzusenden, um uns weitere Urgenzen und Kosten zu ersparen.
>
> Sollten Sie jedoch den Bezug unserer Zeitschrift nicht wünschen, dann ersuchen wir Sie höflichst um Ersatz der bisher aufgelaufenen Bezugskosten, sowie um Verständigung, daß Sie die Zeitschrift nicht abonnieren wollen.

Ich bin kein Freund vom Mahnen und empfinde immer wieder die Verquickung des Schreibens meiner Zeitschrift mit Geldangelegenheiten durch die Verwaltung als peinlich, wenn ich mich auch beim Zahlen der Druckkosten jedesmal davon überzeugen muß, daß sie notwendig und noch viel zu wenig allgemein durchgeführt ist. Da aber dem Nebelhorn die

Reklame durch die Presse und der Vertrieb durch die Vertreiber von Ullsteinschnitten und Kreuzworträtselzeitungen versagt ist, ist es auf die Empfehlung von Mensch zu Mensch, also auf ein tappendes Suchen nach Kopf- und Herzbesitzern inmitten des Gewimmels von Zweibeinen angewiesen. Der Erfolg der diesmaligen Suche durch obiges Rundschreiben schien ein ungeahnter werden zu wollen, denn ich erhielt schon wenige Tage später vom Postscheckamt Leipzig die Verständigung, daß auf mein Konto von einer Frau Gerda Meyer, Berlin-Halensee, Johann Georgstraße 15, der Betrag von zwei Mark fumpfzehn Fennigen eingezahlt worden sei. Sapperment, dachte ich mir, ein neuer Abonnent! Der Absatz hebt sich! Ich kann getrost in eine rosige Zukunft blicken! Doch tagsdarauf kam diese Postkarte:

Berlin, den 20. September 1927.

Herrn Dr. Müller-Gutenbrunn!

Schade, sehr schade, daß neulich Ihr hektographiertes Schreiben kam. Das hat einige Illusionen geraubt. Bis dahin freute ich mich an der ehrlichen, menschlichen Gesinnung, die aus jeder Seite der kleinen Hefte, die ich ohne meinen Wunsch auf einmal zugestellt erhielt, sprach. Dann aber hieß es, etwas zu bezahlen, was man nie bestellt hatte. Das ist eine Art der Kundenwerbung, die keine kapitalistische Zeitschrift kennt. Gewöhnlich werden Probenummern auf Wunsch kostenlos zugestellt. Ein- oder zweimalig, aber keiner kassiert die Bezugskosten ein. Ich habe nie um eine Nummer Ihrer Zeitschrift gebeten, da ich nicht die Mittel habe, sie mir zu halten. Sie müssen meine Adresse von einem Dritten haben. Wenn ich Ihnen trotzdem — ich bin augenblicklich arbeitslos — die Kosten einsandte, geschah es, weil ich einem ethischen Gesinnungs- und unethischen Geschäftsbetrieb nichts schuldig bleiben will.

Gerda Meyer.

Daß man zur Herausgabe einer Zeitschrift, wie es das Nebelhorn ist, eine dicke Haut braucht, war mir schon von allem Anfange an klar. Und meine

Haut ist auch so ungefähr das Dickste, was sich in diesem Artikel denken läßt. Manchmal möchte man aber doch verzagen und lieber Wärter in einem zoologischen Garten werden. Wie sich diese Frau Meyer mit „e" die „Kundenwerbung" fürs Nebelhorn vorstellt, weiß vermutlich nicht einmal sie selbst. Vielleicht wird sie zur Hebung meines ethischen Niveaus Verwalterin bei mir. Sie empfindet zwar zugegebenermaßen Freude an meiner „ehrlichen, menschlichen Gesinnung", deren fortwährende Zitierung endlich schon einmal der Teufel holen soll, aber 75 Pfennig im Monat ist ihr diese Freude nicht wert, ja nicht einmal eine Postkarte ist sie ihr wert, mit der Mitteilung von ihrer Arbeitslosigkeit, worauf sie das Nebelhorn wahrscheinlich so wie viele andere trotz dem Kopfschütteln des Verwalters gratis bekommen hätte. Sie wird danach gewesen sein. Die bescheidene Zuschrift, der es jede nicht ganz hausbackene Intelligenz auf hundert Schritte anmerkt, daß sie nichts weiter ist, als die modernisierte Laterne eines neuerstandenen Diogenes, der Menschen sucht und zwischen deren Zeilen schon die resignierte Voraussicht: „Schade ums Porto" schlummert, bringt sie in Harnisch. Die durch die öftere und nicht nur zweimalige Zusendung und deren, wie man nun hinterher erfährt, freudige Annahme durch sie begründete Bitte erscheint ihr als „Einkassieren", obwohl sich diese Bitte mit keiner Silbe den Charakter eines rechtlichen Anspruches, der ihr nicht zukommt, anmaßt und da die Dame die Zeitschrift nie bestellt hat, kommt sie, einem Sherlock Holmes vergleichbar, zu dem verblüffend richtigen Schluß, daß ich ihre Adresse von einem Dritten haben müsse. Ich weiß leider nicht mehr, wer es war; auf alle Fälle aber: mein Fluch auf ihn!

Bei dieser Frau Meyer will ich von der Regel, daß Arbeitslose das Nebelhorn, wenn es ihnen etwas bedeutet, gratis bekommen, eine Ausnahme statuie-

ren. Sie verwende ihre freie Zeit statt zum Lesen lieber weiterhin zum Nachdenken über ihr sittliches Postulat der Gratislieferung von Freuden, die eigentlich 2.15 Mark wert wären, für sie durch mich, der aber bis jetzt eine weit größere Gratislieferung von Aerger und Beschämung für mich durch sie gegenübersteht. Vielleicht findet auch sie einige Minuten Zeit, um sich zu schämen.

Den von ihr jedoch mit so adeliger Geste eingezahlten Betrag übersende ich noch heute in ihrem Namen dem Berliner Tierschutzverein, damit er — wenn er schon nicht fürs Nebelhorn in Betracht kommen kann — wenigstens einem vernünftigeren Zwecke zugeführt werde als der Unterhaltsbestreitung eines Weibes, das seine Bestimmung nicht im Freudespenden, sondern im unentgeltlichen Freudenehmen erblickt. Und da ich gerade heute von einem Leser, der dieselbe Zuschrift erhalten hat, einen Fünfmarkschein für ein Halbjahresabonnement bekommen habe, schicke ich der Einfachheit halber gleich diesen Schein an den Tierschutzverein. Ich bezahle so für eine Erfahrung, die ich zwar gemacht, aber nicht bestellt habe, den Betrag von 2.85 Mark und es ist nur meinem unethischen Geschäftsbetrieb zuzuschreiben, wenn der Betrag nicht höher ist. Denn die Erfahrung ist zweifellos bedeutend mehr wert.

VOR 165 JAHREN

Man muß glauben, um selig zu werden. Die falsche Auffassung dieses Dogmas ist die Quelle der blutgierigsten Intoleranz und die Ursache aller dieser nutzlosen Lehren, welche der menschlichen Vernunft den Todesstreich versetzen, indem dieselbe dadurch gewöhnt wird, sich mit Worten abspeisen zu lassen.

Die Pflicht zu glauben setzt die Möglichkeit dazu voraus. Was aber glaubt ein Kind, welches sich zur christlichen Religion bekennt? Das, was es versteht; allein es versteht das, was man es nachsprechen läßt, in so geringem Grade, daß es, falls ihr ihm plötzlich das Gegenteil vorsprecht, dieses ebenso willig annehmen wird.

Legt ein Kind das Bekenntnis ab, daß es an Gott glaube, so ist es eigentlich nicht Gott, an den es glaubt, sondern der Peter oder der Jakob, welche ihm sagen, es gebe etwas, was man Gott nenne.

Der große Uebelstand eines falschen Bildes der Gottheit, welches man dem Geiste der Kinder einprägt, besteht darin, daß dasselbe ihr ganzes Leben hindurch in ihnen haften bleibt und daß sie, auch wenn sie erwachsen sind, sich von den Anschauungen ihrer Kindheit nicht loszureißen vermögen.

Jean Jaques Rousseau
(Emile, 1762.)

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 20 15. OKTOBER 1927 1. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Glück und Erde / Chinesisches für Abendländer / Abendländisches für Chineser / Lao Tse, Neunundzwanzigster Spruch.

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 20 15. OKTOBER 1927 1. JAHR

GLÜCK UND ERDE

Wenn man die Publikationen, die Bücher und Zeitschriften jener sozialen Bewegungen durchsucht, die sich die Aufgabe gestellt haben, durch Wort und Tat die Welt zu reformieren und die Menschen einem glücklicheren Lose entgegenzuführen als dem der zivilrechtlich festgelegten und strafrechtlich nirgends verpönten Ausbeutung der Untertanen durch die Obertanen, so wird man viele Worte finden, eines aber in den meisten dieser Programme vergeblich suchen: das Wort E r d e. Es ist allen diesen zum großen Teil wertvollen und sich ehrlich um das Wohl ihrer Brüder mühenden Menschen ohneweiters klar, daß ein Tier der Luft nur durch die Luft, ein Tier des Meeres nur durch das Meer sein ihm eigentümliches Glück finden kann; daß aber der Mensch, der ein Tier der Erde ist, sein ihm gemäßes Glück — nicht bloß seine Nahrung — nur durch die Erde finden kann, das ahnen sie nicht, das bestreiten sie, das geben sie nicht zu, denn sie verstehen die Natur zwar in Theorie und Wissenschaft ausgezeichnet, aber in der Praxis sind sie ihr eben durch die Praxis des Saulebens, das zu führen sie gezwungen sind, so weltenfern, daß ihnen nicht der leiseste Gedanke daran kommt. Es gebe kein himmlisches Glück, predigen sie, sondern nur ein irdisches.

Und obwohl sie damit etwas falsches behaupten, haben sie dennoch recht, ohne es zu wissen. Denn das irdische Glück ist nicht das, was sie darunter verstehen: ein auf der Erde durch menschliche Maßnahmen, gesetzliche Verbrauchsregelung, organisierte Arbeitsteilung und ähnliche Unsinnigkeiten, die uns nur in einem Meer papierener Verordnungen ersäufen würden, mögliches Glück, sondern ein irdisches = erdisches Glück, ein erst durch die Erde mögliches, ein von der Erde gespendetes Glück, dessen Gegensatz nicht ein sagenhaftes, himmlisches Glück ist, sondern das heutzutage bei uns grassierende nichtirdische Unglück, also ein Unglück, das aus der Trennung des Menschen von der Erde erwächst und schon so groß ist, daß die meisten überhaupt nicht mehr wissen, was Glück ist, was Glück im Rahmen unserer Erdgebundenheit sein kann. Verblödet durch Romane und Dramen glauben wir noch immer an das dort verzapfte Gebrüll heldischer Agitatoren, denen ihr Unterleib, ihre Eitelkeit oder ihr Größenwahn Grimmen verursacht und halten die gewöhnlich auf Kosten anderer durchgesetzte Befriedigung dieser Mängel an Selbstbeherrschung für ein wahres, großes, eigenartiges und höchst geniales Glück neben dem uns jedes andere verächtlich und trivial erscheint. Aber so gewiß als es für exceptionelle Menschen ein exceptionelles Glück gibt, so gewiß ist es, daß es für die Massen — und um deren Glück handelt es sich ja hier — nur ein Glück geben kann: das Glück des Hauses, der Heimat, der Beschränkung, das ruhige und sichere Glück der Erde.

Es ist ein Irrtum zu glauben, die Glücklosigkeit, die sich heute in den Mienen fast aller Menschen spiegelt, habe ihre Ursache in der Ausbeutung, der Bedrückung, der wirtschaftlichen Not und in dem bekannten „Kampf aller gegen alle", der angeblich ein — merkwürdiger Weise nur bei uns geltendes

— Naturgesetz sein soll. Der wahre Grund liegt tiefer. Denn erst dadurch, daß die Menschen der Erde untreu wurden, konnten Ausbeutung, Bedrückung, wirtschaftliche Not und Kampf aller gegen alle zu ständigen Erscheinungen werden. Wer fände noch wirtschaftlich Schwache und Hilflose als einzig und allein geeignete Objekte zur Ausbeutung, wenn Nahrung, Kleidung und Wohnung jedem Menschen durch die Erde gesichert wären? Wer ließe sich noch bedrücken und worum sollte der Kampf aller gegen alle entbrennen, wenn alle Menschen durch Anteil an der Erde gleiche Interessen hätten? Man sage nicht, daß das utopistische Träumereien seien, denn eine solche Ordnung des Lebens ist in China in jahrtausendelanger Praxis erprobt. Man sage nicht, daß, was in China möglich, bei uns unmöglich sei, denn das Verlangen des Menschen nach Sicherung seiner primitivsten Bedürfnisse ist allen Rassen gemeinsam. Man sage nicht, daß diese Gleichmacherei und diese Verwandlung der Erde in einen einzigen blühenden und fruchttragenden Garten entsetzlich sei, weil die, die von der Arbeit der anderen leben, zur Ausfüllung ihres leeren Daseins einer Romantik bedürfen, die nur durch die immer abenteuerlicher werdende Romantik des Elends der anderen möglich ist. Man sage nicht, daß dadurch die abendländischen Menschen „auf die Stufe von Bauern sinken würden" und um „Jahrhunderte in der Entwicklung zurückgeworfen" würden, denn die berühmte „Stufe des Bauern" ist unser Patent und seine geistige und wirtschaftliche Verelendung unser Werk, während der chinesische Durchschnittsbauer anscheinend mehr Kultur hat als die kulturvollsten Angehörigen unserer sogenannten guten Gesellschaft. Man sage nicht, daß dies alles nicht wahr sei und berufe sich dabei auf die Bücher über China, die von Globetrotteln herrühren, die keine Weizen- von einer Kornähre unterscheiden können und die die Erfah-

rungen, die sie in den europäisch verschweinten Küsten- und Randgebieten Chinas gesammelt haben, in literarischen Klugschwatzmist umsetzen; man lese vielmehr das im Verlag Jos. C. Huber in Diessen vor München erschienene Buch des ehemaligen französischen Konsuls in China Eugène Simon, aus dem weiter unten einige kurze Auszüge mitgeteilt werden, um einen Begriff davon zu bekommen, was China ist und was Europa sein könnte. Und wenn man aus den Berichten dieses Kenners des wirklichen China einen Hauch jener Freiheit verspürt hat, die die Erde denen gibt, die sich mit ihr verbünden, dann verhülle man als Europäer sein Haupt und schweige. Schweige vor allem von jenen Stürmen im Wasserglase, die die Tschangkaischeke und Tschangtsoline mit ihren 80.000 Manderln immer wieder in jenem Teile des unendlichen 500 Millionen-Reiches entfesseln, in dem den europäischen Friedenssitten, die so aussehen:

Furchtbare Ausbeutung in China. Das englische Auswärtige Amt hat vor kurzer Zeit Berichte der englischen Konsuln in China veröffentlicht. Die Arbeitszeit dauert in der Regel 12 Stunden. Die Webereien in Shanghai arbeiten 23.5 Stunden im Tage in zwei Schichten; jede Schicht dauert zwölf Stunden mit einer viertelstündigen „Ruhepause". In den Strohpressereien und Fischräuchereien wird vierzehn bis fünfzehn Stunden täglich gearbeitet. In Tientsin wird von 4 Uhr früh bis 8 Uhr abends gearbeitet. Gesetzliche Ruhetage oder Urlaub gibt es nicht. Der Konsul von Tientsin meldet, daß die Arbeiter der Seidenspinnereien während des ganzen Jahres an vier Tagen frei haben. Die Kinderarbeit ist eine alltägliche Erscheinung. Kinder, die im zartesten Alter stehen, werden in den Fabriken beschäftigt. In Shanghai arbeiten Kinder bei Tag und bei Nacht. Der vierzehnstündige Arbeitstag gilt ohne weiteres auch für Kinder. In den Staniolfabriken von Ameu müssen die Kinder von 6 Uhr früh bis Mitternacht arbeiten. In den Netzfabriken und Stickereien von Tschifu sind fünfzehn- bis zwanzigtausend junge Mädchen und Frauen beschäftigt; man will jetzt versuchen, das Mindestalter auf zwölf Jahre festzusetzen. In Futschau werden kleine Kinder zum Transport von Säcken und Körben benützt, die mit Erde, Steinen

und Holz gefüllt sind. Furchtbare Krankheiten wüten unter den Arbeitern, Tuberkulose und Hautkrankheiten sind endemisch. Am ärgsten sind die Zustände in der Seidenindustrie. Um eine gute Qualität der Seide zu erzielen, muß die Luft feucht und warm gehalten werden; Türen und Fenster werden nicht geöffnet, die Luft ist von Mikroben erfüllt. Die Arbeiter müssen in den Fabriken wohnen; wenn sie mit der Arbeit fertig sind, breiten sie eine auf den Boden des Arbeitsraumes und schlafen neben ihrer Maschine. Beim Morgengrauen werden die Decken in eine Ecke geworfen und die Arbeit beginnt wieder. Der Maschinensaal ist also zugleich Schlaf- und Wohnraum. Ein entsetzliches Leben, wahrlich nicht wert, gelebt zu werden! Schutzmaßnahmen gegen Betriebsunfälle gibt es nicht, ebenso wenig Maßnahmen zum Schutze der Wöchnerinnen und stillenden Mütter.

notwendigerweise die europäischen Kriegssitten folgen müssen. Das Sowjetregime hat seine Dummheit nie eklatanter bewiesen als dadurch, daß es dieses Kriegsspiel bezahlt, das hier Leute aufführen, die aus jenen 120.000 stammen, die China alle Jahre ausstößt, damit sie in der Fremde das Glück der heimatlichen Erde schätzen lernen und die einer Sehnsucht folgend, die kein entwurzelter abendländischer Nationalökonomenkopf je kapieren wird, Anlaß zu solchen und ähnlichen kopfschüttelnden Berichten geben:

Ein sonderbares Völkchen, kommt es nicht, um zu bleiben oder ein dauerndes Heim aufzuschlagen, sondern nur um Geld zu verdienen und dann in die Heimat zurückzukehren. Ein Chinese, der im Auslande stirbt, wird als Leiche zurückbefördert, um wenigstens im Tode mit der heimischen Erde vereint zu sein.

Ein sonderbares Völkchen, diese Sowjetbonzen, die sich einbilden, ein Volk, dessen Auswurf so denkt, „urganisieren“ und vor ihren sozialtheoretischen Mistwagen spannen zu können. Der Bauer, der im Innern Chinas seinen Holzpflug lenkt und die Gräber seiner im Acker bestattenen Ahnen aus 1000 Jahren grüßt, ist das richtige Objekt für diese Onkel aus dem fernen Westen, die nicht wissen wollen,

wer ihr Großvater war und die jetzt Ausbeutungen arrangieren, um hinterher Revolutionen arrangieren zu können.

Freilich ist auch in China seit 3000 Jahren noch nicht alles so, wie wir es uns fürs Jahr 3000 erträumen; aber ein Volk, das keine Religions-, Raub- und Erbfolgekriege gekannt hat, das kaum ein Heer besitzt, und auf 20.000 Bewohner einen Beamten benötigt, während Oesterreich, wenn ich recht unterrichtet bin, mit einem auf 5 Einwohner zu wenig hat; ein Volk, in dessen Häusern man keinen Spruch so oft wie diesen an den Wänden liest: „Kein Mensch darf sich glücklich nennen, so lange es einen einzigen Unglücklichen gibt"; ein Volk, bei dem es, wie Simon auf 70 Seiten bis ins kleinste Detail ausführt, nicht nur möglich, sondern gewöhnlich ist, daß 7 Leute von einem Hektar nicht nur leben und genießen, sondern auch noch 20.000 Schilling im Jahr an Reingewinn erzielen — ein solches Volk, denke ich, wäre schon der Aufmerksamkeit unserer Lebens- und Reformenstümperei wert. Aber kein Teufel schert sich drum. Am wenigsten der Staat. Denn wenns uns schlecht geht, dann wird die staatliche Gewalt zur Beruhigung des zarten Gemütes unserer ausländischen Gläubiger durch Ankauf von Panzerautos ausgebaut und vertieft. Basta!

Die meisten von uns haben heute kein Verhältnis mehr zur Erde. Sie verachten die Erde als wenig lukratives Betriebsmittel, das den Menschen von Kino und Café trennt und ihn so unter dem Vorwand körperlicher Ernährung um jede geistige Ernährung prellt. Sie haben ihr Leben und die Zukunft ihrer Kinder als Arbeiter, Geschäftsleute und Unternehmer auf die Konjunktur einer Volksunordnung, die sich mit einem euphemistischen Synonym Volkswirtschaft nennt, gestellt. Sie hängen als Angestellte lieber von der Laune und Gnade eines irdischen als eines himmlischen Chefs ab. Die Vorsichtigsten

von ihnen aber sind Piamte geworden und bauen auf das Bestehen eines Staates, der ihnen aus den Steuern Gehälter fürs Steuereintreiben bezahlt. Und obwohl es nur logisch ist, wenn in einer blödsinnigen Gesellschaftsordnung die blödsinnigsten Professionen die einträglichsten sind, so fühlen doch alle, daß das auf ihren schwankenden Boden gegründete Leben nur unvollständig gesichert ist und von jedem Zufall, von jeder Mode über den Haufen geworfen werden kann und sie suchen ihr Dasein, das gegen die Gesetze der Natur verstößt, durch Fabrikation menschlicher Gesetze, die zu ihm passen, zu sichern. Wohl wissend, daß sie von denen, die die Fäden dieser Organisation des Unorganischen in Händen halten, irgendwie ausgebeutet werden, kämpfen sie mehr als sie arbeiten, um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit, ohne je den vollen Lohn ihrer Arbeit erringen zu können. Denn wovon sollten denn die leben, die nicht arbeiten? So wird ihnen ihre Arbeit verhaßt, weil sie für andere verrichtet wird und weil dort, wo schon die volle Arbeit nichts wert ist, die durch Arbeitsteilung geteilte noch weniger wert sein muß. Weil ihre Arbeit Qual ist, erscheint ihnen jede Arbeit als Qual und da sie keinen Effekt hat, nach dem sie gemessen werden könnte, wird sie nach ihrer Länge gemessen, was ungefähr so sinnreich ist, wie wenn einer Bücher nach dem laufenden Meter kauft. Bei der Länge der Zeit aber, die die Erde die Schamlosigkeit hat, sich im Sommer von der Sonne bescheinen zu lassen, kommt die Landarbeit bei denen, die — ahnungsvoll wie das Volk einmal ist — „Die Arbeit hoch; so hoch, daß mans nicht derglengt" singen, schlecht weg. Und mit Recht. Denn nur dort ist die Arbeit keine Last, sondern Glück und Befriedigung, wo sie nicht nach ihrer Länge beurteilt wird, wo man sie für sich selbst leistet und wo sie sich nicht auf Lohn reimt. Reimt sie sich auf Lohn, ist sie Frohn.

Alles was China an Wohlstand und Glück besitzt, dankt es der Erde. Aus der Erde stammt seine Weisheit und der Erde kommt diese Weisheit als Landwirtschaft wieder zu gute. In seinen canonischen Büchern steht der Spruch: „Der Dienst des Himmels hat das Ziel, die Erde zu vergeistigen" und das Hektar trägt 50.000 Kg.; in unserem canonischen Buche steht der Satz: ‚Gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist" und das Hektar trägt in Oesterreich 1200, in Deutschland im günstigsten Falle 4000 Kg. Genug für Gott und Kaiser. Aber übrig bleibt nichts. Jene Landwirtschaft wird ohne Maschinen betrieben und ist vergeistigt, diese ist stolz auf ihre Maschinen und nennt sich rationell. Es scheint aber, als ob die Erde einen stillen Widerwillen gegen alles Geschäft hätte, das mit ihr getrieben wird. Dem, der sie vergewaltigt und mit Maschinen seine großen Ackerflächen abhudelt, weil er Produkte zum Verkauf an die Leute haben will, die keine Zeit für die Erde haben, weil sie in der Stadt mit der intensiven Fabrikation von gläsernen Möpsen beschäftigt sind, gibt sie nicht den zehnten Teil von dem, was sie dem schenkt, der sie mit Liebe und Verständnis im Kleinen betreut, sei es nun als chinesischer Bauer oder als europäischer Schrebergärtner oder Siedler. Dieser so kleinen und noch in den Anfängen steckenden Bewegung, dem einzigen Guten, das der Krieg hervorgebracht und gefördert hat, gehört die Zukunft Europas, falls es überhaupt noch eine Zukunft hat. Aber was für ein Unglück, was für ein Krieg, was für eine Hungersnot muß kommen, damit diese Bewegung eine allgemeine wird?

„Die Erde ernährt so viele Menschen, als sie bebauen; das gilt nach obenhin beinahe unbegrenzt" sagen die Chinesen und sie beweisen durch ihre Zahl, daß sie recht haben. Aber die Erde gibt mehr als bloß die Nahrung. Wer nie sein Brot in Tränen

aß, der kennt nicht die himmlischen Mächte; aber wer nie sein Brot selbst gebaut hat, der kennt sie noch weniger. Wer nie an einem Juniabend vor seinem segenschweren Acker gestanden ist, auf dem sich sichtbar Arbeit in Brot, Mühe in Freude, Sorge in Sorglosigkeit verwandelt, ist arm. Wer nie auf der Erde, die seinen Schweiß getrunken hat, gelegen ist, nie ihre Wärme gefühlt, ihren Duft gerochen, ihr leises Knistern gehört und nie über ihr die Gestirne erblitzen und ihre Bahnen ziehen gesehen hat, während vom Hause her das Lachen der zu Bett gehenden Kinder herüberklang, der weiß nicht, was Frieden, was Sicherheit, was Glück ist. Sie spendet reine Nahrung und reine Freuden. Sie ist treu. Sie schützt unsere Kinder, wenn wir sie nicht mehr schützen können und verklärt so selbst den Gedanken an den Tod mit einem milden Lichte.

CHINESISCHES FÜR ABENDLÄNDER*)

Viele Europäer glauben, daß China das Land des ausgesprochenen Despotismus sei. Nun frage ich, wie ein Despotismus aussehen muß, der, über 500 Millionen Menschen ausgeübt, nicht mehr als 25.000—30.000 Beamte braucht, der zu seiner Erhaltung sich mit einer Armee von 100.000 Tartaren begnügen kann, die sich doch inmitten eines solchen Ameisenhaufens vollkommen verlieren? In Wirklichkeit regiert und verwaltet der Chinese sich selbst und zwar in der Familie durch alle Mitglieder der Familie, in der Gemeinde durch gewählte Beauftragte, während die Beamten gewissermaßen nur die Präsidenten der letzteren sind. Dabei ist nicht zu vergessen, daß sie sich nicht genieren und die Präsidenten einfach fortschicken, wenn sie sich über sie zu beklagen haben, welches Fortschicken sie übrigens auf eine ziemlich originelle Weise ins Werk setzen. Die Ruhe, mit der sich alles abspielt, beweist, daß es eine allgemeine Sitte ist. Im übrigen ist zu beachten, was ihre Gesetzgeber und Philosophen sagen: „Der Monarch", sagen sie, „ist nichts als der Beauftragte des Volkes. Wenn sich der Herrscher gegen Wohl und Willen des Volkes beträgt, betrachtet ihn jedermann als ein Unglück und er wird weggejagt, obwohl er die Macht in Händen hat."

---

*) Vom Verlag gestatteter Nachdruck aus dem Werke: Das Paradies der Arbeit (La cité Chinoise) von Eugène Simon. Deutsch bearbeitet von Paul Garin. Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München.

Aber die Chinesen haben nicht nur die politische Freiheit, sie haben alle Freiheiten: Gewissensfreiheit, Religionsfreiheit, Kultusfreiheit. Die Regierung mischt sich in religiöse Fragen nur, insoweit sie Fragen des bürgerlichen Lebens berühren. Von Zeit zu Zeit dagegen liest man in den Verordnungen der Vizekönige und Gouverneure, die für unsere Begriffe etwas seltsam anmutende Empfehlung: Mißtraut den Religionen! Auch in den öffentlichen Unterricht greift die Regierung nicht ein. Jedermann kann ihn besuchen oder wegbleiben. Trotzdem oder vielmehr eben deswegen gibt es kaum einen Chinesen, der nicht lesen, schreiben, rechnen und zeichnen kann. Was das Versammlungs- und Vereinsrecht anbelangt, so ist es keiner chinesischen Regierung jemals eingefallen, es irgendwie in Frage zu stellen. Man versammelt und vereinigt sich ohne vorherige Anzeige bei der Behörde und ohne irgend einer Erlaubnis zu bedürfen. Nichts endlich beschränkt die volle Freiheit der Presse. In der Provinz Se-Tschuen habe ich Plakataufrufe mit den giftigsten Angriffen auf den Kaiser und die Regierung gesammelt. Höchstens, daß die Mandarine die Maueranschläge entfernen ließen. Sie dachten aber nicht daran, die Urheber zu verfolgen.

Dann: Keine Pässe, keine Patente und Monopole, keine Zölle außer beim Eingang in jede Provinz für fremde Waren. Also eine vollkommene Freiheit. Als letzte der Freiheiten habe ich mir eine vorbehalten, die am weitesten abliegt von europäischer Vorstellung. Ich meine die Freiheit, sich selbst zu richten. (In der Familie.) Auch hier greift der Staat nur ein, wenn er gerufen wird. Und daß sein Eingreifen weder so notwendig noch so häufig ist, als man vermuten könnte, beweist der eine Umstand, daß er dazu nicht einmal eine eigene Behörde hat. Mit einem Worte: Es gibt weder eine Richterkaste, noch eine Priesterkaste, noch eine Militärkaste, noch

eine Gelehrtenkaste. Kann man einen vollkommeneren Beweis verlangen für die Freiheit, deren sich das chinesische Volk erfreut?

*

Niemand ist vollkommen, ein Beamter so wenig als ein anderer. Man sieht lange zu, man läßt ihm Vorstellungen machen. Endlich verlieren die Leute die Geduld, die Bauern verweigern die Steuern, in der Stadt schließt man die Läden. Die Geschäfte hören auf, nichts geht mehr. Nach drei Tagen ist der Beamte abgesetzt, wenn nicht Abhilfe geschaffen ist. Das ist einfach und vollzieht sich ohne Geräusch.

*

Ich habe eben gesagt, daß es in China keinen gesetzgebenden Körper gibt, noch irgend etwas, was einem Parlament gliche. In einer Gesellschaft von solchem Alter sind die Gesetze bereits gemacht, es handelt sich gewissermaßen nur mehr um Ausführungsbestimmungen, die der Zeit, dem Ort und den Umständen Rechnung tragen. Die Chinesen glauben nicht, daß die allgemeinen Formeln, welchen man den schönen Namen von Gesetzen geben könnte, der Ausdruck des Willens aller sein können. Für sie entspringt das Gesetz den Daseinsbedingungen des Individuums oder der Gesellschaft. Dieses Gesetz liegt im Menschen. Es braucht nichts als freie Entwicklung. Die Freiheit ist daher das erste und einzige Gesetz, vielmehr das Prinzip allen Gesetzes.

Trotzdem kann es geschehen, daß man das Bedürfnis nach anderen Hilfsgesetzen empfindet. Bemerkt ein Beamter in dem Bezirk, der ihm anvertraut ist, einen Gebrauch, von dem er glaubt, daß er mit Nutzen verallgemeinert werden könnte, so teilt er ihn der Regierung mit. Wird er von der Akademie, die ihn zu prüfen hat, gebilligt, so wird er allen Provinzen mitgeteilt mit dem Auftrag, die Einfüh-

rung zu versuchen. Wenn er endlich durch die Praxis bewährt und von der Bevölkerung angenommen ist, wird er in das Gesetzbuch eingeschrieben und wird Gesetz. Doch findet seine Eintragung erst beim nächsten Thronwechsel statt. Gelingt ihm das nicht, so wird er zurückgezogen. Das gleiche Verfahren besteht für alle Gesetzentwürfe, welche von der Regierung ausgehen oder von Privaten angeregt werden. Ich muß gleich bemerken, daß die Zahl solcher wesentlichen Zusatzgesetze trotz jahrhundertelanger Vergangenheit so gering ist, daß sie einige Seiten nicht überschreiten.

*

Der beste Minister, sagen die Chinesen, ist Herr Jedermann. Das trifft besonders zu für das Handelsministerium. Wenn ein Volk zahlreich ist, so gedeiht es, wenn es gedeiht, gehen die Geschäfte. Wenn die Geschäfte gehen, wozu dann ein Handelsministerium? Sorgt also, daß sich das Volk vermehre, macht gerechte Gesetze, gerechte und erträgliche Steuern (in China gibt es nur eine Grundsteuer von höchstens 5 Franken auf das Hektar!) und im Uebrigen: je weniger ihr euch einmischt, umso besser. Die Chinesen haben daher kein Handelsministerium.

*

„Nur inmitten unbebauter Gegenden, die der Fremdling durchwandert, kann er sagen „Dies gehört mir", und in diesem Augenblick ist er jenseits der Menschheit. Er errichtet Schranken, wirft Wälle auf, baut Festungen und aus dem Fremden wird der Feind. Er vergißt, daß die Erde niemand gehört und daß der Mensch nur die Nutznießung hat und nur unter der Bedingung, daß er sie selbst bebaut. Der Großgrundbesitz, den man nicht ausbeuten kann ohne Großbetrieb, erzeugt die Knechtschaft, verhindert das Wachstum des Volkes und vernichtet es. Und wenn man nicht mehr einig ist über die

Grundbegriffe und wenn die Herzen aufhören, sich zu verstehen, hören die Lippen auf, dieselbe Sprache zu sprechen. Woher kommt es, daß heute so viele Völker Feinde sind, obwohl sie demselben Stamme entsprossen?"

*

Man sieht, daß die Gleichheit der Professionen in China keine reine Theorie ist. Das ist gewiß nicht sehr ermutigend für die, welche aus der Kunst einen Vorwand oder ein Mittel machen, sich der Handarbeit zu entziehen. Aber auch nur diese können sich beklagen, die wirklichen Künstler arbeiten trotzdem. So ist beispielsweise das Theater ein Vergnügen für alle Welt, da die Schauspieler nicht besser bezahlt werden als die anderen Arbeiter. Es gibt kaum einen noch so abgelegenen Weiler, der nicht häufig von herumziehenden Schauspielertruppen besucht würde, so daß jeder mehreremale im Monat die großen Ereignisse der Geschichte vor seinen Augen wiederaufleben sehen kann oder auch an weniger ernsten, sogar ziemlich derben, manchmal aristophanischen Stücken willkommene Ablenkung von seiner täglichen Arbeit findet.

*

Ich habe ihnen oft von den Wundern unserer Industrie, von der Schnelligkeit unseres Verkehres erzählt. Sie waren voll Bewunderung. Aber wenn ich sie frug, warum sie es nicht nachmachten, antworteten sie: „All das ist sehr hübsch und vielleicht ausgezeichnet für euch, aber es paßt nicht für uns und wäre eine abscheuliche Ueberflüssigkeit. Wir haben zahlreiche und großartige Kanäle, die uns unsere Vorfahren hinterlassen haben. Sie haben sie viel gekostet, sie sind längst bezahlt. Sie besorgen den Verkehr dank der Winde und Strömungen zu geringem Preis. Die notwendigen Lebensmittel werden überall fast in gleichem Maße erzeugt und haben selten große Wegstrecken zurückzulegen. Unsere

Landwirtschaft, so mannigfach wie ergiebig, sichert überall den Unterhalt der Bevölkerung. Wie könnten die Eisenbahnen Mißernten besser bekämpfen wie unsere Getreidespeicher, die wir überall unterhalten, wo Mißernten vorkommen können?

Was eure Industrie anlangt, so haben wir darüber andere Anschauungen als ihr. Wir wollen nicht, daß unsere Industrie mehr Stoffe verarbeitet als das Land hervorbringt. In diesen Grenzen bleibt unsere Bevölkerung eine ackerbautreibende und ihrem Boden verbunden, denn sie lebt von ihm und nur für ihn. Eine Industrie, welche ihre Rohstoffe vom Ausland holen muß, um sie dann als Halb- oder Ganzfabrikate wieder dem Ausland anzubieten, würde aufhören, eine wahrhaft nationale Industrie zu sein, denn sie würde die Völker der Erde entwurzeln. Ihre Interessen wären da, wo sie ihre Märkte und Absatzgebiete fände. Die Wirren, welche daraus hervorgingen, würden sich notwendig bei uns fühlbar machen, ohne daß wir dagegen etwas tun könnten. Wir müßten zum Schutze unserer Kaufleute diplomatische Vertretungen im Ausland unterhalten, nötigenfalls unsere Soldaten hinschicken. All das kostet Geld.

Es gibt noch andere Erwägungen. Eure Maschinen sind sehr teuer. Niemand bei uns ist so reich, daß er eine solche Fabrik gründen könnte. Er müßte sich assoziieren. In den großen Gesellschaften gibt es viele Untergebene und wenige Vorgesetzte, die fast alle ohne Verantwortlichkeit sind. Wir lieben das in der Industrie so wenig als in der Politik. Wir ziehen die kleinen Gruppen vor. Dann, wenn man große Summen in einer Industrie angelegt hat, ist man nicht mehr Herr der Produktion und kann sie nicht mehr dem Bedürfnis anpassen. Es ist notwendig, daß sich jene hohen Summen verzinsen. Also fabriziert man darauf los. Daher die Notwendigkeit, neue Märkte und Absatzgebiete zu

suchen im Ausland und hat man sie gefunden, so beginnt die Sorge, sie zu erhalten. Dann spezialisiert eine Industrie wie bei euch zu sehr die Arbeit. Die Arbeiter werden Maschinen. Sie können nur eines machen und wenn die Fabrik stillsteht, sind sie brotlos und sterben vor Hunger. Bei uns versteht jedermann mehrere Geschäfte. Keiner braucht jemals zu feiern. Und produziert eure Industrie etwa billiger? Stellen sie eine Liste der dringendsten Gegenstände des dringendsten Bedarfes auf bei euch und bei uns und vergleichen sie die Preise.

Endlich haben wir zwei Grundsätze, die sich ewig der Annahme der großen Mittel eurer Industrie entgegenstellen werden: Das ist die Ehrfurcht vor der Arbeit und die Ehrfurcht vor dem Menschenleben. Niemals wird es eine chinesische Regierung wagen, eine bleibende Steuer zu erheben, um Eisenbahnen bauen zu können, niemals wird eine die fürchterliche Verantwortung übernehmen für die Unfälle und Todesfälle, die unmittelbar oder mittelbar die Folge des Gebrauches eurer Maschinen sind, von denen angefangen, welche das Leben eurer Bergleute verkürzen, bis zu jenen, welche das Leben eurer Heizer und Maschinisten bedrohen."

Manchmal sprach ich zu ihnen von unseren Träumen. Ich wies in die Zukunft und zeigte ihnen die Menschheit, wie sie durch unsere Maschinen entlastet von den Qualen der Arbeit sich den Beschäftigungen nach ihrem Geschmack überlassen könne. Sie sahen mich an wie Leute, die nicht verstehen oder nicht glauben. „Bei uns", sagten sie, „ist die Arbeit gerecht, süß und leicht. Unsere Träume gehen nicht weiter. Sie wollen die Arbeit abschaffen. Wir glauben, das wäre ein großes Unglück und würden schon den Gedanken daran als eine Ruchlosigkeit betrachten."

*

Die Erträge der Felder der Familie Uang-Ming-Tse kann man folgendermaßen zusammenfassen: 9910 Kg. Reis, 2100 Kg. Getreide, 1604 Kg. Tee, 300 Kg. große Bohnen, 160 Kg. Mais, 291 Kg. Oel, 180 Kg. Buchweizen, 230 Kg. Zucker, 180 Kg. Tabak, 50.000 Kg. Yamswurzeln (die chinesischen Kartoffel), 9600 Kg. Rüben, 15.000 Kg. Kohl, 80 Stücke Baumwolle, 9720 Kg. Klee, 1095 Kg. Oelkuchen, 1200 Kg. Stengel und Blätter vom Sorgho, der Sojabohne und des Zuckers als Viehfutter, 15.000 Kg. Reisstroh und Stroh von anderem Getreide und außerdem eine gewisse Menge von Früchten, Gemüsen etc. All das von einer Fläche von 1 Hektar 94 Ar!

*

Welch ein Unterschied zwischen der chinesischen Landwirtschaft und der unseren! Welch ein Irrtum, zu glauben, daß man Kultur durch Schläue, Gerechtigkeit durch Gewalttat und den Dünger durch Unverstand ersetzen kann! Sie vergewaltigen die Erde nicht wie wir, verletzen sie nicht, mißhandeln sie nicht, zwingen ihr keine Vorschriften, keine gelehrte Behandlung auf. Sie bitten sie vielmehr, ersuchen sie. Es gibt in ihrer Landwirtschaft keinen Augenblick, der nicht eine Liebkosung für die Erde wäre. Und solch zarter Sorge ergibt sie sich und sie erhalten von ihr alles, was sie wollen und mehr als wir. Ihre Landwirtschaft ist Weisheit und nicht Wissenschaft. Sie ist Arbeit und Gerechtigkeit. Und von der Erde und den Pflanzen erstreckt sich die Gerechtigkeit auf die Tiere. Die Maultiere und Büffel, für uns so schwierig, sind sanft in der Hand des Chinesen und hören auf seine Stimme. Selbst die wilden Tiere fliehen nicht den Chinesen und in den westlichen Bezirken kann man Fasanen und Hasen mit dem Stock wegschlagen. Aber die Chinesen töten sie nicht.

Gewiß gibt es, vom malerischen Gesichtspunkt aus gesehen, Landschaften von einer majestätische-

ren Größe und blendenderer Schönheit. Aber nirgends ist die Natur rührender, sympathischer. Und was man überall und vor allem sieht, das sind Blumen aller Arten. Die purpurnen Azaleen, die Rhododendren, die Geranien, die Glyzinien überziehen die steilsten Hänge, Rosen, Chrysanthemen und eine Menge andere, die wir nur von China her kennen, umblühen und umduften zu jeder Jahreszeit die Hütten und Häuschen.

Nirgends sonst ist der Mensch so durchdrungen von dem innigsten Gefühl für die Dinge, die ihn umgeben. Und in den Gesängen des Feierabends lauschte ich vergebens auf die immer traurigen, verzichtenden, manchmal verzweifelten Töne in den Gesängen unserer Landarbeiter. Das volkstümlichste Lied von China, das Sin-fâ, ist eine sanfte, aufgeräumte Weise voll Frieden und Sicherheit. Weder in dem Sin-fâ noch in irgend einem anderen Lied oder in irgend einer Sage findet sich eine Spur von dem Leiden unserer Sklaverei, den Greueln des Krieges und der Religionskämpfe. Es sind mindestens zwölf Jahrhunderte, daß die Sänger sich einer Ruhe und eines Friedens erfreuen, der allen und jeden eine Summe des Wohlbefindens sichert, von der Europa noch weit entfernt ist.

Das ist das Schauspiel, das in Wirklichkeit im Innern des Landes die chinesische Kultur darbietet. So haben sie nach einem Ausdruck, den der Leser nicht vergessen haben wird, „die Erde zu vergeistigen“ verstanden.

*

„Was glauben Sie von uns?“ fragte ich gelegentlich chinesische Gelehrte, deren Vertrauen ich so glücklich war zu gewinnen.

„Ihr pflegt Eure Seele nicht!“ antworteten sie.

ABENDLÄNDISCHES FÜR CHINESER

Die „Stockyards" Chicagos... Ich komme von dort und habe mich in die 20. Etage gerettet, um das Bild der smarten Firma Swift u. Co. zu vergessen. Doch die Erinnerung läßt mich nicht los, auch hier nicht im sachlich bequemen Zimmer mit den tief gepolsterten Klubsesseln, den vielen elektrischen Lampen, den wändehohen Spiegeln und dem gekachelten Bade. Keine Nerven für Amerika, schätze ich. Ich werde das Bild des „Killers" nicht los, des großen, dürren Schlächters, der mit Gummistiefeln im dampfenden Blut steht und sein dünnes Messer in Schweinehälse sticht. Schnell und gleichmäßig wie ein Automat, 225mal in der Stunde, 1800mal im Tag. Der Neger vor ihm fängt ein Hinterbein des Schweins in der Kette, ein Rad reißt das Tier kopfabwärts herum, bringt es auf gleitendem Stahlband dem Schlächter zu und befördert es als blutenden Kadaver weiter. Zum Enthaaren, zum Ausnehmen, zum Zerlegen, zum Kühlen — 25 Minuten vom Schwein zum Speck. Und dann sind die Rinder da, die dicken braunen Rinder, die den Geruch westlicher Prärien mitbringen und noch selbstbewußt sind, lebenslustig, nicht hinein wollen in die schmalen Gänge mit den unbarmherzigen Schiebetüren, nicht in die Todeszellen, deren Boden tückisch kippt. Aber da stehen zwei Männer auf dem hohen Steig über ihnen, zwei hemdärmelige sachliche Schlächter mit elektrisch geladenen Eisenstäben. O, man schlägt die Tiere nicht mehr, seit Upton Sinclair den „Dschungel" geschrieben hat. Man ist human geworden und streicht ihnen

fast sanft über den Rücken. Dann knistern die elektrischen Funken aus dem Eisenstab, und die Kuh galoppiert geradeaus, dem Hammer entgegen, der sie betäubt, dem Messer, das ihr die Schlagader aufschlitzt. Zwei in der Minute. Die Schlächter müssen sich dazuhalten, wenn sie den Akkordlohn verdienen wollen, die acht Dollars den Tag, die der elektrische Stab des amerikanischen Arbeiters sind... Vorwärts, vorwärts, hier knistern Banknoten, gib mir deine Seele, sei Maschine, Automat, vorwärts, vorwärts, die nächste Kuh...!

Ob das System nützt? Gewiß doch, es bringt Geld, Essen, Kleider, Schuhe, ein Automobil sogar. Wie lange der Mann das Tempo aushält? Wer fragt danach? Die Vorstädte stecken voll Einwanderern und Negern. Ein gutes „job" — Hunderte drängen sich darum. Wie es sittlich wirkt? Der Beamte, den ich danach fragte, sah mich ganz verdutzt an. Wen kümmert das? Acht Dollars den Tag! Ist das nicht genug? — Vielleicht nicht. Nicht ungestraft ist man Automat. Der Golem rast, wenn ihn sein Meister von der Arbeit läßt. Mordet, schändet, raubt...

Die Sonne sinkt über dem Dunst Chicagos, die Lichtreklamen flammen auf. Gerade dort, wo die zuckende blaue Flamme einen neuen Tom-Mix-Film verheißt, unmittelbar hinter dem Kino der Viertausend, liegt Chicagos Untersuchungsgericht. Vorgestern war ich dort. Ein deutsch geborener Sheriff führte mich durch die Abteilung der Jungen (in der elf Mörder sitzen); er zeigte mir die Käfige der Aelteren, wo zweiundsechzig Mörder auf den Richter und sieben auf den Strick warten. „Den Strick?" — „Jawohl, in dieser Halle bauen wir die Plattform auf, da wo eben jetzt die Neger-Gefangenen Baseball spielen. Sehen Sie die Löcher in der Wand? Hier kommen die Bretter herein, auf denen der Verurteilte steht, den Strick um den Hals, mit dem dicken Knoten hinterm linken Ohr, dem bewußten Knoten,

der ihm das Genick bricht, wenn ich die Falltüre öffne."

„Sie tun das selbst, Sheriff?"

„Gewiß, wir machen das selbst; wir haben keinen Henker. Und wir machen es gut. Wenn der Kerl sich fügt und die Halsmuskel schön schlaff läßt, ist er gleich hin. Sonst tanzt er noch eine Weile Jazz, höchstens fünf Minuten lang; aber das ist s e i n e Schuld. Wir sind nicht grausam. Wir lassen ihn noch ein Lied singen, bevor er die weiße Kapuze über den Kopf bekommt. Sie sollten sich das ansehen; Anfang Oktober geht es wieder los."

Ich sehe die Mörder, die auf den „Jazz" warten, in ihren Betonkäfigen. Ein Neger darunter, sitzt nackt auf der Pritsche und gießt Wasser über sein Bein. „Hat einen Schuß bekommen als er floh", erklärte der Sheriff, „einen Schuß ins Knie". der Neger wendet seinen Krauskopf uns zu, blickt uns aus feuchten tiefbraunen Augen an, aus Tieraugen, wie ich sie später im Schlachthof sah, bei Swift u. Co., wenn die Rinder unterm elektrischen Stab zittern. „Wir haben viele Neger hier, mehr als die zehn Prozent, die es nach der Bevölkerungsstatistik sein sollten, und wir müssen sie von unseren weißen Gefangenen trennen. Sonst gäbe es Kampf."

Ich entsinne mich, auch in der Stadt der Freien wohnen die Neger in gesonderten Quartieren; es gibt Straßenzüge, beim Jackson-Park, in denen man kein weißes Gesicht sieht. Schwarz und Weiß mischen sich nicht. Durch wessen Schuld? Wärst Du ein Mörder geworden, nackter Neger mit der Kugel im Knie, stündest Du vor dem Strick, wenn Du hättest im Negerdorf leben dürfen? Wenn nicht Dein Großvater geraubt worden wäre, versklavt, wieder befreit und „zivilisiert"? „Amerikanisiert?" Wenn Du Dich nicht für acht Dollars den Tag verkauft hättest in den Schlachthof oder ins Eisenwerk? Wärest Du? ... Und gäbe es so viele Morde in Chicago, so

viele Raubanfälle und Einbrüche (die der Stadt auch zum Ruhme eines Verbrecherrecords verholfen haben), gäbe es all das ohne das Arbeitstempo des amerikanischen Lebens und seine Seelenschlächtereien?

Dem heißen, dumpfen Tag ist eine kühle Nacht gefolgt. Ich schließe das Fenster und versuche zu lesen. Eine der dicken Chicagoer Zeitungen mit Bildern von Morden und Auto-Katastrophen. Die ersten Seiten überschlagen, sie bringen ja doch nur Verbrechen. Hier etwas Wissenschaftliches:

„In der amerikanischen Gesellschaft für Chemie, die jetzt in Philadelphia tagt, hat du Pont erklärt, gewisse Drogen könnten den Schlaf ersetzen. Der Gelehrte hält es für möglich, mit stimulierenden Chemikalien den Energieverlust aus der Welt zu schaffen, den der Schlaf fürs Geschäftsleben bedeutet. Du Pont meint, daß diese Entdeckung die Kosten der Fabriksarbeit herabsetzen und die Erwerbsmöglichkeit des Arbeiters erhöhen würde."

Folgt eine „Letzte Nachricht": Raubüberfall im Schlafwagen. Die Gauner erbeuteten 400.000 Dollar in Juwelen.

Dann die stolze Rede des amerikanischen Gewerkschaftsführers William Green: „Wir haben es erreicht, daß die Arbeitgeber die höchstmöglichen Löhne zahlen."

Jawohl, das stimmt. Das geht auch aus dem Streik der Chicagoer Kino-Musiker hervor, die sich nicht mehr mit einem durchschnittlichen Wochenlohn von hundert Dollars begnügen wollen.

Noch eine Rede. Brennan spricht gegen die Prohibition und sagt: „Die Trockenlegung Amerikas ist vor allem durch die Propaganda der „Anti-Saloon-Liga" ermöglicht worden, die von John D. Rokkefeller und anderen mächtigen Arbeitgebern finanziert worden ist. Diese Großindustriellen haben zugegeben, daß sie das Prohibitionsgesetz nicht aus

irgendwelchen moralischen Gründen unterstützen, sondern deshalb, weil sich nur nüchterne Arbeiter zu verläßlichen Maschinen umbilden lassen."

Noch eine letzte Stadtnachricht im politischen Teil: Ein siebenjähriger Negerjunge ist Amok gelaufen, hat zwei weiße Kinder mit einem Revolver niedergeschossen und den Polizisten, der ihn verhaftete, schwer verletzt. Gründe unbekannt. Wirklich unbekannt?

Nein, es ist nichts mit dem Zeitungslesen. Oeffnen wir das Fenster wieder. Die Arbeiter am Neubau gegenüber haben Schicht gewechselt. Jetzt turnt ein vierschrötiger blonder Mann vor meinem Fenster herum, ein Schwede mag er sein, statt des hageren schwarzen Burschen, der vorher genietet hatte und wie ein Italiener aussah. — Der Straßenverkehr schläft langsam ein. Nur zwei Reihen Autos in der Madison-Street statt vier zwischen den grünrot blinzelnden Verkehrslichtern. Wie steile Schluchten sehen die Chicagoer Straßen von der 20. Etage aus, wie jähe Canyons, in deren Sohle der Gebirgsbach des Verkehrs schäumt. Vor einigen Tagen hatte ich den Polizeipräsidenten von Chicago besucht, Morgan A. Collins, der den aussichtslosen Kampf gegen Chicagos Verbrecher mit Kraft und Zähigkeit leitet. Er war freundlich genug, mir einen Schnellwagen der Polizei zur Verfügung zu stellen, einen jener achtzylindrigen Cadillacs, in denen die Detektivs Verbrecher jagen. So sah ich Chicago reißend schnell, denn solche Wagen stoppen nicht vor Verkehrssignalen. Die dröhnende Glocke am Kühler scheucht alles aus dem Wege. Der begleitende Polizist zeigte mir den Stahlkasten mit den Repetiergewehren, und wies dann auf die Aexte und Brecheisen unterm Rücksitz, deren gesplitterte Schäfte harten Dienst erwiesen. „Unsere Schlüssel", sagte er heiter, „sind schon ein wenig abgebraucht. Wir öffnen die Häuser mit ihnen. Gutwillig macht man uns selten auf."

„Aber Chicago ist so reich", wende ich ein, „so arbeitsam, so zukunftssicher. Haben die Leute noch immer nicht Geld genug? Weshalb morden und rauben sie?"

„Niemand hat Geld genug", sagt der Polizist philosophisch, „jeder will mehr davon ..."

Richard Katz (in der Vossischen Zeitung).

NEUNUNDZWANZIGSTER SPRUCH

Das Erdreich ordnen wollen mit Gewalt:
Es mißlingt, wie die Erfahrung zeigt.
Das Erdreich untersteht einer geistigen Kraft,
Der man nicht mit Gewalt beikommen kann.
Es ordnen wollen bringt es in Unordnung,
Es festigen wollen macht es wanken.
Denn jedes Tun zeitigt eine Gegenwirkung.
Hier bringt es hinauf, dort herunter;
Hier entfacht es Begeisterung, dort Niedergeschlagenheit;
Hier löst es Kraft aus, dort Erschlaffung;
Hier ist es Gewinn, dort Verlust.
Darum auch der Vollendete:
Er meidet Tatenlust,
Er meidet Tatenprunk,
Er meidet Tatenlohn.

Lao-Tse
(Wiedergabe von Carl Dallago.)

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern .	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Gutenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 21 1. NOVEMBER 1927 I. Jahr

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Betrachtungen zum neuen Strafgeschwätz / Sonata quasi una fantasia / Dr. Bruno Prochaska: Hebung des Fremdenverkehres durch Mord / Tschuang-Tse: Verbrecher

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn" gestattet.

DAS
NEBELHORN

Nr. 21 1. NOVEMBER 1927 I. Jahr

BETRACHTUNGEN ZUM NEUEN STRAFGESCHWÄTZ

Da ich mit der Eigenschaft eines „vir clarissimus ac illustrissimus", der mir im Doktordiplom zu meiner Ueberraschung verliehen worden war, nichts rechtes anzufangen wußte, trat ich — es sind jetzt 15 Jahre her — als Rechtspraktikant beim Wiener Straflandesgericht in Dienst. Ich wurde dem damals dort als Untersuchungsrichter beschäftigten Dr. Osio zugeteilt, in dessen Ressort hauptsächlich Eigentumsdelikte fielen. Neben den Arbeiten eines Schriftführers hatte ich noch eine wichtige Tätigkeit auszuüben: ich mußte mit einer Dr. Osio gehörigen Perolinspritze von Zeit zu Zeit die Luft in unserem Zimmer „verbessern", indem ich den von Zeugen und Untersuchungshäftlingen zurückgelassenen Gestank, statt ihn zum Fenster hinauszulassen, parfümierte. Ich erinnere mich noch eines besonders drastischen Falles, als einmal ein Mann über Verlangen eines in Haft befindlichen Villeneinbrechers als Entlastungszeuge einvernommen werden sollte. Dieser Mann sollte bestätigen, daß er mit dem Häftling zusammen während des ganzen Sommers jede Nacht, also auch die, in welcher der ihm zur Last gelegte Einbruch geschehen war, in einer Sandgrube hinter dem Döblinger Friedhof geschlafen habe. Der Zeuge sah konform der von ihm verlangten Aussage aus.

Er hatte nach oberflächlicher Schätzung ca. ein halbes Dutzend Westen übereinander angezogen, besaß aber keinen Rock und verbreitete einen intensiven Schnapsgeruch im Zimmer. Das war etwas für Dr. Osio! „Stellen Sie sich dort an den Kasten!" sagte er zu dem Zeugen; und zu mir: „Herr Kollega, bitte die Spritze!" Und obwohl ich immer das Protokoll zu führen pflegte, führte es Dr. Osio diesmal selbst, damit ich beide Hände für die dauernde Desinfektion des Zeugen frei habe. Nach jeder Frage an den Mann gab mir der Richter das Zeichen, ihn mit Perolin zu bestäuben. Wie heißen Sie? — Pscht! — Wann sind Sie geboren? — Pscht!... So ging das Verhör weiter und der Zeuge, der heldenhaft am Kasten stand und die Augen vor dem Flüssigkeitsstaub zusammenkniff, ist gewiß heute noch der Meinung, daß zum Betrieb der Justiz unter Umständen auch eine Spritze gehöre.

Lernte ich so die Justiz von einer Seite kennen, die allgemein als heiter empfunden wird und die es auch ist, aber nur deshalb, weil sie von Leuten, die keinen einzigen Rock besitzen, die seelische Kraft verlangt, sich nicht am Eigentum derer zu vergreifen, die ein Dutzend Röcke, kaum benützt, im Schrank hängen haben, so machte ich nur allzubald auch ihre Bekanntschaft von der irrsinnigen Seite her. Eines Tages wurde ein sichtlich lungenkranker Jüngling in die Untersuchungshaft eingeliefert. Er war der Sohn eines vermögenden Geschäftsmannes und hatte sich Schwindeleien mit Kinolizenzen zu Schulden kommen lassen. Der Schaden betrug 1800 Kronen. Die Sache kam also, da nur Schadensbeträge bis 1000 Kronen in die Kompetenz der Bezirksgerichte fielen, zum Landesgericht. Der Vater des Häftlings, ein alter, durch die Tat seines Sohnes gebrochener Mann, gestand mir jungem Menschen bei der Einvernahme, die ich vorzunehmen hatte, daß er ein schwerer Syphilitiker sei und darauf die Ent-

gleisung seines Sohnes zurückführe, der nur infolge erblicher Belastung und in einem Anfall geistiger Verwirrung so gehandelt haben könne. Da unsere Psychiater aber — vermutlich infolge zu seltener sexueller Betätigung — zwar keinen Männerschenkel von einem Frauenschenkel unterscheiden können, aber trotzdem, so oft man sie befragt, genau wissen, daß ein Uebeltäter ausgerechnet zur Zeit der Tat immer geistig normal gewesen sei, schien die Sache ziemlich aussichtslos. Der Vater versuchte seinen Sohn also auf eine andere Weise zu retten. Es erschien Dr. Fritz Horn, ein ehemaliger Bezirksrichter, der Advokat geworden war — also ein Sachverständiger des Gerechtigkeitsbetriebes von beiden Seiten — in unserem Zimmer, wies sich Dr. Osio gegenüber als Verteidiger des Untersuchungshäftlings aus und bat um eine Unterredung mit seinem Klienten. Der junge Mann wurde von einem Justizsoldaten aus der Haft vorgeführt und Dr. Horn sagte ihm in Dr. Osios und meiner Gegenwart ungefähr Folgendes: Sie sind ein Esel, daß sie gerade einen Schaden von 1800 Kronen angerichtet haben. Ich werde Ihre Enthaftung erwirken. Sobald Sie frei sind, betrügen Sie weiter, so daß der Schaden über 2000 Kronen steigt. Dann kommen Sie vor die Geschworenen und ich g a r a n t i e r e Ihnen, daß Sie freigesprochen werden. Tun Sie das nicht, so können Sie ein Jahr sitzen, denn kein Erkenntnissenat von Berufsrichtern spricht sie frei.

Wie sich dieser „Rechtsfall" dann weiter entwickelte, weiß ich nicht mehr, da ich kurze Zeit später zum Landesgericht in Zivilrechtssachen versetzt wurde; diese Scene aber blieb mir unvergeßlich, denn sie hatte mir dazu verholfen, zum erstenmal einen Hauch jener irdischen Gerechtigkeit zu verspüren, derem Dienst ich mich als unreifer Mensch verschrieben hatte; die sich für eine Tochter des Himmels ausgeben möchte und dabei ein vom Herrn

Zufall mit der Frau Dummheit gezeugter Pamperletsch ist. Aber auch das Wesen der Geschworenengerichte war mir von diesem Tage an wenigstens gefühlsmäßig klar. Andere Klarheiten folgten und nach Ablauf des Jahres meiner „Rechtspraxis" hatte ich mir in Rechtssachen eine solche Praxis angeeignet, daß ich in meinem dunklen Drange, der mich das ganze Leben lang leitete, lieber links zu gehen beschloß.

Seitdem die Geschworenengerichte bestehen, sind sie damit beschäftigt, „Fehlurteile" zu fällen und es gibt noch immer geistig anspruchslose Leute, die sich bei jedem Schwurgerichtsprozeß von neuem darüber wundern. Sie kapieren eben noch immer nicht die Grundbedingungen des Schwurgerichtsbetriebes, der die beiden Verbote Christi hinsichtlich des Richtens und Schwörens ebenso glücklich wie sinnig in einem Worte vereinigt; sie ahnen eben noch immer nicht, daß weder der Mörder noch der Ermordete, sondern ganz jemand anderer schuldig ist. Irgendwie scheint ja der Brauch der Geschworenengerichte mit dem Brauch der Fußwaschung zusammenzuhängen und zwölf Männer, denen von Kaiser oder Bischof die Füße gewaschen wurden, bemühen sich zum Dank dafür die Schweißfüße einer Gerechtigkeit zu waschen, die des Staates und der Kirche Stütze ist. Weil einer aufgeklärteren Menschheit die trockene Anwendung der Gesetze unerträglich zu werden begann, berief man als Prügelknaben Männer aus dem Volke, um bei dummen Urteilen nicht den Gesetzen, die die apodiktische Beantwortung einer „Schuldfrage" und ähnlichen Unsinn fordern, sondern den Geschworenen die Verantwortung aufhalsen zu können. Die Richter haben Angst vor den Geschworenen und fürchten, daß sie das Gesetz „verletzen" könnten. Die Geschworenen haben Angst vor den Richtern und fürchten, daß diese das Gesetz zur Anwendung bringen könnten.

Diese zwiefache Angst aber durch die Abschaffung des politischer Packelei entsprungenen Majoritätsunsinnes, den wir großartig „Gesetz" nennen, zu bannen — das ist ein Gedanke, der wie alles Gute zu nahe liegt, als daß ihn unsere „weitsichtigen" Staatenlenker erblicken könnten.

Gerade in diesen Wochen, in denen man sich in Deutschland und Oesterreich damit beschäftigt, auf dem politischen Markte ein neues Strafgesetz einzuhandeln und zwar gegen finanzielle Zugeständnisse mittelbarer Natur (finanzielle Zugeständnisse unmittelbarer Natur sind als Bestechung streng verpönt, weil sie auch der Dumme verstünde und dadurch das Ansehen der Autorität untergraben würde, die auf das Vertrauen in seine geistige Schwäche gegründet ist) — gerade in diesen Wochen also wäre es aktuell, sich mit dem „Geist der Gesetze" an und für sich näher zu befassen. Es ist ja gewiß dankenswert, wenn sich einzelne Männer und Vereinigungen bemühen, denen, die es nicht schon ohne hinzuschauen wissen, daß auch ein neues Strafgesetz nicht viel mehr sein kann als ein neues Strafgeschwätz, zu zeigen, was für ein mittelalterlicher Wolf sich da in modernisiertem Schafspelz wieder ans Fressen von ohnehin schon rar gewordenem Menschenglück machen möchte.*). Aber ich halte

*) Ich möchte in diesem Zusammenhange besonders auf den von Dr. Kurt Hiller redigierten und vom Kartell für Reform des Sexualstrafrechtes herausgegebenen Gegenentwurf zum amtlichen Entwurf eines allgemeinen deutschen Strafgesetzbuches über geschlechtliche und mit dem Geschlechtsleben im Zusammenhang stehende Handlungen (Verlag der neuen Gesellschaft, Berlin) aufmerksam machen. Er bemüht sich nicht nur, der Hand des Gesetzgebers auf die Finger zu klopfen, die nach den Geschlechtsteilen seiner mündigen Untertanen tasten wollen, sondern bringt auch eine pikante Nachricht: Maximilian Harden hat den Aufruf deutscher Männer gegen die Homobestialität mitunterschrieben! Derselbe Harden, der seinerzeit mit Hilfe fischender Freunde voll gesetzlich an-

alle Versuche, gegen Gesetze auf gesetzlichem Wege etwas auszurichten, für verlorene Hassesmüh und für aussichtslos. Gegen das Strafgeschwätz kann zur Strafe nur eine allgemeine Organisation des Schweigens vor den Gerichten helfen, die dieses Geschwätz in neues Menschenleid zu verwandeln berufen sind, ohne dadurch das durch die Tat verursachte Leid ungeschehen machen zu können. Und ich möchte für meine Person heute schon alle künftigen Verleumder und Ehrabschneider auf die Vergeblichkeit eines eventuellen Bemühens aufmerksam machen, mich durch den Vorwurf irgendeiner strafgeschwätzlich verpönten Handlung, deren ich schon so manche begangen habe, zum Zwecke der Reparatur meiner Ehre, vor den irdischen Richter zu locken, da meine Ehre einfach unverwundbar ist und da ich das, was ich zu tun und zu unterlassen habe, jeweils selbst bestimme und meine Fehltritte in eigener Regie sühne.

Ach, daß es doch so schwer zu sein scheint, den Mumpitz dieser Strafgeschwätzgebung zu durchschauen! Stößt einen nicht das Strafgeschwätz schon von selbst mit der Nase auf diese so offensichtliche und doch so verborgene Tatsache, wenn es in der Theorie die Moralität einer Handlung und ihre Unterscheidung in Uebertretung, Vergehen und Verbrechen, von der Höhe des Schadens in Geld abhängig macht und in der Praxis alle ganz großen Diebe ohne Ausnahme laufen läßt?

Merkt daran niemand, wie diese irdische Justiz, die sich immer wieder als Unterläufel der himmlischen anpreist und sich bei jeder Gelegenheit das ungewaschene Maul mit den Phrasen von ihrer ethischen Mission ausspült, nur eine unver-

---

erkanntem Normempfinden vom Starnbergersee den schwerkranken „Urning" Eulenburg, der uns die Rosenlieder geschenkt hat, vor Gericht zitieren wollte und der vom Moltke-Harden-Prozeß her so manche Existenz auf dem Gewissen hat!

schämte Hüterin und Dienerin des Geldsacks ist und — man muß für die ekelhafte Sache ein ekelhaftes Wort gebrauchen — die Mentalität des Geld„besitzers" zu der ihrigen gemacht hat und so wie dieser die kleineren Diebe als lästig empfindet, vor den großen aber die Augen zudrückt und sie im Grunde des Paragraphengebildes, das sie an Stelle des Herzens trägt, bewundert und von ihnen etwas zu lernen hofft? Die rein zufällige Höhe des Geldschadens, den der Griff eines Taschendiebes zum Beispiel zur Folge hat, wird zum Maß der Strafe gemacht, die sich dann als „Gerechtigkeit" aufbuddelt und nach den Einen den Zweck hat, den Täter zu bessern, nach den Anderen beabsichtigt, die „Strafmündigen" — und das sind wir alle, alle, die wir den geschwätzgebenden und geschwätzanwendenden geistig Unmündigen ausgeliefert sind — vor dem Delikt des Taschendiebstahls abzuschrecken! Aber während die Rechtspfaffen auf der einen Seite immer wieder die Notwendigkeit ihres erhabenen Berufes betonen und sie sich von den Staatspfaffen bestätigen lassen, begehen sie auf der anderen Seite die Dummheit, Kriminalstatistiken herauszugeben, mit denen sie sich selbst aufs phrasentrompetende Maul schlagen. Wie groß in den 45 Jahren österreichischer Strafgeschwätzanwendung von 1882—1925 der Besserungseffekt der verhängten Kerkerjahrtausende war, geht aus diesem Aufschrei des Justizoberpfaffen hervor:

> Aus der heute vom Justizminister dem Nationalrat vorgelegten Uebersicht über die Entwicklung der Kriminalität in Oesterreich seit 1882 ersehe man mit Schrecken, daß alle Strafen, die in dem Zeitraum angewendet worden sind, nicht den Besserungseffekt erzielt haben, den wir von der Anwendung eines Strafgesetzes erwarten müssen.
>
> Die Statistik zeigt weiter, daß ein großes Kontingent der Verbrecher von den bereits Vorbestraften gestellt wird.

Der blühende Blödsinn des Abschreckungseffektes leuchtet wieder aus diesen Zeilen dem sinnenden Staatsbürger entgegen:

Vorerst sieht man, daß im großen Oesterreich anno 1882 weniger Menschen wegen schwerer Verbrechen abgeurteilt wurden als im kleinen Oesterreich anno 1925. Die höchste Steigerung war im Jahre 1923 mit 2029 Abgeurteilten. Wenn man in Betracht zieht, daß im Jahre 1882, also im 54-Millionen-Reich der Monarchie, 1102 Personen und im 6-Millionen-Staat der Republik fast die doppelte Anzahl wegen Verbrechens abgestraft werden mußten, so steht das Erschreckende dieser Statistik klar vor einem.

Da es keine Statistik darüber gibt, wie viel angeklagte geständige und überwiesene Mörder und Totschläger von den Geschworenen freigesprochen wurden, außerdem unbekannt ist, wieviel Personen wegen dieses schwersten aller Delikte angeklagt waren, so kann aus der Statistik des Bundesamtes für Statistik weder eine steigende noch eine fallende Tendenz dieser Verbrechenskategorie festgestellt werden. Trotzdem haben sich die Verurteilungen wegen verbrecherischer Tötung von 1919 bis 1925 verdreifacht.

Während 1918 nur 107 Personen wegen Sittlichkeitsverbrechen abgestraft wurden, betrug 1925 die Zahl der Straffälligen dieses Verbrechens wegen 1267. Diese entsetzliche Verelffachung, die eher eine Steigerung als eine Verminderung erfahren dürfte, ist ein gellendes Warnungssignal dafür, wo der Hebel der Volkserziehung anzusetzen ist.

Kusch!

„Der Hebel der Volkserziehung" — das ist natürlich die Auslieferung der Kinder an die Bekenntnisschule, nicht aber am Ende irgend eine Maßnahme, die der Wohnungsnot abhelfen könnte, die die größten Güter und Klöster säkularisieren und der Sparherdzimmerüberbevölkerung der Stadt ein menschenwürdiges Dasein bieten möchte. Dafür gibts kein Geld. Wohl aber sind 120 Milliarden im Monat da zur Kongruaentlohnung einer Geistlichkeit, die mit solchem Erfolg das sechste Gebot predigt und darin vom Strafgeschwätz geschützt wird.

„Wir sind sehr im unklaren darüber, wieviel die sozialen Verhältnisse zur Entwicklung von Gut und Böse beitragen können."

quasseln sie (Siehe Nr. 4, S. 16), aber die Kriminalstatistik versucht auch diesen Unentwegten, die auf dem Boden des Geschwätzes stehen und meinen, Böses zu tun, sei so eine Art Liebhaberei, die richtige Antwort zu geben

— — sind darauf zurückzuführen, daß die gegenüber der Vorkriegszeit gesteigerte Kriminalität neue, bisher nicht in Betracht kommende Schichten der Gesellschaft dem Verbrechen zugeführt hat.

So sehen also die Wirkungen 45jähriger Anwendung des Strafgeschwätzes aus! Wenn ein privates Unternehmen mit seinen Statuten einen solchen Erfolg erzielt, hebt es nach einem halben Jahr diese Statuten auf und versucht seine Absicht auf andere Weise zu erreichen. Nicht so der Staat. Er ist nicht zu überzeugen und nicht umzubringen, denn er schöpft aus dem unerschöpflichen Born der Dummheit. Er weiß noch immer nicht, daß 99 % aller Verbrechen nur zwei Wurzeln haben: die leibliche oder die seelische Not des Täters. Jeder Pennäler kann in seinem staatlich approbierten Lesebuch die Lebensweisheit lesen, daß es notwendig sei, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Für den Staat existiert kein Lesebuch, sondern nur ein Gesetzbuch. Er kümmert sich den Teufel um die Wurzeln, sondern beschneidet mit der Schere seiner Rechtspflege die Triebe und erzeugt damit nur ein vermehrtes Wachstum des Bösen. Er konstatiert in Statistiken mit bedauernder Fratze, daß die Abstrafungen, wegen Abtreibung der Leibesfrucht sich in den letzten Jahren genau verfünfzigfacht haben, aber er denkt nicht daran, den § 144 aufzuheben. Denn er braucht ja auch für künftige Statistiken Verbrecher und behält es sich vor, diese ungewollten Kin-

der einstmals als Erwachsene und erst dann, wenn das Malheur geschehen ist, der bürgerlichen Gesellschaft mit Hilfe eines neuen Strafgeschwätzes selbst abzutreiben. Ueberproduktion an Verbrechern schreckt ihn nicht. Er baut aus Steuergeldern neue Kerker, räumt die im sozialen Kampfe Gefallenen aus den Augen und damit aus dem Sinn und schafft so eine Potemkinsche bürgerliche Ordnung, deren Devise jener Ausruf einer Possenfigur sein könnte: Ramts die Toten weg; i kann die Unordnung net leiden!

SONATA QUASI UNA FANTASIA

1. Satz

Andante idiotoso

Gott

im Jahre 1678 beim Gericht des Erzbischofs von Salzburg:

Ein anderer elfjähriger Junge, Georg Scherer, geboren in Froschheim, war ein Gottesleugner, wie es im Kriminalprotokolle vom 9. Juli 1678 heißt. Man peitschte den Bettelbuben mit einer Rute, was zur Folge hatte, daß er die Frage, ob er Gott verleugnet habe, bejahte, er gab auch an, seine Mutter wisse nicht, daß er seit dreiviertel Jahren zaubern könne. Welcher Stumpfsinn auch in diesem Falle bei Gericht protokolliert wurde, bezeugt, daß Georg Scherer noch angegeben haben soll, er sei vom Zauberer Jaggl gezeichnet worden und der Teufel habe das Blut zum ‚Einschreiben" seines Namens in ein Buch benützt. Am 13. Juli erklärte der dem Richter wieder vorgeführte Bettelbub das ihm vorgelesene Protokoll vom 9. Juli 1678 sei richtig abgefaßt. Der Junge wurde ebenfalls erdrosselt, was auf diese Art geschah, daß man den Jungen zur Galgensäule hinstellte, einen Strick um seinen Hals schlang und diesen so lange anzog, bis das Kind wie eine Katze erwürgt war. Solche Unmenschlichkeiten wurden vor 250 Jahren an Bettelkindern vielfach verübt.

im Jahre 1927 im Quartier Latin in Paris:

Henrique Briceno, ein vermögender Rechtshörer aus Venezuela, hat in einem kleinen Hotel des Quartier Latin in Paris die Midinette Marguerite Gaillier getötet. Jüngst vernahmen Nachbarn Schreie aus der Wohnung des jungen Paares im Hotel. Als sie eindrangen, fanden sie Briceno mit einem Messer in der Hand, zu seinen Füßen lag das Mädchen mit tiefen Schnittwunden am Hals. Bei der Verhaftung gab Briceno an, er habe das Mädchen sehr geliebt, aber es hätte immer Streitigkeiten über religiöse Dinge zwischen ihnen gegeben. Als sie nun gar das Bestehen eines Gottes leugnete, habe er sie getötet.

Er ist eben allgegenwärtig.

Der Papst

war glücklich am 29. September:

Rom, 29. September. In seiner Ansprache an die Vertreter der amerikanischen Legion hat der Papst nach dem amtlichen Organe des heiligen Stuhles, dem „Osservatore Romano", ausgeführt, er sei glücklich, sie zu sehen und ihnen seinen Segen zu erteilen: Ihre Anwesenheit erinnere an zwei sehr bedeutende Tatsachen der Weltgeschichte: an den Weltkrieg und an die entscheidende Einmischung des jungen Amerika in die Angelegenheiten der Alten Welt nicht nur mit seinen unermeßlichen Hilfsmitteln, sondern auch mit viel vergossenem Blut und zahlreich geopferten Menschenleben.

erteilte — vorurteilslos, wie er nun einmal ist — am 3. Oktober einem Juden seinen Segen:

Levine ist am 3. Oktober vom Papst empfangen worden. Der Papst hat den zukünftigen Flügen Levines seinen Segen erteilt.

dessen prompte Wirkung bereits tagsdarauf in Erscheinung trat:

Rom, 4. Oktober. Während seines römischen Aufenthaltes ist Levine von Mißgeschick verfolgt. Er ist heute bei der Eisenbahnstation Torricola auf der Via Appia mit seiner „Miß Columbia" abgestürzt. Während er und seine Reisebegleiter, ein Pilot und der Herzog von Orleans-Bourbon unversehrt blieben, sind Apparat und Motor beim Landen auf freiem Feld derart beschädigt worden, daß vorderhand von einem Weiterflug nicht die Rede sein kann. Levine ist von dem Mißgeschick, das ihn traf, ganz niedergeschmettert. Er kann es nicht begreifen, wie die „Miß Columbia" versagen konnte.

Ich schon. Denn ein Motor, der Pferdekräfte entwickeln soll, kann nur mit Benzin und nicht mit päpstlichem Segen betrieben werden, weil dieser einzig und allein als Betriebsstoff für jene Motoren in Betracht kommt, die Eselskräfte zu entwickeln haben.

wenn der Schaden 3.70 Schilling beträgt:

Die Hausgehilfin Franziska K., die zuletzt in Loosdorf bedienstet war, hat sich ein paar Strümpfe ihrer Dienstgeberin angeeignet. Der Schaden: S 3.70. Wegen der entwendeten Strümpfe stand sie Samstag vor einem Schöffensenat des Kreisgerichtes St. Pölten. Sie wurde zu zwei Monaten schweren Kerker verurteilt.

und wenn es sich um enorme Schadenssummen handelt:

Mit Rücksicht auf die Familie wurde die Verhaftung nicht in der Wohnung vorgenommen, obgleich der Haftbefehl schon gestern abend erlassen wurde.

Um eine Enthaftung zu erwirken, boten Freunde Dr. Wuttes eine Kaution von 50.000 S und einem Drittel eines Hausanteiles an, dessen Eigentümerin Frau Dr. Wutte ist. Das Kautionsanbot wurde abgelehnt. Dem Vernehmen nach wurde eine Kaution in der Höhe von einigen Millionen Schillingen verlangt, die aber nicht aufzubringen war. Die Kautionssumme ist deshalb so hoch, weil es sich bei dem Streitfall — das ist hauptsächlich die Angelegenheit der Trifailer Aktien und der Carbo-A.-G. — um enorme Schadenssummen handelt. Heute mittag trat der Senat des Oberlandesgerichtes zusammen, um über die Haftbeschwerde Dr. Wuttes zu verhandeln. Augenblicklich dauert die Beratung noch an. Der Schwager Dr. Wuttes, Herr Czerweny, erschien heute im Parlament und hatte mit mehreren Abgeordneten kurze Unterredungen. Bei den politischen Parteien herrscht die Meinung vor, daß sich die Haft Dr. Wuttes nicht lange werde aufrechterhalten lassen.

Gestern um 7 Uhr abends wurde der Großindustrielle und ehemalige Präsident der Graz-Köflacher Eisenbahn- und Bergbaugesellschaft Dr. Viktor Wutte, der sich seit Dienstag vormittag in Untersuchungshaft des Landesgerichtes in Strafsachen befunden hatte, gegen Gelöbnis und Erlag einer Kaution von 100.000 S enthaftet. Gestern mittag fand eine Sitzung des Senates des Oberlandesgerichtes statt, die sich mit der Haftbeschwerde des Rechtsbeistandes Dr. Wuttes befaßte. Der Haftbeschwerde wurde Folge geleistet.

Um 7 Uhr abends verließ Dr. Wutte auf einen Stock gestützt, das Gefangenenhaus des Landesgerichtes und bestieg das vor dem Gefangenenhaus haltende Auto. Zwei Kolli mit Effekten wurden ihm durch einen Sträfling nachgetragen.

und zwar vermutlich von einem, der wegen 3.70 Schilling zwei Monate schweren Kerker bekam. Und diese Justiz mit Strupfen wundert sich noch immer darüber, daß man ihr den Palast angezündet hat und staunt, wenn einem Invaliden, der seine Schuldigkeit getan hat und daher eigentlich gehen könnte, etwas „entschlüpft":

Als nun dieser Senat die Herabsetzung der Rente bestätigte, überkam Franz S. die Wut. „Was", schrie er nach Verkündung des Urteils, „Sie sind nicht gerecht! Sie müssen Gerechtigkeit erst erlernen!" Heute stand er dieser Beschimpfung eines Gerichtes wegen vor dem Bezirksrichter Landesgerichtsrat Dr. Toplak. Er gestand die Aeußerungen ein. Als ihn der Richter fragte, wie ihm denn so eine Bemerkung entschlüpfen könne, erwiderte Franz S. „Herr Richter, ich bin ein Mensch. Sie sind ein Mensch! So stehen Mensch gegen Menschen!" Was er mit dieser Bemerkung sagen wollte, erklärte er nicht.

Und so werden auch wir es nie erfahren...

II. Satz

Scherzo paralytico

Ein Genus-Specht als Genußspecht

Vors.: Ja, mit Ihrer Aufführung war man zufrieden, es gab keine Klagen, nur ein flottes Leben haben Sie geführt. (Lächelt.) Davon werden wir noch mehr hören. Also zuletzt waren Sie bei der Familie Stodolovski. Warum sind Sie von dort weggegangen? — Angekl.: Es war dort eine alte Großmutter und ein kranker Herr...

Ein Indizienbeweis

sieht so aus:

Vors.: Bei der Verhaftung der Angeklagten wurden Banknoten beschlagnahmt, an denen Blutflecken zu sehen

sind. — Dr. Werkgartner: Mir ist nichts davon bekannt, wir haben nichts zur Untersuchung bekommen.

Der Vorsitzende überreicht nun dem Dr. Werkgartner in einem Briefumschlag mehrere Banknoten.

Dr. Werkgartner besieht die Banknoten und sagt dann zu den Geschworenen: Es sieht so aus, als wenn das Blutflecken sind, es gibt aber auch rotbraune Farben, die uns oft zum Besten halten. Es läßt sich aber sofort, noch heute, feststellen, ob das Blutflecken sind. — Staatsanw.: Es ist ja sicher, sie hat mit blutigen Händen nach dem Gelde gegriffen.

Sicher ist sicher.

wer kennt sich heutzutag noch mit der Ethik aus:
Ude — ethischer Berater des Wirtschaftsvereines

Das war eine köstliche — he Za — heit.

Um Ihnen, lieber Generaloberst Freiherr v. Bolfras, einen Beweis meiner besonderen Wertschätzung zu geben, verfüge ich, daß Sie die Uniform meiner Generaladjutanten weiterhin zu tragen haben. Ich rechne auch in der Zukunft auf Ihren treubewährten Rat und erbitte Gottes reichsten Segen für Ihr ferneres Leben. Karl m. p.

Da — as war eine köstliche Zeit!

Extremnationalistisches

Nunmehr kam der Vertreter eines extremnationalistischen Blattes zum Worte, der Artur Schnitzler als einen Bordelliteraten bezeichnete.

Rassisch-Klassisch! Aber woher weiß so ein Hakenkreuzköpfel, das nur minnige Maiden minnt und ihnen wonniges Weh bereitet, indem es sie durch blühenden Barchent in den puppernden Popsch zwacket und zwickt, was für eine Art Literatur in Bordellen betrieben wird? Pfuialaleia!

Abführmittel

Zirkus Busch-Kino, am Praterstern. Riesen-Doppelprogramm (13 Akte): Die sensationelle Erscheinung: Im

Schatten des elektrischen Stuhls (Sacco und Vanzetti), sechs Akte. Oskar Beregi und Norma Talmadge in „Die Königin der Kokotten", sieben Akte.

Der jüngste Tag wird angebrochen sein, wenn das Lesen eines Kinoprogrammes genügt, um bei einer durch 13 Akte beschatteten Königin der Kokotten vor der Niederkunft rasch und sicher elektrischen Stuhl hervorzurufen!

Die Polizei

Die Polizei hat in Genua nach unerlaubten Liebespaaren gefahndet. In den Salons großer Restaurants wurden Damen der besten Gesellschaft mit ihren Freunden überrascht. Eine Dame zeigte in ihrem Zorn die Rechnung für einen Kaffee mit 45 Lire vor.

Almosaische Erfindung für christkatholisch Sanierte

Ein Geschäftsmann und Erfinder im achten Bezirk, der Eisen- und Messingmöbelerzeuger Otto Pick, hat eine Vorrichtung erdacht, die an dem Eingang in die Geschäfte anzubringen ist und dem Bettler ermöglicht, durch einen Druck auf einen Knopf ein Geldstück zu erhalten, ohne daß sich der Geschäftsinhaber oder ein Angestellter zu bemühen braucht. Am Freitag, dem sogenannten Bettlertag, kommen oft dreißig bis vierzig Almosensucher in Betracht, die immerhin den gegebenenfalls mit Kunden beschäftigten Geschäftsmann stören.

Das neue Gerät zur Selbstbedienung für Bettler ist sehr einfach ausgeführt in Verbindung mit der Lichtleitung und einem Läutewerk und ist so gestaltet, daß ihm nur ein einziges Geldstück entnommen werden kann.

Edel sei der Mensch, automatisch hilfreich und maschinell gut. Daß er sich bemühe, kann man nicht auch noch von ihm verlangen.

Die Kammer

für Handel, Gewerbe und Industrie hat beschlossen, der „Fackel" Konkurrenz zu machen

Morgen beginnt im Gebäude der Handelsakademie der im Rahmen der von der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie in Wien veranstalteten Kurse der Sonderkurs über

Zeitungskunde, der den Geschäftskreisen Kenntnis aus dem Betrieb des modernen Pressewesens vermitteln und die Zusammenhänge zwischen Presse und Wirtschaft und praktische Nutzanwendungen verdeutlichen soll.

III. Satz

Allegro wie Watsche

Akte, die nicht gezeigt werden dürfen.

also sozusagen Geheimakte, die unter das Strafgesetz fallen:

Aus Prag, 11. d., wird telegraphiert: Ein Film, der Gerhart Hauptmanns „Weber" behandelt, ist von der Zensur nicht freigegeben worden, weil darin Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern durch Gewalt entschieden und Akte gezeigt werden, die unter das Straf- und Terrorgesetz fallen. Nach entsprechender Bearbeitung wird der Film in den nächsten Tagen neuerlich der Zensur vorgelegt werden.

Wodurch die „Streitigkeiten" hervorgerufen wurden, darum schert sich keine Behörde; denn diese Akte einer viel gemeineren Gewalt als der der Fäuste, fallen nicht wie diese unter das Strafgesetz, sondern sind nach dem bürgerlichen Gesetze be-„recht"igt. Wenn Arbeiter um Hungerlöhne arbeiten, so ist das ihr freier Wille. Niemand zwingt sie dazu und sie sind selbst schuld daran, wenn sie nicht verhungern. Um die Wirkungen, die diese Harmonie zwischen bürgerlichem Gesetz und Strafgesetz bereits hervorgebracht hat, zu erkennen, muß man Afrika bereisen:

Die Erfahrungen der Expedition beweisen die Ungefährlichkeit der Eingeborenen und der Raubtiere. Bemerkenswert ist die Feststellung: „Für einen Kenner Afrikas ist es ein offenes Geheimnis, daß man im schwarzen Erdteil sicherer reist als im zivilisierten Europa."

Weit gebracht!

Ehrenbürger

Die Gemeinde Mauls hat dem Feldmarschall C a d o r n a das Ehrenbürgerrecht verliehen. Die Verleihung erfolgte am 21. August im Rahmen einer größeren Feier.

Die Leiden der Südtiroler, von denen alle Zeitungen quasseln, rühren mich wenig, denn ich bin nach wie vor der Ueberzeugung, daß gegen die passive Resistenz von einigen hunderttausend Menschen auch im Tiergarten der blödsinnigsten Gewalt kein Kraut gewachsen ist. Aber diese Hundsgemeinheit und Würdelosigkeit einer Gemeinde, die mitten im deutschen Sprachgebiet liegt, dieser Gruß vom deutschen Wesen, an dem kein Hottentott genesen möchte, an dem aber alle nationalistischen Blätter teilgenommen haben, indem sie die Nachricht einfach unterschlugen und kein Ohrwaschel rührten, dieser Betrieb von Mastdarmtouristik „in dem uns entrissenen Wunderland der Südtiroler Berge" — der ist imstande, mich zu nationaler Empörung zu treiben. Denn ich bin ein Deutscher, während die Teutschen immer wieder durch begreifliche Erwägungen wirtschaftlicher Natur daran gehindert werden, Deutsche zu sein, weil ein Mauls am Ende seiner Weisheit angelangt ist und das Herz, das an einem komfortablen Leben, sonst aber an nichts auf dieser Welt hängt, sein Quartier in der Hose aufgeschlagen hat und von dort nur mehr ganz gedämpft „Heil!" brüllen kann, so daß es schon fast wie „Eviva!" klingt.

Christkatholische Erfindung für mosaisch Infizierte

Budapest, 27. September. Der neugewählte Dekan der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität Dr. Ludwig M e h e l y hielt gestern bei der Eröffnung der Universität einen Vortrag, dem auch der Kultusminister Klebelsberg beiwohnte. Professor Mehely machte Mitteilung von einem Biochemischen Verfahren, das er erfunden haben will. Nach diesem Verfahren könne das Vorhandensein jüdischen

Blutes unzweifelhaft festgestellt werden. Mehely führte in seinem Vortrag aus, daß die Rasse sich in den weissen Blutkörperchen offenbare. Wenn die Eltern heterogenen Rassen angehören, so entstehen degenerierte Nachkommen. Bei den Eheschließungen müsse darauf Bedacht genommen werden, daß unter den Blutgruppen eine gewisse Verwandtschaft herrsche. Heiraten verschiedenartiger Rassen müssen verhindert werden. Die Mischung der Rassen führe zum Aussterben der Menschheit. Die Vermischung der Menschen müsse durch staatliche Mittel verhindert und unter staatliche Aufsicht gestellt werden. Namentlich muß sich die Kontrolle der Verheiratung auf die unteren Klassen erstrecken. Es müsse dafür gesorgt werden, daß nur die Intelligenz und die kleinen Landwirte sich fortpflanzen. Es sei nicht nur ein Recht, sondern auch die Pflicht des Staates, in die Völkermischung einzugreifen.

Eljen! Das ist wieder eine ungarische Nachricht, die die in Nr. 18 festgestellte Einzigkeit aller ungarischen Nachrichten bestätigt. Die Philosophie fordert die Polizei auf, an allen Orten, wo sich die Menschen „vermischen" könnten, aufzupassen. „Was treibst Du da, Du Hundsfott?" „Großmächtiger Herr Gendarm, ich will mich vermischen." „Bist Du ein kleiner Landwirt?" „Halten zu Gnaden, nein!" „Zurück, Du Schwein! Ordne sofort Deine Kleider! Weißt Du nicht, daß Du einer heterogenen Rasse angehörst?" „Aber, süßer Herr, ich gehöre doch zur Intelligenz, die sich fortpflanzen darf!" „Wo hast Du Deinen staatlichen Fortpflanzungserlaubnisschein?" „Den hab ich bei meinem letzten Besuch in Lequeitio vergessen." „Wie willst Du dann nachweisen, daß Du zur Intelligenz gehörst?" „Bitte, ich kann schreiben!" „Dann schreib' etwas auf!" „Was?" „Schreib auf den gebräuchlichsten Fluch des ungarischen Volkes, das gegen die Vermischung heterogener Rassen ist." „Baszmeg az anyád! Koitiere deine Mutter!" „Richtig. Elöre, tessék! Vorwärts, bitte! Vermische Dich weiter! Egeségre! Zur Gesundheit!"

Man müßte Hindenburg fragen,

was sich so ein überlebender Marschall wohl in einer solchen Situation denken mag:

> Verdun, 18. September. Heute wurde in Anwesenheit des Marschalls Petain das Beinhaus von Douaumont, in dem die sterblichen Ueberreste von 300.000 in der Schlacht von Verdun gefallenen Soldaten beigesetzt sind, eingeweiht.

Voraussichtlich würde so klar werden, daß er sich folgendes dabei denkt: „ “

HEBUNG DES FREMDENVERKEHRES DURCH MORD

Wir haben heuer einen erfreulichen Zustrom von Fremden in Wien gehabt und dürfen dies wohl als einen Erfolg unseres bekannten einschmeichelnden Wesens ansehen. Wir haben so lange „Küß die Hand gnä Herr“ in alle Weltrichtungen gerufen, daß der Fremde sich doch endlich bewogen fühlte, die besagte Hand aus der Hosentasche hervorzuziehen. Wir sind stets bemüht, dafür zu sorgen, daß das geehrte ausländische Publikum in Küche und Keller, in Verwaltung und Justiz bei uns die weitgehendste Bequemlichkeit genieße. Insbesondere in der Justiz.

Daß wir keinen Justizpalast mehr besitzen, beweist nicht, daß wir auch keine Justiz haben. Im Gegenteil, wir haben eine. Und wir möchten uns

erlauben, die geehrten Herren Mörder speziell darauf aufmerksam zu machen. In keinem Lande der Welt haben sie es so bequem wie bei uns. Wir bitten die geehrten Herren und Damen, die dem Probleme der Tötung von Menschen praktisch näher zu treten wünschen, gefälligst uns die Ehre ihres Besuches zu schenken. Wir dienen gerne mit Prospekt. Aus diesem können die geehrten Herren Mörder ersehen, daß unsere Herren Geschworenen jeden Mörder freisprechen. Wir haben die Herren Rothstock, Wimpassinger, Tscharmann und Cozik, die Damen Grosavescu, Kudisch und viele andere freigesprochen und ihnen dadurch eine Karriere beim Film, beim Varieté oder in der Literatur eröffnet. Das Bild der geehrten Herren Angeklagten erscheint bei uns in allen Zeitungen und jedes ihrer Worte wird mit spaltenlangen Erörterungen unserer besten Journalisten veröffentlicht, wie einst die Worte der gekrönten Häupter. Wir bitten also um geneigten Zuspruch. Auf Wunsch senden wir unseren Justizminister mit Musterkarte ins Haus.

Wollen Sie gefälligst unsere Herren Geschworenen nicht für Idioten halten. Sie sind es nicht mehr und nicht weniger als der Durchschnitt der Menschen im Allgemeinen. Sie zeichnen sich auch nur dann durch besondere Bosheit aus, wenn es sich um einen politischen Fall handelt. Aber in der Politik ist, wie Sie wissen, selbstverständlich alles erlaubt. Unsere Herren Geschworenen sind auch nicht ungewöhnlich weichherzig. Denn gerade die Nächstenliebe ist bei uns nicht sehr im Schwange. Wir füttern mit gefühlvoll schwimmenden Augen Tausende von Hunden und Kanarienvögeln, aber wir ertragen fremdes menschliches Leid mit großer Gemütsruhe, besonders, wenn es sich um politische Gegner handelt. Denn die Politik geht allem voran. Wir sind Philosophen. Wir halten das Leben — zumal nach dem Frieden von St. Germain — für eine herzlich

miserable Sache und, ich bitt Sie, sterben muß doch einmal ein jeder. Und wer einen anderen ein bißchen früher ins Jenseits befördert, verdient vielleicht eher eine Belohnung als eine Strafe. Wir denken frei und groß über den Tod. Für uns hat der Tod (eines anderen) keinen Schrecken.

Verantwortung? Furcht vor dem Justizmord? Nicht darin liegt der Grund der Milde unserer Geschworenen gegenüber den Herren Mördern. Denn wir haben keine Todesstrafe. Der über alle Maßen furchtbare Gedanke der Hinrichtung eines Unschuldigen bleibt unseren Herren Geschworenen erspart. Sie riskieren (im äußersten Fall) für den Angeklagten langjährigen Kerker, verschärft und gemildert durch Memoirenschreiben. Es ist freilich einem unseligen Hirn entsprossen, einer Versammlung von Marionetten ein Problem vorzulegen, das wie zum Hohn von der Schärfe des Richtschwertes in zwei Teile gespalten ist. Schuldig oder nicht schuldig? Begriffe sind Nebelflecke. Schuldig oder nicht schuldig? Niemals steht dies so klar, durchsichtig und kantig da wie ein Kristall. Kein Mörder ist restlos schuldig und keiner restlos unschuldig. Unseliger Gedanke, diese Entscheidung schwachen Herzen und schwachen Köpfen anzuvertrauen. Zumal in einem Lande, dessen Dichter in die Welt hinausposaunen: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig!" In einer Republik, die auch die Majestät des Todes nicht ehrt. In einer Athmosphäre moralischer Schlamperei, die dem Blick das Grauen des Mordes verhüllt.

Die Ermordeten müßten vor die Geschworenen hintreten und ihre blutigen Wunden aufreissen, damit die Herren Geschworenen ihre Hände hineinlegen und begreifen. Die Stille des Grabes müßte den Lärm geschwätziger Advokaten übertönen, die Leichen der Getöteten müßten sich drohend vor den Geschworenen aufrichten, um sie vor allzubequemer

Milde zu warnen und an die Strenge der Pflicht zu mahnen.

Sind die Geschworenen nicht fähig, Recht zu sprechen, dann befreie man sie von einer Verantwortung, für die sie nicht reif sind. Sind die Gesetze falsch, dann fort mit ihnen, ehe die Flammen der Empörung mehr zerstören als einen nutzlosen Palast.

Doch Verzeihung, sehr geehrte Herren. Das ist natürlich nicht unsere Meinung. Das sind unverantwortliche Aeußerungen mißgünstiger Elemente, die es immer wieder darauf anlegen, den Fremdenverkehr zu stören. Lasse sich keiner der geehrten Herren durch dieses Geschwätz beeinflussen. Die Herren Geschworenen werden weiter freisprechen. Die Gesetze werden nicht geändert werden. Wir bitten die Herren Mörder, uns mit ihrem Besuche zu beehren und sich zu bedienen, so lange der Vorrat reicht. Wir werden keine Richter nicht brauchen.

Dr. Bruno Prochaska.

VERBRECHER

Po-Khü war ein Schüler Lao-Tses. „Darf ich", sagte er eines Tages zu ihm, „in die Welt gehen?"

„Nein", antwortete Lao-Tse, „die Welt ist überall ebenso, wie du sie hier siehst!"

Als er aber wiederum drängte, fragte ihn Lao-Tse: „Womit willst du die Wanderschaft beginnen?"

Po-Khü sagte: „Ich will mit dem Staate Tsi beginnen. Da will ich die Leichen der gerichteten Ver-

brecher aufdecken. Ich will sie fassen und auf ihre Füße stellen. Ich will meine Feierkleider abnehmen und ich will sie drein kleiden. Ich will zum Himmel schreien und ihr Los beklagen. Ich will rufen: Ihr Männer, ihr Männer, Verwirrung war auf Erden und ihr waret die ersten, die hineinstürzten! Ich will sprechen: Wart ihr denn in Wahrheit die Räuber? Wart ihr denn in Wahrheit die Mörder? Ehre und Schande wurden eingeführt und das Uebel folgte. Reichtum wurde angesammelt, und der Streit begann. Das Uebel, das eingeführt wurde, der Streit, der angesammelt wurde, peinigen den Menschen und nehmen ihm die Ruhe. Wo ist da ein Entrinnen?

Die Herrscher der Vorzeit schrieben alles Gelingen dem Volke, alles Mißlingen sich selber zu. Was recht war, maßen sie dem Volke, was unrecht war, sich selber zu. Wenn ein Schaden geschah, rügten sie sich selber.

Nicht so die Herrscher dieser Zeit. Sie verhehlen ein Ding und rügen die, die es nicht sehen können. Sie legen gefährliche Arbeiten auf und strafen die, die sie nicht zu unternehmen wagen. Sie verhängen überschwere Lasten und züchtigen die, die sie nicht zu tragen vermögen. Sie befehlen überlange Märsche und richten die hin, die nicht standhalten.

Und da das Volk fühlt, daß seine Kräfte all dem nicht gewachsen sind, nimmt es seine Zuflucht zum Betruge. Denn wo so große Lüge herrscht, wie sollte da das Volk nicht lügnerisch sein? Wenn seine Stärke nicht ausreicht, nimmt es seine Zuflucht zum Betruge. Wenn sein Wissen nicht ausreicht, nimmt es seine Zuflucht zur Täuschung. Wenn sein Besitz nicht ausreicht, nimmt es seine Zuflucht zum Raube. Und wer ist es, der solchen Raubes Schuld und Verantwortung trägt?“ Tschuang-Tse.

MITTEILUNG

Gleichzeitig mit der Ausgabe dieser Nummer erhalten alle jene Bezieher des Nebelhorns in Oesterreich und Deutschland, die, von vertrauenswürdigen Freunden empfohlen, die Zeitschrift schon mehrere Monate lang beziehen und sie auf wiederholte Urgenzen weder als „Nicht angenommen" zurückgehen ließen, noch sich sonstwie äußerten, ob sie abonnieren wollen oder nicht, einen Postauftrag resp. eine Zahlkarte über die bisher aufgelaufenen Bezugskosten. Es wird hiemit ausdrücklich betont, daß eine rechtliche Verpflichtung zur Befolgung dieser Aufforderungen n i c h t besteht und daß Zahlungen von Menschen, die mit den Tendenzen des Nebelhorns nicht einverstanden sind, durchaus u n e r w ü n s c h t sind. Die Zahlungsaufforderungen werden n u r deshalb versendet, um endlich einmal vor dem Abschluß des ersten Jahrganges definitiv feststellen zu können, wer als dauernder Bezieher in Betracht kommt, da alle anderen Versuche an der Indolenz gescheitert sind.

Die Verwaltung.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 22 15. NOVEMBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Vom Bauchaufschwung der Bürgerseele / Wahrt österreichische Käufer! / Der schweigsame „Anarchist / Das Gesicht der Zeitung / Der Geburtstag der Republik / Goethe

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck verboten

DAS
NEBELHORN

Nr. 22 15. NOVEMBER 1927 I. JAHR

VOM BAUCHAUFSCHWUNG DER BÜRGER-SEELE

Seit den Ereignissen vom 15. Juli hat der **Seelenaufschwung des Bürgertums** begonnen.

Mit einem Aufschrei habe ich dieses Wort begrüßt, das neulich bei einem Bier- und Phrasenabend der Großdeutschen, der sich wie üblich „Tagung" nannte, gefallen ist. Es ist das einzig mögliche, das treffende, das erlösende! Es sammelt all das Strahlende, das wir seit dem 15. Juli erlebt haben in einem Brennpunkt des Grauens und es erschüttert durch die magische Kraft, mit der es die bürgerliche Seele charakterisiert, besser charakterisiert als hundert Bände in Lexikonformat es vermöchten. Elektrisiert von einem Tage beinahe hundertfachen Mordes, dessen Untersuchung abgelehnt, dessen Beschreibung konfisziert wurde und dem die Sühne versagt bleiben muß, so lange die Schuldigen das Richteramt gegenüber den Beteiligten versehen, hat diese Seele plötzlich die moderne Sehnsucht der Leiber nach Sport und Turnen ergriffen, sie packt mit nervigen Heimwehrfäusten die Verreckstange des Volkes und macht vor unser aller Augen einen Bauchaufschwung, daß nur die Röcke so fliegen und die intimsten Reize sichtbar, aber auch die Tatsache ruchbar wird, daß sie sich in den neun Jahren, in

denen sie verkrochen war, nicht gewaschen hat. Sie stinkt wie eh und je nach ihren für erledigt gehaltenen Idealen, nach Blut und Dummheit, nach Sittlichkeit und Verwesung, nach Bodenständigkeit und Ausbeutung und eine Herde von treuherzigen Zuhältern umschwärmt sie, abgetackelte, die das vergossene Blut wieder verjüngt hat, neuerstandene, die Morgenluft wittern und aus dem Dunkel und der quetschenden Enge von Provinznestern nach dem Lichte und der politischen Weite des Ballhausplatzes streben, die mit vom Quirinal gespendeten Waffen und mit vom Vatikan gespendeten sittlichen Grundsätzen dem Fascismus die Wege bereiten und dazu versonnen — jeder ein kleiner Diktator — das Lied singen: Muss olin, Muss olin i zum Städtchen hinaus...

Sichtlich ist seit dem 15. Juli mit jedem Tage der Wasserkopf einer Reaktion mehr angeschwollen, einer Reaktion, die heute noch mit Wonne im Sumpfe mittelalterlichsten Phrasentums plätschert, die seit hunderten von Jahren nichts, nichts, nichts aus eigenem Antriebe dazu getan hat, die Erde menschenwürdiger und die Menschen der Erde würdiger zu machen, der alles soziale Tun, dessen sie sich heute rühmt, erst durch Revolutionen eingebläut werden mußte und bei deren ungestörter Herrschaft heute noch die in den „Webern" geschilderte Zustände herrschten und Kinder fünfzehnstündige Fabriksarbeit leisten müßten. Nun ist dieser Wasserkopf aber nicht mehr weiter dehnbar, er beginnt Sprünge und Spalten zu zeigen und aus diesen Zeitungsspalten ergießt sich ein Gehirnbrei, den die wenigen, die für die Ereignisse der letzten 13 Jahre nicht das Gedächtnis verloren haben, nur zu gut kennen. Die Invaliden hocken noch bettelnd überall auf dem Pflaster und schon klingt wieder aus Gedenkfeiern für Helden, die tot sind, also keine weiteren Kosten mehr verursachen, hoch das Phrasenlied vom bra-

ven Mann, der, vom Untertanenverstand erleuchtet, seine Knochen für das Fett der Führer zum Markte trägt, auf dem die Konkurrenz sich national gebärdender Schwerindustrien mit Gas um Absatzgebiete kämpft. Die Kriegsblinden bitten noch immer vergeblich um Erhöhung ihrer Renten und schon sind die, die sehend aus dem Stahlbad hervorgingen, wieder blind geworden. Alte Kleinrentner begehen wegen der Banknotenfälschungen des Staates noch alle Tage Selbstmord und schon werden neue „Spartage" veranstaltet und von einer feilen Presse propagiert. Der Rotstift des k. u. k. Zensors hat sich von seiner angestrengten Tätigkeit im Kriege noch kaum recht ausgerastet und schon muß er wieder an die Arbeit, schon wird solches wieder berichtet:

Die Heimatwehrverbände gegen ein sozialistisches Tendenzstück. Wie seinerzeit berichtet, hätte am Nationalfeiertag das Schauspiel „Hinkemann" von Ernst Toller, dem Dichter des „Maschinenstürmers", im Rahmen einer Arbeitervorstellung im Grazer Stadttheater zur Erstaufführung kommen sollen. In einer Versammlung sämtlicher Heimatwehrverbände, die Freitag stattfand, wurde nun zu der geplanten Aufführung Stellung genommen. Von allen Rednern wurde betont, daß das Stück für eine Festvorstellung am österreichischen Nationalfeiertag höchst ungeeignet sei. Dabei wurde ins Treffen geführt, daß das Schauspiel Tollers sich nicht nur wegen seines gewagten Inhaltes vom ethischen und moralischen Standpunkt aus zur Aufführung vor einem unliterarischen Publikum nicht eigne, sondern auch einige Stellen enthalte, die als tendenziöse Angriffe gegen Polizei und Ordnungsstaat gewertet werden müssen, was im Hinblick auf die Juliereignisse besonders bedenklich erscheint. Die Behörde hat nun veranlaßt, daß das Stück vom Spielplan der Städtischen Bühnen abgesetzt wird, wobei sie die Gefahr von Gegenkundgebungen und Zusammenstößen in Erwägung zog.

Die Heimwehren sind bekanntlich zur Verhinderung wilder Generalstreike da und sie könnten, wenn sie ihr Trachten streng auf diesen Fall beschränken würden, schon durch ihr Vorhandensein,

nicht aber durch ihre Tätigkeit segensreich wirken und so manche gewaltsame Belästigung durch grüne Jungen, die sich auf ihren roten Anstrich etwas zu gute tun, verhindern. Aber wer fragt heute noch darnach? Heute üben die Leute, deren Domäne die Viehzucht ist, bereits die Zensur von Theaterstükken aus und die Behörde „veranlaßt" gehorsamst, daß dem Kunstverständnis von Renaissance-Gestalten à la Hartleb Rechnung getragen wird. Wenn ich am Nationalfeiertag ins Theater gehen will, so bestimmen die Herren Steidle und Pfrimer, was für mich paßt oder nicht paßt und was für mich zu „gewagt" ist. Ausgerechnet sie unternehmen es, mir etwas von Polizei und Ordnungsstaat zu erzählen! Aber sie tun noch mehr. Sie versenden bereits an Bürgermeister von Landgemeinden Armeebefehle folgenden Inhalts:

Kreiskmdo. Leibnitz der steir. Heimwehren

Zahl 38.

An sämtliche Gemeinden des Gerichtsbezirkes Leibnitz.—

Beiliegende Nachweisungen I und II sind ausgefertigt bis längstens 1. September l. J. anher einzusenden.

Erst auf Grund der Zusammenstellung im ganzen Kreis Leibnitz kann ein Ausgleich an Waffen und Munition vorgenommen werden.

Im Verzeichnis I sind alle männlichen Gemeindeinsassen nicht marxistischer Richtung aufzunehmen und nach deren Verwendungsgrad schon durch den Ortskommandanten einzuteilen.

Diese Einteilung beruht zunächst auf der Verwendbarkeit der einzelnen Person.

A Gruppe: Jene Mannschaften, welche marschfähig und gewillt sind, auch außerhalb des Wohnortes Dienst zu leisten. Dieselben werden mit Handschlag dem Kreis- und Landesleiter der steir. Heimwehren das Treugelöbnis leisten und den Verpflichtungsschein unterfertigen. Für eventuelle Unfälle wird die Heimwehr die Versorgungsansprüche übernehmen.

B Gruppe: Jene Mannschaften, welche zunächst als Ersatz der A Gruppe in Betracht kommen, sodann noch jene, welche als Ortswehr Wach- und Patrouillendienste zu versehen haben.

C Gruppe: Jene Mannschaften. welche schon älteren Jahrgängen angehören und nur zum Ortswachdienst oder zu zivilen Leistungen herangezogen werden müssen.

In der C Gruppe befinden sich auch jene Männer. die infolge ihrer Spezialausbildung zur technischen Nothilfe zählen.

Unbedingt sind die Kommandanten der A-, B- und C-Gruppe im Verzeichnis I unter Rubrik „Anmerkung" anzuführen.

Im Begleitschreiben an das Kreiskommando sind Sonderwünsche anzuführen, welche dann nach Maßgabe des Gesamtstandes im Kreiskommando Berücksichigung finden werden. Desgleichen sind eventuelle Waffenlager und Munition oder der Einzelbesitz von Waffen und Munition im Orte von Nichtheimwehrmännern bekanntzugeben.

Ueber die weiteren Schritte in der Heimwehrbewegung wird die Gemeinde im Laufenden gehalten werden.

Mit treudeutschem Heimwehrgruß

Der Kreiskommandant: **Ing. H. Lieber** e. h.

Leibnitz, am 5. August 1927.

Das müssen sonderbare Leute sein! Statt sich über die Existenz eines Undings, wie es der „Amtscharakter" ist, den Buckel voll zu lachen, maßen sie sich dieses Unding auch noch an! Vielleicht hat der Bürgermeister der Gemeinde, in der ich wohne, bereits einen ähnlichen Wisch erhalten und ich bin in der C-Gruppe und werde infolge meiner Ausbildung im Nebelhornblasen als Trompeter zum Ortswachdienst „herangezogen werden müssen", wenn die Leute, die sich selbst zu unseren Führern gewählt haben, und uns schon kommandieren, ehe wir von ihrer Existenz noch eine Ahnung haben, den „Ernstfall" und die Zeit für unseren Reinfall für gekommen erachten.

Während in diesem so gelungen sanierten und daher so überaus gsund aussehenden Staatswesen

also hinter den Kulissen für die Organisation des nächsten Blutbades gesorgt wird, wird vor den Kulissen offiziell Kampfesstimmung erzeugt. Gestalten aus den „Letzten Tagen der Menschheit" sind wieder auferstanden und schaffen am sausenden Webstuhl einer neuen großen Zeit. Hochwürden Ottokar Kernstock, der prächtige Repräsentant der Religion der Liebe, der seinerzeit den steirischen Winzern empfohlen hat, aus „Welschlandfrüchtchen" blutroten Wein zu pressen, liest bei der Einweihung seines eigenen Denkmales in Wenigzell die Messe und der ehemalige Feldkurat Allmer, der höchst eigenhändig im Kriege mit dem roten Kreuz am Arme mitgeschossen hat, hält als Monsignore zündende Ansprachen bei Heldenfeiern. Den Clou bildete aber die Gedenkfeier zur Erinnerung an den vor zehn Jahren erfolgten Durchbruch bei Flitsch, die bei uns in Graz abgehalten wurde, einer Stadt, die nach Bartsch gegen Süden zu offen ist, nach oben zu aber immer vernagelt bleiben wird. Wer weiß, daß dieser Durchbruch nur deshalb erfolgt ist, um den Helden, die nichts mehr zu fressen hatten, ein paar gute Tage in eroberten italienischen Militärproviantmagazinen zu verschaffen, wer auf den Spuren dieser Helden gewandelt ist, wie ich, und weinende Italienerinnen mit Zetteln in den Händen gesehen hat, die Bestätigungen für geraubte Nahrungsmittel waren und zum Beispiel folgenden Wortlaut hatten: „Gut für ein fettes Schwein. Woprschalek, Kanonier." oder: „4000 Liter Rotwein erhalten. Schulze, Musketier." oder: „Götz von Berlichingen! Jankovich, Hauptmann.", der weiß erst die volle Bedeutung des bei der Gedenkfeier erneuerten Soldatenschwures „Immer wie bei Flitsch!" zu würdigen und zu verstehen. Immerhin aber waren die begeisterten Schindluder, die hier mit einer Zeit getrieben wurden, in der — wie Karl Kraus sagt — hundert Millionen den Mörsern, den Minen, den Ga-

sen, den Handgranaten, den Flammen, dem Frost, den Lawinen, den Henkern, dem Kerker, dem Wucher, der Lyrik, dem Tod, der Verstümmelung, der Erblindung, der Lues, der Tuberkulose, dem Fleckfieber, dem Hunger, der Not, dem Diebstahl, dem Raub, der Armut, der Sorge, der Qual, dem Haß, der Dummheit, der Lüge, der Schmach, der Eifersucht, der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Ekel, den Plagen, den Läusen, den Journalen überantwortet waren — immerhin war diese Spekulation machtlüsterner Idioten auf das kurze Gedächtnis des Volkes so widerlich und aufreizend, daß mir nichts übrig blieb als folgende Reaktion auf die Reaktion an allen Grazer Straßenecken anschlagen zu lassen:

Nie wieder Erdbeben!

Die Grazer „Tagespost" hat in ihrer Nr. 291 vom 24. Oktober in einem „Nebel" überschriebenen Leitartikel unter anderem folgende lapidare Feststellungen gebracht:

Nebel.

Die Erinnerung an die zehnjährige Wiederkehr des Flitscher Durchbruches hat die Bevölkerung von Graz gestern festlich begangen. Viele tausende Menschen haben an dieser Feier teilgenommen, um eine gewaltige Tat unserer alten Regimenter zu ehren und der Manen jener zu gedenken, die ihr Leben für den Schutz der Heimat hingaben. Das Grazer Rathaus hat es merkwürdigerweise abgelehnt, aus diesem Anlaß die Flaggen auszustecken, und wer Motive hiefür suchte, fand sie gestern im roten Parteiblatt. Dort wurde den Festteilnehmern als Willkommengruß das Thema: „Nie wieder Krieg!" dargeboten, das der „Simplizissimus" schon vor Jahren mit dem Gegenruf: „Nie wieder Erdbeben!" beantwortet hat.

und:

Der 15. Juli hat die Oesterreicher gelehrt, daß ein anderes „Nie wieder!" viel aktueller und dringlicher ist.

womit, wie aus dem vorhergehenden Satze ersichtlich ist, der „tolle Verkehrsstreik" gemeint ist, „der Handel und Wandel brachlegte".

Da hiemit offensichtlich der Versuch gemacht wird, einen neuen Nebel zu erzeugen, der so dicht ist, daß man in ihm keinen Weltkrieg mehr von einem Verkehrsstreik unterscheiden kann, bin ich als Herausgeber einer Zeitschrift, die sich „Das Nebelhorn" betitelt, gezwungen, mich mit diesem Nebel, dessen Zentrum mir nicht in der Mariengasse*), sondern in der Stemvfergasse**) zu liegen scheint, ein wenig zu beschäftigen.

Ich richte also sowohl an die, die nach der „Flitschfeier" gut gegessen haben, als auch an die, die über sie gut berichtet haben, öffentlich folgende Fragen, deren Beantwortung so wesentlich zur Klärung wenigstens einiger schon in Vergessenheit geratener Reize des Weltkrieges beitragen könnten, daß diesem in Hinkunft der Unglimpf erspart würde, sich einen Verkehrsstreik an Wichtigkeit vorgezogen zu sehen:

1. Stammen die Invaliden, die man noch allenthalben auf dem Grazer Pflaster sitzen sieht und deren Beschäftigung in derselben Nummer der „Tagespost" „Bettelunwesen" genannt wird, aus der Schlacht bei Flitsch? Haben auch sie nach der Feier gut gegessen, da sie vom „dankbaren Vaterland" in Form üppiger Renten nur das Betriebskapital zur Ausübung des Gewerbes der Bettelei erhalten?

2. Sind die Veranstalter und Berichterstatter der „Flitschfeier" bereit, eine kleine Nachfeier zu veranstalten, in der das wahre Gesicht des Krieges und der Krieger gezeigt wird, auch wenn dieses Gesicht durch einen Granatsplitter halbiert wurde, wie zum Beispiel dieses:

(Hier prangte das Bild des Krüppels aus Nr. 15)

und sind sie bereit, Kriegerfrauen und Bräute durch die Vorlesung einer Feldbordellordnung oder der blutrünstigen Kriegsgedichte eines gewissen Ottokar Kernstock zu erquicken?

---

*) Redaktion des sozialdemokratischen „Arbeiterwille".

**) Redaktion der liberalen „Tagespost".

3. Sind diese Veranstalter und Berichterstatter bereit, sich im heurigen Winter mit einer Schnitte verschimmelten Sägespänebrotes im Magen um 6 Uhr abends beim Greißler Kratochwil in der Münzgrabenstraße anzustellen, damit sie tagsdarauf um 10 Uhr vormittags 5 Dkg. Primsenkäs erhalten oder auch nicht erhalten, auf daß durch solch beispielgebende Tat die Blüte des „Handels und Wandels" im Kriege recht augenscheinlich in Erinnerung gerufen werde?

4. Sind schließlich die Berichterstatter, die die Unabwendbarkeit von Krieg und Erdbeben gleichsetzen, um in den Gehirnen jeden Widerstand gegen das Menschenschlachten als nutzlos zu brandmarken — sind sie bereit, mitzuteilen, wieso dann die Entente ein solches Naturereignis erst „anzetteln" mußte und warum sich niemand gefunden hat, der zur Zeit der „Flitschfeier" oder, besser noch, während ihrer Beschreibung ein Erdbeben angezettelt hätte?

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn,
Herausgeber der satirischen Halbmonatsschrift für die Interessen vorurteilslosen Menschentums „Das Nebelhorn".

Die Wirkung dieses Plakates war eine dreifache: Die Blätter schwiegen; die bürgerlichen, weil sie aufs Maul, also auf ihren edelsten Körperteil geschlagen waren, das sozialdemokratische, weil es streng vermeidet, fürs Nebelhorn Propaganda zu machen. Das Publikum bemalte das Plakat je nach Geschmackslage entweder mit einem Hakenkreuze oder es zerkratzte das Gesicht des vom Vaterland Geschändeten, um es nicht anschauen zu müssen. Ein ganz Gefinkelter aber schrieb neben das Bild das Wort „Geschäft", unwissend, daß in diesen Tagen die Zeitungen von einem weitaus besseren Geschäft berichteten, nämlich von dem Vorschlag eines Weimarer „sozialen Beraters" namens Ernst

Mann, der beantragte

Kriegsblinde mögen die „letzte tapfere Tat“ tun und sich umbringen, damit sie die Allgemeinheit nicht erhalten muß!

O, All-Gemeinheit! O Seele! O Aufschwung!

WAHRT ÖSTERREICHISCHE KÄUFER!

Neulich war ich wieder einmal im Kino. Ich war gekommen, Mittelholzers Afrikaflug anzuschauen und mich durch Betrachtung von Bildern aus dem Leben der Wilden davon zu überzeugen, wie unglücklich diese Leute sind, weil sie sich den Teufel um die Positivität oder Negativität ihrer Handelsbilanz scheren und nichts von dem verstehen, was das Glück des abendländischen Menschen ausmacht. Aber ich wurde so sehr enttäuscht, daß ich für einen Augenblick sogar erwog, mir das Geld für den Sitz bei der Kassa zurückgeben zu lassen. Denn ich sah nichts von Unglück bei diesen in allen Lebenslagen lachenden und tanzenden schwarzen Gestalten und fand nirgends Anlaß, stolz darauf zu sein, es als Weißer herrlich weit gebracht zu haben; ja ich erkannte wieder einmal klar, daß alle Zivilisation, falls sie wirklich zum wahren Glück des Menschen beitragen soll, nur den Zweck haben könne, auf einem Jahrtausende langen Umweg wieder zum Leben eines Naturmenschen zurückzuführen, um dieses nun bewußt und vermindert um die wenigen Plagen, die auch den Wilden drücken, zu leben und zu genießen.

Ich war gekommen, Natur zu sehen. Aber ehe ich noch dazu kam, ehe sich noch Afrika vor meinem Blick entrollte, stürzte sich aus dem Hinter-

halt der österreichische Handel auf die Leinwand und forderte mich Ahnungslosen auf, österreichische Waren zu kaufen. Oesterreich, so wie es — einem zertepschten Germknödel an Form gleich — bei St. Germain dem senilen Hirn Clemenceaus entsprungen und mir als Vaterland zu lieben angeschafft worden ist, lag als Landkarte auf der Projektionsfläche. Ein Zug mit vier Wagen hopste als Sinnbild der Ausfuhr über seine Grenzen ins Ausland, dem gleich darauf ein Zug mit sieben Wagen als Sinnbild der beinahe doppelt so großen Einfuhr in der Gegenrichtung folgte. Wenige Schillinge rollten herein, viele Schillinge rollten hinaus. Eine rechnende Diurnistengestalt, die das von Kraus entdeckte österreichische Antlitz trug, begleitete mit Grimassen diesen ärgerlichen Vorgang. Zahlen erschienen, die behaupteten, daß das Handelspassivum über 1000 Millionen Schilling im Jahr betrage, also pro Kopf 165 Schilling. Ein Mann, ein Weib, ein Kind österreichischer Provenienz erschienen im Bild und jede Gestalt leerte aus einem Sack 165 Schilling auf ein ins Ausland führendes Trottoir roulant, das das Geld auf Nimmerwiedersehen entführte. Und da wohlweislich nicht gezeigt wurde, was für dieses Geld an besserer und billigerer als österreichischer Ware hereinkommt (denn Niemand kauft zum Vergnügen etwas schlechteres und teureres), so hatte man den Eindruck, daß die Oesterreicher das Volk der geborenen Wohltäter des Auslandes seien und ihr Geld rein aus Bosheit per Trottoir roulant zu den benachbarten Völkern befördern, um den Handelsminister Schürff zu ärgern. Schließlich erschien auf dem Kopf mit dem österreichischen Antlitz eine brennende Kerze — dem Manne war ein Licht aufgegangen. Er ergriff eine Trompete, blies die Worte „Kauft österreichische Waren!“ auf die Leinwand und verschwand, den Spießer im Parkett ernstem Nachdenken überlassend.

Da hat man nun seinerzeit auf der Universität von den größten Kapazitäten der Nationalökonomie gehört, daß es noch absolut nicht entschieden sei, daß die Passivität der Handelsbilanz ein Unglück für das betreffende Land sei und nun kommt ein Film daher und behauptet es apodiktisch. Man wird verwirrt und fragt sich, wozu man seinem Vater für falsche Weisheit Kollegiengelder aus der Tasche gestohlen hat? Und man fragt sich vor allem, wieso der Staat dazukommt, dem Volke solche Weisheit zu predigen, während seine Lenker alljährlich beflügelten Schrittes nach Genf eilen, um Schulden ans Ausland zu kontrahieren und wovon sie bei der Befolgung ihrer Aufforderung durch die Untertanen die Zinsen dieser Schulden zahlen würden, für die doch bekanntlich die Zölle und die Einnahmen des Tabakmonopols verpfändet werden mußten? Denn wieviel hundert Millionen Schilling von den tausend des Passivums allein die vom Staate praktizierte Einfuhr von Tabak verschlingt, davon schweigt die österreichische Regierungsweisheit. Aber ich denke, man sollte es sich doch nicht so gutwillig gefallen lassen, als Staatsbürger von ihr einfach für einen Trottel gehalten zu werden.

Das ganze Geseires von der Handelsbilanz im Kino und auf Poststempeln stellt ja doch nur die muntern Reden dar, die das ernste Fortfließen der Arbeit an den neuen Zöllen im Nationalrat begleiten und eine der größten Wahnsinnstaten einer unfähigen Regierung mit patriotischem Pflanz garnieren sollen, eine Wahnsinnstat, der ein typisch österreichischer Pallawatsch zum Grunde liegt. Die Müllereiindustrie, eine wackere Industrie, die für die niederträchtigste Verfälschung von Lebensmitteln ihre Steuern zahlt und heute in der Kunst, alles wertvolle im Getreide für die Schweine zu retten, unerreicht ist, geriet infolge eines blödsinnigen Handelsvertrages, den die Regierung ohne Zuziehung

von Sachverständigen mit Ungarn abgeschlossen hatte, in Bedrängnis und schrie nach der Regierung. Da an dem einmal abgeschlossenen Vertrag ohne Zustimmung der Gegenseite nichts zu ändern war, begann man mit Ungarn zu verhandeln. Für ihre Einwilligung in eine für die Ungarn weniger günstige Aenderung des Vertrages, verlangten diese natürlich Kompensationen bei den Zöllen auf andere Waren. Aber siehe da, man hatte keine, denn die Zölle waren zu niedrig. Damit dies nicht wieder vorkomme und damit man bei künftigen blöden Handelsverträgen Kompensationen habe, nicht aber aus irgendwelchen nationalökonomischen Gründen, die in den Eigenheiten der einzelnen Waren liegen und die nur einer verstehen kann, der sich ein Lebensalter lang nur mit der betreffenden Ware beschäftigt hat, unternimmt man es jetzt wahllos, die Zölle für alle Waren ins Blitzblaue zu erhöhen. Nationalräte, die in Zivil Gesangslehrer sind, befassen sich zum Beispiel plötzlich mit der Erhöhung der Zölle auf Kraftfahrzeuge. „Kauft österreichische Waren!" schreien sie, ohne daß der Gegenruf „Wahrt österreichische Käufer!" zu befürchten wäre. Denn niemand zerbricht sich den Kopf über die merkwürdige Tatsache, daß in Amerika ein amerikanisches Automobil billiger ist als in Oesterreich ein österreichisches Motorrad, obwohl drüben ein Arbeiter im Tag mehr verdient, als bei uns einer in einer Woche.

Auf die Folgen dieses Regierens mit Besenstiel und Schürhaken bin ich schon gespannt. Alles wird teurer werden, die „Kaufkraft" wird weiter sinken und die 140.000 Arbeitslosen, deren Verschwinden sich Seipel von diesem Zollirrsinn verspricht, werden sich vermehren wie der Samen Abrahams. Denn die Arbeitslosigkeit hat ganz andere Gründe, was schon aus der merkwürdigen Tatsache hervorgeht, daß sie nur in Industriegegenden besteht, die Landwirtschaft aber aus Mangel an Arbeitskräften nur

extensiv betrieben werden kann. Ein ganz gescheiter Politiker hat vor kurzem den Grund dieser Flucht vor dem Lande entdeckt. Sie komme daher, sagte er, weil auf dem Lande die Lebensverhältnisse für Menschen in dienender Stellung bedeutend schlechter seien als in der Stadt. Das Quartier sei dort schlechter und ans Heiraten könne überhaupt kein Knecht denken. Leider vergaß der Gute diesen richtigen Gedanken weiter zu spinnen und zu beantragen, daß in allen künftigen Auflagen des Kommersbuches das Lied „Der Gott der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" textlich dahin richtig gestellt werde, daß es künftig laute: „Der Gott, der Weizen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!" Vielleicht könnte durch diese neue Fassung bei kommenden Generationen allmählig die Erkenntnis hervorgerufen werden, daß nur der Besitz und das Bebauen von eigenem Grund und Boden den Menschen von Arbeitslosigkeit, Zöllen, Handelsbilanzen, quadratköpfigen Regierungen und derlei Teufelswerken befreien kann. Daß nur dann die Oesterreicher unabhängig vom Ausland wären, während heute ich der einzige Oesterreicher bin, der es ist. Denn die blödsinnigen Taten, mit denen ich mich im Nebelhorn — von einer unglückseligen Veranlagung dazu gezwungen — befassen muß, die sind die einzigen Waren, die in unübertrefflicher Qualität und Quantität im Inlande erzeugt werden.

DER SCHWEIGSAME „ANARCHIST“

Während ausländische anarchistische Zeitschriften — vor allem solche aus dem deutschen Reiche, aber auch eine aus Brasilien — das Erscheinen des Nebelhorns längst begrüßt haben, ringt das führende österreichische Organ des Kampfes um die Herrschaftslosigkeit noch immer nach Worten und gleichzeitig mit den bürgerlichen Blättern um die Palme des Totschweigens dieser Neuerscheinung. Einem Leser des Nebelhorns, der sich nach dem Grunde dieses Schweigens erkundigte, gab der Herausgeber des Wiener Wochenblattes der „herrschaftslosen“ Sozialisten, das sich jetzt „Der Anarchist“ nennt, zur Antwort, daß ja auch das Nebelhorn von seinem Blatte keine Notiz nehme. Niemand kann leugnen, daß diese Beobachtung überaus richtig ist; aber man wird mein bisheriges Nichttun sicher milder beurteilen, wenn ich verrate, daß ich als erste Nummer des Nebelhorns einen Band von $692^1/_2$ Seiten vorbereitet habe, in dem ich von allen mir bekannten Zeitschriften Notiz genommen habe, um sie zum gleichen Tun gegenüber dem Nebelhorn zu animieren, daß dieser Band aber heute noch unvollendet im Uebersatz in der Druckerei liegt, weil zwei Arbeiter beim Setzen wahnsinnig geworden sind. Wenn ich übrigens meine, nur an der Schwäche der menschlichen Natur gescheiterte Absicht heute bedenke, so erscheint es mir nicht einmal so ganz sicher, daß sie von Erfolg begleitet gewesen wäre; denn wie oft habe ich zum Beispiel schon vom „Neuen Wiener Journal“ Notiz genommen, ohne daß

es mir bisher gelungen wäre, Lippowitzens Auge auf mich zu lenken! Es scheint sich hier um eine viel kompliziertere Antipathie zu handeln, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist, eine Antipathie, die nicht nur auf die bürgerlichen Blätter beschränkt ist, sondern auch auf den Herrschaftsbezirk der österreichischen Herrschaftslosigkeitsbewegung übergegriffen hat, wo das Nebelhorn den anarchistischen Herrschern des gedruckten revolutionären Wortes schon lange eines Anarchismus verdächtig ist, der so übertrieben ist, daß er nicht daran denkt, sich der Herrschaft des geschäftsmäßig betriebenen zu unterwerfen.

Aber wie dem auch sei: freudig ergreife ich heute die Gelegenheit, das mir vorgeworfene Schweigen zu brechen und durch Reden zu zeigen, daß die Wochenschrift „Der Anarchist" nicht nur im Falle des Nebelhorns schweigt, sondern auch in Fällen, die weitaus wichtiger sind, weil hier das Schweigen nicht einem Herausgeber, der seinen Grund kennt, Spaß macht, sondern Menschen, die seinen Grund nicht verstehen können, Leid bereitet.

Eine Grazer Wochenschrift „Der Republikaner" brachte vor einigen Wochen folgenden Aufruf:

Lasset die obdachlose Jugend nicht zugrunde gehen!

In den öffentlichen Anlagen, im Stadtpark, Volksgarten, am Schloßberg, in Bahnhöfen, in Waggons, in Heuschobern der Peripherie unserer Stadt vegetieren hunderte verzweifelte, junge Menschen.

Obdachlos, brotlos, hungern sie am Tage frierend und bettelnd bis zur Nacht um Brot.

Niemand hilft, niemand kümmert sich. Das Jugendamt, die Gemeinde will oder kann nicht helfen. Diese 14, 15, 16jährigen Opfer der Jetztzeit haben zumeist keine Eltern und sind jedem Unbilde ihres Schicksales schutz- und rechtlos ausgeliefert. Dem Verbrechen aus Hunger, der Prostitution aus Not ist offene Tür und leichte Hand gegeben. Täglich kommen sie mit aufgehobenen Händen.

Sie müssen im Winter zu Grunde gehen!

Wir wenden uns an die Solidarität der Menschen! Es soll den Obdachlosen eine Baracke mit Schlaf- und Wohnräumen geschaffen werden. Es soll dem gehetzten Wild, den jugendlichen Obdachlosen eine neue Heimat geschaffen werden. Wir brauchen dazu nur 10 Millionen, die die Solidarität der Menschen aufbringen soll. Alles andere werden die Jugendlichen selber schaffen.

Helft! Laßt uns nicht zu Grunde gehen!

Für den Barackenausschuß:

Heinz Nonveiller. Franz Schmied. Felix Strommer.

Für das Aktionskomitee der obdachlosen Jugend:

Josef Marscher.

Für den Verband steirischer Innenkolonisten:

Steffen Schlauer. Erich Kernmayr.

„Der Anarchist" hingegen brachte kurze Zeit nachher folgende Briefkastennotiz:

Verband steir. Innenkolonisation. Euren Aufruf zur Geldsammlung behufs Schaffung einer Baracke für die Obdachlosen können wir, bei aufrichtigem Mitgefühl für Eure Absicht und für die entsetzlich leidende, obdachlose Jugend, nicht bringen. Wir sind kein Blatt, das für Philantropie eintritt, sondern für den Kampf der direkten Aktion um das, was Arbeiter benötigen und beanspruchen. Barackeneröffnung für Obdachlose und deren Kinder ist eine bürgerlich-philantropische, eine staatlich-gemeindeamtliche Pflichtsache. Es gilt, diese Faktoren zu nötigen, Geld und Hilfe zu gewähren, um diejenigen Elendsfolgen zu lindern, die durch Aufrechterhaltung des staatlich-kapitalistischen Systems entstehen, das wir beseitigen wollen. Das Proletariat aufzufordern, für einen philantropischen Zweck seine armseligen Mitteln darzubieten, bedeutet, jene verantwortlichen Faktoren von ihrer Verpflichtung zu entlasten. Man organisiere die Arbeitslosen und Obdachlosen samt ihren Kindern zur Masseneinquartierung in Hotels, in den amtlichen Büros, in unproduktivem Handel dienenden Räumen ... und man wird staunen, wie bald Jugendamt und Gemeinde und Bourgeoisie ihre Pflicht den sich massenhaft zu regenden Unglücklichen gegenüber erkennen werden!

Konnte bis hierher der Name des, wie ich höre, überaus wohlgenährten Herausgebers verschwiegen werden, der, wie figura zeigt, das Wort Solidarität nur im Untertitel seiner Zeitschrift kennt, so ist dies nach solcher Manifestation einer Theorie, die so grau ist wie die Gesichtsfarbe von Hungernden und Frierenden, nicht mehr möglich. Er lautet abwechselnd Rudolf Großmann (Pierre Ramus) und Pierre Ramus (Rudolf Großmann) und bezeichnet eine bekannte Autorität der Antiautoritären. Um sich einen internationalen Kren zu geben, scheint sein Träger den Verdacht, eine Kreuzung zwischen zwei Erbfeinden zu sein, nicht zu scheuen und ein des Französischen Unkundiger könnte nach dieser Lebensäußerung geradezu glauben, Ramus heiße auf Deutsch Zapfel und er habe den leibhaftigen Pierre Zapfel vor sich. Was aber die salbungsvollen Ratschläge betrifft, die hier Hungernden und Frierenden erteilt werden, so merkt man schon an ihrer wackligen Logik, wie sehr den Autor bei ihrer Niederschrift das Mitleid geschüttelt haben muß. Beinahe so wie unseren Seipel, wenn er einer petitionierenden Abordnung von Kriegsblinden vorflunkert, daß zu seinem größten Bedauern das ansonsten gewiß dankbare Vaterland dermalen leider nicht in der Lage sei, da die staatlichen Notwendigkeiten (worunter immer die ungestörten Bezüge seiner Repräsentanten verstanden sind), es erfordern, daß mit den beschränkten vorhandenen Mitteln usw. usw. Und die Phantasie zaubert, angeregt von dieser Parallele zwischen Anarchisten und Prälaten, ein Kriegsbild vor Augen, das einen verwundeten Soldaten darstellt, der einen anarchistischen Kameraden um einen Trunk Wassers bittet, von diesem aber folgende Antwort erhält: „Ich finde es ja sehr bedauerlich, daß Du Durst hast, aber schließlich bin ich keine Wasserleitung und es ist eine Zumutung, von mir zu verlangen, daß ich meine armseligen proletari-

schen Kräfte dazu benützen soll, Dir Wasser zu bringen. Der Kaiser hat den Krieg angefangen und es ist also auch Pflicht des Kaisers, Dir Wasser zu bringen. Man organisiere die Kammerdiener des Kaisers dazu, ihm nichts zu trinken zu geben ... und man wird staunen, wie bald der Kaiser seine Pflicht, den sich massenhaft zu regenden durstigen Verwundeten gegenüber erkennen wird!"

Man sollte von dem Konstrukteur solcher Sätze nichts Unmögliches verlangen. Er behauptet doch ausdrücklich, für das zu kämpfen, „was Arbeiter benötigen und beanspruchen", folglich muß es wahr sein. Aber für jemanden kämpfen und jemandem praktisch helfen, ist zweierlei. Das Kämpfen bringt Ansehen und verwandelt die armseligen Mittel des Proletariats in Bezugsgelder und Rednerhonorare, das Helfen durch Abdruck eines Aufrufes kostet revolutionäre Druckerschwärze und verzettelt für philantropische Sentimentalitäten die Kräfte, die für die direkte Aktion des revolutionären Schwefels um des revolutionären Schwefels willen aufgespart werden müssen. Man darf im Kampfe gegen den Staat vor keinem Opfer an Proletariermaterial zurückschrekken und ehe man die „verantwortlichen Faktoren von ihrer Verpflichtung entlastet", sollte man lieber seinen Kampfgeist gegen das Unrecht an dem Anblick von natürlich allein durch die Schuld des Staates Erfrierenden neu entzünden.

Wenn den österreichischen Anarchisten von dieser Briefkastennotiz nicht die Augen übergehen, dann sind sie blind. Der Erwähnung des Nebelhorns aber im „Anarchist" steht, wie ich hoffe, nach dieser ausgiebigen Erwähnung des „Anarchisten" im Nebelhorn nichts mehr im Wege.

DAS GESICHT DER ZEITUNG

Zusammengestellt und photographiert von Alexander Stern.



Die kaisertreue Volkspartei gegen die Anklage aber im Dienste der Bundespolizeikapelle beim Jausenkonzert; Sanierte Jungfrauen erschossen; die Kaiser Karl Gedächtnismesse, ein dringender Schwindel; die Zahl der Todesopfer wächst — 150 Tote gemeldet — Dank! Mit Blut bespritzte Straßen — morgen Bestattung — Altwiener Gemütlichkeit; Blutfrische Bundestruppen beim Dr. Seipel-Zirkus; Freut Euch des Lebens — Recht und Gericht — Ordnung und das lebende Dokument hinterm Gitter; Hochkonjunktur: 79 Tote; Gratis einige hundert Verletzte; Belobung der Wiener Polizei erscheint wöchentlich... man muß diese geniale Compilation genau studieren, um einen Begriff davon zu bekommen, was das Gehirn eines zeitungslesenden Menschen heutzutage aushalten kann!

DER GEBURTSTAG DER REPUBLIK,

— beinahe hätte ich ihn, geblendet von dem Seelenaufschwung ihrer Bürger übersehen — er soll nun doch nicht ungefeiert von mir ins Meer der Schäbigkeit versinken. „Drei Seiten", so sagte mir der Setzer, als ich heute morgens in die Druckerei kam, „haben wir für die nächste Nummer zu wenig". Diese drei Seiten seien ihr zum Wiegenfeste geweiht!

Ihr, die erst wieder mit dem allen Staaten eigenen Geschick Blut in Geld verwandelt hat und zur Belohnung für ihr aufrechtes Verhalten am 15. Juli einer neuen Anleihe bei dem mit ihr zufriedenen internationalen Finanzkapital entgegenfieht (in dieser Beziehung ist ihr jeder kleinliche nationalistische Standpunkt fremd) — ihr ein materielles Geschenk

darzubringen, geht nicht an, da wir unser ganzes Geld für die Zölle brauchen werden, die sie uns ihrerseits anläßlich ihres Geburtstages geschenkt hat. Aber im weiten Reiche der Ideen und Gedanken, die bekanntlich zollfrei sind, bin ich ein Krösus; da kann ich ebenso aus dem Vollen schöpfen wie sie ihre sanierten Bürger aus dem Leeren schröpft. Eine Idee will ich ihr als Draufgabe zu den vielen, guten, aber leider unbeachtet gebliebenen Ideen spenden, die mit den „Pflichtexemplaren" des Nebelhorns für das Bundeskanzleramt schon im Laufe dieses Jahres den Weg ins Zentrum der Weisheit auf dem Ballhausplatz gefunden haben. Diese Idee trage ich als mein Lieblingskind schon lange auf dem Herzen und da der § 144 nur für jene Kinder gilt, die u n t e r dem Herzen getragen werden, so will ich sie mir heute zur Feier des Geburtstages unserer Republik öffentlich abtreiben. Denn wenn ich auch schon einmal ernstlich erwogen habe, sie in einer Extraausgabe des Nebelhorns zu veröffentlichen, so ist sie doch noch lange nicht — auch heute noch nicht — ausgereift und wird wohl auch nie ausreifen, so ungeahnte Möglichkeiten birgt sie in sich, wenn sie auch äußerlich gar unscheinbar aussieht. Ihre Umsetzung ins Reich der Taten wäre allein imstande, Oesterreichs Namen — aere perennius — mit goldenem Griffel ins Buch der Geschichte einzutragen!

Diese Idee — sagen wir es gleich, um die Spannung nicht unerträglich werden zu lassen — ist der Vorschlag: Den Amts- oder Diensteid auszubauen und zu vertiefen!!! Wer je in seinem Leben mit einem Diensteide zusammengestoßen ist und zähneknirschend wahrgenommen hat, wie das, was er mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hat, auf der Wage der Gerechtigkeit keinen Ausschlag gab gegenüber einem Diensteid, also dem summarischen Versprechen der Gegenseite, immer

dort die Wahrheit zu sagen, wo nur zu oft die Fähigkeit, sie zu erkennen, mangelt: der wird der Meinung sein, daß dieser Diensteid, der sich an Endgültigkeit nur mit einem Spruche des jüngsten Gerichtes vergleichen läßt, schlechterdings nicht mehr auszubauen und zu vertiefen sei. Aber er irrt. Denn wer bedenkt, daß wir in dem Diensteide ein Mittel der Wahrheitsfindung haben, das noch nie versagt hat und immer wirkt; wer sich andrerseits aber auch wieder vor Augen hält, auf wievielen Gebieten die Menschheit noch im Dunkeln tappt und nach Wahrheit dürstet, der wird zugeben müssen, daß zur Lüftung des Schleiers der Maya der Diensteid noch viel zu wenig Anwendung gefunden hat und daß sein Ausbau und seine Vertiefung endlich einmal im Interesse menschlichen Fortschritts nnd Glücks energisch gefordert werden muß. Denn wenn die Polizisten, die Executionsorgane der Steuerbehörde etc., ja selbst die Schaffner der Straßenbahn dem Papste, wenn er ex cathedra spricht, an Unfehlbarkeit Konkurrenz machen können, so sehe ich nicht ein, warum man Seipeln nicht eines Tages veranlaßt, unter Berufung auf seinen Amtseid auszusagen, welche Gesellschaftsordnung die beste sei. So w ü ß t e n wir es doch endlich einmal und alle Menschen, die sich jetzt im Kampfe um Ideen in den Haaren liegen, würden Brüder im Angesicht der also endgültig geoffenbarten Wahrheit. Was hinderte uns, sämtliche wissenschaftlichen Leuchten der Theologie, der Medizin, der Juisterei, der Philosophie und der Technik Amtseide schwören zu lassen und dann unter Berufung auf diese Amtseide von ihnen die Offenbarung des erweislich Wahren zu verlangen? Von Ude könnten wir so erfahren, ob Gott schon der Wirtschaftspartei, die sich seinen Geboten widmet beigetreten ist oder ob er vielleicht gar noch zaudert und seinen Eintritt in die Heimwehren erwägt, seitdem sich diese gegen „Hin-

kemann" ausgesprochen haben. Spitzy könnte uns unter Berufung auf den Amtseid ein Krebsheilmittel schenken. Der deutsche Justizminister Hergt könnte uns mitteilen, an welchem Schöpfungstage Gott den neuen deutschen Strafgesetzentwurf vollendet hat und ob sich sein resumierendes „Und er sahe, daß es gut war" auch auf diesen bezogen hat. Von Keyserling erführen wir authentisch, ob Darmstadt wirklich eine Gehirnstadt sei. Und von Ford erführen wir schließlich, ob das Auto um des Menschen willen oder der Mensch um des Autos willen vorhanden sei. Es wäre ein Leichtes, auf weiteren 30 Seiten die Möglichkeiten, die ich mit dieser meiner Idee der Menschheit schenke, bis ins Einzelne auszuspinnen. Aber da die mir zur Verfügung stehenden 3 Seiten erschöpft sind, schließe ich erschöpft für heute mein Geburtstagsgeschenk und sage nur noch eines: die Frage des amtseidvergessenen Landpflegers Pilatus „Was ist Wahrheit?" ist heute und in dieser Stunde, von der aus eine neue Epoche der Weltgeschichte beginnen wird, von mir beantwortet worden. Und ihr, die ihr das Nebelhorn leset, könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.

GOETHE:

„Sagt! wie könnten wir das Wahre —
Denn es ist uns ungelegen —
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie sich möchte regen?"

Diese Mühe wird nicht groß sein
Kultivierten deutschen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los sein,
So erstickt es nur mit Worten.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern . . .	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 23 1. DEZEMBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Ueber die Emanzipation vom Vieh / Rund um die Vorhaut / Ein Hirtenbrief

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck verboten

DAS
NEBELHORN

Nr. 23 1. DEZEMBER 1927 I. JAHR

UEBER DIE EMANZIPATION VOM VIEH

> Welch ein Kampf ums Dasein oder welche unbändige Verrücktheit hat Euch denn dazu bewogen, Blut mit dem Munde zu berühren und das Fleisch eines toten Tieres an Eure Lippen zu bringen? Warum verleumdet Ihr die Erde, als ob sie nicht imstande wäre, Euch zu ernähren und zu sättigen?
>
> **Plutarch**
> Abhandlung über das Fleischessen.

Meine praktische Beschäftigung mit der Lösung der sozialen Frage begann so:

Wir wohnten damals — es war im Mai 1921 — seit anderthalb Jahren in Oberösterreich in einer Villa auf dem Lande. Das Haus stand einsam inmitten von Feldern und der Garten, der zu ihm gehörte, war nur klein und kaum breiter als das Gebäude. Vor dem Hause bildete er ein kleines Vorgärtchen mit ein paar Blumenbeeten und Rosenstöcken, hinter ihm einen rings von einem Zaun eingeschlossenen Gemüsegarten, 12 m breit und nicht ganz 30 m lang, also 350 m^2 groß. Hier stand ich damals und wollte gerade auf einem der 12 m langen Beete eine Reihe Mais ansäen. Das Saatgut, das ich in Linz gekauft hatte, sah nicht sehr vielversprechend aus und ich bezweifelte seine volle Keimkraft. Ich versenkte daher in ca. 50 cm Abstand statt 1—2 gleich 5—6 Körner in die Erde, hoffend, daß von ihnen wenigstens eines keimen würde.

Nach einiger Zeit schon wurde es offenbar, daß ich mich getäuscht hatte. Alles keimte. An jeder Saatstelle sproßte ein kleines Büschel Pflanzen aus der Erde, eine schöner und kräftiger als die andere. Da aber an jeder Stelle nur Platz für die Entwicklung einer einzigen war, war ich gezwungen, alle anderen aus dem Boden zu ziehen. Als jedoch die ausgerauften so in einem Häufchen vor mir lagen, kaum zum Leben erwacht und schon der Rentabilität geopfert, taten sie mir leid. Ich trug sie zum letzten Beete des Gartens, das noch unbebaut war und setzte die unbeschädigten Pflanzen wieder in zwei Reihen aus, obwohl ich nicht wußte, was ich mit soviel Mais anfangen sollte.

Schon wenige Wochen nachher hatte ich Gelegenheit, sonderbare Vorgänge zu beobachten. Die Pflanzen, die ihren Platz nicht verändert hatten, wuchsen schön und groß in einem Stamme empor; die umgepflanzten jedoch zeigten eine für mich lästige Eigenheit: sie blieben nämlich nicht einstämmig, sondern trieben neben dem Hauptstamm jede noch 2—6 Nebenstämme aus dem Boden empor. Ich hielt diese Nebenstämme für rätselhafte „wilde Triebe" und da ich befürchtete, sie würden dem Hauptstamm alle Nahrung nehmen, stutzte ich sie bei ihrer Austrittstelle aus dem Boden mit der Spalierschere ab. Aber sie waren nicht umzubringen. Nach 14 Tagen waren sie schon wieder nachgewachsen und jedes Stutzen hatte nur ihr vermehrtes Wachstum zur Folge. Schließlich verdroß mich diese erfolglose Arbeit und ich ließ sie stehen und wachsen. Zur Erntezeit aber trug jede der schönen, einstämmigen Pflanzen einen großen Kolben; die umgepflanzten aber, trotz dem oftmaligen Stutzen, auf jedem Stamme einen, im Ganzen also 3—7 nicht viel kleinere Kolben.

Ich war nicht imstande, mir dieses vermehrte Wachstum zu erklären und ahnte nicht, daß ich das

Wunder der chinesischen Ackerbeetkultur vor mir hatte und mir eben die Fürstenwürde verdient hatte, die Friedrich der Große dem versprochen hat, der aus einer Aehre zwei machen könne. Bald aber wußte ich alles. Ich fand im Herbste im Schaufenster des kleinen Wirkwarengeschäftes des Herrn Ansorge auf der Promenade in Linz eine Ausstellung von Produkten der Ackerbeetkultur, darunter Roggenstauden von 80 Halmen aus einem Korn. Ich besuchte den alten General Kronholz, der sich als einer der ersten mit dieser Kultur des Getreides beschäftigt hatte, auf seinem Gute in Bachl bei Urfahr und er war es, der mir das Buch von Simon empfahl. von dem in Nr. 20 die Rede war, und der mich auf das Buch des Russen Demtschinsky über die Ackerbeetkultur aufmerksam machte. Ich hörte, daß schon vor dem Kriege auf einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Petersburg eine Roggenstaude zu sehen gewesen war, die 186 Halme mit je einer Aehre von durchschnittlich 100 Körnern besaß und ich machte mir so meine Gedanken darüber, daß unsere Bauern das 4—12fache Saatgut ernten, während hier eine 18.600fache Vermehrung in Erscheinung trat. Ja ich hörte sogar von einem russischen Pensionisten, dem es gelungen war, aus einem Korn binnen eines Sommers 500.000 Körner zu erzeugen und zwar einfach dadurch, daß er die Halme einer ähnlich stark bestockten Getreidepflanze abschnitt und sie als Stecklinge wieder auspflanzte.

Im Frühling begann ich selbst mit Versuchen. Ich machte bei dem Boschan'schen Gute Achleiten bei Rohr in Oberösterreich eine großartige Saatgutbestellung auf ein ganzes halbes Kilogramm Sommerweizen und bestimmte schweren Herzens ein Drittel meines ohnehin so kleinen Gemüsegartens als Versuchsfeld. Meine Nöte begannen sofort. Ich hatte kein Mistbeet, um darin bei der frühen Jahreszeit die Pflanzen zum Umsetzen großzuziehen. Ich

beschloß daher, es vorher einmal mit dem bloßen Häufeln der ins freie Feld gesäten Pflanzen zu versuchen, das auch verblüffend wirken sollte, wenn auch lange nicht so, wie das Umsetzen. Auch traute ich mir nicht die Geduld zu, ein paar tausend Pflanzen mit eigener Hand umzusetzen. Ich verfertigte mir also aus einem alten Rechen einen Rillenzieher, indem ich ihm nur alle 20 cm einen Zahn ließ, alle anderen aber, insoferne sie noch vorhanden waren, ausbrach. Diesen Rechen beschwerte ich mit einem ziemlich großen Stein und begann mit ihm auf meinem Versuchsfeld 20 cm voneinander entfernte Rillen zu ziehen. Es war kläglich. Jede größere Scholle brachte diesen Rechen trotz seinem canonischen Alter vom geraden Wege ab und die Rillen sahen dementsprechend aus. Nachdem ich aber so im Schweiße meines Angesichtes 50 Rillen, die wie Wellenzeichnungen aus einem Lehrbuch der Akustik aussahen, gezogen hatte, ließ ich aus einer alten Cigarettenschachtel alle 20 cm 1—2 Körner in diese Rillen fallen. Oft fielen mehr Körner heraus, oft gar keines; ich war ununterbrochen genötigt, meine Tätigkeit als Säemaschine zu corrigieren, ich stand zwei Tage lang beinahe auf dem Kopfe, der Rücken schmerzte mich als hätte ich Prügel bekommen und ich verlor bei dieser landwirtschaftlichen Feuertaufe eine Füllfeder, eine Cigarettendose und eine Nadel aus meinem Hemdkragen. — Kaum war der Weizen aufgegangen, kaum war das dritte Blättchen der jungen Pflanzen erschienen, erschien auch ich mit meiner Haue auf dem Versuchsfelde und begann so intensiv zu häufeln, daß man nach vollbrachter Arbeit von einer Vegetation auf dem Felde fast gar nichts mehr merkte, da alles mit Erde verschüttet war. Dann schleppte ich aus der Senkgrube beim Hause Gießkanne um Gießkanne mit dem flüssigen „Gold des Landmannes“ herbei und düngte so gründlich, daß ich abends auf Befehl meiner

Frau sofort ins Bad steigen mußte. Hierauf aber begann der Weizen zu wachsen, daß die Bauern, die rechts und links vom Garten auf ihren Feldern arbeiteten, an den Zaun kamen und glotzten. Keine Pflanze habe ich gesehen, die weniger als 25 Halme zählte, keine Aehre gefunden, die kürzer als 12 Zentimeter war. Die meisten maßen 16 Zentimeter, während die Winterweizenähren der Bauern durchschnittlich 8 cm lang waren. Und obwohl dieser Weizen dann viel zu spät geschnitten wurde, so daß infolge des starken Körnerausfalls das Feld einige Wochen nach der Ernte von neukeimendem Weizen wie von einem dichten Rasen bedeckt war; obwohl wir den Weizen dann auf einer aus dem Krieg stammenden alten Pferdedecke mit Spazierstöcken droschen, wobei viele Körner in den Aehren blieben und alle, die von der Decke in den Gartenkies sprangen, verloren waren; obwohl beim Putzen wieder ein großer Prozentsatz verloren ging, da ich es nicht anders bewerkstelligen konnte, als daß ich — mit der Schwimmhose bekleidet — auf dem glühendheißen Dachboden den Weizen mittels einer großen Kohlenschaufel gegen die Wand eines Mansardenzimmers warf — so erhielt ich schließlich dennoch von dem 120 m^2 und von den 10 dkg Saatgut, die ich gebraucht hatte, etwas über 100 kg Sommerweizen, also mehr als das tausendfache Saatgut und einen Hektarertrag von beinahe 9000 kg (wobei noch zu bemerken ist, daß sich die Körner gegenüber dem Saatgut in der Größe verdoppelt hatten), während der normale europäische Hektarertrag bei dieser Frucht 700—2800 kg bei einer Saatgutmenge von ca. 200 kg Saatgut beträgt.

Damit war für mich die Lösungsmöglichkeit der sozialen Not durch die Erde auf hunderte von Jahren hinaus klar bewiesen. Und da auf diese Art meine Erfolge als Bauer die als Schriftsteller bei weitem übertrafen, beschloß ich, Bauer zu werden;

denn ich wollte in Zukunft lieber vom scheußlichsten Wetter abhängig sein, als von den „Rahmen" der diversen Verlage und Redaktionen, für die weder meine gesammelten noch meine zerstreuten Werke mangels Verlogenheit passen wollten. Aber ganz so einfach, wie ich es mir vorstellte, war dieser Berufswechsel doch nicht durchzuführen.

Es hatte sich zu jener Zeit in Gmunden eine „Liga für Ackerbeetkultur" gebildet, die zwei bemerkenswerte Versuche machte, ihre Absichten durchzuführen. Erstens wandte sie sich an verschiedene oberösterreichische Bauern mit folgendem Ansinnen: „Verpachte uns Deinen Grund. Wir geben Dir an Pachtzins in natura soviel, als Du bisher im besten Jahre, an das Du Dich erinnern kannst, von ihm geerntest hast!" Zweitens stellte sie Fabriksarbeitern folgenden Antrag: „Du arbeitest auf unseren Feldern 72 Stunden im Jahr. Dafür bekommst Du 200 Kg. Brotgetreide, also soviel, als ein Erwachsener im Jahre braucht!" — Es ist nach den oben mitgeteilten Ernteergebnissen klar, daß dieser Versuch hätte gelingen müssen; ebenso klar aber ist, daß er nirgends Unterstützung finden konnte und an der hierzulande verbreitetsten Gemütskrankheiten, der indolentia praecox, scheitern mußte. Die Arbeiter waren froh, der ihnen durch bäuerliche Ausbeutungskünste verleideten Landarbeit entronnen zu sein und die Bauern sagten: Jo wos tät denn i nacher 's gonze Joahr mochn? Und wos war denn nacher mit'n Rinderviech?

Natürlich! 's Rinderviech, das hatte man bei diesen Versuchen, den Menschen zu helfen, ganz vergessen! Man hatte sozusagen die Rechnung ohne den Hirt gemacht, der in jedem Bauern verborgen ist und ihn in alle Ewigkeit daran hindern wird, aus einem Stallknecht ein Mensch zu werden. Denn irgendwie muß sich doch die schamlose Ausbeutung des Tieres am Menschen, der sie prak-

tiziert, rächen. Was täten die Menschen, wenn es kein tierisches Unterleibssecret gäbe, das man durch alljährliches Zum-Stier-treiben tuberkulöser und durch die vielen Geburten ausgemergelter Kühe erhält und durch die rechtzeitige Ermordung der Kälber, für die es bestimmt ist, für den Konsum verfügbar macht? Irgend ein Eigenbrötler, der wahrscheinlich recht hat, hat zwar behauptet, daß die Kinder durch den Genuß einer Milch, die für Kälber bestimmt ist, Kalbsknochen bekommen; aber was täte der Professor Pirquet den ganzen Tag, wenns keine Milch gäbe und keine „Nem", das ist den Nährwert eines Liter Milch, den er all seinen Ernährungstheorien zu Grunde gelegt und wodurch er die Leute derartig in Verwirrung gebracht hat, daß sie heute alle, statt an den Brüsten der Natur, am Euter des Rinderviechs liegen. Bella, die 10.000 Liter-Kuh unseres Viehzüchters und Menschenpräsidenten Hainisch, ist für die meisten heute das Ideal eines Ernährungsviehmisters von Oesterreich und alle Großgrundbesitzer, die die Erde, deren Verlust die Sklaven der Arbeit und Arbeitslosigkeit ins Elend stürzt, besitzen und sie durch Viehzucht verschwenden und verschweinen, schmunzeln dazu. Was kümmert sie die Feststellung Hindhedes, daß die Hungersnot Deutschlands im Kriege nicht durch die englische Flotte sondern durch seine eigene flotte Schweinezucht verursacht worden ist und daß ein Ochse zuerst drei Jahre lang soviel frißt, wie sechs Männer, um hinterher einen Mann hundert Tage lang mit minderwertiger Nahrung zu ernähren? Müßten doch alle Kinder sterben, wenn es keine Milch gebe! Denn die Japaner, bei denen es keine gibt, kommen bekanntlich schon alle erwachsen zur Welt und vermehren sich durch Spaltung.

Beinahe dreiviertel seines Grundes und dreiviertel seiner Arbeit braucht der europäische Durchschnittsbauer heute für sein Vieh. Um den Fleisch-

hunger der Städte zu befriedigen, muß er sein Lebtag im Miste wühlen. Und auch meinem Plane, Bauer zu werden, stand eine solche Praxis bevor. Ich muß gestehen, daß mich eine solche Zukunft wenig lockte. Ich war damals schon Vegetarier und meine Liebe zum Tier hatte zur Folge, daß ich vom Vieh nichts wissen wollte und noch weniger von seiner Zucht zum Zwecke des Auffressens, die Mensch und Tier gleichermaßen in Viecher verwandelt. Ich hatte aus den vielen Büchern über Landwirtschaft, die ich in jener Zeit las, mit der visionären Sicherheit, die mir gegenüber der verwirrenden Fülle jedweden Geschmuses eignet, als einzig Positives unser absolutes Nichtwissen auf diesem Gebiete herausgefunden, ein Nichtwissen, das die ausgefallensten Ideen jederzeit durch die unwiderleglichsten Düngungs-, Anbau- und Ernährungsversuche „bewiesen" hat und täglich noch „beweist", daß es die höchstgezüchtete d. i. ausbeutungsfähigste Sau grausen möchte. Und radikal und halsstarrig, wie ich nun einmal bin, blieb ich bei meinem Entschlusse, Bauer zu werden, aber ein Bauer ohne Vieh. Freiwillig begab ich mich aller poetischen Reize dieses Berufes, die, wie mir von vielen Seiten versichert wurde, gerade in dem Gakkern der Hühner, dem Krähen der Hähne, dem Gurren der Tauben, dem Blöcken der Schafe, dem Mekkern der Ziegen und dem Muhen der Kühe auf einem Bauernhofe bestünden. Die Poesie der verschiedenen Schlachtfeste und Kastrationsunterhaltungen wurde von diesen Anwälten ländlicher Poesie dabei leider vergessen. Ich wußte, ohne etwas zu wissen, daß es auch Bücher über viehlose Landwirtschaft geben müsse, ich suchte und ich fand sie. Ich erfuhr aus ihnen, daß es hunderte große Güter in Deutschland gebe, die ohne Nutzvieh florieren und eines in England, das sogar seit dem Jahre 1843 nutzviehlos bewirtschaftet werde. Nutzviehlos.

Denn Zugvieh brauchte man immer, da die diversen Traktoren erst in den allerletzten Jahren an Verbreitung gewinnen. Gepriesen sei die Technik, die ich schon sooft verflucht habe, wegen dieser durch sie bewirkten systematischen Verminderung tierischer Qual auf Erden. In der Kleinbauerngesellschaft meiner Zukunftsträume wird man allerdings weder Vieh brauchen können noch Traktoren brauchen, sondern zum Spaten als dem gesündesten und völlig ausreichenden Werkzeug des Landbebauers zurückkehren. Denn was hat man schon davon, wenn man sich zuerst ängstlich durch technische Errungenschaften vor körperlicher Arbeit bewahrt und dann wegen Verfettung eine Kur in Marienbad gebrauchen muß?

Unter solchen aller Poesie hohnsprechenden Beschränkungen wurde ich vor nun viereinhalb Jahren Landwirt. Ausgerechnet zu jener Zeit, in der Inflation und Hungersnot vorüber waren, die Landwirtschaft wieder unrentabel zu werden begann und die Bauern anfingen Schulden zu machen, ergriff ich mit bemerkenswerter kaufmännischer Talentlosigkeit diesen Beruf. Viereinhalb Jahre sind — Leute mit gutem Gedächtnis wissen es noch vom Kriege her — eine Zeit, in der man viel erleben kann. Wer könnte es leugnen, daß in einer Gegenwart, die eine Zeit ist, die nichts wie money bedeutet, nicht alle Blütenträume einer schöneren Zukunft reifen konnten? So mancher von ihnen mußte in diesen viereinhalb Jahren begraben werden. Lassen wir ihn in Frieden ruhen. Es waren Enttäuschungen, die ihren Grund nicht in dem Ideal einer viehlosen und daher menschenwürdigen Landwirtschaft hatten, sondern in der Umwelt, in die ich dieses Ideal hineinzustellen gezwungen war, der Umwelt, an der die Bestrebungen der Liga für Ackerbeetkultur seinerzeit gescheitert sind. Gescheitert aber ist nichts. Kompromisse wurden keine geschlossen und er-

reicht wurde viel. Gleich im ersten Jahre habe ich auf höchst mittelmäßigem Boden Bestockungen bis zu 60 Halmen aus einem Korn erzielt und in meiner Lade ruhen Weizenähren, von denen im Durchschnitt jede 1 dkg wiegt. Rechnet man nur zehn solche 60fach bestockte Pflanzen mit solchen Aehren auf einem Quadratmeter, so ist damit der Beweis erbracht, daß auch auf Gebirgsboden und in kalter und feuchter Tallage Erträgnisse von 50.000 kg reiner Frucht jederzeit möglich sind. Was hat die gesamte abendländische Landwirtschaftswissenschaft solchen Ergebnissen an die Seite zu stellen? Und ist es meine Schuld, wenn ich solche Versuche auch heute nur im Kleinen vornehmen kann, da die arbeitende Menschheit hierzulande mit viel wichtigeren Dingen, nämlich damt beschäftigt ist, die steirischen Wälder in Zeitungspapier zu verwandeln?

Aber die verblüffende Möglichkeit solcher materieller Erträge erscheint beinahe nebensächlich im Hinblick auf die geistigen Erträge, die auf einer viehlosen Landwirtschaft geerntet werden. Ein Vorwurf, den ich immer wieder zu hören bekomme, ist der, daß ich alle Menschen zu Bauern machen möchte, während doch gewiß nicht alle dazu geeignet seien. Abgesehen davon, daß es auch heute nur in den seltensten Fällen eine wirklich freie Berufswahl gibt, da sie zu einer Zeit erfolgen muß, in der das Kind zu einer Entscheidung fürs ganze Leben noch gar nicht fähig ist und die Berufswahl in 99 von hundert Fällen von einer materiellen Unfreiheit diktiert wird, die mit der allgemein herrschenden Unfreiheit sehr nahe verwandt und verschwägert ist; abgesehen davon, daß infolgedessen heute nicht 10 Prozent der berufstätigen Menschen auch für den Beruf, den sie ausüben, passen — abgesehen von all dem, entkräftet gerade die viehlose Wirtschaft diesen Vorwurf noch für sich allein. Die viehlose

Wirtschaft macht den Menschen nicht zum Bauern, sie zwingt ihn zu keinem Berufe, sondern sie enthüllt im Gegenteil das Geheimnis, daß niemand zu einem einzigen Berufe berufen sein kann, denn sie ist — mit einem unschönen, aber die Sache am besten charakterisierenden Worte bezeichnet — ein Saisongeschäft wie das Essen Das arme Ich, als Mensch incarniert, muß essen und es ist nur naturgemäß, daß es auch die Stoffe dazu selbst erzeuge; aber es verbringt nicht seine ganze Lebenszeit mit Essen und es ist daher wieder nur naturgemäß, daß es auch nicht seine ganze Lebenszeit mit der Erzeugung seiner Nahrung zubringe. Wann kommt ein Statistiker, der das hier geahnte Müller-Guttenbrunn'sche Gesetz dieser gleichen Dauer des Erzeugens und Essens naturgemäßer Nahrung in Ziffern, die man getrost nachhause tragen kann, bannt? (Es gibt übrigens zahlreiche solcher verblüffender, von mir entdeckter Gesetze, die alle noch ihrer Publizierung im Nebelhorn harren!) Die viehlose Landwirtschaft ist also, wie gesagt, ein Saisongeschäft. Man kann sie im Herbst, wenn die Ernte eingebracht ist, zusperren wie einen Laden und den Winter über machen, was der Leib sonst noch verlangt, oder, wenn das geschehen ist, was das Herz begehrt. Denn das Herz kommt bedauerlicher Weise in dieser Welt immer in zweiter Linie; sonst brauchte man ja auch keinen Himmel. Und die viehlose Wirtschaft beweist, daß der Mensch sich gleichzeitig mit der Trennung vom Vieh auch von jeder Viecherei trennt, vor allem von jener, die aus den Zügen aller der gehetzten Familienerhalter und Arbeiter spricht, die man morgens in jeder Stadt müde und kaum ausgeruht wieder ins Joch eilen sieht. Sie leben, um Geld zu verdienen, aber selbst wenn sie genügend erraffen konnten, sind sie fast ausnahmslos nicht mehr imstande, sich des Erworbenen zu erfreuen, weil sie im Kampfe darum ihren Körper

zugrunde gerichtet haben. Täglich opfern sie ihre Existenz, um existieren zu können. Die viehlose Wirtschaft gäbe ihnen alles, was ihnen heute fehlt. Sie verbände sie wieder mit der Erde, sie machte sie frei und immun gegen Ausbeutung, sie gäbe jedem ein Vaterhaus und eine Heimat. Was schwätzen und schimpfen alle diese deutschnationalen Tölpel über Marxismus und Internationalismus! Ist einem von ihnen schon die Erkenntnis aufgedämmert, daß für Menschen, die die Erde verloren haben, das Ueble, das sie unter „Internationalismus" verstehen, die einzig mögliche Gesinnung und Ueberzeugung sein muß? Ist ihnen nicht gerade der internationale Jude, über den sie sich so aufregen, ein Beweis dafür? Wollen sie nicht von den Zionisten lernen, daß auch tausendjähriger Internationalismus das Verlangen nach Erde gerade bei den Wertvollsten nicht unterdrücken kann? Wagt einer von diesen Bodenständigkeitsaposteln auch nur einen Finger zu rühren, den Internationalismus dadurch zu bekämpfen, daß er gegen die Ausbeutung von entrechteten Menschen durch Menschen, die sich das Recht nach Maß haben anschneidern lassen, auftritt? Hat einer von ihnen etwas gegen Großstadt und Großgrundbesitz? Will einer von ihnen etwas anderes, als an Stelle der Ausbeutung durch die Juden, die Ausbeutung durch streng nationalgesinnte Schmerbäuche setzen? Ist es nicht zum lachen, wenn man täglich hört, wie sie von Leuten, die kein Vaterland haben, verlangen, sie mögen das Vaterland derer, die es ihnen täglich im Namen der Ordnung vorenthalten, lieben?

Die viehlose Wirtschaft gäbe nicht nur allen ein naturgemäßes Leben, sondern auch eine naturgemäße Nahrung. Alle Angst, bei zu großer Vermehrung könnte die Nahrung ausgehen, ist eine Verleumdung der Erde. Ein Hektar Boden erzeugt heute in Europa 400 kg Fleisch oder 2—3000 kg Getrei-

de oder 16.000 kg Obst. Diese nüchternen Zahlen weisen den Weg in eine schönere Zukunft. Denn der Mensch ist kein Fleischfresser, kein Allesfresser und kein Pflanzenfresser. Er ist ein Fruchtesser. Er allein braucht kein Leben zu vernichten, um das seine zu erhalten.

RUND UM DIE VORHAUT

Vor einigen Tagen erhielt ich eine Broschüre: „Die Vollendung des künstlichen Juden durch Zwangsbeschneidung". Von Erich Ludendorff. Im Selbstverlage des Verfassers; Druck und Auslieferung: Friedrich Wechsung, Sperenberg, Kreis Teltow. Diesem mit einem Bilde Ludendorffs verzierten Hefte lag ein gedruckter Zettel bei:

Sehr geehrte Redaktion!

Hiermit gestatte ich mir, Sie auf anliegende politische Neuerscheinung hinzuweisen.

Ich bitte, die Broschüre zu besprechen und freundlichst einen Belag an die Auslieferungsstelle zu senden.

Mit Deutschem Gruß! Der Verfasser.

Hm! Die Vollendung des künstlichen Juden durch Zwangsbeschneidung? Von Ludendorff? Möglich ist alles, dachte ich mir, und begann zu lesen:

I. Einleitung.

Das Judentum ist in Gefahr! Seit mir Deutschgesinnte Freimaurer in der Not ihres Herzens das früher und heute gültige freimaurerische Brauchtum zur Verfügung stellten im Vertrauen darauf, daß ich ihnen und dem Deutschen Volke helfen würde, und mir damit die Möglich-

keit verschafften, in meiner Schrift „Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse" die geheimnisvollen Fäden zu entwirren, in die Deutsche Menschen und das Deutsche Volk verstrickt sind, hallt die Judenpresse von diesem Kampfruf wieder. Zwar sagen die jüdisch-völkischen Zeitungen, vom „Berliner Tageblatt" bis zum „Elsterwerdaer Anzeiger", nicht: Das Judentum ist in Gefahr!, sondern: die Deutsche Kultur ist in Gefahr! Aber schon der so eigenartig und plötzlich um das Leben gekommene und beerdigte Rabbiner Moses Isserles in Krakau schreibt in seinem 1367 erschienenen 2000 Seiten starken Talmudwerke „Mappa" (Die Jungfernhaut [!]), das noch heute jeder Jude bei der „Barmizwo" (eine der katholischen Firmelung nachgemachte blutrünstige Einrichtung) auswendig lernen muß:

„Immer wenn wir Judentum meinen, sagen wir Kultur, damit es die dummen Goi nicht merken."

Meine durch zahlreiche Quellen belegten Angaben können die Juden, Jesuiten und Freimaurer allerdings nicht widerlegen und begnügen sich daher mit der Verleumdung, die Schrift sei allein von meiner lieben Frau und Mitstreiterin Mathilde Ludendorff, geb. von Kemnitz verfaßt. Und die Geheime Mutterloge „Zur goldenen Henne" in Reppen, in deren 613. Hochgrad an jedem Sabatth 60.000 Deutsche Freimaurer der altpreußischen Logen trotz ihrer scheinbaren Trennung das Kaddischgebet sprechen, jenes schändliche Machwerk, das zur Vernichtung aller Deutschen auffordert, diese tollkühne freimaurerische „Großmacht" verbreitet, ich hätte mit meiner Schrift 50.000 Mark verdient und sie bei der Steuererklärung verschwiegen, obwohl es keine 20.000 sind und eine Steuererklärung noch gar nicht abzugeben war.

Doch schon holt das vereinigte Weltjudentum, das meine Enthüllungen seiner teuflischen Werke und die dadurch bedingte Erweckung der Deutschen Mannesehre wie die Pest fürchtet, zum großen Schlage aus. Seit ich gezwungen war, in einer Flugschrift „Ist die Freimaurerei höchste Vollendung oder frivoles Spiel?" den schlüssigen Beweis zu führen, daß der Schurz des Freimaurers nichts anderes bedeutet als seine symbolische Beschneidung, ein Zeichen rassischer und völkischer Entartung Deutscher, haben sie nichts mehr zu verlieren. Ich bin daher gezwungen, den Schleier ganz weit zu lüften und gebe mit tief innerlichem Widerstreben die Dinge bekannt, gegen die sich das germanische Empfinden aufbäumt.

1. Meine Beschneidung

Am 29. Gilbhards 1927 erwachte ich morgens um halb 8 Uhr und fühlte einen brennenden Schmerz an meinem männlichen Gliede. Schon in der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. An mein Bett trat ein Mohel (Beschneider), packte mich und hielt mich so, daß ich über meine Mathilde zu liegen kam. Er brüllte mir ins Ohr: Mir sennen gekimmen, eich zu befreien vun die grausliche Pogromes vun die blutrünstige zaristische Regierung. Dann packte er mich wieder und schleuderte mich dreimal mit dem Kopf auf den Erdboden. Hierauf ergriff er die Vorhaut meines Gliedes, schnitt von ihr mit einem rostigen Zigarrenstecher ein kleines Stückchen ab, riß mit schmutzigen Nägeln die übrige Vorhaut ein wenig auf, spuckte siebenmal einen Tropfen Salvarsan in die Wunde und verband sie mit einer Stahlfeder. Dann nahm er mein Stückchen Fleisch, dehnte es bis zum „Zerreißen" und blies nach der Melodie des Kolnidre das Deutschlandlied darauf. In diesem Augenblick erwachte ich, konnte aber meine Scham nicht sogleich erblicken, weil sie bei mir besonders tief liegt. Mathilde rief deshalb schnell einen völkischen Arzt, und dieser stellte an meinem Gliede eine klaffende Wunde fest, die nur von einem Beschneidungsschnitt herrühren konnte.

Einer Mitteilung von besonderer Seite verdanke ich die Kenntnis, daß sich die Juden zur Ausführung dieser ihrer größten Schändlichkeit des berühmten Szegediner Oberkantors Schwul Pipelelson bedient haben. Dieser war sogleich mit meiner Vorhaut im Flugzeug nach Berlin geeilt und hatte sie im geheimen Schrein der Neuen Synagoge, den selbst ihre Vorsteher nicht kennen, hinterlegt. Es verstößt hier nichts, daß die Juden behaupten werden, sie hätten mich nicht beschneiden lassen, die Wunde rühre von einem Kratzer meiner Mathilde her. Diese sieghaft natürliche, herzerquickend fröhliche, kraftgefüllte, kampffrohe und reich entfaltete Persönlichkeit ist eine viel zu erprobte völkische Kämpferin voll stärksten germanischen Erbguts, als daß sie diese Gefährdung des Deutschen Freiheitskampfes verschuldet haben könnte. Die Behauptung wird aber auch durch die Verwahrung meiner Vorhaut in der Neuen Synagoge zu Berlin schlüssig widerlegt. Auch bin ich nicht der erste, den die Juden auf diese Art beschnitten haben.

Bis hierher las ich, ohne mit einer Wimper zu zucken, denn ich bin längst durch Erfahrung zum

Sachverständigen alles dessen geworden, was in menschlichen Gehirnwindungen Platz hat, sind diese nur einmal durch Glauben und Politik richtig ausgeweitet. Die Beförderung der Vorhaut Ludendorffs im Flugzeug hätte mich stutzig machen müssen? Mein Gott, in Flugzeugen sind schon weit miesere Dinge befördert worden, zum Beispiel Gasbomben. Und Leute, die religiös zu wenig geschult sind, sind immer geneigt, die Macht, welche ist gegeben der Vorhaut im Himmel und auf Erden, zu unterschätzen. Ich aber weiß aus dem Briefe des Apostels Paulus an die Galater, Cap. 2, daß der Streit um die Vorhaut beinahe zu einer Spaltung in der Kirche Christi geführt hätte. Glücklicher Weise konnte das noch im letzten Augenblick durch das diplomatische Geschick Pauli verhindert werden:

„Und da sie sahen, daß mir vertrauet war das Evangelium an die Vorhaut, gleichwie Petro das Evangelium an die Beschneidung, gaben sie mir und Barnabas die rechte Hand und wurden mit uns eins, daß wir unter den Heiden, sie aber unter der Beschneidung predigten."

Auch einen oberösterreichischen Bauern fand ich einmal sonntags in einem ca. 1000 Seiten starken, mit bischöflicher Approbation herausgegebenen Erbauungsbuche lesend, dessen erster Traktat sich mit dem Feste der Beschneidung Christi am 1. Januar beschäftigte, welches Ereignis alle Christen heute noch zu feiern verbunden sind. Dieser Traktat brachte noch weitaus unwahrscheinlichere Mißgedankengänge als die Broschüre Ludendorffs mit Hilfe von Druckerschwärze zu Papier. Aber trotzdem konnte ich sie nicht in gutem Glauben zu Ende lesen. Ich hätte ja die in der Folge noch kommenden Feststellungen alle mit in Kauf genommen, wie die der Beschneidung Bismarcks und Moltkes, ja auch noch die der Beschneidung Wilhelms II., die der „Verräter-Kanzler" Prinz Max von Baden am 3. Sep-

tember 1918 im großen Hauptquartier vorgenommen haben soll, wodurch allein der Sieg der Entente entschieden wurde. Ich wäre nicht zurückgeschreckt vor der Behauptung Ludendorffs, der jüdische Gruß „Scholem alechem" bedeute nicht „Friede sei mit Dir", sondern nach einer „nur ihm bekannten Stelle im Talmud Bowel Traktat Chuzphas Mauroh 6 b: Was macht Deine Vorhaut?" Ich hätte mich weder an dem Kapitel über die „Bedeutung der Beschneidung" noch an dem über den „Zweck der Zwangsbeschneidung", noch an der Mitteilung gestoßen, daß die Kinder liberaler Juden nicht mehr in der Synagoge ihres Heimatsortes, sondern „sämtlich im Zimmer 41 des deutschen Reichstages beschnitten werden", weshalb „man auch so häufig schon am Vormittag jüdisch-völkische Mütter mit ihren Kinderwagen in den Berliner Tiergarten fahren sehe". Eine einzige Nachricht nur machte mich stutzig. Nämlich die:

> Am 13. Februar 1802 hat der jüdische Philosoph Gotthold Ephraim Lessing bei einer Feier der als gerecht anerkannten Großen Landesloge zum Männeken Pis in Brüssel gesagt:
>
> „Goethe ist eine Geißel der Menschheit (!) und die größte Gefahr für das Judentum. Wir müssen ihn deshalb beschneiden."
>
> Wenige Tage darauf schrieb Goethe das Drama: „Götz von Berlichingen, der Jude mit dem eisernen Kreuz", das die tollste Verhöhnung Deutscher Vaterlandsliebe enthält.

Zugegeben, daß Lessing ein Nathan war, zugegeben, daß infolge eines Druckfehlerverbrechens des nach Weltherrschaft lüsternen Judentums im Untertitel des „Götz" eine frevelhafte Vertauschung der eisernen Hand mit dem eisernen Kreuz stattgefunden hat; aber daß Lessing, der am 15. Februar 1781 gestorben ist, nicht am 13. Februar 1802 noch durch Reden Anlaß zu einem 1773 erschienenen Drama gegeben haben kann, das hätte Ludendorff doch

aus Bartels völkischer Literaturgeschichte wissen müssen! Da konnte ich nicht mehr mit, da wurde ich mißtrauisch, da sah ich nach der letzten Seite der Broschüre und fand dort die Enthüllung:

> Nichts ist so dumm, daß es das Deutsche Volk nicht Erich und Mathilde Ludendorff glauben würde. Und um das zu beweisen, schrieb diese Parodie der Deutsche Jude Botho Laserstein.

Man hat mich also wie seinerzeit Franz Josef I. drangekriegt, dachte ich enttäuscht. Dann aber faßte ich mich in männlicher Seelenstärke und tröstete mich mit der Erwägung:

Diese Enthüllung ist die zweite Unwahrscheinlichkeit in dieser Broschüre. Denn sie ist von Ludendorff! So wahr auf dieser Erde, die das Blut Millionen Erschlagener getrunken hat, die unter dem Kommando dieses Gespenstes mit ihrer Haut auch ihre Vorhaut zum kriegerischen Markte trugen, nicht nur die Bücher, die er geschrieben hat, sondern auch die, die er geschrieben haben könnte, von ihm sind!

EIN HIRTENBRIEF

Von Ewald Gerhard Seeliger

Richtig denken heißt Waren herstellen und Waren befördern. Die für diese Tätigkeiten verbrauchte Kraft heißt Arbeit. Demnach ist das richtige deutsche Wesen die Arbeit, der Verbrauch von

Kraft zur Vermehrung von Kraft, also die Liebe. Die notwendigsten, die notabwendenden Waren sind Brot und Wort. Sie bedingen sich gegenseitig. Falscher Satz erzeugt falsches Brot und falsches Brot erzeugt falschen Satz. Nur der nicht hungernde Mensch vermag richtig zu denken. Er denkt aber nur dann richtig, wenn auch sei Nächster satt ist. Satz und Brot müssen gebaut werden. Demnach ist der deutsche Mensch ein Bauer. Die deutsche Sprache ist eine Bauernsprache, sie ist die in Mitteleuropa landläufige Sprech- und Denkweise. Die stadtläufige Wortfolge und Satzfügung in Europa lautet anders, sie ist die Sprechweise der Bildung. Die Bildung bezieht man immer von einem anderen. Der ewige Vater hat sich selbst gebildet und ist daher allwissend, also ist er ein ungebildetes Lebewesen. Er nennt jedes Ding bei seinem richtigen Namen. Er hat nicht nur das Wort sondern auch das Brot erfunden. Er ist ein Landbebauer, ein freier Siedler. Der Feldbebauer ist der Weltbauer. Der Milchbauer ist kein richtiger Bauer, sondern nur ein als Bauer verkleideter Hirt.

Wenn die Erdoberfläche überall gleichmäßig fruchtbar gewesen wäre, hätte sich ein Bauer neben den anderen gesetzt, und alle hätten richtig gedacht und wären fleißig und glücklich, emsig und ewig gewesen. Nicht einem einzigen hätte der falsche Gedanke kommen können, nicht zu arbeiten, nicht zu lieben. Denn auch der falsche Gedanke muß einem Grunde entspringen. Und da der falsche Gedanke nicht richtig ist, so muß er sich auf einem falschen Lebensgrunde gebildet haben. Folglich kann das Falschdenken nur den nichtfruchtbaren Strecken der Erdoberfläche entsprungen sein.

Durch die unablässige Arbeit und Vermehrung des in jedem Menschen wirkenden ersten Menschen, von dem alle abstammen, also des eigentlichen ewi-

gen Vaters, wurde das Fruchtland, dessen Grenzen stets von Meeresküsten, Gebirgen oder Steppen gebildet werden, bald von seinem Volke erfüllt. Das nun über den trefflichen, triftigen Grund hinausquellende zweihändige Lebewesen sah sich plötzlich auf drei andere Wirtschaftsgebiete gestellt, und aus dem Landbesteller wurde der Fischer, der Jäger und der Hirt. Die Fischer haben es schon wegen der schnurförmigen Anordnung ihrer Siedlungen, die Jäger wegen der Unsicherheit und Kargheit ihrer Beute nie zu Volksbildungen zu bringen vermocht. Dagegen schwollen die Hirtenstämme infolge der überreichlichen Fleischnahrung unablässig an. Faul und arbeitslos schmarotzten sie auf ihrem Vieh, bis sie mit ihren Herden die Steppe erfüllten. Die unausbleibliche Folge davon war der Kampf um den besten Weideplatz. Zuerst wurde zwischen ihnen mit Worten, zuletzt mit Schlägen gestritten. Und aus dem Viehschlachtmesser wurde der menschenverwundende Säbel und das bloß hauende, das brudervertilgende Schwert. Folglich ist der Hirte der Erfinder der gewalttätigen, der falschen Denkweise.

So wuchs sich die vom ewigen Vater im grünen Fruchtland ausgegangene Menschenhand auf dem falschen Lebensgrund der Steppe zur lebenswürgenden Teufelsklaue aus. Während die Fischer und Jäger infolge ihrer Unterernährung von der geraden Linie der ewigen Entwicklung abwichen um langsam zu verkümmern, trennten sich die überernährten Hirtenstämme von der Ewigkeitsrichtung nach der entgegengesetzten Seite. Der Hirt vervollkommnete sich in seinem Falschdenken geschwind zum erfolgreichen Räuber, und zwar stahl er zuerst Vieh, dann Waren, dann Weiber, dann Menschen und rückte so zum verschlagenen Sklavenmacher, zum verehrten Räuberhauptmann, zum siegreichen Sturmtruppdriller die Gewaltleiter empor, um es weiterhin zum vorbildlichen Anführer des Stammes,

zum würdevollen Befehlshaber des ganzen Volkes und zum feierlich waltenden Gesetzmacher zu bringen, wie die Berichte über Moses und Mohammed aufs genaueste bestätigen. Unter solcher Leitung wurden die räuberischen Streifzüge immer weiter ausgedehnt, bis eine plötzlich auftretende Dürre das ganze Hirtenvolk zum gemeinschaftlichen Einbruch in den vorher genügend ausgekundschafteten grünen Grund des Bauernpfluges veranlaßte. Und die Einbrecher mit dem Schwerte blieben in dem Lande, wo Milch und Honig fließt, richteten darin ihre Raubschaft auf und nannten sie Herrschaft. Und so beruht jede Herrschaft auf der Schwertgewalt des faulen Hirten über den fleißigen Bodenbesteller. Folglich bezweckt jede Herrschaft nichts anderes, als die übermäßigen Stoffwechselbedürfnisse der Herrschenden für die Zukunft sicher zu stellen.

Der Bauer blieb bei seinem Feld, beugte sich dem Joch und schaffte weiter. Und das Steppenräuberzelt verwandelte sich in die hoch über dem unterworfenen Lande thronende Tempelzwingburg. Babylon entstand, der durch Mauern gesicherte Sitz der Herrschaft, der vom ewigen Vater geschaffene irdische Himmel der Hirten, das Paradies der Faulheit, der glühende, menschenverschlingende Moloch. Die Viehherren wurden Menschenherden-Schmarotzer. Der Hirtenknüttel verwandelte sich in das Szepter. Die Teufelsklaue wurde zum Finger Gottes verkleidet, um damit den falschen Satz von der Richtigkeit, der Göttlichkeit der Herrschaft vor den Unterjochten blutigrot zu unterstreichen. Neben Schwert und Szepter tauchten Zauberstab und Weihwedel als Herrschaftsbefestigungsgeräte auf. Der Hirt verkleidete sich zum Priester, zum falschwortmachenden Baalspfaffen und schrieb die Umkehrung seines falschen hochherrschaftlichen Denkens allen Unterworfenen als die für gehorsame, also richtige Knechte einzig giltige Wortfolge vor. So

wurde das ausgeschlossene Dritte als eingeschlossenes Erstes, der falsche Grund als richtiger Grund, die Ursache als Wirkung, die Wirkung als Ursache, das Unbegreifbare als unerschütterlicher Glaubenssatz durch Schwertstreich und Zaubertrug zur Anerkennung gebracht. Denn der einzige Grund jeder Herrschaft ist das Falschdenken der Beherrschten, wodurch erst die Schmarotzerei der Herrschenden ermöglicht wird.

Aber der ewige Vater, der freiwollende, allwissende Grundverknüpfer und Unfachmann, baut nicht nur an Babylon weiter, daß es immer höher und größer wird, um es auf diese Weise desto schneller zum Einsturz zu bringen, sondern er wirkt auch in den Wörtern und Sätzen der darin hausenden Gewaltverüber. Denn obschon sie von der richtigen, ewigen Grundkette der Liebe abgewichen sind, müssen sie doch in der von ihnen einmal gewählten falschen Richtung richtig weiterdenken. Sie müssen ihre falschen Wörter richtig verbinden, denn auch sie unterliegen innerhalb ihrer Falschdenkweise dem unerbittlichen Satz vom richtigen Grunde. Mit diesem Satz in seiner allmächtigen Hand steht der ewige Vater hinter ihnen und treibt sie vorwärts. Je größer Babylon wird, umsomehr grünen Grundes und umsomehr Ackersklaven bedarf es zu seiner Ernährung. Und da der ewige Vater in jedes Fruchtland mindestens ein Babylon baut, muß es bald zwischen diesen pestbeulenartig anschwellenden Hirtenstämmensitzen, deren Bewohner nicht wissen was rechts, was links, was geradeaus ist, diesen Unmenschenhimmeln und Menschenhöllen der alte Räuberkampf um die ertragreichsten Futter- und Wasserplätze entbrennen, und zwar in stetig wachsendem Umfang. Zu diesen Massenmördereien werden nämlich die unterjochten Völker aufgeboten, wenn sie so falsch denken, sich aufbieten zu lassen. Und der ewige Vater, der kein Friedensschwärmer,

sondern ein Friedensmacher ist, schmiedet dazu die Waffen. Vor ihm müssen auch die Unmenschen ihren völlig freien Willen haben. Anders können sie ja nicht zur Einsicht kommen, daß sie falsch denken. Folglich führt jede Herrschaft zum Krieg.

Das Ziel der Unterjochung ist die Erzeugung des Gehorsams zum Zwecke der Erleichterung der Herrschaftsausübung. Gehorsam ist nur denkbar unter einem Vorgesetzten und Uebergeordneten. Um ihn als höheres, als ungewöhnliches Wesen erscheinen zu lassen, müssen all die Wörter und Sätze für den Gebrauch der Untergebenen gesperrt werden, die den Herrschaftsverüber als nichthöheres, als gewöhnliches Wesen entblößen könnten. Und das sind die derben, die allmächtigen Wörter, die Wörter des Stoffwechsels und der Fortpflanzung, die Urwörter der vollkommenen Erkenntnis, die Wirtschaftswörter und Denkmütter. Nur um die Unterjochten von diesen richtigen Erkenntnisgründen abzulenken, werden sie von den Unterjochern mit einer Fülle von nichtigen Denkverordnungen und Lebensregeln, Speiseverboten und Sperrsätzen überschüttet, die alle der Befestigung der Gewalt dienen und deren wichtigste Glaube, Würde, Recht und Pflicht sind. Wer diese dicken Töne als richtige Wörter gebraucht, spricht und denkt falsch. Die Unwissenheit gebiert den Glauben, die Unterjochung die Würde, die Strafe das Recht, die Verknechtung die Pflicht. Jede Herrschaft ist Grundsperre, woraus die Denksperre, die Liebessperre und die Lebenssperre entstehen. Folglich führt jede Herrschaft zur Selbstvernichtung der Herrschenden.

Der einzige Zweck des Glaubens ist das Opfer. Es dient zur Deckung der priesterlichen Stoffwechselbedürfnisse. Wer die regelmäßige Opferabgabe stört zieht sich die Feindschaft der Priesterschaft zu, die nur zur Abwehr solcher Bedrohungen die Begeisterung der Gläubigen, Fanatismus ge-

nannt, richtig Tempelkoller ausgesprochen, erfunden hat.

Glauben ist Blick- und Wortsperre zur Herstellung opferanreizender Heiligkeiten. Der Ort der Opferabgaben ist der Tempel. Die Opferzahlstelle ist der Altar. Kein Altar ist durchsichtig. Die an solchen Hebestellen und Opfersammelstellen vorgeschriebene Lachlustsperre wird Andacht genannt und bedeutet wörtlich, also richtig: Anhaltung des Denkens. Zur Erzielung dieses Zustandes der völligen Gedankenlosigkeit werden die Glaubensgeheimnisse erfunden und in möglichst weihevollen, also unklaren und zauberhaften Wortreihen vorgetragen. Je sinnloser diese Satzreihen sind, desto stärker ist ihre verblödende Wirkung. Gebet, Feierlichkeit und Gottesfurcht sind Erfindungen der faulenzenden Hirten zur Einschüchterung und Abrichtung ihrer Knechte. Jeder Glaubensgott ist ein von seinen Priestern aufgestellter Fetisch, mit dessen Hilfe sie sich bei ihren Gläubigen den Lebensunterhalt ergaukeln. Die Ausbreitung des Glaubens geschieht zuerst immer, dann meistens durch Feuer und Schwert und bezweckt stets nur die Unterwerfung weiterer Fruchtlandstrecken unter den Glaubensknotenmittelpunkt, der immer eine Stadt ist. Daher gibt es nur heilige Städte und Großstädte, aber keine heiligen Dörfer. Dort aber wohnt der ewige Vater bei seinem lebensspendenden, gänzlich unheiligen aber völlig wirklichen Misthaufen.

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . .	12 Schilling
12 Nummern . . .	6.50 „
6 Nummern . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.

Nr. 24 15. DEZEMBER 1927 I. JAHR

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Pölzung des Himmelsgewölbes durch den Rotstift / Das ordentliche Verfahren / Der Aufschrei des Pierre Zapfel / Mensch und Tier / Resumé

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck verboten

DAS
NEBELHORN

Nr. 24 15. DEZEMBER 1927 I. JAHR

PÖLZUNG DES HIMMELSGEWÖLBES DURCH DEN ROTSTIFT

Das dreizehnte Hauptstück des österreichischen Strafgesetzes lautet:

Von der Religionsstörung

§ 122. Das Verbrechen der Religionsstörung begeht:

a) wer durch Reden, Handlungen, in Druckwerken oder verbreiteten Schriften Gott lästert;

b) wer eine im Staate bestehende Religionsübung stört oder durch entehrende Mißhandlung an den zum Gottesdienst gewidmeten Gerätschaften, oder sonst durch Handlungen, Reden, Druckwerke oder verbreitete Schriften öffentlich der Religion Verachtung bezeigt.

d*) wer Unglauben zu verbreiten sucht.

Strafe.

§ 123. Ist durch die Religionsstörung öffentliches Aergernis gegeben worden oder eine Verführung erfolgt, oder gemeine Gefahr mit dem Unternehmen verbunden gewesen, so soll dieses Verbrechen mit schwerem Kerker von einem bis auf fünf Jahre, bei großer Bosheit und Gefährlichkeit aber auch bis auf zehn Jahre bestraft werden.

§ 124. Trifft keiner der in dem vorgenannten Paragraphe erwähnten Umstände ein, so ist die Religionsstörung mit Kerker von sechs Monaten bis auf ein Jahr zu bestrafen.

---

*) Punkt c) und ein Teil von Punkt d) wurden 1868 aufgehoben.

Schöpfen wir, also durch ein Druckwerk ins tiefste Mittelalter versetzt und aufs aufgeklärte Haupt geschlagen, vorerst einmal Atem und suchen wir uns notdürftig geistig zu orientieren:

Der Verfasser dieser Stelle war sicher ein gläubiger Mann, sonst wäre er nicht auf die hahnebüchene Idee gekommen, der Allmacht mit Paragraphen zu Hilfe kommen zu müssen und den Glauben, wo er schwankend zu werden beginnt, durchs Dranglaubenlassen stützen zu können. War er aber ein gläubiger Mann, so mußte er wissen, daß ein Gotteslästerer nach den Gesetzen des Glaubens beim jüngsten Gericht ohnehin die höchste dort zulässige Strafe — die ewige Verdammnis — zu gewärtigen habe. Aus diesen beiden a priori einleuchtenden Praemissen folgt aber mit zwingender Logik der Schluß auf eine doppelte Gesetzesübertretung des Gesetzgebers: erstens hat er jenen Paragraphen des österreichischen Gesetzes übertreten, der bestimmt, daß man wegen desselben Deliktes nur einmal verurteilt werden könne; zweitens macht er sich durch die Statuierung der Gotteslästerung als eines irdischer Rechtsprechung unterliegenden Deliktes im gleichen Augenblicke selbst einer Gotteslästerung schuldig. Denn er setzt sich in bewußten Widerspruch zur Gottheit, wenn er eine Tat, deren Strafsatz ewige Verdammnis ist, in durchaus ungöttlicher Milde mit höchstens zehn Jahren Kerker sühnen will, die, falls es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, beim jüngsten Gericht notwendigerweise von der ewigen Dauer der Verdammnis abgezogen werden müßten. Nach den Gesetzen der Mathematik gibt aber unendlich minus zehn wieder unendlich, so daß die Gottheit durch den Verfasser des 13. Hauptstückes in die Zwangslage versetzt würde, zur Wahrung der Reputation ihrer Gerechtigkeit vorerst die Gesetze der Mathematik aufzuheben.

Man sieht, welch ein Wirbel entstehen kann, wenn sich ein mißratener Erdenkloß mit Paragraphen in himmlische Angelegenheiten mischen will. Die Verwicklungen sind aber damit noch nicht zu Ende. Denn man sollte doch annehmen, daß, um einen Gott lästern zu können, auch einer vorhanden sein müsse. Diese Annahme, so logisch sie einem auf den ersten Blick vorkommt, scheint aber doch nicht richtig zu sein, da man, selbst auf die Gefahr hin, wegen Unglaubens eingesperrt zu werden, doch unmöglich glauben kann, daß das, was noch keinem irdischen Geist gelungen ist, nämlich den Beweis für die Existenz Gottes zu erbringen, ausgerechnet dem überirdischen Gespenst, welches das 13. Hauptstück verfaßt hat, geglückt ist. Aber selbst wenn es geglückt ist, selbst wenn man sich über die Worte des Religionssachverständigen Deussen hinwegsetzt und meint, daß die Zurückführung der Schöpfung und Erhaltung der Welt auf ein menschenähnliches, mit menschlichen Eigenschaften und Funktionen ausgestattetes Wesen eine Hypothese sei, „welche unter allen philosophischen Theorien, die je über Wesen und Entstehung des Weltalls aufgestellt worden sind, die verwegenste und unmöglichste ist und über deren Kühnheit wird nur darum nicht erstaunen, weil wir sie von Jugend auf zu hören gewohnt sind"; ja selbst wenn man seinen Kopf krampfhaft zur Ruhe zwingt und nicht über die merkwürdige Tatsache schüttelt, daß gewiß die Hälfte aller Menschen den Begriff Gott in unserem Sinne gar nicht kennt, so daß, wie ich schon einmal erwähnt habe, für die Missionäre in China ein dickes Buch mit dem Titel „Wie übersetze ich das Wort Gott ins Chinesische" erscheinen konnte — selbst dann bleibt noch immer die Frage offen, welcher Gott der anderen Hälfte der Menschheit, die dieser verwegenen Hypothese fröhnt, eigentlich durch den Paragraph 122 a geschützt ist? Ist es

Jahwe, ist es Allah, ist es Wotan, ist es Kronos, ist es Hitzliputzli, ist es Manitou, ist es Osiris, ist es Ormuzd, ist es der christliche Vater im Himmel? Die Antwort auf diese Frage habe ich, obwohl ich seinerzeit mit dem größten Fleiß der Juristerei ergeben war, nirgends gefunden. Aber ein Ereignis der allerletzten Zeit, von der man wahrlich annehmen sollte, daß sie andere Sorgen hat, weist als bescheidenes Lichtlein den Weg durch das Dunkel dieses Problems.

Ein Wiener Schriftsteller, Otto Wolfgang, hat ein Buch „Biblischer Stumpfsinn" geschrieben und sich mit dankenswerter Mühe und Ausdauer der Aufgabe unterzogen, Jahwe, den wir schon aus Nr. 9 als Engrossisten in Geboten kennen*) mit den Gesetzen primitivster Logik zu konfrontieren. Der Erfolg war so verblüffend, daß die Behörde, die mangels eines Gottesbelästigungsparagraphen, Gott täglich durch Diensteide zum Zeugen ihres Tuns anrufen kann, sich am 4. November 1927 (eigentlich sollte es heißen 1627, aber der 6er hat sich aus Verzückung über diesen Fall auf den Kopf gestellt und sich so in einem 9er verwandelt) entschlossen hat, 62 Stellen die Buches auf Grund des Gotteslästerungsparagraphen zu konfiszieren und den Autor unter Anklage zu setzen, denn die patenten Republikaner, die Oesterreich bevölkern, müssen um jeden Preis vor der Erkenntnis bewahrt werden, daß die himmlische Fremdenverkehrspropaganda ebenso problematisch sei wie die irdische. Dieser Beschluß erscheint insoferne begrüßenswert, als durch ihn die oben aufgeworfene Frage dahin beantwortet wird, daß Jahwe, diese längst antiquierte Vorstellung eines Nomadenvolkes, derjenige ist, der durch den § 122 a heute noch geschützt wird und man empfindet diesen Schutz auch als durchaus an-

*) 13.600 Gebote stammen nach dem Talmud von ihm

gebracht, denn wenn irgend ein Gott, so hat ihn der nötig, der die Wiederkäuer, die Nagetiere und die Vögel geschaffen hat und dann hinterher behauptet (III. Mose 11, 4—6 und 33), daß die Hasen wiederkäuen und die Vögel vier Füße haben. Aber dieser Beschluß macht gleichzeitig wieder auf einen bedauerlichen Mangel aufmerksam. Nämlich darauf, daß sich noch immer niemand gefunden hat, der unter Hinweis darauf, daß im ganzen alten Testament das Wort Liebe im christlichen Sinne überhaupt nicht vorkomme, einen dicken Trennungsstrich zwischen Jahwe und dem liebenden Vater im Himmel zu ziehen wagte, selbst auf die Gefahr hin, Christus dadurch aus dem im alten Testament geweissagten Messias in einen einfachen, wenn auch nicht weniger großen Religionstifter zu verwandeln. Man kann ja auch über den Vater im Himmel verschiedener Ansicht sein und ich persönlich habe es schon einmal (in Nr. 16 auf Seite 18, Zeile 11 ff von oben) betont, daß ich bei seiner Vorstellung logische Krämpfe bekomme, aber schließlich gibt seine Vorstellung Millionen Menschen Glück und Trost und die Creationstheorie ist eine immerhin mögliche Erklärung der Welt. Man kann über metaphysische Probleme nicht debattieren und was ein Mensch glauben oder nicht glauben kann, steht außerhalb des Bereiches der Willensfreiheit und ist lediglich die Auswirkung einer ihm angeborenen körperlichen und damit geistigen Konstitution. Ein ehrlicher Christ und ein ehrlicher Feueranbeter sind beide gleich achtenswert, wenn sie aufrichtig sind und ihren Glauben als Privatsache betrachten und als eine höchst persönliche Auseinandersetzung mit dem Problem des Todes. Die Schweinerei beginnt erst dort, wo das Predigen anfängt und ein Christ, der sich über einen Feueranbeter lustig macht, hat das Recht verwirkt, nach dem Strafgesetz zu schreien,

wenn sich ein Konfessionsloser über ihn lustig macht, auch wenn er sich einige Paragraphen zur Stützung altersschwacher und wackliger ethischer Güter konstruiert hat.

Dies muß man streng auseinanderhalten: jede Verhöhnung eines Menschen seiner ehrlichen religiösen Ueberzeugung wegen, der er im stillen Kämmerlein huldigt, ist eine Roheit und eine Geschmacklosigkeit; aber die Verhöhnung beginnt ein verdienstliches Werk zu werden, wenn sie über einen Prediger herfällt, der seine metaphysischen Ansichten, sei es durch bloßes Quatschen, sei es durch Gewalt, Scheiterhaufen und Kerker auf andere „ausdehnen" möchte. Einem Kerl mit solchen seelischen Expansionsbedürfnissen, sei er auch noch so sehr von der Richtigkeit seines Glaubens überzeugt, gebührt ein energischer Klaps auf Schnauze und Pranken. Das einzige, was man ihm zubilligen kann, ist die sine ira et studio abgegebene Aeußerung, eventuell noch Begründung seiner Ueberzeugung. Davon kann sich dann jeder, den es interessiert, nehmen, was ihm paßt. Metaphysische Erkenntnisse müssen auf dem eigenen Herde für den eigenen Gebrauch zubereitet werden. Eine Konzession für ein mit Exekutivgewalt ausgestattetes geistliches Gast- und Schankgewerbe kann unter keinen Umständen erteilt werden. Nur wer selbst das Maul hält, hat einen sittlichen Anspruch darauf, auch von anderen das Maulhalten zu verlangen.

Es ist aber auch notwendig, bei der Abfuhr solcher Schwätzer, die sich mit dicken, von ihnen als „heilig" angepriesenen Büchern in den Händen als Sachverständige des dem Menschen ewig Unverständlich-bleiben-müssenden ausgeben, trotz aller Ironie einen gewissen Takt von Sachlichkeit an den Tag zu legen, lediglich Aussprüche mit Aussprüchen, Tatsachen mit Tatsachen zu konfrontieren und es dem Leser zu überlassen, sich seinen Reim darauf

zu machen. Erscheint es ihm verständlich, ists gut erscheint es ihm unverständlich, auch. Mit ausdrücklichem Hohn sollte aber immer nur die Tätigkeit des Predigers, nie die Sache selbst, die vielleicht vielen wertvollen Menschen heilig ist, überschüttet werden. Und ich bedaure es sehr, daß Otto Wolfgang diese Rücksicht nicht immer gewahrt hat. Er behauptet zwar richtig, Gott sei nur eine Vorstellung und wegen Beleidigung einer Vorstellung könne man nicht verfolgt werden, aber immerhin kann man zu dieser Vorstellung auch nicht sagen „O Aujust, — wie haste Dir blamiert!", um nur ein Beispiel eines solchen Fehlgriffes zu zitieren. Er hat dadurch seinem Buch nicht nur bei vielen guten Menschen geschadet, sondern auch seine ehrlichen und mutigen Absichten, die aus vielen Stellen des Buches klar herausleuchten, in ein schiefes Licht gebracht. Aber wenn Wolfgang kein anderes Verdienst hätte als das, nachgerechnet zu haben, daß, wenn Adam und Eva im Paradiese Gott gehorcht und nicht die Erbsünde begangen hätten, — durch die nach der Lehre der Kirche bekanntlich erst der Tod in die Welt gekommen ist, — daß in diesem Fall auf jedem cm^2 des Festlandes heute 490.000 Billionen Menschen stehen müßten; hätte er kein anderes Verdienst, als durch dieses drastische Beispiel den Menschen von der Verleumdung, daß der Tod durch ihn in die Welt gekommen sei, befreit zu haben, ihm gebührte wie dem Gotteslästerer Sokrates lebenslängliche Verpflegung in einem Prytaneum.

Ich habe nicht die Absicht, eine Konfiskation des Nebelhorns durch Zitierung der konfiszierten Stellen zu riskieren. Die Zitierung einer einzigen jedoch riskiere ich. Es ist diese:

„Hätten doch unsere Heerführer die wertvollen biblischen Winke befolgt — wer weiß, wieviele Türme von Jericho dann die deutschen Junker im Kriege umgeblasen hätten!"

So, und jetzt bin ich neugierig, ob auch mich der Grazer Zensor deshalb wegen Gotteslästerung konfisziert!

Angeregt von diesem Versuch, das Himmelsgewölbe mit einem Rotstift zu pölzen, möchte ich heute nur kurz von einer Absicht berichten, die ich in meinem schwarzen Herzen nähre und hege:

Ein Bekannter sandte mir vor einiger Zeit ein Exemplar des Katholischen Schulkalenders für 1928, herausgegeben vom Verlag des katholischen Schulkalenders, Wien I., Stephansplatz 6. In diesem Kalender beginnt auf Seite 69 eine „Erlebnisse und Ergebnisse" betitelte „Erzählung aus Tatsachen" des bekannten Pater Adolf Innerkofler, eines der übelsten Prediger, dem ich schon lange einmal die Schneid abkofeln möchte. Diese Erzählung berichtet von den Erlebnissen eines konfessionslos aufgewachsenen Kindes, das schließlich zum Raubmörder wird und vom Teufel geholt wird, was übrigens sogar im Bilde dargestellt ist. Das Motto dieser Geschichte aber, das immer wieder auftaucht, lautet:

Ohne Gott
Wird man in der Welt ein Fallot;
Und in der andern ohne Zweifel
Holt dich der Teufel!

Nun habe ich zwar keine Angst vor dem Teufel und bin im Gegenteil der Meinung Goethes über ihn: ein Kerl, den alle Menschen hassen, der muß was sein! —, aber niemand wird es mir verargen, wenn ich durch die zwei ersten Verse in meinen Gefühlen als Konfessionsloser beleidigt bin. Da aber der Verwaltungsgerichtshof x-mal entschieden hat, daß auch die Konfessionslosigkeit eine Religion sei, bin

ich entschlossen durch einen Freund, der Rechtsanwalt ist, gegen diesen Pater Innerkofler bei der Staatsanwaltschaft Wien I die Anzeige zu erstatten und die Konfiskation des Katholischen Schulkalenders für 1928 zu verlangen. Schon lange ist der Justiz keine so vernünftige Amtshandlung zugemutet worden. Mein Rechtsanwalt zerbricht sich freilich vorläufig noch in seiner Gewissenhaftigkeit den Kopf wegen der „juristischen Fundierung" dieser Anzeige, aber ich, weitaus leichtblütiger, frage: Genügt nicht der § 122 b vollständig unseren Bedürfnissen? Wird hier nicht einer Religion öffentlich in einem Druckwerk Verachtung bezeigt? Wenn sich schon der Bund der Konfessionslosen nicht rührt, muß ich mich rühren. Muß ich mit aller Energie darnach streben, von allen meinen Träumen den süßesten zur Wirklichkeit zu erwecken: den Erzbischof von Wien, der wahrscheinlich hinter diesem Verlage steckt, wegen Religionsstörung vors Strafgericht zu bringen! Wenn das gelingt, dann nehme ich alles zurück, was ich je über die Strafgerichtsbarkeit Mißfälliges geäußert habe!

DAS ORDENTLICHE VERFAHREN

Es ist also gelungen, was ich, wie in Nr. 18 der Artikel „Uebermäßiges" berichtet, erstrebt habe. Der Bann meines Totgeschwiegenwerdens durch die Behörde ist von der Polizei im ersten Ansturm durchbrochen worden und hat einer offenen Feldschlacht, die sich ordentliches Verfahren nennt, Platz gemacht. Ich durfte Einsicht nehmen in den Akt, der sich wie eine edle Liane an dem übermäßigen Geräusch, das ich beim Lenken eines Motorrades am 18. Juni in Graz vollführt haben soll, zum Himmel emporrankt und Gott durch einen Diensteid zum Zeugen der unerhörten Vorgänge auf Erden anruft. Denn ein Diensteid ist natürlich hier wie immer das Knochengerüst der Amtshandlung und, wo der Himmel im Spiel ist, da soll der Mensch nicht rechten, sondern zahlen und froh sein, daß die peinliche Halsgerichtsordnung Karl V. infolge der Quertreibereien unverantwortlicher revolutionärer Elemente schon abgeschafft ist. Ein Oberwachmann namens Schober Paul II. (sie nummerieren sich jetzt schon wie die Potentaten) hat mein Geräusch gehört, Gott, zum Zeugen angerufen, bestätigt es merkwürdigerweise nicht durch seinen eigenen Mund, sondern durch den des Anrufers und die Gerechtigkeit zieht die Schlapfen an und beginnt zu marschieren, unaufhaltsam wie ein Tank, alle feindlichen Gegenvorstellungen zermalmend und niederwalzend. Und, am 21. September neuerlich wegen der Ereignisse vom 18. Juni befragt, gab Schober neuerlich zu Protokoll, daß er sich genau erinnern könne, daß mein M o t o r damals ein außerordentlich starkes Geräusch verursacht habe, woraus nicht nur hervorgeht, daß es

mir doch wenigstens gelungen ist, die Erzählung vom Geräusch beim Lenken ins Reich der Fabel zu verweisen, sondern auch, daß wahre Athleten des Gedächtnisses unbeachtet in unserer Mitte weilen. Von meinem Protest gegen die übermäßige Preisentwicklung beim Lenken des Rades der Gerechtigkeit wurde keine Notiz genommen, obwohl auch ich jederzeit bereit wäre, Gott in dieser Angelegenheit als Zeugen zu bemühen, und das Formular einer „Strafverhandlungsschrift" gegen einen gewissen Dr. Herbert Müller, Schrifsteller in Stübing wurde mir zur Ausfüllung der Rubrik 4: „Geständnis oder Rechtfertigung des Beschuldigten" zugestellt. Da ich aus den verschiedenen Beilagen des Aktes schloß, daß ich mit diesem Dr. Herbert Müller in allem bis auf den Namen und das bei der Verfolgung in Verlust geratene t im Worte Schrifsteller identisch sei, erfüllte ich diese Rubrik folgendermaßen mit meinem unbotmäßigen Geiste:

1. Heiße ich Müller-Guttenbrunn.

2. Bin ich kein Schrifsteller, sondern ein Schriftsteller.

3. Habe ich weder etwas zu rechtfertigen noch etwas zu gestehen, da ich nicht weiß, ob ich am 18. Juni in Graz war.

4. Würde ich, selbst wenn ich etwas zu rechtfertigen oder zu gestehen hätte, es für völlig zwecklos halten, mich damit auf einem Formulare zu strapazieren, das schon vor meiner Rechtfertigung nur eine Rubrik für meine Verurteilung, dagegen keine für meinen Freispruch kennt.

5. Verzichte ich unter solchen Umständen darauf, anzuregen, das Gedächtnis des Anzeigers ärztlich dahin untersuchen zu lassen, ob es am 21. September noch so genau ein Geräusch vom 18. Juni reproduzieren kann, obwohl sein Besitzer in der Zwischenzeit doch gewiß zahlreiche andere Anzeigen wegen des gleichen Deliktes verfaßt haben wird.

6. Erspare ich es mir aus den gleichen Gründen, Betrachtungen darüber anzustellen, daß bei dieser Hof- und Staatsaktion Gott, der wahrscheinlich etwas gescheiteres zu tun hat, durch einen Diensteid zum Zeugen eines Geräusches angerufen wird.

7. Erlaube ich mir ergebenst darauf hinzuweisen, daß Gott durch seinen eingeborenen Sohn Jesus Christus das Schwören

a u s d r ü c k l i c h

verboten hat (Matth. 5, 34—37)! Das Richten hat er sogar zweimal verboten (Matth. 7, 1 und Lucas 6, 37)! Und es erscheint mir geradezu verdienstlich, daß ihn der Oberwachmann jetzt durch Anrufung zum Zeugen auf den vorliegenden Fall aufmerksam gemacht hat. Vielleicht verbietet er es jetzt zum drittenmal.

Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn.

Ein böser Geist raunte mir damals noch zu, dieser Antwort den Artikel aus Nr. 22 über den Ausbau und die Vertiefung des Diensteides („Zum Geburtstag der Republik") beizulegen, den ich an jenem Tage eben beendigt hatte. Aber ich widerstand der Versuchung. Denn das wäre eine Frozzelei von „öffentlichen Anstalten und Vorkehrungen" gewesen. Und die sei ferne von mir! Jetzt und immerdar!

Es bleibt nun abzuwarten, was Gott machen wird. Ich habe wenig Hoffnung. Denn wahrscheinlich wird er von dem ganzen Akte nichts wissen wollen, weil der Name Schober drin vorkommt.

DER AUFSCHREI DES PIERRE ZAPFEL

auf meine, in Nr. 22 erhobenen sanften Vorstellungen wegen seiner Schweigsamkeit — er war genau so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte:

Einem philantropischen Heuchler ins Stammbuch.

Vorbemerkung. Ein reicher Gutsbesitzer, Herr Müller-Guttenbrunn, macht uns zum Vorwurf, daß wir die Arbeiterklasse nicht auffordern, für ihre notbedrängtesten Brüder — Obdachlose, Hungernde, Verwaiste, — Geld zu sammeln, damit diese sich eine armselige Baracke zur Ueberwinterung errichten können. Die Philantrophie und Liebe dieses Reichen für die Armen, sein Gerechtigkeitsgefühl geht so weit, daß er von geknechteten und elend entlohnten Arbeitern dasjenige fordert, was vorerst für sie zu leisten seine, des reichen Agrariers Pflicht wäre. Und er spielt den Empörten über uns, weil wir Almosenhilfe an Stelle dessen ablehnen, was wir als Recht der Armen von den Reichen beanspruchen und jene dazu auffordern, es sich in würdiger, also revolutionärer Form zu nehmen.

Vom Anarchismus ganz abgesehen, besteht der Sozialismus vor allem in Erkenntnis der Nichtigkeit von Philantropie, er besteht im Kampf um das, was den Ausgebeuteten gehört, um ihren „Platz an der Sonne", nicht in einer armseligen Baracke, sondern unter lebenswerten Existenzbedingungen. Nur, wenn die Arbeiter gelehrt werden, dafür zu kämpfen und sich das zu nehmen, was ihr wohlberechtigter Anspruch ist, erfüllt der Sozialist wie Anarchist seine Pflicht dem Proletariat gegenüber. Eben deshalb lehnt z. B. die revolutionäre Gewerkschaftsbewegung Unterstützungseinrichtungen überhaupt ab. Sie der Arbeiterbewegung auf dem Weg der rein bürgerlichen Philantropie aufoktroieren zu wollen, dieweil wir diese selbst als staatlichen Fürsorgeschwindel verwerfen, kann nur Sache solcher Großbürger sein, die vom proletarischen Klassenkampf keinen Begriff haben. Sie möchten wohl aus der Arbeiterbewegung eine „Heilsarmee" machen, keine Kampftruppe, bloß damit nicht auch sie einmal ihrer allzu lästigen philantropischen Pflicht in persönlicher Spende eingedenk zu sein brauchen.

Das revolutionäre Proletariat ist anderer Meinung als ein für proletarische Philantropie schwärmender Gutsbesitzer. Es denkt, daß erst die Ausbeuter genötigt werden sollen, lindernd einzugreifen, bevor die Armen noch mehr verarmen mögen, was dem Staat und jedem feisten Bürger nur genehm sein könnte. Und wir Anarchisten erklären weiterhin: Es ist eine Herabwürdigung der Armen, eine der kirchlichen Philantropie wesensgleiche „Menschenliebe" der Heuchelei, ihm, was Müller-Guttenbrunn sich zu tun erfrecht, die Scheußlichkeit eines Ueberwinterns in einer Baracke zuzumuten, statt ihn dazu anzueifern, sein Lebensrecht auf eine gleichartige Wohnung und solche Lebensweise zu erringen, wie sie ein Gutsbesitzer für sich beansprucht, bei dem vielleicht die Schweine, aber hoffentlich nicht seine zahlreichen Knechte und Mägde, in einer Baracke überwintern müssen. Red. „D. A."

Diesem Aufschrei folgte noch ein Zitat aus Tolstoi, zum Beweise, daß auch Tolstoi — wahrscheinlich von Ramus beeinflußt — verlangt habe, man möge die Gehöfte Rußlands und nicht Almosen an die Hungernden und Frierenden verteilen; „das wäre ein Almosen, aber unsere Wohltätigkeitsgesellschaft sei ganz wertlos."

Also da haben wir den Salat! Ich glaubte Leuten helfen zu müssen, die selbst den Wunsch nach einer Baracke geäußert hatten und nun erfahre ich, daß ich die Absicht habe, sie gegen ihren Willen in einer Baracke unterzubringen! Ich vertrete zwar schon seit Jahren die Ansicht, daß man seine geheimsten Gedanken und Wünsche immer nur von anderen erfahren könne, da diese immer alles besser als wir selber wissen, aber nie noch ist meiner Anschauung eine so prächtige Bestätigung zuteil geworden wie diesmal. Ich erfahre, daß ich mit meinen 11 Joch Jungwald, 5 Joch Wiesen und 10 Joch Aeckern ein reicher Gutsbesitzer bin; ich erfahre, daß ich auf meiner viehlosen Wirtschaft Schweine in Baracken halte; ich erfahre, daß in dem einzigen Knecht, den ich mir dauernd leisten kann und den ich — ein philanthropischer Heuchler wie ich bin —

nach Verbüßung einer wegen Totschlages verhängten 18monatlichen Kerkerstrafe engagiert habe, „zahlreiche Knechte und Mägde" inkarniert sind, die alle nach einer besseren Unterkunft schreien — ja ich erfahre sogar, daß ich „uns" aufgefordert habe, Geld zu sammeln! Das könnte unserm Pierre, der sich mit Recht hinter diesem majestätischen Plural verbirgt, so passen! War doch erst neulich ein Bekannter bei mir, der bei Nennung des Namens Ramus sofort wie elektrisiert ausrief: Ramus, Ramus — ist das nicht der: „sämtliche Gelder ausnahmslos an Rudolf Großmann in Klosterneuburg!"? Ja, das ist er. So sieht er aus



und mich mit meinen 79 kg bei 179 cm Größe, mit meinen 115 cm Brust- bei 95 cm Bauchumfang, heißt er einen feisten Bürger, gegen den er am 27. November den Vorwurf erhebt, daß er von elend entlohnten Arbeitern die Spenden verlange, die darzubringen seine Pflicht wäre, während ich doch in

Wahrheit von den Arbeitern gar nichts, von Großmann aber bloß den Abdruck eines Aufrufes verlangt habe, im übrigen aber in meiner Privatschatulle einen vom 22. November datierten Brief folgenden Inhaltes aufbewahre:

Sehr geehrter Herr Doktor!

... daß Sie für die armen Obdachlosen eine so beträchtliche Summe stifteten, ist außerordentlich schön von Ihnen. — — — Ich danke Ihnen vom Herzen, auch im Namen der Obdachlosen.

Mit den besten Wünschen grüßt Sie

Ihr ergebener

— — —

Doch all das sind Privatangelegenheiten, die ich nur ungern an die große Glocke hänge, um den erlogenen Behauptungen einer Phantasiearmut zu begegnen, die unseren Zapfel als in die Klasse der Proletarier der Phantasie gehörig entlarven oder, besser noch, in die der geradezu phantastischen Proletarier. Der Dreh seiner Sachlichkeit aber liegt an ganz anderer Stelle und ist ein übles Kapitel für sich.

Unser Pierre hat nun einmal eine Antipathie gegen alles Philanthropische, was sich schon darin zeigt, daß er das Wort nicht einmal richtig schreiben kann. Er schreibt es konsequent ohne h und scheint somit der Meinung zu sein, daß „philantropische" Bestrebungen die seelischen Folgen irgendwelcher Tropenkrankheit seien. Er traut sich zwar nicht, das Wort „Nebelhorn" niederzuschreiben oder auch nur einen meiner Sätze, von denen ihn jeder aufs Maul schlägt, zu zitieren, so daß seine Leser lediglich auf die Vermutung angewiesen sind, ich hätte ihm meine Vorwürfe durch ein Vöglein zuraunen lassen; aber wenn es ums Geld geht, das andere kriegen sollen, da wird er zum Berserker, da kriegt er den Philantropenkoller und statt in aller Ruhe auf

den Nobelpreis, der viel mehr ausgäbe, zu spekulieren und ein Buch über Klimakunde zu schreiben, in dem er auf seine Entdeckung eines philantropischen Klimagürtels in Mitteleuropa hinweisen könnte, der nördlich des subtropischen und des tropischen liegt, geht er her und zitiert Tolstoi gegen mich. Einen reichen Gutsbesitzer gegen den anderen auszuspielen, pfui kaka, schickt sich denn das? Aber um Christi willen sei ihm im Namen Tolstois verziehen und angenommen, daß sein Zitat, von dem nicht berichtet wird, aus welchem Werke Tolstois es stammt, richtiger sei, als seine Uebersetzung von Kropotkins „Worten eines Rebellen", von der es in einem höchst merkwürdigen, mir von einem Leser nach der Lektüre von Nr. 22 übersandten Protokolle heißt:

> Punkt 9. Des weiteren lege ich Großmann die Fälschung der „Worte eines Rebellen" von Kropotkin zur Last. Ueberall, wo Kropotkin zur direkten Gewaltanwendung auffordert, hat Großmann eine seichte, nichtssagende Floskel hingesetzt.
>
> Zu Punkt 9 faßte das Ehrengericht mit 6 gegen 1 Stimme folgende Resolution: O. Kohl hat richtig festgestellt, daß die von ihm angeführten Stellen der Großmannschen Uebersetzung tatsächlich nicht mit dem Original übereinstimmen. Großmann erklärt hiezu, daß er wegen der Gefahr, die eine wörtliche Uebersetzung nach sich ziehen könnte, die Aenderung vorgenommen habe.

Sollte er, der die Gefahren für seine eigene Person so begabt wahrnimmt und daneben die Arbeiter geschäftsmäßig zu „würdiger, also revolutionärer Form" im Kampfe um Sein oder Nichtsein „auffordert" und „aneifert", obwohl er genau wissen muß, daß dies heute bei der gräßlichen Zersplitterung der Menschheit in Parteien ganz aussichtslos wäre — sollte dieses Armitschkerl von einem Zapfel, das vom Verzapfeln eintönigsten Schwulstes lebt und jeder Tat, die Leid, wenn auch nicht aufheben,

so doch wenigstens lindern könnte, in weitem Bogen ausweicht, sollte es wirklich die Gefahr ganz übersehen haben, die darin liegt, mit mir anzubandeln? Beinahe glaube ich es. Denn die Stupidität, die mir in langem Salbader zu beweisen versucht, daß deshalb, weil zwei mal zwei vier ist, drei mal drei unmöglich neun sein könne und mich durch einen läppischen Dreh blöd zu machen versucht, die scheint wirklich ehrlich und durchaus eigener Provenienz zu sein. Ich bin ganz erschüttert, so plötzlich zu erfahren, daß die Wohltätigkeit zur Reformierung der Welt nichts tauge, sondern daß dazu eine gerechte Verteilung der Güter notwendig sei, weshalb — und in dieser Kausalverknüpfung liegt der unverschämte Schwindel — die Wohltätigkeit überhaupt nichts tauge. Weil eine Podagrasalbe den Menschen nicht zu verjüngen imstande ist, ist sie überhaupt nichts wert! Und mit Hilfe einer solchen Logik soll die Welt reformiert werden! Aber die Leser des Nebelhorns, denen ich es bis heute, von einer philanthropischen Manie ergriffen, ängstlich verschwiegen habe, daß es so etwas wie eine Forderung nach einer gerechteren Verteilung der Güter überhaupt gibt, wird es in ihrer peinlichen Ueberraschung ob dieser Enthüllung doch vielleicht ein wenig beruhigen, wenn sie erfahren, daß neben Pierre Zapfl auch Tolstoi für eine solche Verteilung war, der, konsequenter als Pierre, bekanntlich schon bei Lebzeiten sein viele Quadratkilometer großes Gut an seine bedürftige Familie verteilt hat, weil er von der Schädlichkeit des Wohltuns so tief überzeugt war, daß er sich auf diese probate Art der Möglichkeit des Wohltuns an Arme für alle Zukunft radikal entäußern wollte.

Man muß sich folgendes vor Augen halten: es gibt auf dieser zu revolutionierenden Welt Tatsachen, die miteinander vereinbar und solche, die miteinander unvereinbar sind:

Punkt 6. Während der Inflation in Oesterreich haben amerikanische und skandinavische Genossen Geld und Lebensmittel an Großmann nach Wien gesandt, zur Verteilung an bedürftige Genossen. Großmann hat nur einen geringen Teil davon zur Verteilung abgegeben (Siehe verschiedene Briefe).

Zu Punkt 6 wurde der Beschluß gefaßt, daß auf Grund verschiedener Briefe von Steiner und einer Quittung von Mandl, Großmann für schuldig zu erklären sei. Die Lebensmittel wurden nicht verteilt, sondern verkauft, so daß es nur wenigen Genossen möglich war, Lebensmittel zu erhalten. Der Erlös floß dem Verlage Großmann zu. Stimmenzahl 4 für schuldig, 3 dagegen.

Die Tatsache dieses Berichtes ist zum Beispiel ohneweiters vereinbar mit der Tatsache, daß dieser Philanthrop des eigenen Beutels sich heute noch immer erfrecht, allwöchentlich mit ethischen Phrasen zu gurgeln. Hingegen ist die Tatsache des Verlangens nach einer Reformierung der Welt durch gerechte Güterverteilung absolut unvereinbar mit der Tatsache der Befürwortung vorläufiger gegenseitiger finanzieller Hilfe, bis zu jenem Tage, an dem diese Hilfe überflüssig wird, weil jenes Verlangen Stillung finden konnte. Wohin kämen wir auch, wenn nach Zapfels Worten „die Armen durch Unterstützung der Armen noch mehr verarmen", bis sie schließlich den „Anarchisten" gar nicht abonnieren können! Vielleicht würden die Proletarier durch diese gegenseitige Hilfe, dort, wo sie möglich ist, gar noch den Tag ihrer Befreiung erleben, während sie Großmann an die bekannte bürgerliche Hilfsbereitschaft gegenüber Sozialisten verweist, ihnen also — selbst wohlbeleibt allen Gefahren trotzend — den Tod durch Hunger und Kälte empfiehlt, damit er bald wieder Gelegenheit habe, ein wunderschön g'schriebenes Büchel über ein paar neue Märtyrer abzufassen, anzupreisen und zu verkaufen, um sich von dessen Erträgnis im wohlgeheizten Zimmer ein gutes Papperl auftischen zu lassen.

Heute, am 9. Dezember, als ich diesen Artikel in die Druckerei brachte, kam mir ein zweiter Aufschrei Pierres (im „Anarchist" vom 4. Dezember) zu Ohren, der das Stärkste darstellt, was ich bisher gegen ihn unternommen habe, mich seiner als Werkzeug bedienend. Er ist anderthalb Spalten, also ca. 5 Nebelhornseiten lang und ich kann seinen Abdruck keinem Leser zumuten. Wer sich für dieses Dokument amtlichen anarchistischen Führergeistes interessiert, der lasse sich die Nummer kommen, vergesse aber ja nicht, die Gelder ausnahmslos an Rudolf Großmann, Klosterneuburg, zu senden! Er wird seinen Spaß haben. Wieder beweist Zapfel schweißtriefend, daß ich früher behauptet habe, daß zwei mal zwei vier sei, während ich jetzt behaupte, daß drei mal drei neun sei und er schilt mich deshalb einen „philantropischen Verwandlungskünstler". Wieder nennt er mich „überaus wohlgenährt". Da er aber gleichzeitig behauptet, ich unverlegtes Luder, das sich selbst einen Verlag gründen mußte, sei ein „beneidenswerter Staackmann-Günstling" und habe „in den letzten Jahren meine Meinung mehrfach geändert", wird eines unaussprechlich klar: dieses Monstrum eines weltfremden Weltbeglückers hält mich für meinen Vater, von dem er wohl ein Bild gesehen haben mag und dessen Charakterbild für Leute seiner geistigen Kapazität noch immer zwischen den Begriffen „großdeutsch" und christlichsozial" schwankt; obwohl er weder das eine noch das andere, sondern ein Mensch war. Aber Menschliches zu verstehen, wird diesen Zweibeinen, die auf ein Programm eingeschustert sind, ewig versagt bleiben. Paßt etwas nicht zu ihrem Pro-Kram, wird es mit größter Unverfrorenheit gefälscht, seien es nun die „Worte eines Rebellen", seien es Zitate aus dem Nebelhorn. Ich muß es schon den Lesern, die sich vor keiner Gehirnerweichung fürchten, überlassen, die Zitate Zapfels mit den betreffenden Stellen des

Nebelhorns zu vergleichen und darauf zu achten, wie er sein Gepappel durch Anführungszeichen für meine Worte ausgibt, wie er „Anerkennungsschreiben von Lesern" neiderfüllt in „Schreiben von Lesern" verwandelt und überhaupt das Kunststück fertig bringt, das Wort „Nebelhorn" in dem ganzen langen Schwefel nicht ein einzigesmal auszusprechen. Vor allem bitte ich zu beachten, wie er von der Mitteilung in Nr. 21 bloß den ersten Satz abdruckt, in dem von der Aussendung von Zahlkarten die Rede ist, während er den zweiten mit der Verständigung, daß eine rechtliche Verpflichtung zum Zahlen nicht bestehe und Einzahlungen unter Umständen sogar unerwünscht seien, unterschlägt; und alles das nur zu dem Zwekke, um zu beweisen, daß ich, der ich ihn geschäftstüchtig genannt habe, selbst geradezu „wucherisch" veranlagt sei. Denn ich verlange für eine Zeitschrift, „die typographisch nicht ganz dreiviertel des Satztextes der unsrigen umfaßt" die „exorbitante Bezugsgebühr von sechzig Groschen"! Dabei brauche ich aber trotz der notorischen Unordnung, die in meiner Korrespondenz herrscht, doch nur einen Griff zu machen, um eine Karte folgenden Inhaltes ans Tageslicht zu befördern:

21. Juli 1927.

Sehr geehrter Herr!

Im Interesse unserer bibliothekarischen Sammlungen im Bereiche freiheitlicher Publizistik, fragen wir hiemit an, ob es Ihnen möglich wäre, uns die Nummer 1 Ihrer Zeitschrift „Das Nebelhorn" zu beschaffen? Diese Nummer fehlt in unserer Kollektion und wären wir Ihnen für Ihre Beschaffung sehr verbunden. Falls Ihnen dies möglich sein sollte, ersuchen wir um die Beilage eines mit dem Preise ausgefüllten Erlagscheines, den wir postwendend begleichen werden.

Wir sind gern bereit, demjenigen Ihrer Leser oder Kolporteure, der uns zu dieser Nummer verhilft, den doppelten Preis dafür zu bezahlen.

Achtend zeichnet

Rudolf Großmann (Pierre Ramus)
Klosterneuburg Schießstättegraben 237.
Nied.-Oesterreich.

Ich habe ihm damals die Nummer um sechzig Groschen überlassen, erwog aber angesichts einer solchen Nachfrage ernstlich eine Preiserhöhung in meinem wucherischen Gemüte. Und diese Karte war die einzige, die mir dieser Esel in seinem Leben geschrieben hat, dieser Lügner mit zu kurz geratenem Gedächtnis und zu groß geratenem Maul, der seinen Sermon mit der Marlitt-Wendung schließt: „Wie Du in den Wald hineinrufst, so schallt es Dir zurück!“ und sich dabei scheinbar allen Ernstes einbildet, er könne so schallen wie ich rufe. Schallen kann bei unserer Unterhaltung nur eines: die Ohrfeigen, die ich ihm versetze.

MENSCH UND TIER

Nach einem Telegramm aus Belgrad hat in dem Dorfe Kruschevica in der Hercegovina ein fünfjähriger Knabe, der seinem Vater beim Schlachten eines Schafes zugesehen hatte, aus Unverstand seine sechs Monate alte Schwester abgestochen. Der erregte Vater versetzte dem Knaben ein tödlichen Schlag und verübte dann Selbstmord. Als die Mutter das Unglück sah, stürzte sie sich in den Fluß und ertrank.

„Ein Landmann bei Weimar, der seinen alten Hund los sein wollte, band ihn an einen Baum, befestigte eine Dynamitpatrone auf dem Rücken des Tieres, entzündete die Zündschnur und zog sich vor der zu erwartenden Explosion, die den Hund zerreißen mußte, gegen einen nahe gelegenen Teich zurück. Als der Hund seinen Herrn wegeilen sah, drängt er derart heftig nach, daß der Strick riß und der Hund mit der brennenden Zündschnur seinem Herrn nachjagte. Dieser sprang entsetzt in den Teich und wäre ertrunken, wenn ihn sein Hund nicht gerettet hätte. Beim Sprung in den Teich war die Zündschnur verlöscht und die Dynamitpatrone kam nicht zur Explosion. Herr und Hund kehrten vereint auf ihren Hof zurück.“

RESUMÉ

Mit der heutigen Nummer schließt der erste Jahrgang des Nebelhorns. Umdröhnt von dem eisigen Schweigen derer, die sonst in der Jahrmarktbude dieses Lebens den größten Lärm machen, tönt es noch immer und wird weitertönen, wenn alles so bleibt wie bisher. Wer die Menschen nicht kennt, überschätzt sie meistens; aber der, der sie zu kennen meint, erfährt oft mit Staunen, wie sehr er sie immer wieder unterschätzt. Was Fachleute des „Zeitungsgewerbes" für unmöglich gehalten haben, ist zur Tatsache geworden: das Nebelhorn erhält sich heute schon selbst, mit Ach und Krach zwar noch, aber doch, und täglich erwachsen ihm neue Freunde aus dem Kreis derer, die schweigend an dieser Zeit leiden müssen. Kein Parteizwang, keine Organisation, keine „Bezugspflicht" verbindet seine Leser, aber die überwältigende Einfachheit des Wahren ist ihnen und mir Trost und Verheißung.

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

In Nr. 19, Seite 20, Zeile 13 von unten, soll es heißen statt: „beiliegenden" — „beiliegendem"; in Nr. 21, Seite 22, Zeile 6 von unten, statt: „aufreissen" — „aufreißen"; in Nr. 22, Seite 19, Zeile 16 von unten, statt: „philantropische" — philanthropische" und auf Seite 23, Zeile 3 von unten, statt: „widmet" — „widmet,"; in Nr. 23, Seite 10, Zeile 16 von oben, statt: „damt" — „damit".

DAS
NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei Kienreich, Sackstraße und in Wien in der Buchhandlung Richard Lányi, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration, Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern . . .	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern . . .	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern . . .	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.